Alpenwander...

August Wilhelm Grube

CHARLES
DARWIN
AND
THE
DARWINIAN
REVOLUTION
GERTRUDE
HIMMELFARB

D 90 9/10.88 on 14.70

Digitized by Google

Apocalypsis
Apocalypsis

Alpenwanderungen.

Fahrten

auf

hohe und höchste Alpenspitzen.

Nach den Originalberichten
ausgewählt, bearbeitet und gruppiert für Freunde der Alpenwelt

von

Dr. A. W. Grube,
Verfasser der geographischen Charakterbilder ꝛc.

Neu bearbeitet und ergänzt

von

C. Benda,
Ingenieur und Oberlehrer an der städtischen Gewerbeschule zu Leipzig.

Mit zahlreichen Illustrationen in Farbendruck.

Dritte Auflage.

Leipzig.
Verlag von Eduard Kummer.
1886.

Digitized by Google

Swi 685.18.3

Harvard College Library
Oct. 17, 1921
Cutting fund

Digitized by Google

Vorwort

zur dritten Auflage.

Von der Verlagshandlung Eduard Kummer mit der ehrenvollen Aufgabe betraut, das vergriffene Werk von Dr. A. W. Grube „Alpenwanderungen“ neu zu bearbeiten und zu ergänzen, war es mir eine Herzenssache, diese übernommene Arbeit in einer Weise zu lösen, die nach verschiedenen Seiten hin den berechtigten Forderungen der Neuzeit nachkomme.

Ich fand bei der Bearbeitung des ganzen Stoffes die Lösung schwieriger, als ich mir sie vorgestellt hatte; denn sollte der Charakter des Werkes im Sinne des ersten Verfassers gewahrt bleiben, dann mußte auch einzelnes beibehalten werden, das jetzt, nachdem die touristischen Verhältnisse in den Alpen sich sehr geändert haben, als veraltet erscheint. Ich habe in Folge dessen und auch im touristisch-historischen Interesse, so weit es ging, den früheren Anschauungen Rechnung getragen, jedoch die modernen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt, indem ich eine Reihe Schilderungen von Besteigungen aus der neuern und neuesten Zeit statt der veralteten einfügte und bei der Besprechung des allgemeinen Theiles der einzelnen Gebirgsgruppen die neuesten wissenschaftlichen und touristischen Ergebnisse auf allen einschlagenden Gebieten verwandte.

Besonders die Abschnitte über die deutschen Alpen mußten eine durchgreifende Aenderung und mannigfache Vervollständigung erfahren, weil zur Zeit der Herausgabe der letzten Auflage dieses Werkes, viele der jetzt so häufig besuchten Gebiete noch spärlich durchforscht und touristisch noch wenig begangen waren.

Digitized by Google

Als neu wurde die bisher unerwähnte Gebirgsgruppe der Dolomiten durch Aufnahme dreier interessanter Schilderungen eingefügt, deren eine der erste Dolomitenkenner Herr P. Grohmann in Wien für die jetzige Auflage eigens zu schreiben die Güte hatte.

Die Dachstein-Gruppe mit der Besteigung dieser Spitze wurde ebenfalls durch einen Originalartikel von Dr. C. R. Henrici, Leipzig, geschildert.

Beiden Herren sei hiermit der herzlichste Dank für ihre Bemühungen ausgesprochen.

Auch den Herren Autoren und Verlegern, welche in der freundlichsten Weise ihre Erlaubnis zum Abdrucke der Artikel ertheilten, mit welchen diese neue Auflage bereichert ist, danke ich hiermit auf das Verbindlichste.

Zum Schlusse kann ich den Hinweis nicht unterlassen, das für die würdige Ausstattung des Buches der Verlagshandlung lebhafte Anerkennung gebührt; indem sie trotz der erwachsenden Mehrkosten darauf bedacht war, sowohl was die künstlerischen Darstellungen, als den Druck anlangt, etwas Gutes zu bieten.

Möge meine anspruchslose Arbeit eine freundliche Aufnahme finden.

Leipzig, im November 1885.

C. Benda.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Erster Theil.

Vorwort zur dritten Auflage mit Titelbild. Seite

Einleitung III

Erster Abschnitt. Der Montblanc (mit Illustration).

Die ersten Versuche, den Gipfel zu erklimmen 21

Ersteigung des Montblanc durch B. von Saussure 29

Dr. W. Pitschners Montblancbesteigung 40

Zweiter Abschnitt. Monte Rosa (mit Illustration).

Ansicht 56

Die ersten Ersteigungen des Monte Rosa 59

Die Ersteigung des Monte Rosa durch die Herren Dr. Otto Zsigmondy u. s. w. 69

Das Matterhorn (mit Illustration).

Die verhängnisvolle Besteigung des Matterhorns 96

Die Eroberung des Matterhorns von der italienischen Seite . . 109

Dritter Abschnitt. Die Finsteraarhorn-Gruppe (mit 4 Illustrationen).

Das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Jungfrau 116

Hugis Versuche, auf das Finsteraarhorn zu gelangen 119

Die Besteigung des Finsteraarhorns von J. Meurer 134

Die Besteigung der Jungfrau durch Agassiz u. s. w. 147

Vom Roththal über die Jungfrau zur Wengern Alp von Dr. H. Dübi 165

Besteigung des Schreckhorns durch E. von Fellenberg 178

Vierter Abschnitt. St. Gotthard- und Adula-Gruppe. (mit Illustration).

Der St. Gotthard

Geschichtliches 196

Ersteigung des Tritthorns 203

Adula-Gruppe.

Das Rheinwaldhorn (Topographisches) 214

Die ersten Besteigungen 217

Fünfter Abschnitt. Tödi-Gruppe (mit Illustration).

Der Tödi und seine ersten Besteigungen 224

Eine neuere Tödifahrt 235

Digitized by Google

Seite

Sechster Abschnitt. Bernina (mit Illustration).

Die Bernina-Gruppe. 243
Ersteigung des Piz Bernina durch J. Coaz 248
Der Piz Bernina über Pizzo Bianco von Dr. R. Schulz . . . 257

Siebenter Abschnitt. Aus der Silvretta-Gruppe (mit Illustration).

Zur Orientierung 274
Besteigung des Piz Linard durch O. Heer 278

Zweiter Theil.

Einleitung 3

Erster Abschnitt. Aus der Ortler-Gruppe (mit Illustration).

Uebersicht 13
Die ersten Besteigungen 18
Prof. Thurwiesers Besteigung der Ortlerspitze 23
Julius Payers Wanderungen in den Ortler Alpen 40

Zweiter Abschnitt. Aus der Oetzthaler-Gruppe (mit Illustration).

Uebersicht 49
Ersteigung der Weißkugel durch J. Stüdl 55

Dritter Abschnitt. Aus der Zillerthaler Gruppe.

Charakteristisches 70
Besteigung des Großen Greiner durch Dr. R. Zöppritz 74
Das Floitenthal von R. von Sonklar 93

Vierter Abschnitt. Die hohen Tauern (mit Illustration).

Allgemeines 102
Die Großglockner-Gruppe. 104
Die erste Glocknerfahrt von R. Hofmann 120
Die Großvenediger-Gruppe. 139
Erzherzog Johanns Venedigerfahrt 140
Die erste gelungene Besteigung des Großvenedigers 145

Fünfter Abschnitt. Die Dolomiten (mit Illustration).

Allgemeines 165
Erste Ersteigung der Drei Zinnen von P. Grohmann 168
Bergfahrten einer Touristin von Frau Hermine Tauscher-Geduly 173
Aus den Sextner Dolomiten von Dr. E. Zsigmondy 187

Sechster Abschnitt. Die Dachstein-Gruppe (mit Illustration.)

Allgemeines 204
Eine Besteigung des Hohen Dachstein von Dr. C. R. Henrici . 206

Siebenter Abschnitt.

Aus den Julischen Alpen von O. Welter 213

Alpenwanderungen.

Erſter Theil.

Einleitung.

Vorbegriffe zum Eintritt in die Gletscherwelt.

Indem ich mich anschicke, den freundlichen Leser auf die höchsten Punkte der Centralstöcke der Alpenwelt zu führen, halte ich es für angemessen, einige Begriffserläuterungen voranzuschicken, welche sich auf diejenigen Erscheinungen beziehen, die das Gebiet der Hochalpen vorzugsweise kennzeichnen. Es sind die Firnreviere und Gletscher, die zugleich den auffälligsten und großartigsten, wie den bedeutsamsten und wissenschaftlich merkwürdigsten Charakterzug der höchsten Alpenregion bilden, zu ihrer vollen Entwickelung aber auch nur in den mächtigen Stöcken der krystallinischen Schiefer und Granite, des sogenannten „Urgebirges" gelangen. Denn nur dieses mit seiner energischen Massenerhebung bildet Gruppen von nahe zusammengerückten Hochgipfeln, die wiederum Hochthäler und Mulden formiren, welche, für die Ablagerung großer Schneemassen günstig, jene Firnfelder anbahnen, in denen der Gletscher geboren wird.

Solche Centralstöcke sind die Montblanc- und Monterosa-, die Finsteraarhorn- und Bernina-Gruppe in der Schweiz, die Oetzthaler-Gruppe und die Gruppe der „hohen Tauern" in Tirol. Sie enthalten die reichsten Firnmagazine und erzeugen mithin die bedeutendsten Gletscher. Ihnen zunächst stehen in der Schweiz die Tödi-, Silvretta- und Adula-Gruppe, in Tirol die Ortler-Gruppe, — alle mit Gletschern ersten Ranges, d. h. solchen, die ihre Eisströme weit in's Thal hinab bis in's Gebiet der Voralpen senden.

Bekanntlich unterscheidet man drei Hauptregionen des Alpengebäudes: die Voralpen, bis durchschnittlich 1700 Meter, auf denen Waldbestände mit Weideplätzen abwechseln, die schon in den Frühlingsmonaten vom Vieh begangen werden können. Ueber 1700 Meter werden im Durchschnitt die Baumgruppen spärlich; die Sträucher

treten an ihre Stelle und zwischen Geröll- und Schuttmassen finden sich weitere und schmalere Strecken, die mit würzigem Gras und jener Alpenflora bewachsen sind, der wir zum Theil auch in der Polarzone begegnen. Es ist dies die Region der Mittelalpen, die sich bis 2600 Meter zur Grenze des „ewigen Schnees" hinaufzieht. In ihr sind die Alpenthiere: Gemse, Steinbock, Bär, Murmelthier — Steinadler, Lämmergeier, Steinhuhn ꝛc. ꝛc. — heimisch. Ueber die Schneelinie hinaus erheben sich die Hochalpen mit ihren kahlen nackten Felsmassen, die als schmale scharfe Grate oder breitere Platten, als Hörner, Spitzen oder flacher gewölbte Dome aus Schnee- und Eisfeldern emporstarren.

Die Region der Voralpen wird auch die Bergregion, die der Mittelalpen vorzugsweise die Alpenregion und die der Hochalpen Schneeregion genannt. Mit dieser haben wir es fast ausschließlich zu thun; mit ihrer Eigenthümlichkeit den Leser durch charakteristische Reisebilder vertraut zu machen, ist der Hauptzweck des vorliegenden Buches.

Berge, die nicht über die Schneelinie emporragen, bringen es zu keinem Firn (ewigen Schnee), mithin auch zu keiner Gletscherbildung. Verständigen wir uns darum zuvörderst über die

Schneegrenze der Alpen.

Man hat an den Abhängen der Hochalpen eine Linie zu ziehen versucht, über welcher der gefallene Schnee auch im Sommer nicht wegschmilzt; man hat sie die Grenzlinie des „ewigen Schnees" genannt. Genau genommen gibt es keinen „ewigen" Schnee, auch in den höchsten Alpen nicht. Denn bekanntlich sind auch Schnee und Eis gleich dem tropfbar-flüssigen Wasser dem Verdunstungsprozeß unterworfen und seitdem die höchsten Alpenspitzen erklommen worden sind, wissen wir, daß der Schnee auch auf dem Montblanc- und Monterosa-Gipfel bei warmen Luftströmen und der vollen Wirkung der Sonnenstrahlen feucht zu werden und aufzuthauen beginnt, so daß er beim nachherigen Gefrieren sich mit einer Eiskruste überzieht. Man findet auf den höchsten Alpenkämmen verglaste Felsspalten und vergletscherte Schneesättel, und selbst im Winter fehlt der Aufthauungsprozeß in der höheren Gletscherregion nicht ganz.

Da nun aber auf Bergeshöhen über 2500 Meter viel mehr Schnee fällt, als verdunsten und aufthauen kann, so kommen zu den alten Schneelagen immer wieder neue und die nicht zu schroff abfallenden Flächen der Gipfel und Kämme, der Mulden und Hochthäler erscheinen das ganze Jahr hindurch in ein mehr oder minder dichtes Schneegewand gehüllt und mit Schnee reichlich ausgefüllt. Diese Schneelager in den Hochalpen würden sich zu schrecklichen Massen aufthürmen, wenn nicht Lawinen und Gletscher ihren Ueberfluß minderten, indem sie ihn in die wärmere Luft der Thäler hinabführen.

Was die Lawine ruckweise und schnell vollbringt, das thut der Gletscher langsam, stetig und bei Weitem ausgiebiger. Die Gletscher sind die merkwürdigen Regulatoren, welche den Kreislauf des Wassers in seinen verschiedenen Niederschlägen und Wanderungen vom Meer auf die Alpen und von diesen wieder zurück in's Meer vermitteln und namentlich dafür sorgen, daß die Ströme Deutschlands und der Schweiz auch im Sommer wasserreich bleiben und das Tiefland mit ihrer Fülle segnen.

Man hat in poetischer Weise jene weiten Firnreviere, denen die Gletscher entspringen, „Firnmeere" genannt — fälschlich auch „Eismeere" — nicht zu verwechseln mit den „Eismeeren" in der Finsteraarhorn- und Montblanc-Gruppe, mit welchem Namen man die größeren Gletschermassen zu bezeichnen pflegt, die aus dem Zusammenfluß mehrerer Gletscherströme hervorgehen und in weiteren fast horizontalen Flächen sich ausbreiten, um bald darauf wieder enger zusammengefaßt, steiler und schroffer bergab zu dringen

Wenn die Flüsse sich *in's* Meer ergießen und dieses die tiefste Stelle des Festlandes einnimmt, so ergießen sich umgekehrt die Gletscher *aus* dem Firnmeer, und dieses nimmt die höchsten Becken des Festlandes ein. Seine Ufer bilden die Felsmauern, Spitzen und Zacken der Hochalpen.

Da, wo die Umgebungsmauern dieses Felsen-Circus*) sich öffnen und der Boden sich senkt, dringt die Firnmasse abwärts, allmählich in festes, compaktes Gletschereis übergehend. Weil dieser

*) Man sollte für diese Hochgebirgs-Mulden das provinziell in einigen Thälern der östreichischen Alpen übliche Wort „Kar" einführen.

Uebergang ein allmählicher ist, so läßt sich schwer eine Firnlinie als Grenze zwischen Firnmasse und Gletschereis ziehen. Sie bezeichnet das Aufhören des Schnees auf dem Gletscher in den Sommermonaten. Untersucht man aber die tieferen Lagen des beginnenden Schnees, so wird man auch da schon festeres Gletschereis finden.

Selbstverständlich ist die „Firnlinie" nicht gleichbedeutend mit der „Schneelinie", und auch nicht mit der „Gletscherlinie", insofern diese die Endpunkte der Gletscherzungen bezeichnet. Die Gletscherlinie geht viel tiefer hinab als die Firn- und Schneelinie, stellenweis bis in bewohnte Thäler zur Grenze des Obst- und Getreidebaues.

Alle drei Linien sind sehr unregelmäßige Zickzacklinien, je nach den verschiedenen lokalen und klimatischen Verhältnissen hier hoch hinauf, dort plötzlich tief hinabsteigend. Ihre Zahlgrößen sind ideell. Da es keine den ganzen oberen Theil der Alpen bedeckenden unter sich zusammenhängenden Schneefelder gibt, so gibt es auch keine stetig fortlaufende Schneelinie. Ebenso hat jeder Gletscher seine ihm eigenthümliche Firnlinie. Sagen wir, die Schneelinie in der nördlichen Schweiz sei 2600 Meter, so ist das eine Durchschnittszahl, die wir aus den verschiedenen Höhenangaben über den Beginn es „ewigen Schnees" als das Mittlere zusammengestellt haben. In Wirklichkeit ist sie schon an verschiedenen Seiten eines und desselben Berges verschieden, und manche Berghäupter von 2800, 3000 Meter und mehr Höhe erscheinen im Sommer schneefrei.

Die „Grenze des ewigen Schnees" hebt sich in warmen trockenen Sommern und senkt sich in nassen kühlen Jahrgängen; desgleichen senkt sie sich tiefer in den Nordalpen und hebt sich höher in den Südalpen. Sie kann aber auch in den Berggruppen, die südlicher liegen, tiefer sinken als in nördlicher gelegenen, wenn die Berge der letzteren leichter und freier von der Luft umspielt werden können, während die ausgedehnten Firnfelder und Gletscher bei jenen wieder zu Kälteherden werden, die eine tiefere Jahrestemperatur erzeugen. Berge, welche der Wirkung des Südwindes vollständig ausgesetzt sind, haben eine höhere Schneelinie als die, welche mehr im Bereich der kalten Nord- und Ost-

winde liegen. Auch die Beſchaffenheit des Geſteins, beſonders aber auch die Maſſenerhebung des ganzen Gebirgs iſt von nicht geringem Einfluß auf die Höhe der Schneelinie. So iſt ſie im Ober-Engadin, wo alle Thalſohlen ſehr hoch liegen und das Geſammtklima wegen der Nähe der lombardiſchen Ebene ein verhältnißmäßig mildes iſt, auch verhältnißmäßig eine hohe; ſie liegt trotz der ausgedehnten Eisgefilde des Bernina-Maſſivs ſelten unter 2900 Meter — Lärchen- und Arvenbäume gehen bis 2600 Meter hinauf —; während ſie im Berner Oberlande, das tiefer eingeſchnittene Thäler hat, um mehrere hundert Meter tiefer liegt.

Das Wort „Schneelinie", „Grenze des ewigen Schnees" verleitet die, welche die Hochalpen nicht aus eigener Anſchauung kennen gelernt haben, meiſt zu der irrigen Vorſtellung, als müßten alle Höhen und Bergkämme, welche über derſelben liegen, in weißem Schneegewand erglänzen und von blinkenden Eismaſſen umpanzert ſein. Dies iſt, wie ſchon darauf hingedeutet wurde, durchaus nicht der Fall. In dem Gebiet des „ewigen Schnees" giebt es neben ſchneebedeckten blendend weißen Pyramiden und Kuppen viele kahle Felshäupter, die finſter in ihrem grauſchwarzen Fels-Colorit auf die Schneefelder an ihren Flanken und zu ihren Füßen herabſchauen. Aber auch die Gletſcher ſind mitunter von Schuttmaſſen dermaßen verunziert und zu gelbgrauen Maſſen geworden, daß von weißen, reinen, mit blauen und grünen Lichtreflexen das Auge erfreuenden „Eisſtrömen" nichts zu finden iſt. Der Erdenſtaub dringt auch in die reinen Firngefilde und lagert ſich auf die blinkenden Gletſcherflächen. Doch bewahren manche Firne und Gletſchermaſſen ſich ein auffallendes Weiß und große Reinheit.

Schnee, Firn und Gletſcher.

Es kann wohl auch vorkommen, daß es in der Schneeregion regnet, aber es geſchieht ſelten. Hingegen iſt, was in der Tiefe als Regen zur Erde kommt, in Höhen über 2700, ja ſchon über 2600 Meter im Sommer oft Schnee, was man nach Gewittern, die ſchnell die Luft abkühlen, bequem von der Thalſohle aus ſehen kann. Bewohnte Hochthäler, wie das Averſer und Ober-Engadin, ſchneien mitunter auch im Juli oder Auguſt auf einige Stunden ein.

In der Ebene und im Hügellande, wo die Luft wärmer und feuchter iſt, werden auch die fallenden Schneekryſtalle feuchter und legen ſich als größere Flocken aneinander (Flockenſchnee). Dagegen fällt in der kalten und trockenen Luft der Hochalpen der Schnee zumeiſt in Form kleiner flimmernder Eisnadeln und Sternchen, die ſich wohl bei ſtürmiſchem Wetter und feuchteren Luftſtrömungen auch zu kleinen Flocken vereinen, doch viel ſtaubartiger und trockener bleiben als der Schnee des Tieflandes. Dieſer feine Staub oder Rieſelſchnee rollt leicht von den Felshängen herab und wird vom Winde in die Schluchten und Kare geführt, wo bald eine Schicht die andere bedeckt.

Alsbald beginnt aber auch der Umwandlungsprozeß. Der friſch gefallene Schnee fällt alsbald der Verdunſtung anheim; er wird von Luft und Licht, Erd- und Sonnenwärme der Art bearbeitet, daß er ſeine feinen Ecken und Spitzen verliert, ſich zu feinen Körnchen rundet, die durch Aufthauen und Wiedergefrieren ſich vergrößern und durch das zwiſchen ihnen hindurchſickernde Schmelzwaſſer ein eiſiges Bindemittel erlangen. So geht der Hochſchnee in „Firnſchnee“ (franz. nevée) über. Sein Gefüge iſt anfangs noch ſehr porös. Je weiter nach unten, wo mit der größeren Luftwärme und auch mit dem zunehmenden Druck der Schneemaſſen die Schmelzung durchgreifender wird — erſcheint das Korn gröber, härter und compakter. Der „Hochfirn“ geht in den Tieffirn über, und dieſer wird in Keſſelthälern, die wie die Schneemaſſen ſo auch die Sonnenſtrahlen ſammeln, zum Firneis.

Mit dem Firneis, das im Vergleich mit dem Waſſereis, ja auch mit dem Eis der Gletſcherzungen noch ſehr locker und porös iſt, beginnt die Bildung des Gletſchers im engeren Sinne. Durch den Druck der oberen immer nachrückenden Schichten und den ſich fortſetzenden Prozeß des Aufthauens und Wiedergefrierens wird die ſo zu ſagen käſige Maſſe des Firneiſes in Gletſchereis übergeführt, das, obwohl feſter, maſſiger, ſchwerer als das Firneis, ſeinen Urſprung aus demſelben doch nicht verleugnen kann. Es enthält zunächſt noch viele Luftblaſen und unterſcheidet ſich auch in ſeiner Struktur vom Eiſe des gefrorenen Waſſers, das ſich gleichfalls auf den Gletſchern und in ihren Spalten findet. Das Waſſereis beſteht aus dünnen Platten, die ſich regelmäßig übereinander gelagert haben; das Gletſcher-

eis dagegen aus Körnern, die sehr unregelmäßig aneinander gefügt, jedoch fest verkeilt und von Schneewassereis verkittet sind. Läßt man ein Stück Gletschereis in warmer Luft aufthauen, oder wirft man es in heißes Wasser, so thaut zuerst das Wassereis auf, und ansehnliche, mitunter nußgroße Brocken, die mannigfach Luftbläschen in ihren Zwischenräumen einschließen, fallen auseinander. Bringt man sie unter ein Vergrößerungsglas, so zeigt sich ein reiches Adernetz von Haarröhrchen, welche das Durchsickern des Wassers (die Infiltration) bewerkstelligen und in Verbindung mit dem körnigen Gefüge das Gletschereis zu einer in seinen kleinsten Theilen verschiebbaren und bis auf einen gewissen Grad bildsamen (plastischen) Masse erheben.

Wie es bei einem Stück Zucker der Fall ist, das man in den Kaffee taucht — die braune Flüssigkeit zieht alsbald nach rechts und links, nach oben und unten in die feinen Zwischenräume und Röhrchen ein —, so verbreitet sich eine gefärbte Flüssigkeit, die man auf ein Stück Gletschereis gießt, alsbald nach allen Seiten hin. So muß auch das Schmelzwasser vom aufthauenden Schnee von der Oberfläche des Gletschers in dessen Inneres dringen; es durchzieht den Gletscher bis auf den Grund, legt sich um die Eiskörner und macht diese beim Gefrieren immer größer. Diese Zunahme der Gletschereis-Masse gibt ihr eine gewaltige Expansivkraft; sie strebt vorwärts und ganz abgesehen von der Schwere, welche allerdings auch mithilft zum Herabgleiten des Eisstromes auf geneigter Fläche, ist doch dieses innere Wachsthum des Gletscherleibes der Hauptgrund seiner fortbewegenden Kraft.

In regnerischen Sommern rücken die Gletscher schneller vorwärts als in trockenen; zur Zeit der Schneeschmelze im Hochgebirge bewegen sie sich am raschesten — das Gletschereis ist dann am meisten mit Wasser durchtränkt, erhält daher eine leichtere Verschiebbarkeit in dem Gefüge, während die Eiskörner sich schneller vergrößern und mithin gewaltsamer ausdehnen. Ohne Wasser und Wärme hätte der Gletscher gar kein Leben, so wenig als ein Baum ohne beide zu wachsen vermöchte.

Betritt man nach einer kalten Nacht am frühen Morgen den Gletscher, so scheint alles Leben erstorben, die Eiswüste gleicht der Sandwüste, der das Wasser fehlt. Die Gletscherwelt ist einsam

und ſtill, erhaben und groß zwar auch in der Starrheit, aber auch unheimlich und abſchreckend. Die Bächlein und tauſend Waſſerfäden, die am Tage von den Höhen ringsum auf den Gletſcher und in ſeine Randklüfte rannen, die Schneewaſſer, welche ſich auf dem Gletſcherrücken einen Weg gebahnt hatten und in ihrem Bette luſtig daherſprangen, ſie ſind alle zu Eis erſtarrt. Nun erhebt ſich die Sonne, und die Temperatur der Luft ſteigt mit jeder Stunde um einige Grad. Da regt ſich's und bewegt ſich's allmählich an und auf, über und unter dem Gletſcher, und auch in ſeinem Innern wird's lebendiger. Die Kruſte, welche die Bächlein gefangen hielt, wird geſprengt, hängende Eiszapfen löſen ſich ab, Erd- und Felsbrocken rutſchen von den Seiten auf die Eisfläche und rollen eine Strecke weit abwärts, der ſich dehnende und reckende Gletſcher kracht, indem er Spalten reißt, die höher ſteigende Sonne löſt, nachdem ſie den Schnee vom Gletſcher ſelber aufgeleckt und aufgelöſt hat, auch die oberſten Schichten des Gletſchereiſes auf, es bilden ſich hier und da kleine Pfützen, wiederum ſtrömen Bäche, große und kleine, und ſtürzen ſich in tiefe Schründe und Löcher, bis ſie das gemeinſame Bett des unten abfließenden Gletſcherbaches gefunden haben.

Wie iſt's nun aber im Winter, wo eine hohe Schneedecke über den Gletſcher gebreitet iſt und von Schmelzung des Schnees keine Rede ſein kann? Kann ſich auch da der Gletſcher noch rühren, iſt er nicht dann zu abſoluter Ruhe verdammt? Keineswegs! Wie ſich im Sommer bei größter Hitze die Temperatur auf der Oberfläche des Gletſchers auf 0 Grad hält (dem Punkt des beginnenden Aufthauens), ſo kann ſie im Winter, wenn eine ſchützende Schneedecke auf dem Gletſcher ruht, auch nicht ſehr unter 0 Grad herabſinken. Auch im Winter ſcheint die Sonne, und ſelbſt bei ſtrengſter Kälte wird die ſtetige Wirkung ihrer Strahlen (Inſolation) oft ſo ſtark, daß der Schnee zu thauen beginnt, wie wir das an hellen heiteren Wintertagen ſchon an unſeren mit Schnee bedeckten Hausdächern ſehen können, von denen Eiszapfen herabhängen und Zeugniß geben, daß zuvor Waſſertropfen herabſickerten. Auch im Winter werden die hohen Firnregionen mit warmen Luftſtrömen bedacht und an geſchützten Stellen kann die Sonne recht heiß brennen. Hugi mußte bei ſeinen winterlichen Gletſcherwanderungen zuweilen in tief er-

weichtem Schnee waten. Uebrigens geht, unabhängig von der Lufttemperatur, der Gletscher auch der Erdwärme nicht verlustig, die von unten auf in ihn eindringt. Und wie der stärkste Frost doch nur wenige Meter in die Erdkruste eindringen kann, so dringt die kalte Luft auch nur in die oberen Schichten des Gletschers und läßt sein Inneres ganz unberührt. Dort hält sich die Temperatur beständig auf dem Gefrierpunkt zwischen 0 Grad und einem kleinen Bruchtheil darunter. Es ist aber ein bekanntes Naturgesetz, daß, wenn sich Wasser in Eis verwandelt, Wärme frei wird und diese freiwerdende Wärme im Innern des Gletschers macht wieder die Eistheilchen feucht und flüssig, während die Eisatome, die auf einem Wassertröpfchen schwimmend sich berühren, augenblicklich wieder zusammenfrieren. Man kann das sogar an Eisstücken mit glatten Flächen beobachten, die man in warmes Wasser wirft: sobald sie sich berühren, kleben sie fest aneinander, weil sie an ihren Berührungsflächen wieder zusammenfrieren.

So findet im Eiskörper des Gletschers zu jeder Jahreszeit Bewegung, nämlich eine Verschiebung und Formveränderung der Körner und Körnchen statt und da beim Gefrieren das Eis sich ausdehnt und größeren Raum verlangt, als es im tropfbarflüssigen Zustande braucht, so streckt und dehnt sich der Gletscher nach den beiden Dimensionen, in denen ihm keine oder die geringsten Hindernisse entgegengesetzt werden — in der Höhe nach oben, in der Länge nach unten.

Daß der Gletscher auch im Winter „arbeitet", ist durch unzweifelhafte Beobachtungen festgestellt. Und ebenso rührt und regt sich's in ihm auch in der Nacht. Auch da springen große Spalten auf unter lautem Gekrach und stürzen Eislawinen donnernd auf der glatten Bahn herab.

Gletscherzunge. Primäre und sekundäre Gletscher.

Nicht alle Gletscher bringen es zu tief in's Thal hinabdringenden Eisströmen; wenn die Firnmagazine zu gering oder ihre Ausgänge verschlossen sind, so fehlen die „Gletscherzungen," wie man den unteren Theil des Gletschers seiner Gestalt wegen nennt.

Die großen zu Thal gehenden, in Gletscherzungen auslaufenden Gletscher nannte Sauſſure Gletscher erster Ordnung (primäre

Gletſcher). Viele derſelben haben, wie ein größerer Fluß aus mehreren Quellbächen ſich bildet, einen Zuſammenfluß mehrerer Gletſcher, die aus zuſammenſtoßenden Thälern kommen und ein Gletſcherſyſtem bilden, deſſen Hauptſtrom eine Länge von 15, 20 bis 30 Kilometer erreichen kann. Doch die bei Weitem größere Zahl der Gletſcher hat nur eine geringe Länge, und ihr Eiskörper bleibt auf die Schluchten und Wände des Hochgebirges beſchränkt. Ihr Eis ſelber iſt das poröſere dem Schnee näher ſtehende Firneis. Das ſind die Gletſcher zweiter Ordnung oder die ſekundären Gletſcher, auch Firngletſcher genannt.

Das Volk unterſcheidet nicht Firn- und Gletſchereis, Firnmeer und Gletſcherzunge oder gar Gletſcher erſter und zweiter Ordnung. Der Berner Oberländer nennt den ganzen Gletſcher von oben bis unten Firn*), der Tiroler Ferner, der Kärtner Rees — der Romane vedretta.

Die Strömung des Gletſchers und die mit derſelben verbundenen Phänomene.

Die Grundflächen der Firnmulden haben meiſt eine ſehr geringe Neigung von 2° bis 5°; doch beginnt ſchon in der Firnmaſſe der Drang nach abwärts und wegen der Ungleichheit des Grundes geräth ſie bereits in ungleiche Spannung und zerklüftet ſich in längliche Schründe (caveaux). An ſteileren Abhängen löſt ſie ſich in eine breitere Rand-Kluft ab, der „Bergſchrund“ genannt. Die Schründe werden wieder von Längsſpalten (entſtanden durch ein Hinderniß, welches in der Mitte des Gletſcherbettes vorhanden iſt und daſſelbe in 2 Hälften theilt) durchkreuzt und ſo theilt ſich die Firnmaſſe in rieſige Würfel, die ſogenannten Séracs.

Das zur Tiefe ſich mehr oder weniger ſteil abſenkende Thal, in welchem die Gletſchermaſſe abfließt, iſt das Gletſcherbett. Obwohl der Eiskörper des Gletſchers durchaus feſt und ſpröd iſt und keineswegs als eine zähflüſſige Teigmaſſe oder ein Syrup betrachtet werden kann, ſo bietet ſeine oben ſkizzirte Entſtehung und Entwickelung doch Erſcheinungen, welche einem Waſſerſtrome durchaus

*) Auch in anderen Gebirgskantonen der Schweiz iſt der Ausdruck „Firn“ für Gletſcher in Gebrauch — Damma-Firn, Hüfi-Firn, Biferten-Firn u. ſ. w.

ähnlich ſind. Seine Wogen ſtauen ſich an einer ihnen entgegentretenden Querwand auf, bis ſie dieſelbe überſteigen und dann plötzlich herabſtürzend Eiscascaden bilden. Gleich einem Strome biegen und wenden ſich die Gletſcher, wie das Thalbett, in welchem ſie ſich bewegen, ſie dazu zwingt. Erhöhungen auf dem Grunde haben auch Erhöhungen auf der Oberfläche zur Folge. Wie ein Waſſerſtrom, je mehr er ſich ausbreiten kann und je flacher ſein Bett iſt, um ſo langſamer fließt, ſo auch der Gletſcherſtrom. Wie beim Waſſerſtrom die Bewegung in der Mitte ſtärker iſt als an den Seiten und an der Oberfläche ſchneller als in der Tiefe, ſo auch beim Eisſtrom des Gletſchers; ſchlägt man in gerader Linie von einem Ufer zum andern eine Anzahl Stangen in's Eis, ſo rücken die mittleren zuerſt vor und bilden allmählich die Spitze eines Winkels.

Durch dieſe Ungleichheit der Bewegung und den ſtellenweis gleichfalls ſehr ungleichen Druck der Eismaſſen entſtehen im Gletſcherkörper Spannungen, welche kleinere oder größere *Spalten* hervorrufen, oft mit einem Krachen oder klingenden Geräuſch. Durch Querſtufen des Thalgrundes entſtehen *Querſpalten* (franz. crévasses). Werden die Abſätze des Gletſcherbodens bedeutender, ſo trennt ſich wohl auch der Gletſcher in querlaufende Kämme, die ſich treppenartig übereinander lagern, anfangs ohne ſich zu überſtürzen. Doch geſchieht auch dieſes und durch Schmelzung und Zerreißung der Eismaſſen entſtehen dann allerlei Klippen und Zacken, die man *Gletſchernadeln* nennt und die, unter zuſammengebrochenen Säulen und Würfeln und Eisſplittern emporſtarrend, den Anblick wildeſter Zerſtörung darbieten. Beginnt dann aber weiter unten ein ſanfterer Abhang, ſo verſchwinden dieſe Nadeln und Zacken wieder und der regelmäßige Gletſcherſtrom mit geringem Wellenſchlage ſtellt ſich wieder her.

Anders iſt es jedoch bei kleineren Gletſchern, die aus der Höhe kommend ihr Bett plötzlich abgeſchnitten finden, indem es über eine ſteile Wand jäh abſtürzt. Der Eisſtrom überfließt die Wand und hängt über wie ein gefrorner Waſſerfall. Allein die Schwere der Eismaſſen wird bald zu groß, ſie zerreißen und bilden dann die erwähnten Eisſtürze, die auf abſchüſſiger Bahn fortrollend als „Gletſcherlawinen" auch dem unteren Thal verderblich werden können. Zum Glück für die Alpenbewohner ſind die *hangenden Gletſcher* in der Regel wenig maſſenhaft und den kultivirten Thälern meiſt entrückt.

An seinem unteren Ende, das nicht selten bis in die Waldregion hinabreicht, bricht der Gletscher gewöhnlich schroff ab und läßt dann die von ihm mitgeführten Trümmer herabrollen, die, falls der Gletscher stationär ist, d. h. eine längere Zeit weder vorrückt, noch zurückweicht, sich zu einem mächtigen Schutt- und Steinwall aufthürmen, der Firnstoß oder die Stirnmoräne genannt. In manchen Jahren rücken jedoch die Gletscher weiter vor, in anderen gehen sie zurück; daher sieht man an ihrem Ausgange auch wohl mehrere Moränen hintereinander liegen. Die bei dem Rückzug des Gletschers frei werdende Bodenfläche heißt der Gletscherboden.

Bei einigen Gletschern, z. B. dem Rhonegletscher am Fuße der Furka, dem Rosegg in der Bernina-Gruppe, legt sich das Gletscherende platt und fächerförmig auf den Boden und der Gletscherbach rieselt unter der dünnen Eisdecke hervor. Viele andere aber gewinnen an ihrem Ende ein hohes gewölbtes Gletscherthor, aus welchem der Gletscherbach hervorströmt. Sein Wasser ist milchig, trübe, heller oder dunkler grau, resp. schwärzlich, je nachdem die Gesteinsarten sind, welche der Gletscher bei seinem Fortrücken zermalmt und in den von ihm aufgenommenen Seitenbächen aufgelöst erhalten hat.

In dem Gletscher-Portal, das in bläulichen und grünlichen Farben schimmert, hängen wie in einer Tropfsteinhöhle allerlei Zacken und sich ablösende Würfel, vor deren Absturz der Eintretende auf seiner Hut sein muß. Aus allen Ritzen und von allen Spitzen strömt das Wasser in stärkeren und feineren Strahlen herab. Der seine Decke abschmelzende Bach, die eindringende warme Luft und das von oben durch die Spalten herabrieselnde Wasser lassen das Gletscherthor oft als weitverzweigte Höhle nach innen gehen.

Die Einwirkung der Sonnenstrahlen und warmen Winde, besonders des Föhns, ferner des Regens und der Verdunstung können die Tiefe des Gletscherstromes so verringern, daß er in den Sommermonaten in der mittleren Partie und an seinem Ende 2—3 Meter an Tiefe verliert. An schattigen und auch vor dem Südwinde geschützten Stellen ist diese Ablation geringer.

Die Abschmelzung bewirkt, daß Körper, die in tiefe Gletscherspalten fielen und Jahre lang verschwunden waren, plötzlich wieder zum Vorschein kommen, jedoch wegen der Bewegung der Gletschermassen nach abwärts viel weiter unten. Das Volk meint dann,

der Gletſcher, der nichts Fremdes in ſeinem Innern leiden könne, habe die in ſein Inneres gerathenen Dinge wieder ausgeſtoßen.

Während kleine Steine, Blätter, Inſekten, die auf die Oberfläche des Gletſchers gerathen, in das Eis hineinſinken, weil ſie mehr von der Sonne erwärmt werden und ihre Wärme der Unterlage mittheilen, hindern größere Felsſtücke und Platten, die auf den Gletſcher fallen, den Zutritt der warmen Luft, des Regens und der Sonnenſtrahlen und indem rings um ſie herum die Abſchmelzung erfolgt, aber nicht unter ihnen, ſteigen ſie wie auf einem Pfeiler in die Höhe und bilden die ſogenannten Gletſchertiſche.

Ihre Pfeiler, von der Luft umſpielt, ſchmelzen ab, werden immer dünner und brechen unter ihrer Laſt. Der Steinblock ſtürzt und der Prozeß ſeiner Hebung beginnt von neuem, bis er vom Gletſcherſtrom bis zur Stirnmoräne getragen wird und dort ſeinen Ruhepunkt findet.

Auf der Oberfläche des Gletſchers ſieht man tauſend und aber tauſend Furchen, Rinnen und Rinnchen, in denen an heißen Sommertagen das klare helle Eis- und Schneewaſſer herabfließt, hier in breiten Bächen, dort in kaum merklichen Adern. Die Länge der Bäche richtet ſich nach dem früheren oder ſpäteren Erſcheinen der Gletſcherſpalten. Mitunter haben ſich dieſe bis auf eine kleinere Oeffnung geſchloſſen und der Bach ſtürzt nun in einen ſolchen ſenkrecht ſich vertiefenden Kanal; weithin vernimmt man das Rauſchen und Murmeln dieſer Gletſchermühlen, wie man ſie nennt.

Die größere Wärme der Thalwände und das von ihnen zum Gletſcher abfließende Waſſer vertiefen denſelben nach dem Ufer hin, ſo daß er nach der Mitte zu ſich höher wölbt; ſie löſen zugleich den Rand deſſelben durch eine Kluft ab, welche die Randkluft heißt. Durch ſelbige gelangt eine Menge durch Schutt und Schlamm getrübtes Waſſer unter den Gletſcher und verſtärkt den Gletſcherbach, der den aufgelöſten Fels in die Tiefe führt. Hinwiederum führt der Gletſcher auf ſeinem Rücken eine Menge Schutt und Steintrümmer zu Thal. Wie der Waldſtrom geſtürzte Bäume und abgebrochene Zweige, trägt der Gletſcherſtrom geſtürzte Felſen in die Tiefthäler. Von den ihn einſchließenden Gehängen rollen ohne Unterlaß abgelöſte Stücke auf ihn herab; er ſelber ſtößt auch bei ſeinem Fortrücken Felsſpitzen und Vorſprünge, die ihn hindern,

ab und so bilden sich an seinem Rande die Seitenmoränen oder, wie sie provinziell vom Berner Oberländer genannt werden, die „Gandecken", die stellenweis die Randkluft überdecken — und auf dem Rücken des Gletschers die Mittelmoränen oder provinziell die „Gufferlinien" *), die als Stein- und Schuttlinien über die ganze Länge des Gletschers sich hinziehen, mitunter 3, 4 ja 6 bis 8fach, je nachdem ein großer langer Gletscherstrom zahlreiche Nebenflüsse hat, die ihm ihre Moränen zuführen. Jede Mittelmoräne beginnt an dem Felsvorsprung, an welchem zwei durch die Felswand getrennte Gletscherzuflüsse zusammenkommen, so daß nun, was früher Seitenmoräne war, zur Mittelmoräne wird.

Aus dieser Entstehung der Mittelmoränen wird erklärlich, wie dieselben verschiedene Gesteinsarten von verschiedenen Höhen führen können, die sich in zwei Hälften theilen, wie auf dem Unteraar-Gletscher. Die vom Finsteraar herstammende Seite enthält vorherrschend Blöcke von weißem Granit und Gneis, die vom Lauteraar herrührende, dunklere Trümmer aus der Hornblende-Zone.

Der Gletscher arbeitet ebensowohl auf dem Boden seines Bettes wie an den Seitenwänden. Mit seinem ungeheuren Gewicht zermalmt er das weichere Gestein zu Staub; vermittelst der in seine Massen eingefrorenen harten Steine schleift er auf seiner Grundfläche, wie an den Seiten die Ecken und Spitzen der Felsen ab, die er gleich einer langsam, aber sicher wirkenden Feile glättet. Aber auch das an den Felswänden hinstreifende Eis selber muß sie allmählich glätten. So entstehen auf seinem Boden die sanft abgerundeten, wohl polirten Gneis- und Granitfelsen, die sogenannten Rundhöcker (von Saussure, der sie mit einer Heerde ruhender Schafe verglich, roches moutonnées genannt), wie man sie auf der Höhe des Gotthardpasses, der Grimsel ꝛc. sehen kann. Das ganze Aarthal hinauf lassen sich solche Gletscherschliffe verfolgen. Die Thalwände sind bis zu einer gewissen Höhe, die in Vorzeiten der Gletscher erreichte, abgeschliffen und zeigen — als besonders charakte-

*) Anstatt die Mittelmoränen „Gufferlinien" zu nennen und die Seitenmoränen „Gandecken", wäre es wohl richtiger, die Moräne der Randkluft, die ja einen Gouffre bildet, „Gufferlinie" zu nennen, wie es von dem Hrn. Verfasser der vortrefflichen kleinen „Instruktion für die Gletscherreisenden des Schweizer Alpenclubs" (Bern, 1871) S. 11 geschieht.

riſtiſches Merkmal — parallele Striche und Furchen in der Richtung, in welcher ſich der Gletſcherſtrom fortbewegte — ſehr verſchieden von den Furchen und Vertiefungen, welche das von oben nach unten abfließende Waſſer bewirkte. Während ſo der obere Theil der Seitenwände, an den der Gletſcher nicht hinanreichte, der Verwitterung oder Zerklüftung ausgeſetzt wurde und ſich durch allerlei ſcharf geſchnittene und eckige Spitzen und Zinnen auszeichnet, verblieb der untere Theil in ſeinen einförmigen Wellenlinien und ſanfteren Formen.

Die linke Thalſeite des Aargletſchers zeigt ſolche Formen.

Dieſer Gegenſatz zwiſchen den Formen der höheren Kämme und Gipfel und ihrer Baſis war ſchon Sauſſure im Chamounix-, wie im Aarthale aufgefallen; er hatte die Erſcheinung bemerklich gemacht, ohne den Grund erklären zu können. Als Hugi die Grimſel beſuchte, ward er von derſelben Erſcheinung betroffen und verſuchte nun in ſeinen Abhandlungen über die Gletſcher ſie damit zu erklären, daß er eine verſchiedene Beſchaffenheit des Granits annahm, den Halbgranit der Hochgipfel, der leichter verwitterte und zerſplitterte, wie er meinte, und den unteren feſteren Bauchgranit, der dieſe „Bauchgeſtalten", wie er die Rundhöcker nannte, zu Wege bringe. Erſt den neueren Forſchungen eines Charpentier, Agaſſiz, Deſor gelang es, den Grund jener Formenverſchiedenheiten in den Gletſchern zu finden, die als rieſige Meißel und Feilen die von ihnen durchſtrömten Thäler abglätteten. Wenn man von Altdorf das Reußthal hinauf wandert, kann man ſchon bei Göſchinen und weiter in den Schöllinen dieſelben Spuren der Gletſcherthätigkeit verfolgen, ja man findet in den Schöllinen unweit der Teufelsbrücke ſogar aufwärts gehende Ritze, welche darthun, daß die Gletſcherwogen ſich an den Seiten aufbäumten.

Die Thatſache dieſes Gletſcherſchliffs, einmal erkannt und feſtgeſtellt, mußte auf viele andere Erſcheinungen ein helles Licht werfen. Sie hat namentlich die Frage über den Urſprung der Findlingsblöcke beantwortet und die Annahme einer früheren ſogenannten Eisperiode, in welcher alle Thäler der Schweiz von Gletſchern ausgefüllt waren, zur Gewißheit erhoben. Man findet unten am Axenberge — am Ufer des Vierwaldſtätter-Sees — Felsbrocken, welche den Gipfeln des Gotthard angehören und noch

weit über Luzern hinaus im Aargau trifft man ſolche Gotthard-Brocken; am Jura und in der Weſtſchweiz liegen ſolche „erratiſche“ (verirrte oder verſprengte) Blöcke, welche dem Montblanc entſtammen und den Arve-, Rhone- und auch den Aarthälern zugehören. Nahe am Bodenſee, auf den Vorſprüngen der Appenzeller Berge, bei Rheineck unten im Thale findet man den ſogenannten Pontelias-Granit (durch) länglich viereckige Feldſpath-Kryſtalle gekennzeichnet), der am Südfuß der Tödi-Gruppe (bei Trons), ſonſt aber nirgends gebrochen wird. Anfänglich nahm man an, es möchten ungeheure Waſſerfluthen dieſe Felsblöcke losgeriſſen und bis weit in die tieferen Thäler und Ebenen hinaus fortgewälzt haben. Als man nun aber auch am Jura Gletſcherſchliffe und Rundhöcker, wie ſie in den Hochalpen ſich finden, wahrnahm, da konnte kein Zweifel mehr obwalten, daß die Gletſcher ihre Thätigkeit von dem Hochgebirge der Alpen bis in das niedere Hügelland erſtreckt und die großen Felstrümmer der Centralmaſſen weit hin fortgetragen hatten.

Im Vergleich mit jener längſt vergangenen „Eisperiode“ ſind die Gletſcher der Alpen jetzt in ſehr beſcheidene Grenzen gebannt, und ſelbſt ein theilweiſes Vorrücken, wie es in den letzten Jahrhunderten, reſp. Jahrzehnten beobachtet wurde, will doch nicht viel bedeuten. Allerdings hatte der große Aletſchgletſcher auf ſeinem linken Ufer alte Waldungen vernichtet, auf ſeinem rechten Ufer Häuſer angegriffen; der Gornergletſcher (am Monteroſa) war in einem Zeitraum von 30 Jahren ſo weit vorgegangen, daß er Häuſer erreichte, die man in ſolcher Entfernung von ſeinem Ende erbaut hatte, daß man ſich vollkommen ſicher glaubte.

Doch iſt auch bei dieſem Eisſtrom ein Stillſtand eingetreten und bei faſt allen Gletſchern der Schweiz ein Rückgang. Eine merkliche Abnahme fand ſchon in den Jahren 1822 und 1834 ſtatt, desgleichen von 1860 bis 1870. Der Vieſchergletſcher iſt ſeit 12 Jahren um 600 Meter zurückgewichen; der Holzgletſcher (glacier des bois) im Chamounix-Thal iſt ſeit 1826 um 375 Meter kürzer geworden und der untere Grindelwaldgletſcher befindet ſich um 612 Meter hinter dem Punkte, den er im Jahr 1855 erreicht hatte. Noch 30 Meter tiefer befindet ſich die Moräne, welche der Gletſcher im Jahr 1600 abgelagert hatte; ſie iſt jetzt mit ſaftigem Gras bedeckt und trägt blühende Obſtbäume.

Nach den ersten wissenschaftlichen Gletscherstudien durch Saussure u. a. m. wurde neben Beobachtungen durch Escher von der Linth, Desor, Agassiz, B. Studer, Schlagintweit, Tyndall, R. v. Sonklar besonders von der schweizerischen, naturforschenden Gesellschaft (Preisschrift 1822 v. Venetz) und dem Schweizer Alpenclub ein Hauptaugenmerk auf die Gletscherphänomene gerichtet, indem seit 1874 am Rhone-Gletscher die genauesten Vermessungen vorgenommen werden, deren Hauptresultate bis jetzt dahin zusammenzufassen sind, daß die bedeckte Fläche im untern Theile um etwa 25 Hektare sich vermindert hat und die Gletscherzunge seit dieser Zeit um 120 Meter zurückgegangen ist. Nach früheren Beobachtungen und der Vergleichung der in den Jahren 1870, 1871, 1874, 1876 angefertigten Karten des Rhone-Gletschers sieht man, daß der jetzt stattfindende Rückgang des Gletschers mit einer größeren Geschwindigkeit stattfindet, als früher. So zog sich der Gletscher von 1818—1870 um 440 Meter, bis zum Jahre 1874 um 720 Meter, bis 1876 um 800 und bis 1877 um 880 Meter zurück.

Auch in den Tiroler Alpen wurden Beobachtungen angestellt und zwar im Glocknergebiete am Pasterzengletscher von F. Seeland, k. k. Bergrath. Dieser fand nach gemachten Abmessungen, daß das mittlere Schwinden des genannten Gletschers in der Zeit von 1879—80 8,05 Meter, 1880—81 6,37 Meter, 1881—82 7,59 Meter, 1882—83 2,15 Meter betrug.

Man kann ein Zurückweichen der Gletscher seit 1861 überall nachweisen, nach Dr. B. Schwalbe hat man dieselbe Erscheinung auch im Kaukasus, den Pyrenäen und in Norwegen beobachtet.

Veränderung der Oberfläche. Ungleiche Schichtung des Gletschers.

Der einzelne Gletscher selbst hat eine andere Gestalt im Hochsommer, eine andere im Winter und Frühling. Im Beginne der warmen Jahreszeit erscheint der Gletscher als ein ziemlich ebenmäßiger schwach gewölbter Körper, den nun aber die Sommersonne alsbald in Angriff nimmt, so daß er zernagt, zersprengt, zerklüftet, von Bächen durchfurcht, am Rande geklüftet, auf seinem Rücken mit Sand, Erde, Gestein belastet und vielfach verunreinigt sich darstellt.

Der Winter aber mit seinen Schneefällen und Schneewehen gleicht wieder alle Unebenheiten aus, die Spalten und Klüfte werden ausgefüllt, das durchsickernde Wasser gefriert und bewirkt auch wohl ein Aufblähen der äußeren Schichten.

Der schneefreie Gletscher ist „aper" (apertus — unbedeckt, offen). Im Sommer, wo der Gletscher der warmen Luft ausgesetzt ist und stark verdunstet und abschmilzt, wird auch seine von unzähligen kleinen Spalten durchzogene Oberfläche rauh und uneben, so daß sie in der Nähe betrachtet wie poröser Bimsstein aussieht und auch so grau erscheint, wie dieser, während die Eismasse im Inneren eine reinere weiße, stellenweis schöne hellblaue Farbe zeigt, die mitunter in's Azurblau übergeht. Das gleiche Farbenspiel zeigt sich schon im Firnfelde. Wo immer eine breitere Spalte im Firn oder auf dem eigentlichen Gletscher einen Einblick in das Innere des Eiskörpers gestattet, da wird man aber auch bemerken, daß der Gletscher nicht aus gleichartigem Eise zusammengesetzt ist, sondern daß er abwechselnd aus einem der Masse nach vorherrschenden weißen und aus einem dunkleren in's Blaue spielenden Eise besteht, welche beide schichtenweise, doch keineswegs regelmäßig geordnet sind, indem die Lagen theils mit der Oberfläche des Gletschers parallel laufen, theils sich mit der Längenachse des Gletschers unter verschiedenen Winkeln schneiden. Das Innere des Gletschers wird so gewissermaßen von blauen Bändern durchzogen, von denen einige in senkrechter Richtung mit einer gewissen Stetigkeit wiederkehren, wenn auch ihre Breite wechselt. Die Schichten des weißen Eises besitzen eine Mächtigkeit von 0,5—1,5 Meter, die Breite des blauen Eises schwankt zwischen 4—10 Centimeter. Untersucht man das weiße und blaue Eis, so ergibt sich, daß jenes, dem Firn näher stehend, von vielen kleinen Luftblasen erfüllt ist, welche das Licht nach allen Seiten zurückwerfen und so das Eis zugleich weiß und undurchsichtig machen, während das blaue Eis, dem Wassereise näher stehend, weniger Luftblasen, in seinen Haarspalten aber mehr Wasser enthält.

Außer dieser Bandstruktur bietet der Gletscher auf seiner Oberfläche, wenn man von oben nach unten sieht, die Erscheinung von schwach schattirten dunkleren Zonen, die in ziemlich gleicher Entfernung liegen, sich aber abwärts in Form eines Spitzbogens krümmen. Man hat sie „Ogiven" genannt. Sie entstehen wohl

meiſtentheils aus der Anſammlung von feinem Schutt und Staub auf der Oberfläche, weßhalb ſie im nüchternen Deutſch auch „Schmutzſtreifen“ genannt werden. Da der Eisſtrom in der Mitte ſchneller vorrückt, als an den Seiten, ſo nehmen dieſe dunklen Streifen nach untenhin eine vorgeſchobene Spitze an, worauf der Name Ogiven (Ogive heißt im Engliſchen das Ohrgewölbe) deutet.

Organiſches Leben auf dem Gletſcher.

Kein Theil der Erdoberfläche ſcheint des organiſchen Lebens gänzlich beraubt zu ſein und ſelbſt in den Haarſpalten des Gletſchers wohnen noch kleine Thiere, die dort ihre Nahrung finden. Sie haben die Größe des gewöhnlichen Flohes und machen auch Sprünge wie dieſer, weßhalb man ſie auch „Gletſcherflöhe“ nannte. Profeſſor Deſor, der ſie zuerſt auf dem Zermatt-Gletſcher fand (1839), wollte ſie einem Gefährten zeigen, da entſprangen ſie ihm und verſchwanden in den Poren des Gletſchereiſes. Im folgenden Jahre wurden ſie auch auf dem Unteraar-Gletſcher unter einem Stein entdeckt, ferner auf dem Oberaar- und Grindelwald-Gletſcher bis zur Firnlinie. Unter dem Mikroſkop zeigten ſie einen ſehr häßlichen, länglich ovalen, mit ſechs cylindriſchen gegliederten Füßen verſehenen Körper, der mit langen borſtenförmigen Haaren beſetzt iſt, acht Einſchnitte hat, zwei Fühlhörner und einen Gabelſchwanz. Man gab ihnen den wiſſenſchaftlichen Namen Podura glacialis Desor. Sie gehören zu den Poduren, die alle ſtark entwickelte Kauwerkzeuge haben und ſehr gefräßig ſind. Wovon aber dieſe Thiere ſich nähren, iſt bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Ihre Farbe iſt tiefſchwarz, die kurzen Borſten haben eine weißliche Färbung.

Daß auch der Firnſchnee nicht ohne Pflanzen- und Thierleben iſt, werden wir im Verlauf der nachſtehenden Schilderungen ſehen. Wie auf den Schneefeldern der Polarzone gibt es auch in der Firnregion der Hochalpen Organismen, welche dem Schnee eine lebhafte, meiſt hochrothe, mitunter auch ſchwärzliche Färbung geben. Es ſind Pflanzen (Protococcus nivalis Ag. und nebulosus) und Infuſorien (Astasia nivalis, Gyges sanguineus, Gandorina hyalina, Monas gliscens).

Man zählt etwa 40 Arten mikroskopischer Algen, die im kalten Firnfelde ihre Heimath gewonnen haben. Sie finden in dem Staub, der durch Wind und Wetter auf die Schneefelder verschlagen und mit der Firnmasse gemengt wird, eine ihnen genügende Fruchterde. Aber auch auf dem nackten dürren Fels, auf den höchsten Spitzen, die aus dem sie umgürtenden Firnpanzer emporstarren, findet man noch kleinere und größere mit Flechten überzogene Stellen — in Höhen von 3200—3800 Meter. Etwas tiefer erscheinen auch wohl auf Felskuppen, welche der Mittagssonne nicht entbehren, kleine Rasen von Gentianen, Steinbrecharten, Primeln, die den Gletscherstrom übersprungen haben.

Auf einigen Gletschern liegen auch, wie Oasen in der Wüste, Gerölldecken, die sich in fruchtbares Erdreich verwandelt haben, so daß sie grünen Rasen und blühende Alpenkräuter tragen und von Schaf- und Rinderheerden besucht werden, die dann sehr beschwerliche Gletschertouren machen müssen.

Daß einige Alpen-Kräuter bis nahe an den Gletscher herandringen und dessen kühle und trockene Luft nebst der Feuchtigkeit in seiner Nähe besonders lieben, ist bekannt. Zu diesen gehört die weißblühende duftige Schafgarbe, Achillea moschata, in Graubünden „Iva“ genannt.

Erſter Abſchnitt.

Der Montblanc.

1. Die erſten Verſuche, den Gipfel zu erklimmen.

Der Montblanc, die höchſte Spitze des Alpengebirges und zugleich die höchſte Erhebung des europäiſchen Kontinents, gehört den Weſt-Alpen und zwar dem Königreich Italien an. Etwa einen Längegrad weſtlich vom Monteroſa und faſt unter gleicher Breite mit demſelben erhebt er noch faſt 200 Meter höher ſein ſilberweißes Haupt bis zu 4810 Meter Meereshöhe. Die Montblancgruppe, nicht die ausgedehnteſte, aber die compakteſte und großartigſte in dem Rieſenwall, der ſich in einem Halbbogen vom Meerbuſen von Genua bis an die Ufer der Donau hinzieht, beſteht vorherrſchend aus jenem Alpengranit, dem grüne Talkblättchen beigemiſcht ſind, welche ihm die charakteriſtiſche Färbung geben. Als Herr v. Sauſſure den Montblanc zuerſt umwanderte und dann beſtieg, glaubte er vor dem älteſten Gebirge der Erde zu ſtehen und nannte dieſen Gneis-Granit Protogin, d. h. Erſtgeborner.

Die aus granitiſchem Geſtein aufgebauten Central-Stöcke der Alpen ſind zugleich von höchſter vertikaler Erhebung und mit den mächtigſten Firn- und Gletſchermaſſen umgürtet; in ihnen concentriert ſich die wilde Pracht und erhabene Schönheit des Hochgebirges.

Vorgelagert ſind ihnen Berge der Kalk- und Schiefer-Formation. So iſt der Protogin der Montblancgruppe von ſchwarzen Kalkſteinen und Schiefern der unteren Juraformation eingefaßt und nördlich vom Montblanc lagert ſich die Kalkſteinkette der Alpen des Chablais, nach dem Genferſee hin abfallend.

Die Montblancgruppe hat drei Zugänge. Von Süden her führt aus der Lombardei ein Weg in's Thal der Dora Baltea über Aosta nach dem piemontesischen Städtchen Courmayeur in das wildromantische fast 11 Stunden lange Hochthal der Allée Blanche, mit wundervollen Blicken auf die Gletscherreihe des Südabhanges der Montblanckette. Die zweite Straße führt vom St. Gotthard oder von Mailand her über den Simplon in's Rhonethal (Wallis) nach Martigny, von dort südlich über den Col de Balme oder den Bergpaß der Tête Noire. Der dritte bekannte und beliebteste Eingang führt von Genf in's Thal der Arve über Bonneville nach St. Martin und Sallanches. Dort erscheint in kolossaler Größe und schon ganz nahe, mächtig über die Vorberge in den blauen Aether aufragend, das blendend weiße Schneehaupt des „Monarchen", wie ihn die Thalleute genannt haben.

Schon wer dies Haupt von der Rhonebrücke in Genf, die „Montblancbrücke" genannt, erblickt, bleibt wie betroffen stehen — und welcher Mensch des 19. Jahrhunderts möchte dann nicht von Sehnsucht ergriffen werden, sich die Berg-Majestät, ihren Hof und Thron und ihr Schloß näher anzuschauen und trotz aller reizenden Schönheit des Leman weiter hinaufzudringen in die Bergwildniß des Savoyer Hochlandes!

In früherer Zeit und bis durch die ganze Hälfte des vorigen Jahrhunderts hindurch verspürte freilich niemand etwas von solcher Sehnsucht: der Anblick von Schnee und Eis im warmen Sommer wirkte mehr abstoßend als anziehend; der ästhetische Sinn für die Wildniß des Hochgebirges war nicht erschlossen. Seit der Gründung der Benedictiner-Abtei (la Prieuré) durch den Genfer Grafen Aimon war das Hochthal von Chamounix — eingerahmt von der Montblancmasse im Süden und von den Aiguilles rouges („rothen Nadeln") im Norden, nur den Bewohnern der nächsten Umgebung bekannt und wenn die Nachbarn einmal eine Wallfahrt nach der Prieuré unternahmen, dann pflegten sie sich wohl zu rüsten, insbesondere auch mit Waffen zu versehen, denn die Bewohner des Chamounix-Thales standen im Ruf, es mit dem Leben und Eigenthum der Fremden nicht eben genau zu nehmen. Die erschrecklichen Bergkolosse, Steintrümmer und Eisströme ringsum galten aber für so häßlich und „wüst", daß man sie les montagnes maudites (die verfluchten Berge)

nannte, denen zu nahen nicht rathsam sei*). Auch fehlte es so sehr an gangbaren Wegen, daß es in der That wie eine heldenmüthige That oder vielmehr wie eine freiwillig übernommene Marter erschien, als der ehrwürdige Genfer Bischof Franz von Sales zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine Fußreise nach Chamounix unternahm und glücklich ausführte. Die Reise verbreitete weithin seinen Ruf und mag sogar das ihre zu seiner späteren Heiligsprechung beigetragen haben.

Doch keinem gebildeten Menschen und insbesondere keinem Einwohner des schönen Genf kam der Gedanke in den Sinn, in die Fußstapfen des wanderlustigen Bischofs zu treten; für das große Reisepublikum blieb das Chamounix-Thal ein ebenso unbekanntes als uninteressantes Land und erst im Jahre 1741 wagten zwei Engländer, die sich vor dem Abenteuer nicht fürchteten, eine Wanderung in diese fremdartige Gebirgseinöde. Es waren dies der Ritter Wyndham und der berühmte Reisende Pococke, welche in's obere Arvethal hinaufdrangen und am Montanvert hinaufstiegen bis auf die mer de glace oder „das Eismeer", wie der obere Theil des glacier des bois oder „Holzgletscher" genannt wird. Um die Entdecker eines der großartigsten und schönsten Alpenthäler auf dem Erdenrund zu ehren, hat man ihre Namen in einen Felsen an der mer de glace eingehauen. Der Vorsicht halber hatten sie sich nicht nur selber gut bewaffnet, sondern auch einen Trupp wohlbewaffneter Diener mit sich genommen, welche Abends und Nachts vor den Zelten, die sie mitgebracht, Wachtfeuer unterhalten mußten, um die vermeintlichen Barbaren, welche die Abhänge des Montblanc bewohnen sollten, abzuschrecken.

Die Erzählung von den Naturwundern, die sie gesehen, regte wohl einige kühne englische Landsleute an, auch eine Reise in's Arvethal nach Chamounix zu unternehmen — sie übernachteten in dem gastfreundlichen Hause des Pfarrers — doch kam der Besuch des Arvethales erst seit dem Jahr 1760 besonders durch die Schilderungen und Forschungen der Genfer Naturforscher de Saussure, de Luc, Pictet und Bourrit in Gang.

In genanntem Jahr begab sich Herr v. Saussure, nachdem er am Jura und in der Umgebung von Genf bereits mit Eifer Gebirgs-

*) Noch heißt der zweithöchste Gipfel des Montblanc Mont Maudit. Seine Höhe beträgt 4774 Meter.

ſtudien getrieben, allein und zu Fuß von Genf aus in das Thal von Chamounix. Seine Seele ward freudig erregt beim Anblick des Rieſendomes und der ſcharfen und ſpitzen Granitnadeln an ſeinen Flanken, die aus ungeheuren Eis- und Firnmeeren hervorragten. Ein glühendes Verlangen ergriff ihn, auf den Gipfel des weißen Berges zu gelangen; allein das ſchien ihm wie allen ein Ding der Unmöglichkeit zu ſein. „Bei meinen erſten Ausflügen nach Chamounix in den Jahren 1760 und 1761 — erzählt er in ſeinen berühmten Voyages dans les Alpes*) — hatte ich in allen Kirchſpielen des Thales bekannt machen laſſen, jedem eine anſehnliche Belohnung geben zu wollen, der einen gangbaren Weg zum Gipfel ausfindig machen würde. Ich wollte auch für die Tage zahlen, an welchen man vergebliche Verſuche angeſtellt haben würde."

Doch alle dieſe Verſprechungen hatten keinen Erfolg. Peter Simon, ein guter Bergſteiger, verſuchte das eine Mal auf der Seite des Taculgletſchers (auch Glacier du Géant „Rieſengletſcher" genannt, an der 3438 Meter hohen Aiguille du Tacul), das andere Mal auf der Seite des Bosson-Gletſchers emporzuklimmen; er kam aber ganz entmuthigt zurück. Fünfzehn Jahre ſpäter (1775) verſuchten vier kühne Führer aus Chamounix über den Mont de la Côte, der einen mit dem Bosson-Gletſcher faſt parallel laufenden Grat bildet, zu gelangen und ſich dem Gipfel zu nähern. Sie überwanden die erſten Hinderniſſe und kamen dann in ein enges Schneethal, von deſſen Wänden die Sonnenſtrahlen dermaßen zurückgeworfen wurden, daß bei völliger Windſtille eine erſtickende Hitze entſtand. Ermattet und erſchöpft kehrten ſie um.

Im Jahre 1783 machten drei andere Führer aus dem Thal abermals einen Verſuch, auf demſelben Wege — über La Côte — vorzudringen. Sie brachten die Nacht auf dieſem Berge am Rande des Gletſchers zu und ſetzten am anderen Morgen, wiederum bei ſonnig heiterem Wetter, ihren Marſch fort. In anſehnlicher Höhe angelangt, klagte plötzlich der rüſtigſte der drei über unwiderſtehliche Schlafſucht. Er wünſchte, daß die beiden auch ohne ihn ihren Marſch fortſetzen möchten; doch dieſe wollten ihn nicht verlaſſen und meinten,

*) Tome IV. chap. 52. Histoire des tentations que l'on a faites pour parvenir à la cime du Mont-blanc.

er ſei vom Sonnenſtich getroffen. Sie verzichteten auf ihr Unternehmen und ſtiegen zuſammen wieder nach Chamounix hinunter. Sobald ſie in tiefere Luftſchichten gelangten, hob ſich die Uebelkeit und Schlafſucht von ſelber. Der eine dieſer Führer ſagte zu Sauſſure in allem Ernſt, es ſei ganz unnütz, auf den Montblanc Lebensmittel mitzunehmen, denn eſſen könne man doch nichts und ſollte er den Weg noch einmal wagen, ſo würde er nur einen Sonnenſchirm und ein Fläſchchen mit wohlriechendem Waſſer mitnehmen! Wenn das Komiſche darin beſteht, gewiſſe Vorſtellungen verbinden zu ſollen, die ſich doch nicht gut zuſammen reimen wollen, ſo ſtelle man ſich, um das Gefühl des Komiſchen zu erzeugen, den kräftigen Gebirgsſohn vor, wie er über die hohen Gletſcher ſchreitet, den Paraſol in der einen Hand, das Riechfläſchchen in der anderen.

Trotz alledem verſuchte der Naturforſcher Bourrit aus Genf noch in demſelben Jahr eine Beſteigung. Er ſchlug auf dem Rücken von La Côte gleichfalls ſein Nachtlager auf, wurde jedoch von einem Hochgewitter überfallen und mußte zurück.

Nun kam man von dem Gedanken ab, den Weg über La Côte zu nehmen. Unterdeſſen hatte ſich das Gerücht verbreitet, daß zwei Gemsjäger aus dem Dorfe Grüe über verſchiedene Felſenkämme bis nahe an die Spitze vorgedrungen ſeien, ohne von der gefürchteten Hitze beläſtigt worden zu ſein. Bourrit begab ſich ſogleich zu den beiden hin und noch am ſelben Abend brachen ſie auf und erreichten in der Morgendämmerung den Fuß der Felſennadel, welche erklettert werden ſollte. Bourrit und einer der Führer waren jedoch von Kälte und Anſtrengung ſchon ſo matt geworden, daß ſie zurückbleiben mußten, während die beiden andern bis an den Fuß der höchſten Spitze kamen, ſie jedoch nicht zu erreichen vermochten, da eingeſtürzte Eismaſſen ihnen den Weg verlegten.

Der regneriſche und kalte Sommer des Jahres 1785 ſchreckte von einer Montblancfahrt zurück, doch als ſich der Herbſt beſſer anließ, rüſtete Bourrit ſich zu einer dritten Expedition, auf der ihn ſein Sohn und Sauſſure begleiten wollten. Herr Bourrit hatte die glückliche Idee, zwei Tage vor dem Abmarſch drei Männer von Chamounix vorauszuſchicken, welche am Fuße der Aiguille du Goûter eine Hütte aus Backſteinen erbauen mußten. Die Auffahrt begann

am 12. September 1785 vom Dorfe Bionaſſay aus um 8 Uhr Vormittags, es waren zuſammen 16 Mann. Sie erreichten die Hütte ſchon um 1½ Uhr. Die Naturforſcher hatten Muße genug, Beobachtungen anzuſtellen, da man hier übernachten wollte. Zwei der Führer ſtiegen aufwärts, um den beſten Zugang zu der Nadel zu erkunden. Die Hütte ſtand 1700 Meter über der Thalſohle; der Blick nach Chamounix hinab und in die Gebirgswelt hinauf, der heitere Abend und ſchöne Sonnenuntergang — alles ſtimmte heiter und hoffnungsvoll. In der Nacht wurde ein Feuer angezündet und unterhalten; doch blieb die Luft mild und nur gegen Sonnenaufgang ward es kalt. Als die Morgenſuppe verzehrt war, begann der Angriff der Nadel. Sie fällt auf allen Seiten ſehr ſteil ab und die Vertiefungen in den Felswänden ſind mit Eis und Schnee gefüllt. Solche Runſen oder couloirs, wie ſie in der Landesſprache heißen, ſind ſehr gefährlich zu überſchreiten. Vorweg mußte man über einen Gletſcher gehen, um an den Fuß der Nadel zu gelangen; dann führte der Weg über ein ſteiles couloir. Um ſich vor dem Fallen und Ausgleiten zu ſchützen, nahmen je zwei Führer das Ende eines langen Alpenſtockes feſt haltend, einen der Herren in die Mitte, der ſich auf den Stock ſtützen konnte und an demſelben eine mit ihm ſich fortbewegende Barrière hatte. Der Felsgrat, den man erreichte, war ſo ſteil, daß der Fuß des vorangehenden Führers immer gerade über dem Kopfe des ihm nachfolgenden Wanderers ſtand. Das Aufſteigen ward noch mehr erſchwert durch den vor zwei Tagen friſch gefallenen Schnee, der die glatten Eisflächen maskierte. Es waren ſchon 5 Stunden verfloſſen und noch hatte man den Gipfel der Aiguille du Goûter nicht erreicht. Die Hänge wurden immer ſteiler, der friſch gefallene Schnee häufte ſich und Peter Balmat, der vor Herrn v. Sauſſure ging, gebot Halt, da er erſt recognoſcieren müſſe, ob weiter oben fortzukommen ſei. Nach einer Stunde kehrte er zurück mit der Nachricht, die Felsſpitze ſei nicht zu erreichen, der lockere Schnee ſei anderthalb Fuß tief!

Auf ein weiteres Vordringen mußte Verzicht geleiſtet werden; die erklommene Höhe beſtimmte Sauſſure barometriſch auf 3717 Meter. Er war überzeugt, daß eine Erklimmung des Gipfels wohl noch gelingen werde; doch müſſe es ein Jahr ſein, in welchem wenig Schnee fiele.

Noch einmal thaten sich im Juni des Jahres sechs Thalbewohner zusammen, um auf der Westseite des Montblancgipfels den ihm nahe stehenden Dôme du Goûter zu erreichen und von dort aus den Gipfel zu gewinnen. Doch auch hier stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen; der Raum zwischen beiden Kuppen war durch breite Gletscherspalten zerrissen und der Grat so scharf, daß niemand ihn zu überschreiten wagte. Da faßte ein muthiger, federharter, gewandter Chamounixard, Jacques Balmat, als Gemsjäger mit allen Schrecknissen des Hochgebirges wohl vertraut und mit feinem Ortssinn begabt, den Entschluß, es koste, was es wolle, das Haupt des Monarchen zu erreichen. Seine Gefährten bemühten sich vergebens, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Auf sich allein angewiesen und seiner Kraft vertrauend, ohne Leiter und Seile, drang er, kriechend und rutschend, über die Eisschründe und vergletscherten Firnkanten fort, während die andern nach Chamounix zurückkehrten. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen mußte sich aber auch der kühne Balmat überzeugen, daß es unmöglich sei, von dieser Seite die Montblanckuppe zu gewinnen. Er mußte sich, zum Theil rückwärts kriechend, über den gefährlichen Eiskamm wieder zurückziehen und entschloß sich, auf das nahezu 4000 Meter hohe „große Plateau" hinabzusteigen, um dort die Nacht zuzubringen und am folgenden Morgen einen neuen Angriff auf die Spitze des Gewaltigen zu unternehmen.

Um auf der Schneefläche nicht zu erfrieren, durfte er sich gar nicht setzen, geschweige niederlegen; er unternahm allerlei „lächerliche" (wie er selber nachher erzählte) gymnastische Uebungen, um seine Glieder geschmeidig zu erhalten. Aber damit erschöpfte er auch seine Kraft und obwohl er mit Tagesanbruch noch einmal vorrückte, gelang es ihm doch nicht, die höchste Spitze zu erklimmen, doch von der Zugänglichkeit derselben hatte er sich überzeugt. Er mußte sich zum Rückzuge entschließen, nahm sich aber noch im schwierigen gefahrvollen Herabsteigen fest vor, den von ihm über das große Plateau eingeschlagenen und entdeckten Weg zu beendigen, sobald das Wetter günstig sei.

Unverletzt kehrte er zu den Seinigen zurück, aber auch völlig erschöpft. Er sank auf's Krankenlager und dem Dr. Paccard, der ihn behandelte, vertraute er sein Geheimniß des entdeckten Weges an mit dem Versprechen, er wolle ihn, wenn er wiederhergestellt sei, selber auf den Gipfel des Montblanc führen. Dr. Paccard war

hoch erfreut, das langerſehnte Ziel unter den erſten erreichen zu können. Am Nachmittag des 7. Auguſt 1786 verließen die beiden Männer die Prieuré von Chamounix, vor Einbruch der Nacht erreichten ſie die Höhe des Berges La Côte und übernachteten in der von Bourrit erbauten noch wohl erhaltenen Hütte. Das Wetter war günſtig. Am 8. Auguſt mit Tagesanbruch ſetzten ſie ihren Marſch fort und kamen um $6^1/_2$ Abends wirklich auf dem domartig gerundeten Gipfel des Montblanc an. Eine halbe Stunde verweilten ſie oben, dann ſtiegen ſie mit Lebensgefahr, aber ohne zu ſtürzen von der luftigen Höhe herab, von hellem Mondſchein begünſtigt und um 9 Uhr Morgens am folgenden Tage des 9. Auguſt trafen ſie wieder in der Prieuré ein. Ihre Geſichter waren geſchwollen und tief geröthet; Dr. Paccard war ſchneeblind geworden und konnte erſt nach einigen Tagen wieder ordentlich ſehen. Ihre Ankunft auf dem Gipfel des Montblanc hatte man von Chamounix aus mit dem Fernrohr geſehen.

Es war eine Heldenthat, welche die beiden Männer vollbracht und ſchnell und weithin verbreitete ſich ihr Ruf. Jacques Balmat wurde ſo zu ſagen geadelt, denn er erhielt vom König von Sardinien den Beinamen Balmat „Montblanc", auf welchen ſeine Nachkommen noch ſtolz ſind. Ein Alpenfreund und Naturforſcher in Sachſen, Herr von Gersdorf, war ſo bewegt von der Kühnheit und Ausdauer des Chamounixarden, daß er ihm 17 Friedrichsdor (damals eine anſehnlichere Summe als jetzt) als Ehrengabe überſandte, die er für ihn geſammelt hatte.

Man kann ſich denken, daß es nun auch Herrn v. Sauſſure keine Ruhe mehr ließ; er gedachte, ſeine längſt geplante Erſteigung des Montblanc noch in demſelben Jahre auszuführen, allein die ungünſtige Witterung hinderte ihn daran. Das nächſte Jahr ſollte und mußte ſie aber unternommen werden. Im ſchönen Monat Juli traf er in Chamounix ein — doch wiederum wechſelte das Wetter und er mußte volle vier Wochen ſich gedulden, bis die Führer erklärten, nun ſei der Zeitpunkt günſtig. Ich gebe nun ſeinen eigenen kurz zuſammengefaßten Bericht*), den er bald nach

*) Relation abrégée d'un voyage à la cime du Montblanc en Août 1787. Par H. B. De Saussure (Genève, Barde, Manget et Comp.).

ſeiner epochemachenden Bergfahrt veröffentlichte, indem ich die Hauptergebniſſe ſeiner Beobachtungen gleich in die Erzählung einſchalte.

2. Erſteigung des Montblanc durch Benedict von Sauſſure, am 1. und 2. Auguſt 1787.

Verſchiedene periodiſche Schriften haben dem Publikum bekannt gegeben, daß im Auguſtmonat des vergangenen Jahres zwei Einwohner von Chamounix, Herr Paccard, Doktor der Medicin und der Führer Jakob Balmat, auf die Montblanckuppe gelangten, die man bis dahin für unzugänglich gehalten.

Ich erfuhr es ſchon am folgenden Tage und reiſte ſofort ab, um in ihre Fußſtapfen zu treten. Aber das eintretende Regen- und Schneewetter zwang mich, für dies Jahr darauf zu verzichten. Ich gab dem Jakob Balmat die Weiſung, vom Anfang Juni (des nächſten Jahres) ab das Gebirge zu beſteigen und mir Nachricht zu geben, ſobald der Schnee vom vorigen Jahre das Aufſteigen ermöglichen würde. Inzwiſchen reiſte ich in die Provence, um an der Meeresküſte Beobachtungen anzuſtellen, die zur Vergleichung mit den auf der Spitze des Montblanc anzuſtellenden dienen konnten.

Jakob Balmat machte im Monat Juni zwei vergebliche Verſuche, meldete mir jedoch, daß er nicht daran zweifle, in den erſten Tagen des Juli den Weg brauchbar zu finden. Am 5. Juli war er richtig mit zwei anderen Führern, Joh. Michel Cachat und Alexis Tournier auf den Gipfel gekommen. Es regnete, als ich in Chamounix anlangte; aber ich war entſchloſſen, lieber bis zu Ende der Jahreszeit zu warten, als den günſtigen Augenblick zu verpaſſen.

Endlich kam er, der erſehnte Zeitpunkt und ich ſetzte mich am 1. Auguſt (1787) in Marſch, begleitet von einem Diener und 18 Führern, die meine phyſikaliſchen Inſtrumente und alles Gepäck trugen, deſſen ich bedurfte. Der Hauptführer war natürlich Jacques Balmat du Montblanc. Mein älteſter Sohn brannte vor Verlangen, mich zu begleiten; ich hielt ihn jedoch nicht für ſtark genug und an ſolche Gewaltmärſche zu wenig gewöhnt. So mußte er Verzicht leiſten. Er blieb in der Prieuré, wo er mit vieler Sorgfalt die Beobachtungen anſtellte, welche mit den meinigen auf der Höhe des Berges correſpondierten.

Obwohl die Entfernung von der Prieuré bis zur Montblanc-kuppe in gerader Linie nicht mehr denn $2^1/_4$ Lieues (Wegſtunden) beträgt, werden doch 18 Stunden erfordert, um hinauf zu kommen, wegen der Schwierigkeit des Weges, der zu machenden Umwege und weil man ungefähr 3740 Meter aufwärts ſteigen muß.

Um in der Wahl meines Nachtlagers volle Freiheit zu behalten, ließ ich ein Zelt mitnehmen, das am erſten Abend auf dem Gipfel vom La Côte-Gebirge, der von der Prieuré gerade ſüdlich liegt und 1560 Meter über dem Dorfe, aufgeſchlagen wurde. Die kleine Reiſe war mühe- und gefahrlos, denn man ſteigt fortwährend über Raſen und Fels aufwärts und kann den Weg in 5 bis 6 Stunden zurücklegen. Doch weiter hinauf bis zum Gipfel hat man fortwährend über Eis und Schnee zu gehen.

Der zweite Tagemarſch iſt viel beſchwerlicher. Man muß zuvörderſt den Gletſcher von La Côte überſchreiten, um den Fuß einer kleinen Felskette zu gewinnen, die aus den Schneefeldern des Montblanc hervorſchaut Dieſer Gletſcher iſt ſchwierig und gefährlich zu begehen, weil er von breiten, tiefen und unregelmäßigen Schründen durchſchnitten iſt, über welche man oft nur auf Schneebrücken gelangen kann, die mitunter ſehr dünn ſich über tiefen Abgründen wölben. Einer meiner Führer wäre beinahe in einer ſolchen Spalte umgekommen. Um den Weg zu erkunden, war er am Abend zuvor mit zwei Begleitern vorausgegangen. Zum Glück hatten ſie die Vorſicht gebraucht, ſich durch ein Seil zu verbinden; eben als er eine ſolche Schneebrücke überſchritt, brach dieſe zuſammen und er hing über einem tiefen Abgrunde, gehalten von ſeinen Kameraden. Wir kamen ganz nahe bei der Oeffnung vorbei, die ſich unter ihm gebildet hatte, und es ſchauderte mich beim Anblicke der Gefahr, der er entronnen war. Die Ueberſchreitung des Getſchers erforderte wegen der vielen Biegungen, die wir machen mußten, viel Zeit, ſo daß wir vom La Côte-Gipfel bis an den Fuß des iſolierten Felsgrates 3 volle Stunden brauchten, obwohl die Entfernung in gerader Linie nur eine Viertelſtunde beträgt.

Nachdem wir die Felſen erreicht hatten, entfernten wir uns wieder davon, um in Schlangenlinie in einem Schneethale aufzuſteigen, das ſich von Nord nach Süd bis an den Fuß des höchſten Gipfels hinanzieht. Die Firnfelder ſind ab und zu von ungeheuren

Schründen durchfurcht, deren Durchschnitt die horizontalen Schneelagen zeigt, wie sie in den einzelnen Jahrgängen sich gebildet. Wie breit oder schmal auch die Spalten sein mögen, man kann nirgends bis auf den Grund sehen.

Meine Führer wünschten, daß wir unser Nachtlager an einem der Felsen aufschlagen möchten, denen man auf dem Emporstieg begegnet; allein da die höchsten doch noch 1200 bis 1400 Meter unter der Spitze des Montblanc lagen, so wollte ich noch etwas höher steigen. Freilich mußten wir nun mitten im Schnee kampieren und dazu meine Gefährten zu bestimmen, war nicht ganz leicht. Sie bildeten sich ein, daß auf dem Hochfirn während der Nacht eine geradezu unerträgliche Kälte herrsche und fürchteten in allem Ernst, da zu erfrieren. Endlich faßte ich mich kurz und erklärte ihnen, daß ich fest entschlossen sei, hinaufzusteigen und zwar mit denen unter ihnen, auf die ich mich verlassen könne. Wir würden uns tief in den Schnee eingraben, die Aushöhlung mit dem Zeltdache überdecken, ganz nahe aneinander rücken und so jeder Kälte Trotz bieten, wie grimmig sie auch sei. Dieses Arrangement beruhigte sie und wir wanderten weiter.

Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir das zweite von den drei großen Schnee-Plateaux, die wir zu überschreiten hatten. Und dort in einer Höhe von 2836 Meter über Chamounix und von 3890 Meter über dem Meer hielten wir Rast. Wir gingen nicht bis auf das letzte Plateau, weil man dort den Lawinen ausgesetzt ist und das erste Plateau, das wir schon überschritten hatten, ist auch nicht frei davon. Wir mußten über zwei Lawinen klettern, die seit der letzten Reise Balmat's herabgekommen waren und deren Trümmer das Thal in seiner geringen Breite bedeckten.

Meine Leute begannen zuvörderst den Platz auszugraben, auf welchem wir die Nacht hinbringen sollten; aber sie merkten gar bald, daß es ihnen an Luft fehlte. Das Barometer stand nur 17 Zoll 10 Linien (48,27 Centimeter). Diese kräftigen Männer, für welche ein Marsch von 7 bis 8 Stunden so viel wie nichts ist, hatten kaum fünf bis sechs Schaufeln voll Schnee fortgeschafft, als sie schon wieder einhalten und Athem schöpfen mußten. Einer von ihnen, der zurückgegangen war, um in einem Fäßchen Wasser zu holen, das wir in einer Spalte bemerkt hatten, fühlte sich plötzlich so unwohl, daß er

ohne Waſſer zurückkam und den Abend unter peinlichſter Herzbeklemmung zubrachte. Ich ſelbſt, der ich doch an die Gebirgsluft ſo ſehr gewöhnt bin und mich darin am wohlſten fühle, wohler als in der dicken Luft der Tiefebene, fühlte mich beim Beobachten der meteorologiſchen Inſtrumente gänzlich abgeſpannt. Wir verſpürten alle einen brennenden Durſt und konnten uns doch auf keine andere Weiſe Waſſer verſchaffen, als durch Schmelzen des Schnees. Denn wenn auch jemand nach dem Waſſer zurückgegangen wäre, das wir unterwegs bemerkt hatten, ſo würde er es in der ſpäten Abendſtunde zu Eis erſtarrt gefunden haben. Die kleine Kohlenpfanne, die ich hatte mitnehmen laſſen, konnte zwanzig durſtigen Seelen nur ſehr langſam zu Hülfe kommen.

Von der Mitte dieſer Hochfläche, die im Süden von der Montblanckuppe, im Oſten von hohen Felsbänken, im Weſten vom Dôme du Goûter eingeſchloſſen wird, ſieht man faſt nichts als Schneefelder, von blendender Weiße und Reinheit, auf ihren Hochkanten den ſchärfſten Gegenſatz zum dunkelblauen, faſt ſchwarzen Himmel bildend. Man gewahrt da kein lebendes Weſen, keine Spur von Pflanzenwuchs: es iſt hier die Reſidenz der Kälte und des Schweigens. Als ich mir den Doktor Paccard und Jakob Balmat vorſtellte, wie ſie als die erſten in dieſe Einöden traten, bei Anbruch der Nacht, ohne eine Zufluchtsſtätte, ohne Unterſtützung, ſelbſt ohne die Gewißheit, ob Menſchen in dieſen Regionen zu exiſtieren im Stande ſeien, und wie ſie dennoch unerſchrocken ihren Weg fortſetzten: da bewunderte ich die Stärke ihres Geiſtes und Gemüths.

Meine ſtets von der Furcht vor dem Erfrieren geängſtigten Führer ſchloſſen ſo ängſtlich genau alle Oeffnungen unſeres Zeltes, daß ich von der Wärme und der durch unſere Athmung verdorbenen Luft zu leiden hatte und mich genöthigt ſah, hinauszugehen in die friſche Nachtluft, um Athem zu ſchöpfen. Der Mond ſchien mit hellſtem Licht von einem faſt ebenholz-ſchwarzen Himmel herab; Jupiter ſtieg hinter dem höchſten Gipfel öſtlich vom Montblanc in ſtrahlendem Glanze auf und das von dem großen Schneebecken zurückgeworfene Licht war ſo blendend, daß man am Himmel nur die Sterne erſter und zweiter Größe unterſcheiden konnte. Kaum war es uns gelungen, einzuſchlafen, als wir von dem Donner einer großen Lawine geweckt wurden, welche einen Theil des Abhanges

überschüttete, den wir am folgenden Tage erklettern sollten. Bei Anbruch des Tages stand die Quecksilbersäule unseres Thermometers (Réaumur) 3 Grad unter Null.

Wir brachen spät auf, weil erst für das Frühstück und die Weiterreise Schnee geschmolzen werden mußte; er war kaum zu Wasser geworden, so wurde er auch getrunken und meine Leute, welche gewissenhaft den Wein respektierten, den ich hatte mitnehmen lassen, bestahlen mich doch fortwährend an meinem Wasservorrathe.

Wir begannen das dritte und letzte Plateau hinaufzusteigen, dann hielten wir uns links, um auf den höchsten Grat im Osten von der Spitze zu gelangen. Der Abhang ist außerordentlich steil, stellenweis 39 Grad*); er führt überall in Abgründe und dazu war der Schnee so hart gefroren, daß wir, um festen Tritt zu bekommen, Stufen einhauen mußten. Wir brauchten zwei Stunden, um diesen 500 Meter hohen Abhang zu erklettern.

Nachdem wir beim letzten Felsen angelangt waren, nahmen wir unsere Richtung wieder rechts nach Westen, um den letzten Abhang zu ersteigen, dessen senkrechte Höhe ungefähr 300 Meter beträgt. Dieses Gehänge ist nur 28—29 Grad geneigt und bietet keine Schwierigkeit; aber die Luft ist hier bereits so dünn, daß sich die Kräfte sehr bald erschöpfen. Nahe am Gipfel konnte ich nur 15—16 Schritte machen und mußte dann Athem schöpfen; ja ich bekam hin und wieder Anwandlungen von Ohnmacht, die mich zum Niedersitzen zwangen. Doch sobald die Athmung sich wieder herstellte, fühlte ich auch die Rückkehr meiner Kraft und indem ich mich wieder in Marsch setzte, meinte ich in einem Zuge den Gipfel des Berges erreichen zu können. Alle meine Leute waren, nach Maßgabe ihrer Rüstigkeit, in derselben Lage. Wir brauchten zwei Stunden vom letzten Felsen bis zur Kuppe und es war 11 Uhr, als wir auf derselben anlangten.

Meine ersten Blicke waren nach Chamounix gerichtet, wo ich meine Frau und meine beiden Schwestern wußte, ihr Auge auf das Fernrohr geheftet und alle meine Schritte mit einer gewiß zu

*) Im Vergleich mit den steilen Wänden des Piz Linard, des Matterhorns und Schreckhorns, die man in unserem Jahrhundert überwunden hat, ist diese Neigung eine mäßige.

großen Aengſtlichkeit begleitend, die aber doch nicht minder peinigend war. Es ergriff mich ein unendlich erquickendes und tröſtliches Gefühl, als ich die Fahne flattern ſah, die ſie mir verſprochen hatten in dem Momente aufzuziehen, wo ſie mich auf dem Gipfel anlangen ſehen würden.

Nun konnte ich unbekümmert das große Schauſpiel genießen, das ſich vor meinen Augen ausbreitete. Ein leichter Dunſt in den tieferen Luftſchichten raubte mir freilich den Anblick der am tiefſten und entfernteſten gelegenen Gegenſtände, alſo der Ebenen Frankreichs und der Lombardei; doch ich bedauerte dieſen Verluſt nicht allzuſehr in Anbetracht deſſen, das ich wirklich ſah. Und was ich in vollkommener Klarheit anzuſchauen das Glück hatte, das war das Miteinander aller der Hochgipfel, nach deren Bekanntſchaft ich ſo lange mich geſehnt hatte. Ich wollte zuerſt meinen Augen nicht trauen, es erſchien mir wie ein Traum, als ich zu meinem Fuße dieſe hocherhobenen majeſtätiſchen Gipfel, dieſe ſchrecklichen Nadeln: die Aiguille du Midi, d'Argentières, du Géant — erblickte, an deren Fuß zu gelangen mir ſchon ſo ſchwierig und gefährlich geworden war. Ich erfaßte ihre Verhältniſſe, ihre Verbindung, ihren Aufbau und ein einziger Blick löſte Zweifel, welche jahrelange Arbeit nicht zu beſeitigen vermochte.

Unterdeſſen hatten meine Führer das Zelt aufgeſchlagen und richteten unter demſelben den kleinen Tiſch zu, auf dem ich meine Experimente über das Sieden des Waſſers anſtellen wollte. Doch als ich mich anſchickte, mit meinen Inſtrumenten zu hantieren, mußte ich jeden Augenblick meine Arbeit unterbrechen, um wieder Athem zu ſchöpfen. Wenn man erwägt, daß die Queckſilberſäule des Barometers nur auf 16 Zoll 1 Linie ſtand [43,5 Centimeter], alſo die Luft nur die Hälfte ihrer gewöhnlichen Dichtigkeit hatte, ſo wird man es begreiflich finden, daß die Lungen mit öfteren Athemzügen nachhelfen mußten. Dieſe ihre Arbeit beſchleunigte auch den Blutumlauf und die Arterien hatten am Druck der äußeren Luft kein Gegengewicht mehr. Wir waren alle ſo zu ſagen im Fieber und ſelbſt nach 4 Stunden unſeres Aufenthaltes auf dem Gipfel machte mein Puls noch 100 Schläge in der Minute, der von Peter Balmat 98, der von meinem Diener 112, während ihre Pulsſchläge in der Tiefe 49 (P. Balmat), 60 (mein Diener) und 72 der meinige betrugen.

Wenn ich mich ganz ruhig verhielt, verspürte ich kein Unwohlsein, mit Ausnahme von etwas Herzbeklemmung; sobald ich mich aber anstrengte und meine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand heftete, oder mich bückend meine Brust zusammenpreßte, mußte ich mich erst eine Weile ausruhen und wieder Athem gewinnen. Meine Führer machten die nämliche Erfahrung. Keiner verspürte Eßlust und unsere Lebensmittel, die unterwegs gefroren waren, reizten auch wenig unsern Appetit. Nach Wein und Branntwein verlangten sie gar nicht; hatten sie doch bereits erfahren, daß die starken Getränke, weil sie den Blutumlauf beschleunigen, auch das Uebelbefinden steigern. Nur das frische, aus dem Schnee gewonnene Wasser bekam allen ganz wohl.

Nach dem von mir angestellten Versuche kam das Wasser bei 68,993 Grad Hitze zum Sieden, während es am Meeresufer mit demselben Apparat 80 Grad (R) brauchte.

Das Thermometer, 1,3 Meter über dem Boden aufgehängt, zeigte im Schatten des Stockes, an dem es hing, um 12 Uhr Mittags — 2,3°, in der Sonne — 1° (1 Grad unter dem Gefrierpunct). Um 3 Uhr Nachmittags in der Sonne — 1,3°, im Schatten — 2,5°, während an demselben Tage die Temperatur in Genf über 22 Grad Wärme betrug, nämlich 22,6°.

Die Barometerberechnungen ergaben für den Montblancgipfel eine Höhe von 2450 Toisen = 14,700 par. Fuß = 4775 Meter*).

Das Hygrometer zeigte die Luft auf dem Montblanc sechsfach trockener als die von Genf.

Um die Farbe des Himmels zu bestimmen, hatte ich verschiedene Papierstreifen gefärbt und zwar mit Azurblau von 16 Nüancen. Die dunkelste hatte ich mit Nr. 1 bezeichnet bis zu der möglichst blassen Nr. 16. Auf jedem Papier hatte ich drei ganz gleich gefärbte Vierecke angebracht; davon überließ ich je eins Herrn Senebier in Genf, das andere meinem Sohne in Chamounix. Der Vergleich zeigte, daß am 31. Auguſt um Mittag zu Genf die Färbung des Himmels die von Nr. 7, zu Chamounix die von Nr. 5, die des Montblanc zwischen Nr. 1 und 2, also nahezu die allertiefste war.

Vom Thierleben bemerkten wir nichts, als beim Hinaufsteigen zwei Schmetterlinge, eine graue Phaläne (Nachtschmetterling) und

*) Die neuen Messungen haben etwas mehr ergeben: 4810 Meter.

einen Tagfalter, ich glaube, es war ein Myrtil; er überflog den äußersten Abhang des Montblanc etwa 200 Meter unter dem Gipfel. Sie waren wohl beide durch Winde hinaufgeführt worden.

Die Kuppe des Montblanc bietet keine Ebene, sie ist der verlängerte auf dem höchsten Punkte fast ebene Grat. Nach Süden ist der Abhang sehr sanft, etwa 15 bis 20 Grad; nach Norden 45 bis 50 Grad, also ziemlich steil. Dieser Grat ist sehr schmal und auf seiner Spitze fast schneidend, so daß kaum zwei Personen nebeneinander gehen können; aber er rundet sich nach der Ostseite hin ab, während er nach Westen hin ein vorspringendes Dach bildet, das gegen Norden abfällt. Der ganze Gipfel ist mit Schnee bedeckt und der nackte Fels springt nicht hervor. Der Schnee ist schieferig, fest, an einzelnen Stellen mit Glatteis überzogen; nicht ohne Mühe stößt man den Stock hinein. Die Abhänge des Gipfels sind mit einer Kruste gefrorenen Schnees bedeckt, die unter den Füßen leicht bricht.

Oestlich vom Gipfel stehen ganz nahe beieinander zwei kleine Felsen, beide Granit, wie alles Gestein des Montblanc. Der größere von beiden mußte vor Kurzem vom Blitze getroffen sein, denn wir fanden seine Trümmer nach allen Seiten hin auf dem frischen Schnee zerstreut.

Ich blieb auf dem Gipfel bis $3^1/_2$ Uhr und obwohl ich keinen Augenblick verloren hatte, konnte ich doch die $4^1/_2$ Stunden meines Aufenthalts nicht so ausnutzen, wie ich es am Meeresufer im Stande gewesen war. Von meinen Untersuchungen brachte ich nur die zu Ende, welche mir die wichtigsten schienen.

Der Abstieg ging viel leichter von statten, als ich gehofft hatte. Da die Bewegung, welche man beim Hinabsteigen macht, nicht das Zwerchfell zusammendrückt, wird auch die Athmung nicht beengt und man braucht nicht alle Augenblicke Luft zu schöpfen. Dennoch war das Herabklettern auf das erste Plateau zuerst mühsam und die Sonne brannte dermaßen auf die Schneegründe zu unseren Füßen, daß wir den Kopf gut verwahren mußten, um nicht darunter zu leiden. Das Nachtlager wurde wieder auf dem Schnee gehalten, doch dies Mal 400 Meter tiefer, als in voriger Nacht. In dem Felsen, an welchem wir unser Zelt aufschlugen, hatte sich ein Rasen von blühender Silene acaulis (Zwerg-Silene — nelkenartig) entwickelt, die höchst hinaufsteigende Blüthenpflanze, die ich am Montblanc traf; die Meereshöhe betrug nämlich 3450 Meter.

Ich konnte mich nun überzeugen, daß es nur die Verdünnung der Luft war, welche unſer Wohlbefinden ſtörte; denn wäre unſere Unpäßlichkeit blos von der Anſtrengung des Steigens herbeigeführt worden, ſo hätten wir jetzt, da wir von der langen und mühſamen Arbeit des Herabkletterns noch viel müder waren, auch kränker ſein müſſen. Im Gegentheil aber verzehrten wir unſer Abendbrod mit gutem Appetit und ich konnte meine Beobachtungen ohne das geringſte Unwohlſein ausführen. Ich glaube ſogar, daß die Grenzlinie, über welcher dieſes Unwohlſein beginnt, für jeden Einzelnen ſcharf beſtimmt iſt. Ich befinde mich noch ganz wohl bei 3700 Meter Meereshöhe; ſobald ich jedoch höher ſteige, treten die körperlichen Beſchwerden ein*).

Am folgenden Tage fanden wir den Gletſcher von La Côte durch die Hitze der beiden vergangenen Tage ſehr in Unordnung gebracht und das Hinabſteigen war viel ſchwieriger als das Hinaufgehen. Um einer breiten Spalte, die ſich erſt während unſerer Reiſe gebildet hatte, auszuweichen, waren wir genöthigt, einen Schneeabhang von 50 Grad Neigung hinabzurutſchen. Endlich, um $9^1/_2$ Uhr, gelangten wir auf den Bergrücken von La Côte, ſehr zufrieden, uns nun auf einem Boden zu befinden, der unter unſern Füßen nicht einſank.

Dort traf ich Herrn Bourrit, der einige meiner Führer ſogleich in Dienſt nehmen wollte, um mit ihnen auf der Stelle nach dem Gipfel zurückzukehren; allein ſie fühlten ſich zu ſehr angegriffen und verlangten erſt nach Chamounix zurückzukehren, um ſich dort auszuruhen. So ſtiegen wir denn alle vergnügt zur Prieuré hinunter, wo wir zum Mittageſſen anlangten. Ich hatte die Freude, alle meine Leute geſund und wohl zurückzubringen; Geſicht und Augen hatten nicht gelitten, da wir ſie mit ſchwarzem Krepp geſchützt hatten. Dieſe

*) Sauſſure hat hier doch wohl überſehen, daß auch für jedes Individuum die körperliche Dispoſition zu verſchiedenen Zeiten verſchieden iſt, wie auch die Spannung und Beſchaffenheit der Luft derſelben Höhen wechſelt. Iſt die Luft mit Elektricität geſättigt, namentlich vor Ausbruch eines Gewitters, dann tritt auch die Abſpannung ſchneller und ſtärker ein. Nach Sauſſure ſind die Montblancbeſteigungen populär geworden und viele haben ſie ohne alle Uebelkeit und körperliches Mißbehagen vollbracht. Früher fabelte man, daß, wenn man höher als 3000 Meter aufſteige, das Blut aus Naſe, Mund und Ohren dringe in Folge des geringen Luftdruckes. Jetzt weiß man, daß ſelbſt das Naſenbluten eine Seltenheit iſt. Aber Andrang des Blutes nach dem Kopfe findet in der verdünnten Luft allerdings ſtatt und erzeugt nicht ſelten eine große Schläfrigkeit.

Vorsicht hatte uns vor dem Schicksal der ersten Besteiger bewahrt, die halb blind, mit verbranntem und aufgesprungenem Gesicht zurückgekehrt waren. — —

In Chamounix wurden bei der glücklichen Rückkehr der Karawane die Glocken des Kirchspiels geläutet und auch ein kirchliches Dankfest gefeiert, hatte doch der Himmel ein Werk gesegnet, an welchem menschliche Kraft und Geschicklichkeit scheitern konnte. Es feierten aber nicht blos menschlicher Muth und fester Wille, menschliche Ausdauer und Beharrlichkeit einen Triumph, auch die Wissenschaft hatte einen ihrer schönsten Siege erfochten, sie hatte in der Person Saussure's das Chamounixthal und den Montblanc erobert und ein Ideal für alle künftigen Bergfahrten aufgestellt, dem die besten Naturforscher nacheiferten. Die Geologie hat ihre Heimath in den Bergen.

Für das arme Chamounixthal wurde die Saussure'sche Expedition, von der man in der ganzen gebildeten Welt erzählte, das größte Ereigniß, denn das Hochthal wurde fortan der Magnet für zahllose Reisende, die seine Wunder mit eigenen Augen sehen wollten.

Jetzt ist eine Montblancfahrt nichts Seltenes und wurden in der Folge verschiedene Anstiegsrouten versucht und ausgeführt; besonders waren es kühne englische Bergtouristen, Mitglieder des „Alpine Club", die selbst die schwierigsten Anstiege erzwangen; auch wurde die Spitze schon wiederholt von Damen bestiegen.

Im Jahre 1854 wurde der Montblanc von Rev. Charles Hudson (abgestürzt bei der ersten Matterhornbesteigung), E. S. Kennedy, C. Ainslie und Brüder Smiths ohne Führer von St. Gervais über die Aiguille du Goûter, den Dôme du Goûter hinab zum Grand Plateau, dann hinauf über den Corridor und Mur de la Côte erstiegen. Einen bewundernswerthen Anstieg vollzogen im Jahre 1864 die Herren Moore, G. Mathews, Horace und Fr. Walker mit den Führern Jakop und Melchior Anderegg und 2 Trägern, indem sie von der Felseninsel inmitten des Brenva-Gletschers ausgehend diesen überschritten und nun unter unsäglichen Mühen Eisabstürze und Felswände erkletterten und um 3 Uhr Nachmittags auf die Spitze gelangten.

Neben einigen noch zu nennenden sehr schwierigen Besteigungen wären als Parforcetouren zu erwähnen die Besteigung des Mont-

blanc in einem Tage (18 Stunden) von Chamounix und zurück ausgeführt von dem Amerikaner Mr. Taylor mit dem Führer Melchior Anderegg.

Mr. F. Morshead überbot diesen noch, indem er dieselbe Tour allein ohne Führer und Begleiter am 21. Juli 1865 in 16 Stunden ausführte.

Uebernachtet haben auf dem Gipfel der berühmte Alpentourist und Forscher Dr. Tyndall im Jahre 1859 mit Dr. Frankland und im Jahre 1873 vom 6.—7. August Leslie Stephen, James Eccles, Gabriel Loppé.

Die gewöhnliche Besteigung findet in der Weise statt, daß man auf den Grands Mulets, einer Felseninsel im Bosson-Gletscher, übernachtet, da daselbst 2 Hütten errichtet sind, deren eine, Hôtel des Grands Mulets genannt, aus Stein sehr fest gebaut, eine Herren-, Damen- und Dienerstube hat und mit Küchen, Oefen, Matratzenbetten und Lebensmitteln versehen ist.

Trotz aller Bequemlichkeit und allen Hülfsmitteln, welche man den Reisenden bietet, läßt sich die wilde Alpennatur nicht zähmen und an Unglücksfällen hat es bis auf die neueste Zeit nicht gefehlt.

Am 20. August 1820 bestand ein Dr. Hamel mit Colonel Anderson trotz Abrathen der Führer darauf, die Spitze des Montblanc von den Grands Mulets zu erreichen; eine Lawine verschüttete die Aufsteigenden, drei Führer blieben todt.

Am 15. August 1860 war ebenfalls eine Lawine die Ursache, daß drei Engländer und ein Führer ihren Tod fanden.

Am 13. Oktober 1866 wollte der englische Kapitain Arkwright mit 3 Führern den Montblanc auf dem Balmat'schen Wege ersteigen, als sie vor der furchtbar steilen Wand, die zu dem Rochers-Rouges führt von einer über die Wand herabstürzenden Eislawine zerschmettert wurden. Das Jahr 1870 erforderte die meisten Opfer; am 2. August stürzte Mrs. Marke mit dem Knecht aus dem Grands Mulets Olivier Gay in eine Gletscherspalte; am 6. September versuchten zwei Amerikaner John Randall und John Bean, ein Engländer Mac Corkendale mit 3 Führern und 6 Trägern, im ganzen 12 Menschen, den Montblanc zu besteigen. Sie gingen von den Grands Mulets bei schönem Wetter aus, doch änderte sich dieses sehr rasch und alle kamen in einem fürchterlichen Schneesturme um. So ließen sich noch einige

Unglücksfälle herzählen, die zeigen, daß der „Monarch“ wenn auch bei gutem Wetter unschwer zu ersteigen, doch durch Lawinen, Gletscherspalten und Unwetter entsetzlich werden kann.

3. Dr. W. Pitschner's Montblanc-Besteigung am 1. und 2. August 1859.

Dr. Wilhelm Pitschner, von Geburt ein Norddeutscher (Preuße), Privat-Dozent an der Akademie zu Genf, unternahm mit dem naturwissenschaftlichen Zweck, mikroskopische Untersuchungen über das kleinste Pflanzen- und Thierleben anzustellen, am 31. Juli und die folgenden Tage eine Montblancfahrt, die er in dem bald darauf von ihm verfaßten und mit einem Atlas versehenen Werke: Der Montblanc. Darstellung der Besteigung desselben ꝛc. ꝛc. 2. Auflage (Genf, 1864) schilderte.

Nachdem er 14 Tage lang auf die Gunst des Wetters gewartet hatte, wurde am Donnerstag Abend (28. Juli) der Abmarsch für den Morgen des folgenden Tages bestimmt. August Balmat, der Enkel des berühmten Jakob, sollte ihn führen. Dieser hatte in der Nacht vom 28. zum 29. Juli vorsichtig den Gipfel des Berges und die umliegenden Schneefelder beobachtet und war zu dem Schluß gekommen, daß trotz des heiteren Himmels eine Auffahrt noch nicht zu wagen sei, weil ein großes Schneegestöber auf dem Gipfel und dem großen Plateau in der Nacht und am Morgen gewüthet habe und noch fortdauere. „Der Montblanc raucht seine Pfeife“, so bezeichnete er die Erscheinung, und Dr. Pitschner selber konnte durch's Fernrohr sich überzeugen, wie die stoßweise gehobenen Schneemassen wolkenartig fortgeschleudert wurden. Aber noch im Laufe desselben Tages beruhigte sich der Berg. Die Führer sagten, nun habe der Montblanc seine Pfeife ausgeraucht und sei in guter Laune. Es wäre nun kein Hinderniß mehr vorhanden gewesen, am folgenden Sonnabend die Besteigung zu beginnen, wenn nicht eine abergläubische Meinung eines der Führer von dem Unternehmen für diesen Tag abgeschreckt hätte.

So nahete der sonnenhelle freundliche Montags-Morgen des 31. Juli. Im klaren Aether des Morgensonnenscheins ragte der majestätische Gipfel des Berges wie eine Riesenkuppel, mit einem strahlenden Schnee- und Eispanzer bedeckt, in den dunkelblauen

Himmel hinein — und der tausendfach zersplitterte Felsrücken mit seinen gletscherbeladenen Abhängen, sowie die aus der öden Schneewüste hervorragenden isolierten Felsoasen wurden an diesem Morgen von einem reineren Lichte begossen, mit einem festlicheren Kleide geschmückt, als man es seit langer Zeit gesehen hatte.

Dr. Pitschner hatte vier Führer und fünf Träger in Dienst genommen; sie gingen erst zur Messe, um an geweihter Stätte den Beistand Gottes zu erflehen und nahmen dann von den ihrigen einen sehr bewegten Abschied. Außer den wissenschaftlichen Instrumenten führten die Träger Eishauen, Gletscherseile, wollene Decken, Laternen, eine große Anzahl von Alpenstöcken, einige Kochgefäße und andere nothwendige Geräthschaften mit sich. Der Holzbedarf konnte an der oberen Grenze des Baumwuchses angesammelt werden und die Leitern zur Ueberschreitung der Gletscherspalten fanden sich damals schon wohl aufbewahrt am Fuße eines Felsblocks in 2600 Meter Höhe, welcher den Namen „Leiterstein" erhalten hatte. Lebensmittel waren für drei Tage vorhanden.

So ausgerüstet und auch mit Winterkleidern wohl versehen, passierte die kleine Karawane die Brücke von Chamounix, welche sie auf das linke Ufer der Arve brachte, die ihr trübes und eiskaltes Wasser fast von allen Gletschern am nordwestlichen Abhange der Montblanckette erhält. Nachdem man einige Weiler und das Dörfchen Barats passiert hatte, stieg man die waldbedeckten Abhänge der Aiguille du Midi von Chamounix hinan, so genannt, weil die Sonne zur Mittagszeit gerade über ihrer Spitze steht. Am Fuße dieser unersteiglichen Felsennadel liegen mächtige Felsblöcke in wildester Unordnung zerstreut; schlanke Nadelholzbäume und eine reiche Flora sprießt aus dem fruchtbaren Boden dieses Felsenmeeres hervor. Durch den Pélerins-Wald, über den breiten Waldstrom Favrans ging es zur Cascade von Dard (die Ravine Blanche, von dem Pélerins-Gletscher kommend, fällt fast 20 Meter senkrecht hinunter), dann mit anmuthigen Rückblicken auf das Thal und den gegenüberliegenden Berg Brévent führte der Weg immer strenger aufwärts, bis man um ein Viertel vor 11 Uhr zur letzten menschlichen Wohnung, nämlich der Sennhütte von Barats gelangte.

Höchst malerisch liegt diese Hütte in der lichten Waldung der grünen Alp, umgeben von würzigen Hochweiden, auch noch durch

Lerchen- und Finkenſchlag belebt. Die Hütte wird natürlich nur im Sommer bewohnt.

Ueber ſteile Abhänge ging es dann zur Pierre pointue, einem koloſſalen Felsblock, der in einer halben Stunde erklommen wurde und eine herrliche Ausſicht auf das Chamounix-Thal und die jenſeits deſſelben liegenden Berge gewährt, unter denen der ſchneebedeckte Brévent und der gletſcherbeladene Buet hervortreten*).

Die Strahlen der Mittagsſonne brannten um ſo empfindlicher, als man in den Morgenſtunden ſich der Waldeskühle erfreut hatte. Doch belebte mancher freundliche Anblick den Muth, ſo ein ganzer kleiner Wald von purpurrothen Alpenroſen, ſtellenweiſe von ſeltſam geſtalteten Gnaphalien (Katzenpfötchen), von bunten Orchideen und aromatiſchen Artemiſien. Nahe am Rande des Gletſchers blühte noch das himmelblaue Vergißmeinnicht, die Rosa alpina und zierliche Alpenglocken.

Allmählich ſchrumpften Sträucher zu niederem Gebüſch, die kräftigen Alpenblumen zu niederem Raſen ein; nur die Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) mit ihren fünfnadligen ſteifen Blättern behielt ihren trotzigen Wuchs.

Die Geſellſchaft ſah ſich plötzlich in pflanzenloſen Stein- und Geröllhalden; die Träger, welche den Holzvorrath in Bündeln geſammelt hatten, keuchten langſam heran; man machte dann Halt auf dem Höhenpunkte an der Aiguille du Midi, der zwiſchen dem Pélerins-Gletſcher und dem Boſſon-Gletſcher liegt, unter dem bereits erwähnten Granitblock, welcher Pierre à l'Echelle (Leiterſtein) genannt wird. Die Leitern lagen da wohlaufbewahrt.

Nachdem die leichte Sommerkleidung mit einer herbſtlichen Gletſcherkleidung vertauſcht worden war, wurde die Mittagsmahlzeit gehalten und nach einem Aufenthalt von 25 Minuten der Marſch fortgeſetzt.

Der Leiterſtein hat eine herrliche Ausſicht, denn er liegt frei an der äußerſten Grenze des Baumwuchſes und beherrſcht die Berg- und Alpenregion. Im Nordweſt erſtreckt ſich der Horizont bis an den Jura und Genferſee, im Norden überblickt das Auge mit einem Mal

*) Der Pavillon de la Pierre pointue iſt ein Lieblingsausflug der Gäſte von Chamounix: es iſt eine gute Wirthſchaft dort etabliert; geübte Bergſteiger beſteigen von da die Felsſpitze.

die durchwanderte Berg- und Alpenregion und folgt den Windungen des Chamounix-Thales in seiner ganzen Ausdehnung; an dem Gehänge der gegenüberliegenden Thalweite treten deutlich hervor die Sennhütte von Planbraz und die berühmte Flegère*), über denen der Brévent und die Aiguilles rouges ihre Gipfel stolz erheben; weiter im Hintergrunde liegt der schneebeladene Buet, während im Nordost der Pélerinsgletscher und im Südwest der Bosson-Gletscher drohend herabschauen, als wollten sie den Felsenkamm des Leitersteins von beiden Seiten zusammendrücken. Im Süden endlich erhebt der Gipfel des Mittagshornes seine Felsenstirn noch 1200 Meter, und der Dom des Montblanc sein vom ewigen Firn beladenes Haupt noch 2000 Meter über jenen Ruhepunkt empor.

Von wilder Pracht ist der Blick auf die Eismassen der Bosson-Gletscher und Taconnay, die sich hier in nicht großer Ferne begegnen. Hochaufgethürmt liegen da ungeheure Eisblöcke, quadratisch gestaltet und grünlich schimmernd**); sie sperren den Pfad oder bilden schaurige Thore, die mitunter nur kriechend passirt werden können. Le danger des Séracs (die Gefahr der Séracs) — so nennen die Führer jene Eisgruppirungen. Auf der anderen Seite bemerkt das bewaffnete Auge Eisbrücken, von Trümmern der Gletscherlawinen gebildet, die sich über die Ränder furchtbarer Tiefen hinüberbiegen. Dort erhebt sich wieder ein scharfer Eiskamm rechts und links mit weit geöffneten Schründen (crévasses), oder es drohen überhangende Eisklippen den Sturz.

Nach einigen Minuten Aufsteigens ward der Bosson-Gletscher betreten und die ganze Gesellschaft zur Vorsicht mit dem Seile verbunden. Sie theilte sich in zwei aufeinanderfolgende Kolonnen; zur ersten gehörten drei Führer und zwei Träger. Recognoscierend rückten diese eisgewohnten Savoyarden, von Balmat besonders instruirt, unter Anführung des erfahrenen, aber fast verwegenen Simon Cachat mit ihren Eishauen den Weg sich bahnend, Schritt für Schritt allmählich voran. Balmat blieb in der zweiten Kolonne in der Nähe des Dr. Pitschner und leitete von hier aus den ganzen

*) Ein Sporn der Aiguille de Charlanoz, mit großartiger Aussicht auf das mer de glace und fünfundzwanzig andere Gletscher.

**) Da ihre Form an die Gebirgskäse (séracs) erinnert, nannte sie Saussure auch Séracs.

Zug. Noch waren nicht zwanzig Minuten verflossen von dem Augenblicke, da der Fuß den Gletscher betreten hatte, als eine donnernde Schlaglawine in nicht zu großer Ferne die ganze Karawane festbannte und die Führer mit schreckgebleichten Gesichtern sich nach dem Erguß derselben umsahen. Von der Felsenstirn der Aiguille du Midi waren ungeheure Eismassen auf den oberen Theil des Bossons-Gletschers herabgeschleudert worden und bedeckten weit und breit das Eisfeld, theils füllten sie viele der klaffenden Spalten desselben aus.

Nach wenigen Minuten rückte man zwischen den drohenden Eisblöcken weiter vor, bald auf schmalen Eiskämmen, bald in tiefen Abgründen, bald über wild zerklüftete Eismassen, immer still und schweigsam. Wenn die Karawane auf diesen Eiskolossen des Bossons-Gletschers erscheint, dann verfolgt man ihren Weg mit dem Fernrohr von Chamounix aus. —

Weiter ging es dann über die große Mittelmoräne des Gletschers und endlich, nach viertelstündigem Ringen, ward der Felskamm erreicht, der zum Hauptwegweiser in dieser Eiswüste dient. Aber er ist ringsum mit Eis- und Felstrümmern bepanzert und zu den Eisblöcken des Bosson-Gletschers treten hochaufgestaut die starren Wogen des Gletschers von Taconnay. Um auf die Höhe der Felseninsel zu kommen, muß ein weiter Umweg gemacht werden.

Wiederum schreitet die Kolonne vor und ihr Führer meldet, daß ein steiler Eisabhang erklommen werden müsse; es werden mit Axt und Beil Stufen eingehauen, der kühnste erklettert die schroffe Wand zuerst und die anderen werden an dem nachhelfenden Gletscherseil hinaufgezogen. Auf der scharfen Kante der Eismauer angelangt, gilt es wieder über Abgründe muthig hinüberzuspringen, endlich wird der Schritt gehemmt, eine breite tiefe Spalte gähnt den Vordringenden entgegen — nun wird die Leiter geholt und am Seile gehalten rutscht einer nach dem andern auf den Knieen hinüber. Noch einmal lösen Felsblöcke die Eistrümmer ab; nachdem auch diese erklettert sind, ist man — Abends 7 Uhr — auf der Höhe angelangt, welche der Grand Mulet (große Maulesel) heißt. Die niedrige Bretterhütte auf einem flachen Vorsprunge dieser Felseninsel ist das Gasthaus, das die Wanderer für die Nacht beherbergt*).

*) Wie schon bemerkt wurde, sind jetzt zwei Hütten vorhanden, von denen die eine verhältnißmäßig comfortabel eingerichtet ist.

Nach einer viertelstündigen Ruhe wurde der Körper in die wärmsten Kleider gehüllt und bei einem frugalen Abendbrot theilte Balmat den Plan für die weitere Wanderung mit. Da Dr. Pitschner für seine Untersuchungen möglichst viel Zeit brauchte, so wurde beschlossen, nur 6 Stunden Rast zu halten. Er konnte nicht lange in der Hütte bleiben, genoß zuvörderst das prachtvolle von der Abendsonne beleuchtete Naturbild, beobachtete dann die Entwickelung der Wolken an dem bis gegen Abend heiteren Himmel und ging darauf an das Sammeln von Moos und Flechten, die als kleine Urwälder Wände und Spalten der Felsen überzogen. Diese Moosgebilde wurden, nachdem sie 3 Monate lang trocken gelegen hatten — Dr. Pitschner wurde nach seiner Montblancreise von einer hartnäckigen Krankheit befallen — dann an Professor Ehrenberg nach Berlin gesandt zur Untersuchung ihrer mikroskopischen Bewohner. Und siehe, es gelang, noch mehrere der kleinsten Wesen in Thätigkeit zu bringen. Zumeist fand sich in den Moosen ein Räderthierchen Callidina rediviva (das wiederauflebende Schönrädchen), das schon nach fünf Minuten unter Wasser präparirt ganz munter wieder umherkroch und wirbelte. Auch zwei bärenartige Spinnenthierchen (Macrobiotus Hufelandii und Echiniscus actomys) wurden bald mit den Füßen thätig, und Callidina sexdentata (sechszähniges Schönrädchen) wanderte auch nach wenigen Stunden kräftig umher. Auch ein dem Euplotes (Nachenthierchen) ähnliches polygastrisches Thierchen wurde gesehen.

Im geschmolzenen Schnee, den Dr. Pitschner in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte sammelte, lebten verschiedene polygastrische Thierchen, u. A. ein Kapselthierchen (Arcella), ein Keilbäumchen (Gomphonema), ein Stelzenkorn (Cocconema), ein gewöhnliches Schiffchen (Navicula) und ein Prachtschiffchen (Eunotia).

Von Blüthenpflanzen fand Dr. Pitschner die schon oben in Saussure's Schilderung erwähnte Zwerg-Silene ferner die schweizerische Aretia (Aretia helvetica) — die ihren Namen einem schweizerischen Gottesgelehrten verdankt, der die Blumen um ihres Friedens willen liebte und pflegte; ferner die Alpen-Camille (Chrysanthemum alpinum) und die schwarze Schafgarbe (Achillea strata), das einblüthige Berufskraut (Erigeron uniflorum), das auch auf den schweizerischen und lappländischen Alpen einheimisch ist. Von Stein-

brecharten die Saxifraga muscoides und bryoides. Auch eine Graslilie (Luzula spicata) mit ährenförmigem Blüthenstande war in Blüthe und zwei Gräser fehlten der Felsoase auch nicht, das kleine Rispengras (Poa minor) und eine Haferart (Avena subspicata).

Interessant war die Aussage der Führer, daß auch „graue Mäuse" den Grand-Mulet-Fels bewohnten, eine 3000 Meter hohe Residenz!*)

Um halb zehn Uhr gingen alle zur Ruhe, denn gegen 1 Uhr Mitternacht sollte die Wanderung auf den Gletscher- und Schneefeldern fortgesetzt werden. Da der Wind durch verschiedene Spalten des schwachen Bretterwerks der Hütte blies, so kroch Dr. Pitschner unter das schräge Dach, um den außerordentlich klaren Sternenhimmel desto besser beobachten zu können. Zwei wollene Decken hüllten den Körper ein; der wohl eingewickelte Kopf hatte einen Stein zum Kopfkissen. Die Führer legten sich zusammengekauert in der Hütte nieder.

Nach etwa zwanzig Minuten erquickender Ruhe wurden alle wie durch einen elektrischen Schlag von dem Donner zweier Lawinenstürze wieder aufgeweckt, die aus der Richtung der Aiguille du Midi und der Monts Maudits in schauerlichem Krachen sich herabwälzten und erst nach einigen Minuten zur Ruhe kamen. Der Fels erzitterte und Herr Pitschner erhob sich, um die Spuren der angerichteten Verheerung zu erspähen. Welch ein Bild! Von zwei verschiedenen Seiten her rutschten die leuchtenden Eismassen mit wachsender Kraft auf dem gemeinsamen Gletscher hinab und rissen mit unwiderstehlicher Gewalt alles hinweg, was ihnen in den Weg kam. In Bombensprüngen erhob sich das geborstene Eis zu tausend und aber tausend größeren und kleineren Stücken.

Tief bewegt von dem Anblicke ließ sich Dr. Pitschner wieder auf seinem Lager nieder, aber an Schlaf war für ihn nicht zu denken, denn bald wiederholten sich die Stöße und das dumpfe

*) Hugi fand im Winter 1832 nach einer Wanderung über den Grindelwaldgletscher in einer verschneiten Hütte die „graugelben Thierchen", die er als eine noch nicht beschriebene Art von Mäusen erkannte; ihre Länge bis zur Schwanzspitze maß 25 Centimeter, die Hinterfüße waren verhältnißmäßig lang, Schwanz und Ohren nackt. Im Jahre 1841 entdeckte sie der Naturforscher Martins auch auf dem Finsteraarhorn in einer Höhe von 3500 Meter und nannte sie Arvicola nivalis (Schnee-Erdmaus), Alpenratte.

Krachen der Eiskoloſſe. Die Führer hielten dieſe Lawinenſtürze für günſtig zur weiteren Wanderung nach dem Gipfel des Berges, ſofern die gefürchtete Lawinenſtraße am Dôme du Goûter, die bei jeder Beſteigung überſchritten werden muß, größere Sicherheit gewährte.

Dieſen Schreckensſcenen gegenüber erzählte der Himmel von ſeinen Wundern mit ſeiner hehren flammenden Schrift der Sterne, die ein ſo ruhiges mildes und klares Licht ausgoſſen, wie man es aus dem Dunſtkreiſe der Ebene gar nicht ſehen kann. Selbſt die Sterne ſechster Größe und ſelbſt viele der ſiebenten Größenklaſſe wurden ſichtbar und das Funkeln hatte gänzlich aufgehört. Ferner hatte Dr. Pitſchner Gelegenheit, in ſeinem allerdings großen Geſichtskreiſe von 10 Uhr Abends bis halb 1 Uhr Mitternacht nicht weniger als 42 Sternſchnuppen-Meteore zu beobachten, von verſchiedener Größe und Farbe: weiße, gelbliche, röthliche und grünliche, welche nach verſchiedenen Richtungen in feurigen Straßen den Himmel durchſchnitten.

Bald nach Mitternacht erhoben ſich alle von ihrer Lagerſtätte. Der Nachtreif hatte in zierlichen Geſtalten ſich auf Decken und Kleider gelegt und der von der Kälte durchdrungene Körper verlangte nach einem warmen Frühmahl. In wenigen Minuten war es bereitet und ebenſo ſchnell verzehrt und nun wurde die zweite größere — zwanzigſtündige — Gletſcherfahrt angetreten.

Die Führer bedeckten ihr Geſicht mit einer Leinwandlarve und ſchützten ihre Augen durch blaue Schneebrillen und grüne Schleier. Dr. Pitſchner, um in ſeinen Beobachtungen nicht gehindert zu werden, begnügte ſich mit einem einfachen Schleier. Die Lebensmittel und anderes Gepäck wurden großentheils in der Grand-Mulet-Hütte zurückgelaſſen; nur einen kleinen Mundvorrath nahm man mit, da Balmat verſicherte, der Appetit würde fortan ſehr gering ſein. Dagegen wurden einige Flaſchen alten Weins und auch einige Fläſchchen wohlriechenden Waſſers mitgenommen, das zu Einreibungen dienen ſollte, welche die Führer nicht genug empfehlen konnten.

An das Gletſcherſeil gebunden, verließen die Wanderer gegen 1 Uhr ihre Hütte; zwei kleine Laternen zeigten den umhertappenden Füßen die Klüfte, welche von Felstrümmern bedeckt waren, über die ſie hinabklettern mußten, um auf den Gletſcher von Ta-

connay zu gelangen. Nach 15 Minuten hatten ſie die Eiswogen erreicht. Der geübte Blick der Führer erſpähete in der Richtung des helleuchtenden Dôme du Goûter den gefahrloſeſten Weg. Doch bald kamen ſie an weit geöffnete Gletſcherſpalten, über welche die Leiter gelegt und auf allen Vieren hinübergekrochen werden mußte.

Noch leuchteten die Sterne mit ſeltenem Glanze und deuteten auf die Ankunft eines heiteren Tages. Tief erſchütternd wirkte die einſame Größe der gewaltigen Natur und die feierliche Todtenſtille auf das Gemüth. Nach anderthalb Stunden war die Lawinenſtraße am Abhang des Dôme du Goûter erreicht. Es war eine „Straße der Schrecken", die ſie nun paſſierten, denn von den Schultern des 3600 Meter hohen Gletſcherrieſen hingen drohend die ſchweren Schnee- und Eismaſſen herab, die herabzuwerfen nur eines leichten Anſtoßes bedurfte. Keiner ſprach ein Wort.

So wurde um 3 Uhr 45 Minuten das kleine Plateau erreicht, eine gegen 3700 Meter hohe Hochebene. Die Nacht war ſehr kalt, der Schnee knirſchte unter den Füßen; doch am kälteſten wurde es um 4 Uhr. Es hatte ſich ein ſchneidender Nordoſtwind erhoben und das Queckſilber fiel auf — 20,5° des hundertheiligen Thermometers.

Die Ebene des kleinen Plateau iſt durch tiefe und breite Spalten zerriſſen, welche den Uebergang ſehr mühſam machen, ſo daß ſchon hier die Körperkraft ſchwinden und die Geiſteskraft erlahmen würde bei ihrer fortwährenden Anſpannung, wenn nicht die erhabenſten Gemälde der Eisregion den einſamen Wanderer anfeuerten. Auch eine intereſſante optiſche Erſcheinung feſſelte auf einige Minuten den Blick. Am fernen öſtlichen Horizonte geriethen einige Sterne in zitternde Bewegung, ſie ſtiegen aufwärts und fielen dann wieder zurück. Dieſes Sternſchwanken (das Alexander von Humboldt am 22. Juni 1799 am Abhange des Pic von Teneriffa vor dem Sonnenaufgange gleichfalls beobachtete) dauerte etwa 4 Minuten.

Der Tag fing an zu grauen, die Morgenröthe färbte den öſtlichen Himmel mit den reinſten und lebhafteſten Farben, — noch eine Weile und es loderte zuerſt der Rieſengipfel des Montblanc in dunkelrother Rubingluth auf; dann flog das Roſenlicht auch über die 3800 bis 4000 Meter hohen Vaſallen. Nur die

Gletſcheradern blieben weiß und tief unten bedeckte noch Finſterniß die Thäler.

Nach einer halben Stunde waren die Schluchten des kleinen Plateau mit Hülfe der Eishauen überwunden und gegen 5 Uhr erreichte man den Abhang des großen Plateau, umgeben von dem Dôme du Goûter, den Monts Maudits und dem Montblanc; der Nordoſtwind wurde hier ſo heftig, daß er ſtellenweis die feſtgefrornen Schneeflächen aufwühlte.

In zwanzig Minuten war auch dieſes Eisplateau überſchritten und die ermüdeten Führer machten einen Halt, um für die nächſte Partie ſich zu ſtärken. Dann wandte man ſich zu dem 3900 Meter hohen Corridor-Thal am Fuße des Gipfels, denn direct nach Süden wäre ein faſt ſenkrechter Eisabhang zu erklimmen geweſen, der über tiefe Abgründe zu den ſchneebelaſteten Rochers rouges führt. Ueber dieſe Eismaſſen erkämpfte man ſich in früherer Zeit den Weg zum Gipfel, verließ ihn aber, ſeitdem die Karawane des ruſſiſchen Akademikers Dr. Hamel im Jahre 1820 hier ſchrecklich verunglückt war.

Von Athembeſchwerden war keiner der Pitſchner'ſchen Karawane beläſtigt worden; nur der Appetit war, als das Frühmahl auf dem Grand Plateau eingenommen werden ſollte, ſehr gering; deſto tapferer hielten ſich die Führer an den Wein, da ſie meinten, die Paſſage durch das Corridor-Thal gelinge ihnen ſo beſſer. Dr. Pitſchner wurde von einem Schluck Wein völlig geſättigt.

Kaum waren ſie in dem Schneethale vorgeſchritten, ſo ſtellte ſich auch bei allen ein tiefes unterdrücktes Gähnen und eine ſehr intenſive Schlafſucht ein. Das Athmen wurde dem Dr. Pitſchner ſehr ſchwer, es entſtand ein Flimmern vor den Augen, Ohrenſauſen, Kopfſchmerz und Ekel. Er legte ſich auf den Firnſchnee hin oder vielmehr er ſank, von der Schlafſucht überwältigt, zuſammen. „Ich kann nicht weiter", ſagte er zu Balmat, „bevor ich eine halbe Stunde geſchlafen habe." Balmat rüttelte und ſchüttelte ihn, da er den Schlaf für ſehr gefährlich hielt; doch fünfzehn Minuten lang dauerte der ſchlafähnliche Zuſtand, während deſſen ein ſtarker Schweiß auf Stirn und Geſicht ausbrach. Nun befreite Dr. Pitſchner den bedeckten Kopf und das verhüllte Geſicht, rieb ſich Stirn, Schläfe und Ohren mit Firnſchnee ein, nahm ein wenig Eis in den trockenen Mund und nach ungefähr zwanzig

ſehr beſchleunigten und tiefen Athemzügen fühlte er ſich wie neugeboren. Dieſes Eisbad war vielleicht ſeine einzige Rettung. Auch ein Schluck mouſſierenden Weines bekam ihm gut; er ging 10 Schritte weit und — abermals mußte er ſich auf den Schnee niederlaſſen, die Augen fielen wieder zu, die Einreibungen mit Schnee und das Beſprengen mit wohlriechendem Waſſer mußte wiederholt werden und ſo wurde acht Mal jener Prozeß durchgemacht. Doch jedesmal konnte er einige Schritte weiter gehen.

Um 7 Uhr 30 Minuten war man endlich aus dem Schreckensthale heraus und die friſchere Luft des Nordoſtwindes wirkte belebend auf alle.

Ein letztes Hinderniß ſtellte ſich den Wallern am Fuße des erhabenen Domes entgegen: ein etwa 200 Meter hoher Rieſenwall von Eis, von den Führern Mur de la Côte genannt. Da mußten die ſchon völlig ermüdeten Leute wieder Stufen einhauen und nach einer Stunde waren ungefähr zwei Drittel dieſer Mauer erſtiegen — ein einziger Fehltritt konnte die verbundene Karawane in den Abgrund ſtürzen. Doch man kam vorwärts und um 9 Uhr war der Firſt erreicht — der Montblancgipfel lag frei vor dem überraſchten Blick.

Wenige Minuten, um in der nach Norden ganz freien Ausſicht zu ſchwelgen, dann ging es an die Erklimmung des 400 Meter hohen oben etwas flachgedrückten Schneedomes, la calotte*) du Montblanc. Wieder mußten Treppen in die Eiskruſte gehauen werden und ermattet ſank der eine hier, der andere dort nieder. Um 11 Uhr Vormittags des 1. Auguſt, nach einem zweiundzwanzigſtündigen Marſch, war der Gipfel erreicht.

Das erſte war ein Dankgebet aus dem tiefbewegten Herzen für ſo viel Schutz und Beiſtand Gottes, den die kleine Karawane ſo reichlich erfahren hatte. Durch Kanonenſalven aus Chamounix, welche, ſo lange ſie oben verweilte, in gemeſſenen Zwiſchenräumen auf einander folgten, wurde den Thalbewohnern die glückliche Ankunft auf dem Haupte des europäiſchen Alpenkönigs angekündigt.

Das Wetter war vollkommen heiter, außer einigen Schäfchen im Zenith waren nirgends Wolken, Nebel oder Dünſte ſichtbar**),

*) Plattmütze, Kappe.

**) Ein höchſt ſeltener Fall.

ſo daß auch die größten Fernen, ſelbſt noch die Hochebenen des ſüdlichen Deutſchland zum Theil erkannt werden konnten. An dem Umkreis der 4000 Quadratmeilen [220,000 Quadratkilometer] umfaſſenden Rundſicht liegen diametral entgegengeſetzt die Städte Genua und Langres, Nizza und Colmar, Avignon und Conſtanz. Im Ganzen iſt dieſes gewaltige Rundbild von ſinnenverwirrender Großartigkeit, in einzelnen Theilen lieblich und anmuthig, auf einigen Stellen ſchreckenerregend.

Der Rieſenbogen von Weſt nach Oſt im fernen Hintergrunde umfaßt: die Berge Burgunds und der Franche Comté, das Plateau von Langres, die Berge Lothringens und des Elſaß, den badiſchen Schwarzwald; ferner die ganze Kette des Jura, von Lyon bis Baſel. Die Alpen des Berner Oberlandes, unter ihnen beſonders die Gemmi, das Finſteraarhorn, die Schreckhörner, das Wetterhorn, die Jungfrau, den Mönch und Eiger; auch die Diablerets des Waadtlandes; die Schweizerberge bis an Tirols Grenze; ganz deutlich Furka, St. Gotthardt. Im nahen Oſten die mächtigen Gipfel des Monteroſa-Stockes.

Nach Süden erblickt man die Appenninen, die See-Alpen mit dem Col di Tenda und dem Monte Viſo, die Cottiſchen Alpen mit dem Mont Cenis und dem Iſeran, die Berge der Provence und Dauphiné, die Ebenen der Lombardei.

Im Vordergrunde die große Hauptmaſſe des Montblancſtockes wie eine gewaltige Schnee- und Eisinſel, eingerahmt von einem reizenden Luſtgarten von Dörfern und Städten, Weilern und Sennhütten, Flüſſen und Seen, Bergen und Thälern. Den majeſtätiſchen Gletſcherthron des Gipfels umgeben in einem länglichen Oval gegen zwanzig zum Theil unerſteigliche Felſenzinnen, jede von ihnen über 3000 Meter hoch. Beſonders ehrfurchtgebietend ſtehen die Felſennadeln von Rognes und Bionnaſſay da, die Aiguille du Goûter und du Midi (Mittagshorn von Chamounix), ferner die Aiguilles du Montblanc und de Sauſſure. Einen ſchauderhaften Anblick bietet der ſchroffe Abſturz der gezackten Felswand im Süden nach dem Ferret-Thal hin; nicht weit vom Col du Géant erhebt ſich aus dem Grat eine rieſenmäßige perpendikuläre Zinke, genannt die Aiguille du Géant. Sie bezeichnet auffallend genug den merkwürdigen Gletſcherpaß. Dann folgen die Aiguilles de Joraſſes, ihnen gegenüber, an die Aiguilles du Midi ſich anſchließend, ſtehen die Nadeln von Blaitière

und Charmoz und dieser wieder nordöstlich gegenüber die Aiguille du Bochard und die des Couvercle. Noch ist die Reihe der Riesenfelsen nicht zu Ende; da stehen noch die mächtigen Thürme der Aiguilles Vertes und das Auge sucht nach dem Jardin, dem berühmten Garten, von dem man einen so schönen Blick auf den Montblanc selber hat.

Dieser Garten ist eine kleine dreiseitige von Eisfeldern eingerahmte Felseninsel, auf welcher Frühling, Sommer und Herbst in wenigen Wochen sich folgen, um einen reichen Blumenflor und gaukelnde Schmetterlinge in's Leben zu rufen, während in der langen übrigen Zeit des Jahres der Polarwinter herrscht.

Einen höchst eigenthümlichen und ergreifenden Anblick gewähren die Gletscher mit ihrer wirklich malerischen Zerklüftung, die wie lange gestreifte Silberbänder auf den Riesenschultern des Berges hängen und zugleich segnend und verderbenbringend in die Thäler ziehen zwischen dunkeln Felsklippen und grünen Matten, auf denen Lärchenbestände ganz nahe an die Eisströme heranrücken.

Die Gestalt des Montblancgipfels scheint vielen Veränderungen unterworfen zu sein. Dr. Pitschner fand sie anders, als sie Saussure beschrieben. Die Breite 4 — 5 Meter, die Länge 180 Schritt, während die Richtung des kleinen Plateau nicht direkt von Osten nach Westen, sondern von Ost-Nord-Ost nach West-Süd-West ging.

Das Thermometer zeigte 11 Uhr 25 Minuten in der Sonne — 7,8° C., im Schatten — 8,8° C. 1,5 Meter über dem Eise. Das Barometer hielt sich auf 15 Zoll 9 Linien. [42,5 Centimeter.]

Die Farbe des Himmels war tiefblau, im Zenith Nr. 5 des Cyanometers, das aus 32 Nummern (Abstufungen vom Berliner-Blau) bestand. Auf dem Grand Mulet war die Farbe des Himmels Nr. 18, in Berlin unter gleichen Witterungsverhältnissen Nr. 27.

Auffallend war, daß auf dem Gipfel sich alle wohl befanden. Der Puls von Dr. Pitschner machte in der Minute 116 Schläge, Balmat's Puls 108, auf dem Grand Mulet jener 84, dieser 76.

Nachdem sie 1 Stunde 18 Minuten oben verweilt, traten die beglückten Wanderer Mittags 12 Uhr 18 Minuten ihren Rückzug an. Schon in einer Viertelstunde erreichten sie den ersten der beiden kleinen Felsen, die sich isoliert auf der nordwestlichen Seite der Calotte erheben; er führt den Namen Le petit Mulet supérieur und ist der höchste europäische Fels, da er 4750 Meter hoch, also nur 60 Meter

unter dem Gipfel liegt. Die erſten Spuren organiſchen Lebens fanden ſich auf dieſem Steine; doch es waren nur ſehr verkümmerte Flechten, die ſich feſt und vertraulich dem Fels anſchmiegen. In einigen Proben des verwitterten Geſteins wurden erſt drei Monate ſpäter, und zwar in Berlin von Profeſſor Ehrenberg, einige Polygaſtern gefunden, unter ihnen die bereits oben erwähnte Callidina rediviva.

Auch auf dem unteren kleinen Maulthierfels leben kryptogamiſche Gebilde, aber ebenfalls ſehr verkümmert.

Das Hinabſteigen an dem Mur de la Côte bereitete die erſte Schwierigkeit auf dem Rückwege; es ging ſehr langſam von ſtatten. Um 3 Uhr wurde der Corridor erreicht, wo wiederum vollkommene Windſtille herrſchte. Abermals ſtellten ſich bei Dr. Pitſchner Kopfſchmerz, Uebelkeit und ſogar Erbrechen ein; Schnee und Eis erſchienen vor den flimmernden Augen momentan von grüner Farbe.

Blendend ward das Sonnenlicht von den Schneeflächen zurückgeworfen; es trat ein brennender Durſt ein, der auf einige Minuten durch Roſinen geſtillt wurde. Die Sonne hatte den Schnee erweicht und die Wanderer ſanken oft bis an die Knie ein. Wegen der erweichten Schneemaſſen mußten ſie nach dem Monts Maudits zum Grand-Mulet-Fels hinabziehen. Aber auch dort brachen ſie durch den Schnee und mußten den Weg wieder ändern. Um 5 Uhr Nachmittags konnten ſie nicht mehr weiter; die Schneemaſſen waren nicht mehr zu bewältigen, der Rückweg war unmöglich, der Grand Mulet lag noch vier Stunden entfernt. Den brennenden Durſt konnte Schnee und Eis nicht lindern, die Sonnenſtrahlen wurden noch immer wie von Brennſpiegeln zurückgeworfen.

Nachdem die erſchöpften Männer eine Zeit lang ausgeruht hatten, brachen ſie wieder auf, alle ihre Kraft zuſammenraffend und nach langer Mühſal, körperlich und geiſtig faſt aufgerieben, erreichten ſie um 8 Uhr 35 Minuten den Grand Mulet.

Entkräftet ſanken alle auf die ausgebreiteten wollenen Decken in ihren von Schneewaſſer völlig durchnäßten Kleidern, zuſammengekauert um den kleinen Ofen, deſſen milde Flammen allen Wärme ſpenden und die Kleider trocknen ſollten. Warme Getränke gaben etwas Erquickung, das Verlangen nach feſter Nahrung hatte ſich noch nicht eingeſtellt, alle verſanken in einen tiefen Schlaf, der bei Dr. Pitſchner

10 Stunden dauerte, ohne durch den Lawinendonner gestört zu werden. Als er aber am folgenden Morgen um 7 Uhr erwachte, war sein Gesicht dick geschwollen und er empfand darin einen stechenden Schmerz. Er öffnet die schweren geschwollenen Augenlider und erkennt keinen Gegenstand, nicht einmal den Zeigefinger vor seinen Augen, die von der Gletscherſonne geblendet worden sind!

Es ward beschlossen, drei Stunden dies Leiden abzuwarten; dasselbe hatte sich jedoch um 10 Uhr noch nicht gebessert und nun durfte man mit dem Rückmarsch nicht länger zögern. Joseph Tairraz, der kräftigste unter den Führern, nahm den Schneeblinden bei der Hand und führte ihn unter unnennbaren Mühen und Anstrengungen über den Taconnay-Gletscher. Endlich, Mittags zwischen 1 und 2 Uhr, als sie bereits auf dem Bosson-Gletscher waren, kam dem Patienten wieder der erste Lichtschimmer, er konnte den hellen Schnee von den dunklen Spalten schon unterscheiden. Ein Sturz von Felsmassen verursachte nur vorübergehenden Schreck; Nachmittags 4 Uhr betraten die Füße wieder das feste sichere Land, nach zwei Stunden ward die Sennhütte von Barats erreicht. Auf dem ärmlichen Lager des Senn, in dessen trockene Wolldecken gehüllt, ruhete Dr. Pitschner eine halbe Stunde aus und erquickte sich durch eine Schale frischer Alpenmilch. Um 7 Uhr wurde die Hütte bei der Cascade von Dard erreicht, um 8 Uhr der Weiler von Tisseurs, in den nächsten zwanzig Minuten das Dörfchen Barats.

Bis dorthin waren alle Freunde und Verwandte der Führer ihnen entgegengegangen und sie schlossen einander in die Arme; waren doch die Rückkehrenden nach Umständen wohl, wenn auch ihre gebräunten und aufgeschwollenen Gesichter nebst den rothunterlaufenen Augen Zeugniß ablegten von der Macht der Gletscherſonne.

Auch die Freunde und Landsleute des Dr. Pitschner waren ihm bis Barats entgegengegangen. Die preußische Fahne, welche zum ersten Mal in diesem Thale wehte, umgeben von den beiden Nationalfahnen Sardiniens und der Schweiz, flatterte lustig und unter lautem Zuruf der jubelnden Menge ward beim Einzug nach Chamounix die preußische Volkshymne „Heil dir im Siegerkranz" gesungen. Kanonensalven, Illumination und Feuerwerk machten den Abend zu einem Fest und die allgemeine Theilnahme an der glücklichen Rückkehr sprach sich auf das wärmste aus.

Die Nachwehen ſollten jedoch dem muthigen unternehmenden Dr. Pitſchner nicht erſpart werden. Im Laufe von zehn Tagen löſte ſich die Haut vom Geſichte allmählich ab. Der Froſt hatte den linken Arm ergriffen und die linke Hand war verletzt; es trat nun eine Knochenhautentzündung ein, welche Arm und Hand in Gefahr brachte. Doch gelang es der Geſchicklichkeit des geſchickten Operateurs Dr. Petruſchki, die bereits brandig gewordene linke Hand zu retten und nur das erſte Glied des Daumens ging verloren.

Zweiter Abschnitt.

Monterosa.

1. Ansicht.

Die Walliser Südalpen, von B. Studer die „Matterhorn-Gruppe" genannt, bieten, was wilde Pracht der Schnee- und Eisgefilde, gewaltige Entwickelung der Gletscherströme und kolossale Massenerhebung des Hochgebirges betrifft, wohl das Großartigste, was die an wunderbarer Schönheit und Mannigfaltigkeit der Alpenwelt so reiche Schweiz aufzuweisen hat. Sie bilden sowohl an Umfang wie an durchschnittlicher Höhe die mächtigste Erhebung des ganzen Alpengebietes. Vom großen St. Bernhard bis zum Tosathal sich erstreckend, erscheint ihre Masse doppelt so groß, als die der Montblanc-Gruppe und um mehr als die Hälfte größer als die der Finsteraarhorn-Gruppe. Fast in der Mitte erhebt sich die Riesenpyramide des Matterhorns (Grand Mont Cervin), höher als Jungfrau und Finsteraarhorn; am Südwestende des Zuges steht der Grand Combin, am Südostrande der Monterosa, der Nebenbuhler des Montblanc, nur 172 Meter hinter diesem zurückbleibend. Die in nördlicher Richtung zum Rhonethal sich abzweigenden Stöcke — Dent Blanche, Weißhorn, Mischabelhörner — stehen an Höhe und Mächtigkeit der Erhebung dem Hauptstock wenig nach.

Vor fünfzig Jahren war das Walliser Hochgebirge noch wenig besucht und fast unbekannt. Im Süden und Osten fällt es schroff in tiefe Thäler ab; im Norden und Westen hat es sich mit Hochfirnen und weiten Gletschergebieten verschanzt. Um in die Nähe seiner hohen Häupter zu kommen, wählt alles, was von Westen

Snow-line.

oder Osten und Norden in's obere Wallis vordringen will, den Thaleinschnitt, der von Visp, einem kleinen Ort an der Rhone, in's Nicolaithal nach Zermatt führt. Dieses Thal ist bekanntlich öfters von Erdbeben heimgesucht worden; im Dörfchen St. Nicolaus verspürte man im Jahre 1856 nicht weniger als 41 starke Erdstöße. Das Dörfchen Zermatt — fast ebenso ärmlich als St. Nicolaus, doch mit einigen guten und kostspieligen Gasthöfen versehen, den Hauptquartieren der Hochtouristen, die jetzt dieses Gebiet häufig besuchen — liegt am Ende dieses Hochthals, aus welchem nur hohe und schwierige Alpenpfade in die Seitenthäler und der höchste aller Gletscherpässe nach Piemont in's Val Tournanche führen. Es ist der 3322 Meter hohe St. Theodulpaß, die Einsenkung zwischen dem Breithorn und Matterhorn.

Von Stalden im Nicolaithale führt ein anderer Weg nach dem von Lawinen oft bedrohten Pfarrdorf Saas im Grund und aus dem Saaserthal über einen hohen, sehr beschwerlichen und gefährlichen Gletscherpaß, dem des Monte Moro, nach Macugnaga in das Thal gleichen Namens, hart an die Ostflanke der Monterosakette anstoßend. Um die in ewig starren Winter gehüllte Hochgebirgswelt mit ihrem furchtbar steilen Absturz nach dieser Seite in der ganzen Fülle ihrer erhabenen Schönheit anschauen und bewundern zu können, sollte der Wanderer zuvörderst dieses tiefe und sehr warme Thalbecken von Macugnaga besuchen, aus welchem der Monterosastock in einer fast senkrechten Wand von nahezu 2700 Meter Höhe sich emporgipfelt. Um freie und große Ansichten zu gewinnen, muß man von Zermatt auf hohe Gebirgsgrate und noch höhere Alpengipfel steigen. Weltberühmt ist das nach dem Riffelberge so benannte Riffelhaus, dem Gornergletscher gegenüber, 2569 Meter über dem Meer. Von dort steigt man auf den noch 700 Meter höhern Gornergrat, einen aus kahlen Gneistrümmern bestehenden über den Riffelberg aufragenden Felsenkamm, um einen Rückblick zu gewinnen, der in den ersten Momenten geradezu überwältigend wirkt. Alles grünende, sprossende Pflanzenleben, alles sich regende und bewegende Thierleben ist verschwunden, wie durch ein Zauberwort verwandelt, ist der ganze Erdball zu Schnee- und Eisgefilden geworden, aus denen die kahlen Felsrippen nur hier und da hervorschauen. Vor diesen unabsehbaren Firnflächen und Eismassen erscheinen die Berghäupter selber niedriger

als ſie ſind, ſie ſcheinen ſich bergen und beugen zu müſſen vor dem Schwall der Gletſcherwogen eines ſie umfluthenden Eismeeres. Tritt von dem 2525 Meter hohen Brévent aus geſehen die Hoheit und Pracht des Montblanc in ſeinem blitzenden reinen Schneegewande erſt recht hervor und wird die Bergmajeſtät als ſolche von jenem hohen Standpunkte erſt recht eindringlich empfunden: ſo iſt es hier die erhabene Schönheit der mit Firn umgürteten, von Gletſcherſtrömen umfloſſenen Felsmaſſen, die in Form von breiten und ſchmalen Kämmen, von ſtumpfen und ſpitzen Hörnern aus der unabſehbaren Schneewüſte aufragen. Und in der Mitte dieſes Bildes ſteht wieder der Rieſenobelisk des Matterhorns, zu ſteil himmelanſteigend, um noch einen Schneemantel tragen zu können und nur in einzelnen Schründen mit Firn und Eis gepanzert. In ſeiner ſchlanken Form, deren Anblick ſchon ſchwindeln macht, bildet es einen herrlichen Gegenſatz zum maſſigen Breithorn, das mit ſeiner gewaltigen Front den Lyskamm und die Monteroſa-Spitze herabdrückt. Auf der anderen Seite hat das Matterhorn die ebenfalls ſehr ſchlanke und faſt ebenſo hohe Dent Blanche (das Steinbockhorn) ſich gegenüber, im reinſten Weiß ſchimmernd. Noch prächtiger erſcheint in ſeinem weißen Firngewande das noch 30 Meter über das Matterhorn ſich erhebende Weißhorn (4512 Meter); dann feſſeln im Norden die gigantiſchen Miſchabelhörner den Blick.

Man möchte, in die Anſchauung dieſes Bildes verſenkt, nicht glauben, daß die erhabene Wildheit und Großartigkeit der Ausſicht vom Gornergrat noch übertroffen werden könnte. Und doch iſt dies der Fall, wenn man in entgegengeſetzter Richtung von Zermatt das Nicolai-Thal wieder zurückwandert und das freiſtehende hart in's Thal vorgeſchobene 3410 Meter hohe Mettelhorn beſteigt. Von dieſem hohen Gipfel aus geſehen, erſcheinen Cima die Jazzi (ein öſtlich vom Gornergrat gelegener ſanft abgerundeter Schneeberg von 3818 Meter Höhe), Monteroſa, Lyskamm, die Zwillinge und das Breithorn noch viel erhabener und der Kontraſt zwiſchen ihren weißen Firnen und meilenlangen Eisſtrömen oben, mit den grünen Wäldern, Wieſen und freundlichen kleinen Dörfern unten im Thal, macht den Anblick um ſo ergreifender.

Denſelben Vortheil, die Rieſen der Hauptkette aus der grünen Thalmulde aufſteigen zu ſehen, hat man jedoch ſchon auf dem

Hörnli, der bekannten und beliebten Spitze vor dem Matterhorn, zu der man auf dem Wege nach dem Gornergrat gelangt. Dort sieht man vom Monterosa die vier höchsten Spitzen; der Lyskamm erscheint als prächtig gerundeter Eisdom und das Matterhorn in seiner ganzen stolzen Schönheit tritt so nahe hervor wie die Jungfrau an der Wengernalp.

2. Erste Besteigungen des Monterosa.

Der Monterosa hat nicht weniger als neun Gipfel, die nach den Messungen der Gebrüder Schlagintweit folgende Meereshöhen haben: das Nordend 4612 Meter und die höchste Spitze, von den Thalbewohnern das Gornerhorn, von den Schweizern zu Ehren ihres Generals die Dufourspitze genannt, 4638 Meter. Beide Gipfel sieht man vom Gornergrat, beide gehören noch zum Schweizer Kanton Wallis. Ein Schneesattel von etwa 750 Schritt Länge führt vom Gornerhorn auf die Zumsteinspitze, nach einem der ersten Ersteiger so benannt: 4573 Meter. Um 12 Meter niedriger ist die Signalkuppe, 4561 Meter. Diese vier Gipfel sind die nördlichsten und bilden die höchste Zinne des Monterosa. Sie liegen in einem Halbkreis, der den Hintergrund des Anzascathales umschließt; nach Osten senden sie den Macugnaga-Gletscher, nach Westen den Gorner-Gletscher, den längsten der Gruppe und nach dem Aletsch-Gletscher den bedeutendsten der ganzen Schweiz.

An die genannten vier Gipfel reihen sich in gerader Richtung nach Süden, gleichsam den Stiel der Rose bildend, die Parrotspitze 4443 Meter, nach dem Reisenden Parrot, der im Jahre 1817 die ersten Nivellirungen am Monterosa vornahm, so benannt; die Ludwigshöhe, 4344 Meter, nach dem Freiherrn Ludwig von Welden, der sie 1823 den 25. August (am Ludwigstage) zuerst bestieg, getauft; das Schwarzhorn 4295 Meter, das Balmenhorn 4324 Meter, von den Gebrüdern Schlagintweit wegen seiner Form so benannt; die Vincentpyramide 4211 Meter und der Sattel zwischen dem Nordend und der höchsten Spitze, 4490 Meter.

Die Vincentpyramide führt ihren Namen von Herrn Nicolaus Vincent, dem ersten Monterosa-Ersteiger, der von Piemont aus den 5. August 1819 glücklich die genannte Spitze erreichte. Am

10. Auguſt wurde ſie vom Kanonikus Bernfaller und am 12. Auguſt noch einmal von den Herren Vincent und Zumſtein erſtiegen.

Den erſten Verſuch, auf die beiden höchſten Kuppen, Nordend und Dufourſpitze zu gelangen, machten die Profeſſoren Ordinaire und Puiſeux aus Beſançon am 13. Auguſt 1847 mit den vier Führern: Johannes Brantſchen, Joſeph und Matthias Taugwalder und Joſeph Moſer. Von Zermatt aus gingen ſie am 12. Auguſt, mit Proviant und Wolldecken wohl verſehen, auch ein Barometer mit ſich führend, für welches korreſpondierende Beobachtungen in Turin gemacht wurden, über den Riffelberg, am Riffelhorn vorbei eine Strecke auf dem Gorner-Gletſcher hin, den ſie dann überſchritten, um am Fuße des Gornerhorns auf einem Felſen über dem See (der aber ausgelaufen war) ihr Nachtlager zu halten. Mühſam hatte man das Holz heraufgeſchleppt und während der Nacht wurden drei Feuer unterhalten, da die Wolldecken in der ſchneidend kalten Luft wenig ſchützten. Um $4^1/_4$ Uhr brachen ſie wieder auf; der Morgen war ſehr ſchön und ſie erreichten die Höhe des Grates um $10^1/_2$ Uhr. Sie hatten eine Höhe von 4490 Meter erreicht, aber noch keineswegs die höchſte Spitze; denn weſtlich ragten noch 100 Meter höher die ſteilen Felswände empor, die ſie nicht zu erklimmen vermochten. Sie konnten bei ſehr reiner Luft ſüdlich den Lago maggiore und die ganze Lombardei überſehen; nach dem Thalgrund von Macugnaga ſenkte ſich ein ſteil abfallender Gletſcher, zu welchem ein Firnfeld führte, das ihn überragte, ſo daß ſie nur mit größter Vorſicht ſich dem Rande nähern konnten. Spät am Abend rückten ſie wohlbehalten wieder in Zermatt ein, wo Profeſſor Melchior Ulrich aus Zürich mit ihnen zuſammentraf, in welchem ſie den Vorſatz rege machten, gleichfalls die Erſteigung zu wagen. Im folgenden Jahre (1848) führte er in Gemeinſchaft mit ſeinem getreuen alpenkundigen Führer Johannes Madutz von Matt im Kanton Glarus und einem eingeborenen zuverläſſigen Führer, Matthias zum Taugwald, ſeinen Vorſatz aus, kam aber auch nur bis auf den gegen die Nordſpitze ſich hinziehenden Schneeſattel, da ein kalter, eiſiger Wind wehte, der ihm die wie Nadeln ſtechenden feinen Eiskryſtalle in's Geſicht trieb.

Jeder Verſuch, auch wenn er mißglückt oder nur theilweiſe gelingt, bleibt werthvoll: denn die Erfahrungen, die er gewährt,

kommen den Nachfolgern zu ſtatten. Die Schilderung, welche Herr Ulrich von ſeiner Erſteigung gibt, bietet manches Intereſſante. Freitags den 11. Auguſt traf er in Zermatt ein und gleich nach dem Mittageſſen wurden die Zurüſtungen zur Auffahrt gemacht, — Schinken, Käſe, Wein, Brod, Kaffeepulver zuſammengepackt, eine Wolldecke darüber gewickelt und um 4 Uhr Nachmittags brachen die drei auf. Der Weg führte durch den Wald hinauf zu der Riffelhütte, wo Milch und verſchiedene Kochgefäße mitgenommen wurden. Gegen 7 Uhr ging's weiter auf den Berg (den Riffel), von deſſen Höhe ihnen im goldenen Licht der Abendſonne das Breithorn und öſtlich davon die beiden Zwillinge entgegenglänzten (von Berchtold Caſtor und Pollux genannt); an ſie ſchloß ſich der Lyskamm (von Berchtold Silberlaſt genannt) an. Nun ward das Riffelhorn, ein röthlich brauner von Eiſen durchdrungener mäßiger Felszahn, umgangen und das Auge erblickte über der „rothen Kumme" den Monteroſa, durch einen Schneegrat mit dem Lyskamm verbunden. Es war $7\frac{1}{2}$ Uhr und die Dämmerung bereits eingebrochen. Ohne Aufenthalt wanderten ſie eine Stunde lang an dem Gorner-Gletſcher hin, anfangs hoch über demſelben, über manchen ſcharfen Felskopf kletternd. Um $8\frac{1}{2}$ Uhr langten ſie „in den Gadmen" an, ein geſchützter Punkt, der zum Nachtquartier beſtimmt war. Er befindet ſich einige Schritte oberhalb des Gletſchers an einer Felswand. Ein Viereck von etwa 1,2 Meter hoch aufgeſchichteten Steinen — von den Schafhirten errichtet — ward zur Küche auserſehen. Ein in der Nähe rieſelnder Bach lieferte das Waſſer, ausgedörrte Wurzeln in den Felsritzen und dürres Wachholdergeſträuch das Brennholz. Die eigentliche Holzvegetation hatte hier bei 2800 Meter Höhe aufgehört; aber in früherer Zeit war ſie doch noch vorhanden geweſen. Bald loderte unter dem Keſſel ein luſtiges Feuer, doch das Waſſer war eiſig kalt und es dauerte lange, bis es zum Sieden kam. Herr Ulrich bereitete ſich Thee, die Führer hielten's mit dem Kaffee. Das Thermometer zeigte 7^0 C. Es war eine prachtvolle Mondnacht, kein Wölkchen am dunkelblauen Himmel. Die Bäche im Gletſcher floſſen die ganze Nacht hindurch, erſt in der Morgenkühle ſtanden ſie ſtill.

Das Nachtlager wurde etwas über der Küche in einer Felshöhle geſucht: Herr Ulrich hüllte ſich in ſeine Decke und legte ſich

auf den harten Stein, konnte aber nicht zum Einschlafen kommen. Die Führer stiegen wieder in die Küche hinab, zündeten ein Feuer an und suchten sich dabei zu erwärmen. Um 3 Uhr kochten sie sich eine Suppe und dann ward noch ein Kaffee bereitet; um $4^1/_2$ Uhr ward aufgebrochen. Der Gletscher mußte überschritten werden. Das Wasser auf demselben war in klares Eis verwandelt. In kurzer Zeit gelangten sie zu dem Guffer (Schuttwall) am Fuße des Gornerhorn-Gletschers, wo gewöhnlich ein kleiner See, der Gornersee sich vorfindet, auf welchem, wie auf dem Aletschsee, die Eisblöcke schwimmen. Doch war zu dieser Zeit nichts von ihm zu sehen; er war ausgelaufen.

Durch diesen Guffer und ein Felsriff, das sich über denselben erhebt, wird der Gornerhorn-Gletscher in zwei ungleiche Theile getheilt. Er steigt in mehreren Absätzen sehr steil gegen die Höhe hinan, wird an seinem östlichen Ende von der Nordend-Spitze gekrönt, an dem westlichen von der höchsten (Dufour-) Spitze, welche beide durch einen Firnkamm mit einander verbunden sind.

„Nachdem wir — erzählt Herr Ulrich weiter — den Guffer hinangestiegen, befanden wir uns auf einem Firnfeld am Fuße des Gletschers. Wir stiegen ein steiles Schneefeld hinan. Hier handelte es sich nun darum, ob wir uns rechts den steilen Abhang hinauf wenden und die größere Hälfte des Gornerhorn-Gletschers jenseits des Riffes hinansteigen wollten, welchen Weg die beiden Franzosen im vorigen Jahre eingeschlagen. Wir zogen vor, auf dem östlichen Theil des Gletschers zu bleiben und hier einen Weg gegen die Höhe zu suchen. Der Weißthorpaß lag östlich neben uns; der Ausläufer des Nordendes gegen diesen hin hielt die Strahlen der Sonne von uns ab; wir wanderten im Schatten. Bald kamen wir an eine Stelle, wo der Gletscher zwischen dem Nordend und dem Felsenriffe sich durchdrängte. Hier war alles bunt durcheinander. Firnwürfel von immenser Größe, die von dem Gletscher, der sich nördlich vom Nordend gegen das Weißthor herabsenkt, herabgestürzt, lagen auf einander geschichtet. Es war ein Gletscher in Trümmern.“ Madutz mit seiner Gletscherkenntniß fand leicht den Weg durch diesen Wirrwarr. Oefters mußte das Beil zu Hülfe genommen werden, um die Höhe eines Firnwürfels zu erreichen, da der Schnee noch hart war. Als die Höhe erreicht

war, blitzte die Sonne über die Felsriffe der Nordend-Spitze hervor. Herr Ulrich schützte seine Augen durch Schleier und grüne Brille, verwahrte auch Hände und Ohren. Eine Staublawine stürzte vom Nordend auf den Gletscher, doch ohne den Aufstieg zu hemmen. Nun aber kam man an drei Gletscherterrassen, gebildet durch drei gewaltige Nollen. Mit dem Beil wurden Stufen eingehauen. Als der dritte Nollen erstiegen war, lag das durch prachtvolle Felsmassen ausgezeichnete Breithorn nebenan und beugte sein Haupt; der Lyskamm hatte sich schon früher überwunden gegeben. Allein ein Blick in die Höhe zeigte den Aufsteigenden, daß sie von ihrem Ziele noch fern waren. Wohl waren die schwierigsten Stellen des Gletschers überwunden, doch nun stellten sich in der reinen dünnen Luft (man hatte die Höhe von 4000 Meter erreicht) Athembeschwerden ein. Sie konnten nicht mehr als 30 Schritte nacheinander machen, dann mußten sie stehen bleiben, um, auf den Alpstock gestützt, wieder Athem zu schöpfen. So ging es ziemlich langsam den letzten Theil des Gletschers hinauf. Etwas Kirschbranntwein auf Zucker erfrischte die Lebensgeister. Um $11^1/_4$ Uhr war die Höhe des Grates erreicht, nach einer Wanderung von $6^3/_4$ Stunden.

Sie schritten zuerst gegen Süden vorwärts, um die Aussicht dahin zu gewinnen. Der Firn hörte aber mit einem Male auf; als wenn er abgerissen wäre, so ragten die Schneeränder in die Luft hinaus. Dabei tobte ein Sturmwind, der kaum das Stehen erlaubte. Es war unmöglich, bis an den Rand des Abgrundes vorzugehen; der Gletscher stürzt hier in einem fast senkrechten Absturze 2000—2500 Meter gegen Macugnaga hinab. Eine Nebelmasse stieg empor, welche sowohl diesen Abgrund als die übrigen Spitzen des Monterosa verschleierte und die Aussicht auf Italien gänzlich hemmte. Der Biswind stritt mit dem Föhn; dieser jagte immer neue Nebelmassen gegen die Höhen heran, welche jener zurückdrängte, so daß sie am Rande des Abgrundes sich aufthürmten.

„Bei unserem eilfertigen Rückzuge wandten wir uns sogleich gegen das Horn der höchsten Spitze, das südlich vor uns lag und stiegen dasselbe hinan. Es erhebt sich 100 Meter. Ich hatte bereits ein Firnfeld von etwa 20 Meter Höhe zurückgelegt und hätte nun die Felsen, die circa 60 Grad Steigung haben, hinansteigen

müſſen. Da aber auch hier der Wind ſo gräßlich tobte, daß Gefahr beim Hinaufklettern zu fürchten war, ſo erklärte ich den Führern, ich wolle nichts riskieren und werde wieder auf den Sattel hinabſteigen, um dort eine Stelle zu ſuchen, wo ich einigermaßen gegen den Wind geſchützt wäre. Der Sattel gegen das Nordend hin iſt nämlich durchaus nicht flach, wie er von unten geſehen erſcheint, ſondern erhebt ſich bald in Firnhügeln, bald ſenkt er ſich in Schluchten. Schnell war eine Stelle hinter einem Firnhügel gefunden die ich mir als Zufluchtsort wählte. Ich erklärte den Führern, wenn ſie Luſt hätten, die höchſte Spitze zu erklimmen, ſo ſollten ſie es verſuchen; ich wollte ihrer warten. Sie gingen mit Hammer und Seilen bewaffnet. Ich pflanzte ſogleich meinen Barometer auf, hatte aber bei dem beißenden Winde, vor welchem mich der Firnhügel nur wenig ſchützte, viele Mühe, ehe ich die Beobachtung zu Stande brachte, auch mag ſie nicht zu den genaueſten gehören, da ich den ſchwankenden Barometer immer feſthalten mußte. Er zeigte 12. Auguſt 11½ Uhr Vormittags 442,60 Millimeter; das befeſtigte Thermometer —2° C., mit Zürich verglichen ergab ſich eine Höhe von 4500 Meter. Man kann ſich meine Lage denken, auf dieſer Höhe bei einem durchdringenden Nordwinde und 2 Grad Kälte. Ich wurde mehrere Male ganz durchſchüttert, obwohl ich warm gekleidet war. Auch der Schleier wurde mir fortgeriſſen, ich konnte ihn aber wieder erhaſchen, doch nicht feſtbinden, wegen der Kälte.

Nach einer guten halben Stunde jauchzten mir die Führer von der Höhe herab zu. Ich antwortete, ungeachtet ich eigentlich nicht zum Jauchzen aufgelegt war. Da ich die Ausſicht gegen Italien preisgeben mußte, ſo wandte ich mich gegen Norden. Hier lag ein ganzes Gewirr von Bergen vor mir in ehrerbietiger Entfernung. Nur drei ragten noch einigermaßen empor: der Montblanc, das Matterhorn und das Weißhorn. Der Montblanc mit ſeiner Kuppe erhob ſich noch etwas über meinen Standpunkt, er zeigte ſich ſüdweſtlich hinter dem Matterhorn. Dieſes mit dem Weißhorn erſchien, als ich mit dem Bergſtocke viſirte, etwas unter meinem Standpunkte zu ſein, ſo daß ich ungefähr auf einer Höhe von 4500 Meter ſein mochte, worauf auch die Barometerbeobachtung hinwies.

„Von Unbehaglichkeit ſpürte ich gar nichts, die Einwirkung des Windes abgerechnet; ich probierte meinen Puls, er that 100 Schläge

in der Minute. Da der Wind in Stößen sich merklich machte und die oberste Schneeschichte immer aufregte, so war ich zuweilen ganz in Schneegestöber gehüllt, Schnee und Eisstücke wurden mir in's Gesicht getrieben, so daß ich wie mit Nadeln gestochen wurde. Ich versuchte es einige Male, hinter dem Firnhügel hervorzugehen, aber der gewaltige Wind jagte mich gleich wieder zurück. So blieb ich an meinen Zufluchtsort gebannt. Hunger und Durst spürte ich nicht, auch kam mir kein Gedanke an's Rauchen. Der Wind nahm alle meine Gedanken in Anspruch. Die Aussicht gegen die östlich liegenden Berge war durch Firnhügel etwas beengt, so daß ich nur die westlichen unter mir hatte. Ich kann nicht sagen, daß es ein imposanter Anblick war. Es war, als wenn man von einer Tribüne auf eine Volksversammlung herunterſehen würde; wie hier Kopf an Kopf, so verschoben sich hier Berg an Berg, ganz ineinander, — nur die drei erstgenannten traten hervor, das Matterhorn aber in einer ganz anderen Form; es hatte gegen Süden ein breites Fußgestelle.

Da die Führer noch immer nicht erscheinen wollten, so jauchzte ich ihnen zu; sie antworteten in einer ziemlichen Höhe. Sehen konnte ich sie nicht. Endlich nach 1 Uhr kamen sie das Firnfeld herunter auf mich zu; sie hatten eine gute Stunde zum Herabsteigen gebraucht."

Madutz erzählte nun, wie schwierig es gewesen sei, auf die letzte Spitze zu kommen. Der Fels soll überall mit Eis überzogen und auch die Einschnitte mit Eis ausgefüllt gewesen sein, so daß überall der Hammer zu Hülfe genommen werden mußte. Auf der Höhe wäre kaum Raum zum Sitzen gewesen und zu stehen hätten sie nicht gewagt des starken Windes wegen. Taugwalder habe auf der Spitze erklärt, er wolle lieber sterben, als den gleichen Weg hinunter machen. Er (Madutz) habe ihn jedoch beruhigt, an ein Seil gebunden und vor sich hinuntersteigen lassen bis zu einem sichern Standpunkt; dann sei er nachgefolgt.

Der höchste Gipfel des Monte Rosa ist nicht eine Spitze, wie sie von unten erscheint, sondern ein kammartiges Horn, das sich von Osten nach Westen in ziemlicher Ausdehnung hinzieht und von dem Sattel, der vom Norden sich gegen Süden zieht, in beinahe rechtem Winkel absteht. Es sind zwei ziemlich gleich hohe Kuppen — die westliche ist nach den Messungen der Gebr. Schlagintweit

7 Meter höher, — durch einen Eisgrat miteinander verbunden. Der Kamm ist oben kaum 1,5 Meter breit, gegen Ost ist der Absturz nach dem Macugnagathal wohl 2600 Meter, gegen West senkt sich derselbe in mehreren Absätzen zum Gornerhorn-Gletscher hinab, gegen Süden stürzt er beinahe senkrecht über 1000 Meter zum Monte Rosa-Gletscher hinab, der die höchste Spitze mit dem Lyskamm verbindet, gegen Norden etwa 100 Meter tief gegen den Sattel, auf welchem Herr Ulrich geblieben war.

Auf der Höhe saß Madutz auf einem Steine, Taugwalder rittlings. Sie waren auf der östlichen Spitze und durften es nicht wagen, über den Eiskamm hinüber zur westlichen (der 7 Meter höheren sogenannten Dufourspitze) zu schreiten. Madutz schlug einige Stücke vom Gestein ab und brachte sie herunter; es war Glimmerschiefer mit röthlichem Anflug.

Um 1 Uhr 10 Minuten traten die drei den Rückweg an und hielten dieselbe Linie ein, die sie gekommen. In der Zeit von einer halben Stunde hatten sie schon eine bedeutende Tiefe erreicht; der Schnee war etwas weicher geworden und gewährte festen Tritt. Unter den Gletschertrümmern wurde er aber sehr weich und sie sanken zuweilen bis an die Kniee ein. Eßlust war noch immer nicht gekommen; Madutz klagte über heftigen Schmerz in den Augen, die er nicht ordentlich geschützt hatte; auch überfiel ihn eine große Müdigkeit, so daß er zurückblieb. Herr Ulrich ging mit Matthias Taugwald allein über den Gorner-Gletscher; sie geriethen aber in Schründe und fanden nur mit Mühe einen Ausweg. Um 4 Uhr 45 Minuten langten sie in den Gadmen bei ihrem Nachtquartier an, schritten um 5 Uhr auf die rothe Kumme zu und dann ging's den Berg hinab in die Riffelhütten. Um 8 Uhr Abends hatten sie Zermatt erreicht. Madutz langte erst um 10 Uhr an und war den folgenden Tag ganz schneeblind; auch Taugwald mußte das Bett hüten — zur Strafe, daß sie sich nicht besser gegen die Sonnenstrahlen geschützt hatten.

Im August des folgenden Jahres (1849) wurde von den Herren Ulrich, Gottlieb Studer und Dr. Lauterburg (beide letztere aus Bern) abermals ein Versuch gemacht, den Monte Rosa zu besteigen und dies Mal war das Nordend der Zielpunkt. Beim Hinaufsteigen verspürten sie gar keine Athembeschwerden. Als sie den Firnkamm

zwiſchen dem Nordend und der höchſten Spitze erreicht hatten, machte der Puls des Herrn Lauterburg 110 Schläge in der Minute, der des Herrn Ulrich 82. Die Schlucht nach Macugnaga hinab war ganz nebelfrei, dennoch konnte man nicht bis auf den Grund hinabſehen; die Ausſicht nach der Lombardei war lohnender, doch nicht gerade ſchön. Ueber den Lago Maggiore und Lago d'Orta war ein Nebelmeer ausgebreitet, das Land weiter in bläulichen Dunſt gehüllt. In weiter Ferne gegen Oſten erſchienen Schneegipfel, der Richtung nach Bernina und Ortler. Diesmal ſchien auch auf dem Monte Roſa die Sonne in hellſtem Glanze; die oberſte Spitze winkte aufwärts, die Zumſteinſpitze und Signalkuppe erſchienen von derſelben Höhe wie der Firnkamm. Auf einem ſchmalen Eisgrat ſuchten die Herren Studer und Lauterburg mit den beiden Führern auf die Spitze des Nordendes zu gelangen; es mußten Schritt vor Schritt Tritte in das Eis gehauen werden und alle vier Männer hatten ſich durch ein Seil verbunden. Abermals erhob ſich wieder ein ſo kalter und ſchneidender Wind, daß Madutz das Beil nicht mehr halten konnte; ohne das Endziel erreicht zu haben, mußten ſie wieder zurück.

Im Jahre 1851 machten die Brüder Adolph und Hermann Schlagintweit einen Verſuch zur Erſteigung der höchſten Spitze, kamen jedoch auch nur, wie die Führer des Herrn Ulrich 1848, auf die öſtliche Kuppe und die etwas höhere weſtliche war von dort aus nicht zu erreichen. Sie brauchten faſt zwei Stunden nur um die 100 Meter über dem Firnkamm aufragende Kuppe zu erſteigen, mußten die dünne Eiskruſte, die den Felſen überzog, abſchlagen, auch einige Mal in die Felſenſpalten Meißel einſchlagen, um ſich an denſelben feſtzuhalten. Bei dem ſteilen Abfall der Felswände nach allen Seiten hatte die Kuppe nur wenig Quadratmeter Raum. Das Barometer zeigte (12 Uhr 20 Minuten) 438,18 Millimeter; das vom Sonnenlicht beleuchtete Thermometer $5^1/_2$ Grad C. unter dem Gefrierpunkt; um 1 Uhr zeigte das Barometer 437,99 Millimeter, das Thermometer — 4,8° C.; das befeſtigte Thermometer — 5,2° C. Da die Luft ruhig war, konnten ſie länger als eine halbe Stunde auf dem Gipfel verweilen. Die Rundſicht war ſehr günſtig und reichte von den Apenninen bis zu den Alpen des Berner Oberlandes und Graubündens. Von Thälern ſind nur das des Gornergletſchers und das von Macug-

naga auf größere Weiten zu verfolgen, die übrigen waren fast alle verdeckt. Im Absteigen nahmen sie die Richtung gegen den Gornersee. Auf einer kleinen Felseninsel ob der Platte fanden sie in einer Höhe von 3720 Meter noch phanerogamische*) Pflanzen.

Nachdem sich Italiener, Schweizer und Deutsche an der Eroberung des Monte Rosa versucht hatten, durften die Söhne Albions nicht zurückbleiben. Man wundert sich fast, daß sie, welche dem Sport des Alpenkletterns mit besonderer Leidenschaft zugethan waren und allen andern Nationen voran gehend, einen Alpen-Club gestiftet hatten, sich nicht unter den ersten befanden, welche die Monte Rosa-Spitzen erklommen. Dafür sollte ihnen jedoch die Genugthuung werden, daß zwei der Ihrigen zuerst die oberste Spitze der höchsten Kuppe erreichten.

Auf den ersten Anlauf gelang es ihnen freilich auch nicht. Am 1. September 1854 gelangten drei Herren Smith aus Great-Yarmouth über den uns schon bekannten Sattel auf jene östliche Spitze, die schon zwei Mal erstiegen war. Sie errichteten dort einen Steinhaufen, senkten einen Stock hinein und hängten — in Ermangelung farbiger Stoffe — ein weißes Hemde daran. Das war die erste Fahne, welche auf den Höhen des Monte Rosa wehte. Gleich am folgenden Tage unternahm auch Professor Kennedy aus Cambridge die Besteigung; es erging ihm aber wie sechs Jahre zuvor Ulrich — nur seine Führer gelangten auf die Spitze und ihm fehlten noch 20 Meter, deren Erklimmung aufgegeben werden mußte. Mit englischer Beharrlichkeit wiederholte er jedoch am 11. September den Versuch und gelangte glücklich auf die Kuppe, wo er sein rothes Taschentuch als Flaggenschmuck neben Herrn Smith's Hemde aufpflanzte.

Daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege die alleroberste Spitze nicht zu erreichen war, mußte jedem Kundigen einleuchten. So begann man denn im folgenden Jahre — 1855 — auf einem anderen Wege ihr beizukommen und gleich auf die westliche Spitze loszusteuern. Derselbe Herr Smith aus Yarmouth, der die östliche Spitze erreicht hatte, führte am 31. Juli 1855 nun diesen Gedanken glücklich aus, unter der sehr geschickten Führung von

*) Mit deutlichen Blüthen.

Johannes zum Taugwald. Sie überſchritten den Gornergletſcher in ſeiner ganzen Breite, ſtiegen dann zu den Felſen „auf der Platte“ empor und gingen nun in ſüdöſtlicher Richtung über weite Schneefelder aufwärts dem Felſenkamme zu, welcher von Weſten auf die oberſte Spitze führt. Nachdem dieſer Kamm überklettert war, ging es dann über Eishänge, in welche Stufen eingehauen werden mußten, und über ſteile Felſen an ſchwindelnden Abgründen vorbei. Wenn auch nicht ohne Mühe, ſo doch ohne Unfall ward die höchſte (weſtliche) Spitze erklommen, von welcher ſie nun auf die (7 Meter) tiefer liegende Oſtſpitze herabſahen. Das Steinmannli war noch zu ſehen, aber Herrn Smith's Hemde und Herrn Kennedy's Taſchentuch war verſchwunden; auch ſtärkere Fahnen würden dort oben eine Beute der Sturmgeiſter werden! Da einige loſe Steine auf dem höchſten Gipfel — der gleichfalls wie der öſtliche aus Glimmerſchiefer beſteht — zur Verfügung ſtanden, ſo baute man ein kleines Steinmannli und legte die Namen der erſten Erſteiger darin nieder.

Die Erſteigung des Monte Roſa durch die Herren Dr. Otto Zſigmondy, Dr. Emil Zſigmondy, Ludwig Purtſcheller.

Von **Dr. Otto Zſigmondy.**

Am 11. Auguſt 1884 dampften wir — Freund Ludwig Purtſcheller, Bruder Emil und ich — durch die oberitalieniſche Tiefebene von Mailand gegen den Lago Maggiore. Es war früh Morgens, prachtvoll ſtrahlte die Sonne auf Himmel und Erde, welch' letztere platt, wie ein gehobeltes Brett, ſo weit das Auge trug, nicht die leiſeſte Erhebung, nicht den geringſten Hügel zeigte. Am Horizonte lagerte ein gleichmäßig breiter blauer Dunſtſtreifen, nur an einer Stelle ſchien über ihm eine weißlich ſchimmernde Wolke zu ſchweben; es war dies gerade in der Richtung, in welcher wir dahinfuhren. „Wie ſchade, heute iſt ſolch' ein ſchöner Tag und doch wird uns der berühmte Anblick des Monte Roſa von der lombardiſchen Tiefebene aus nicht zu Theil“, ſagte einer aus unſerer Geſellſchaft und lehnte ſich in eine Ecke des Coupés, um etwas von dem ſeit mehreren Tagen ſchon ſehr knapp zugemeſſenen Schlafe nachzuholen. Die anderen folgten bald ſeinem Beiſpiele.

Eine gute Stunde mochte vergangen sein, da weckte ein etwas stärkerer Stoß des Waggons unsere Gesellschaft wieder auf und sich dehnend sah' einer nach dem andern zum Fenster hinaus, ob es nichts Neues gebe. — Noch immer genau dieselbe flache Gegend, in der die frei neben den Kirchen stehenden Glockenthürme (campanile) und die Rauchfänge der spärlichen Fabriken die hervorragendsten Objekte bildeten, noch immer lag der blaue Dunstkreis am Horizont. Auch die demselben oben auflagernde Wolke gerade vor uns war merkwürdiger Weise noch in ganz der nämlichen Form vorhanden, nur daß ihre Zacken beträchtlich höher in den Aether aufragten und ihre Umrisse sich schärfer vom blauen Hintergrunde des Himmels abhoben. Einige Stellen derselben prangten in so hellem, glitzerndem Weiß, daß es uns allmählich klar wurde: der vermeintlichen Wolke müsse etwas Konstantes zu Grunde liegen. Und je näher wir kamen, umso deutlicher ward's: was wir früher für ein Gebilde der Luft gehalten, weil es sich in so riesig weiter Entfernung so gewaltig über den Horizont erhoben, es war ein Berg, es war der Monte Rosa! Nur durch verhältnißmäßig niedrige Erhebungen von der lombardischen Tiefebene getrennt, bietet der Ostabfall des zweithöchsten Gipfels von Europa dem erstaunten Auge des Reisenden das sonst nirgends mehr in unserem Erdtheile sichtbare Schauspiel einer 3 Kilometer hohen Wand, die, aus einem von waldigen Kuppen gebildeten $1^1/_2$ Kilometer hohen Postamente aufragend, über und über vergletschert ist.

Lebhaft ward ich durch dies Bild an den mächtigen Eindruck erinnert, welchen eine Photographie des Riesenberges Kanchinjunga von der hindostanischen Tiefebene aus in mir hervorgerufen und wahrhaftig ich glaube, die Verhältnisse sind hier, wenn auch in stark verkleinertem Maaßstabe, ganz analoge.

Für uns hatte der Anblick des Ostabsturzes des Monte Rosa aber noch ein viel höheres Interesse als für den gewöhnlichen Touristen; wir wollten ja über ihn hinauf und über die Dufourspitze in die Schweiz hinüber*). Als wir von diesem Projekt im vergangenen

*) Bisher dreimal glücklich ausgeführt worden. 1. Von Rev. C. Taylor, Mr. R. und W. M. Pendlebury mit Ferd. Imseng, Gabriel Spechtenhauser und G. Oberto am 22. Juli 1872. 2. Von Dr. Robert von Lendenfeld mit C. Imseng und Knubel am 10. August 1880. 3. Von Prof. Dr.

Winter Freunden gegenüber, die zu den beſten Bergſteigern Wien's zählen, Mittheilung machten, äußerten dieſe gewaltige Bedenken, die wir ohne Rückhalt als vollkommen berechtigt anerkennen mußten. Hatte ja doch die traurige Kataſtrophe vom Jahre 1881 einen erſchütternden Beleg für die bereits früher allgemein anerkannte Gefährlichkeit dieſer Tour geboten und fand das Urtheil ſämmtlicher Führer und Touriſten über ſie einen beredten Ausdruck in der Abſchiedsrede des früheren Präſidenten des engliſchen Alpine Club, Prof. Bonney, welcher ſagte: I should say that the ascent of Mont Blanc by the „ancien passage“ should only be undertaken in favourable seasons; that of the north side of the Roththal-Sattel yet more rarely; and that of Monte Rosa from Macugnaga under no circumstances whatever.

Der engliſche Alpine Club erfreut ſich unter den Alpiniſten aller Länder des größten wohlverdienten Anſehens und auch wir hätten auf den Ausſpruch einer ſolchen Autorität hin gewiß unſern langjährigen Wunſch, nähere Bekanntſchaft mit der Oſtwand des Monte Roſa zu machen, widerſpruchslos fallen gelaſſen, wenn nicht eine andere Autorität uns genau das Gegentheil der erſteren anrieth. Herr Prof. Dr. R. Schulz war es, der noch bevor Mr. Bonney ſeine denkwürdigen Worte ausſprach, den Bann, welcher ſeit dem Marinelli'ſchen Unglücke auf der Oſtſeite des Monte Roſa laſtete, kühn gebrochen hatte, indem er am 14. Auguſt 1883 mit Alex. Burgener und Cl. Perren den Gipfel der Dufourſpitze glücklich von Macugnaga aus erreichte. Nach ſeiner Schilderung war dieſe Tour keinesfalls eine abſolut gefährliche und namentlich die Veröffentlichung der näheren Umſtände der Kataſtrophe, über welche erſt Prof. Schulz durch ſeine gründlichen Nachforſchungen an Ort und Stelle die nöthige Klarheit brachte (Oe. A.-Z. Nr. 136 S. 70), wirkten ſehr beruhigend. Als Prof. Schulz perſönlich uns gegenüber nicht genug die Großartigkeit der Partie rühmen konnte und noch Aufklärung über einzelne zweifelhafte Punkte gab, ſtand es bei uns feſt, wenn die Umſtände

R. Schulz mit Alexander Burgener und Clemens Perren am 14. Auguſt 1883. — Herr Dr. C. Blodig aus Graz überſchritt mit Chriſtian Ranggetiner den Silberſattel, zwiſchen Nordend und Dufourſpitze, wobei er auch den größten und gefährlichſten Theil der Oſtwand des Monte Roſa paſſiren mußte.

es irgend erlaubten, unſern langgehegten Wunſch zur Ausführung zu bringen.

Das Wetter war herrlich; wir trachteten demnach ſo raſch als möglich nach Macugnaga zu gelangen. Die blendende Pracht des blauen Lago Maggiore mit ſeinen üppig grünen, lachenden Ufern, ſie feſſelte uns nur für wenige Stunden. Nach einem Geiſt und Körper gleich erfriſchenden Bade in den blauen Fluthen ging's in einem Gebirgswägelchen weiter; zuerſt auf der Simplonſtraße bis Pié di Mulera und von da ſteil aufſteigend in's enge, wilde Val Anzaſca hinein.

Trotzdem daſſelbe gar keinen Thalboden aufweiſt und eigentlich nur eine rieſige Schlucht darſtellt, iſt es doch wie alle italieniſchen Gegenden ſehr dicht bevölkert. Die zahlreichen Dörfer, welche man auf der kunſtvoll angelegten Straße paſſirt, kleben wie die Schwalbennester an der ſteilen linken Thalwand, umgeben von einem Nußbaum- und Kaſtanienhaine, während bis weit hinauf die Rebe in den charakteriſtiſchen Laubengängen gezogen wird. — Der Himmel hatte ſich während unſerer Fahrt durch das Thal umzogen, wie es zu jener Zeit immer geſchah, wenn der Abend herrannahte und aus dem finſtern Gewölk fuhr plötzlich ein langer Blitz herab. Das Pferd, das unſer Gefährte zog, machte einen jähen Ruck zur Seite — wir aber hatten für einen Moment den Monte Roſa geſehen; genau daſſelbe Bild, wie heute früh von der lombardiſchen Ebene aus, jedoch bedeutend größer. — Wenige Minuten darauf waren wir in Ceppo Morelli, wo die Fahrſtraße ihr Ende erreicht und das wir zum Nachtquartier beſtimmt hatten. Oberto's Gaſthof iſt in jeder Beziehung warm anzuempfehlen.

Auf zwei „Raſttage", an denen wir uns von Villabruna bei Feltre im Venetianiſchen bis ins Val Anzaſca hatten befördern laſſen, ſollte nun wieder ein ſcharfer Marſch folgen: von Ceppo Morelli über das drei Stunden entfernte Macugnaga hinauf zum Bivouak am Jägerrücken. Der mondſcheinbeglänzte Oſtwall des Monte Roſa-Stockes ſah zum Fenſter herein und weckte uns am 12. Auguſt lange bevor die Wirthsleute wach wurden, daher wir auch ohne Morgenimbiß thaleinwärts aufbrachen.

Der Charakter des Thales erinnert an unſere heimiſchen wildromantiſchen Tauernthäler. Die es begrenzenden Bergzüge erheben

ſich ſchroff und ſteil zu einer anſehnlichen relativen Höhe*), während tief unten zur Linken der ſchäumende Gletſcherbach dahintoſt.

Bei Peſtarena paſſirten wir das ſehr ergiebige Goldbergwerk, einer engliſchen Geſellſchaft gehörig, das nicht wenig zur Belebung des Verkehrs im oberen Val Anzaſca beiträgt.

Wir hatten irgendwo gehört, daß einige Gemeinden des letzteren Thales von Deutſchen gebildet würden, die von der Schweiz ausgewandert ſich hier niedergelaſſen hätten. Auf das hin redeten wir jeden uns Begegnenden mit einem „Guten Morgen" an; aber die Leute ſahen uns verdutzt an und wir erhielten nie eine Erwiderung. Daher glaube ich auch annehmen zu dürfen, daß die Deutſchen in dieſem Striche Italiens ſehr dünn geſäet ſind.

Im Anfange unſerer Wanderung hatten wir die Zumſteinſpitze, Dufourſpitze, das Nordend beſtändig vor Augen, ſpäter ändert ſich die Richtung des Thales und wir ſehen gegen Norden den mehr einförmigen Weißthor-Kamm, bis kurz vor der Ankunft in Macugnaga mit einem Schlage der rieſige Gletſchercircus ſeine ganze Herrlichkeit entfaltet.

Im freundlichen Hôtel Lochmatter, wo wir kurz vor 8 Uhr anlangten, nahmen wir unſer Frühſtück ein. Unſer liebenswürdiger Wirth, Herr Franz Lochmatter, kam bald herbei. Er war in ſeinen jungen Jahren einer der renommirteſten Schweizer Führer, hatte als ſolcher alle bedeutenderen Schweizer Gipfel mehrere Male beſtiegen und nimmt noch heute äußerſt regen Antheil an allen alpinen Vorkommniſſen. Es freue ihn, begann er, wieder Bergſteiger zu ſehen. Heuer, bei ſolch' beſtändigem Wetter, wären faſt gar keine noch nach Macugnaga gekommen. Das hatte die böſe Quarantaine verſchuldet. Alle Päſſe zwiſchen der Schweiz und Italien waren geſperrt. Fremde, die in das Land der Citronen reiſen wollten, mußten ſich einer mehrtägigen Quarantaine unterziehen. Und das war nur eine Begünſtigung der Reiſenden auf Fahrſtraßen und Saumpfaden. Wer über einen höheren Paß gehen wollte, wurde von dem dort poſtirten Detachement italieniſcher Soldaten einfach zurückgewieſen. Selbſt auf den über 10,000 Fuß hohen Gletſcherübergängen, wie Theoduljoch und Neues Weißthor, lagerten die „Alpini" in Baracken, eifrigſt be-

*) Pizzo S. Martino 2732 Meter, Ceppo Morelli ca. 1200 Meter.

müht, dem Cholerabacillus den Eingang nach Italien zu verſperren, während derſelbe bereits hinter ihrem Rücken die Einwohnerſchaft der Städte im Innern des Landes decimirte. Daß dabei Handel und Wandel aufhörte und die Alpenbevölkerung, welche doch auf den Fremdenverkehr angewieſen iſt, rieſigen Schaden erlitt, verſteht ſich von ſelbſt.

Nachdem wir die Quarantaine-Frage von allen ihren Seiten gehörig beleuchtet hatten, fragte uns Herr Lochmatter, auf ein anderes Thema übergehend, was wir für die nächſten Tage vorhätten. Damit brachte er uns einigermaßen in Verlegenheit. Abgeſehen davon, daß es unſer Princip iſt, ſoviel als möglich unſere Pläne geheim zu halten, damit die Leute nicht über unſere angebliche Tollkühnheit erſchrecken, liefen wir ja diesmal angeſichts des rieſigen Oſtabfalles des Monte Roſa wirklich Gefahr, einfach ausgelacht oder für Narren gehalten zu werden, wenn wir einem Schweizer gegenüber rundweg geſagt hätten: „Wir wollen ohne Führer über die Dufourſpitze nach Zermatt.“ Anderſeits war es uns ſehr wichtig zu wiſſen, ob die Lawinengefahr zu jener Zeit noch eine imminente wäre, oder ob die Séracs, unterhalb deren man traverſiren muß, in dieſem Jahre ſchon heruntergefallen ſeien. Wir hatten uns vorgenommen, Herrn Lochmatter darüber zu fragen und wenn er die Gefahr für ſehr groß erklärt hätte, wären wir, ohne über unſer urſprüngliches Projekt etwas verlauten zu laſſen, einfach über das Weißthor nach Zermatt gegangen. Unſere Antwort auf Herrn Lochmatter's Frage war daher eine ausweichende: wir wollten irgend eine größere Tour unternehmen und ſtellten die Gegenfrage, ob ſchon hochalpine Unternehmungen von Macugnaga aus heuer durchgeführt worden ſeien. „Nein, gar keine“, war die Antwort. „Die größte war noch eine Expedition, die ich ſelber leitete, veranſtaltet von einigen Herren des italieniſchen Alpen-Club zur Ermittelung eines geeigneten Platzes für eine Hütte, welche die Erſteigung der Dufourſpitze von hier aus erleichtern ſoll.“

Wir horchten hoch auf. „Wird denn nicht die Oſtwand des Monte Roſa ſeit der Kataſtrophe Marinelli's ängſtlich gemieden?“ — „Das Unglück ward durch große Unvorſichtigkeit herbeigeführt. Ueberhaupt iſt die Route, wenn die überhängenden Eisblöcke unter dem Nordend heruntergeſtürzt ſind, faſt ganz ſicher. Heuer zum Beiſpiel wäre keine Gefahr, wenn nur Touriſten da wären, welche die Tour unternehmen würden.“ Das war zu viel, wir konnten uns nicht halten und gleich-

zeitig platzten wir alle drei, wie aus einem Munde heraus: „Wir wollen ſie machen!“ — Herr Lochmatter warf einen prüfenden Blick auf uns und ſagte dann ruhig: „Mir thut es nur leid, daß wir gegenwärtig gar keinen Führer hier haben“. — „Thut nichts, wir gehen immer ohne Führer!“

Dies mag Herrn Lochmatter nicht wenig überraſcht haben, aber kein Zug ſeines bärtigen Geſichtes verrieth Erſtaunen oder Zweifel und mit keinem Worte verſuchte er uns von unſerem Vorhaben abzubringen; im Gegentheile, er ermunterte uns noch mehr, indem er uns den Weg als nicht allzu gefährlich darſtellte und beſchrieb. Herr Lochmatter hätte uns keine größere Freude bereiten können, jetzt fühlten wir uns eines großen Theiles der Verantwortlichkeit für die Partie enthoben. Nur noch eine Sorge hatten wir auf dem Herzen: Wird es kein Gewitter geben heute Abend, wie dies in den letzten Tagen regelmäßig der Fall war? Aber auch dies Bedenken zerſtreute unſer theilnehmender Wirth, indem er ſagte daß er in dieſer Hinſicht das Beſte hoffe.

Mittlerweile war die Zeit raſch vergangen und keine Minute mehr zu verſäumen, da die Uhr bereits ¾12 Mittags zeigte und wir noch den Friedhof von Macugnaga beſichtigen wollten.

Wie jeder Matterhorn-Fahrer vor ſeinem Abmarſch von Zermatt zu den Gräbern der bei der erſten Beſteigung Verunglückten wallfahrtet, ſo wird wohl auch kein Kandidat für die Oſtwand des Monte Roſa an dem kleinen Gottesacker vorbeigehen, auf dem die ſterblichen Ueberreſte Ferdinand Imſeng's ruhen. Eine uralte Linde breitet mit ihrem dichten Laubwerk kühlen Schatten über Friedhof und Grab. Aus gewaltiger Höhe blickt der Monte Roſa in ſeiner hehren Majeſtät auf die Ruheſtätte jenes Mannes hernieder, dem er zuerſt großen Ruhm, ſpäter aber ein jähes Ende brachte.

Wir nahmen hier Abſchied von unſerem liebenswürdigen Wirth, der es ſich nicht hatte nehmen laſſen, uns bis hieher, 20 Minuten weit thaleinwärts, zu begleiten. „Ich will Sie morgen mit dem Fernglaſe beobachten, denn da iſt noch keiner hinüber, ohne daß ich ihn geſehen hätte“, ſagte er, uns die Hände ſchüttelnd. Wir ſchritten thaleinwärts. Der Abſturz des Monte Roſa war ſchon ſo nahe, daß wir einen genauen Ueberblick über die morgen einzuſchlagende Route hatten.

Die riesige Ostwand des Gebirgsstockes wird gekrönt von vier Spitzen: Nordend (4612 Meter), Dufourspitze (4638 Meter), Zumsteinspitze (4573 Meter), Signalkuppe (4561 Meter), von welch' letzterer sich der Zug des Monte delle Loccie abzweigt und mit dem Pizzo Bianco das Macugnagathal nach Süden zu abschließt. Von jeder dieser vier Spitzen senken sich Felsgerüste herab, bei der Signalkuppe und dem Nordend reichen sie bedeutend tiefer, als bei den mittleren Gipfeln, deren apere Felsen bald unter den Firn- und Eis-Séracs verschwinden. Vom Fuße der Wand streben hinwiederum zwei Felsgrate inmitten des steilen Eishanges zur Höhe: der nördliche Jäger-, der südliche Imsengrücken geheißen. Der erstere, unter dem Nordend gelegen, ist schmäler, beginnt tiefer unten und erreicht eine geringere Höhe, der andere unter der Dufourspitze ist breiter, steiler, jedoch ganz flach und hat daher mehr den Charakter einer ausgeaperten Stelle des Gletschers als den eines Felsgrates.

Auf dem Jägerrücken, der ganz lawinensicher ist, bezieht man gewöhnlich das Bivouak vor der Monte Rosa-Tour.

Zwischen den beiden „Rücken" befindet sich eine ziemlich tiefe Rinne, in welcher alle von den äußerst brüchigen Felsen des Nordends herunterfallenden Steine, sowie die Trümmer der überhängenden Eis- und Schneegesimse ihren Weg zu Thal nehmen müssen. Wegen der den ganzen Tag über in rascher Aufeinanderfolge in dieser Rinne niedergehenden Lawinen ist die Querung derselben besonders gefürchtet. Und dennoch gibt es für denjenigen, der von Osten auf den Monterosa will und zu diesem Behufe auf dem Jägerrücken bivouakiert, keine andere Route als die Passirung dieses gefährlichen, stets mit hartem Eise erfüllten, breiten Couloirs. Herr Lochmatter hatte uns angerathen, dasselbe so hoch oben als möglich zu überschreiten, da wir auf solche Weise den Eisbruch, dessen Einsturz der Partie Marinelli's verhängnißvoll wurde, umgehen würden. Er hatte uns auf der im „Alpine Journal" vom Mai 1883 veröffentlichten Ansicht des Monte Rosa vom Pizzo Bianco aus genau die Richtung, die er für die beste halte, gezeigt. Auf dieser Abbildung sind auch die bisher ausgeführten Routen in dicken rothen Strichen verzeichnet; die von allen Partien auf die Dufourspitze bis auf die unserige eingehaltene ist nach Prof. Schulz' Angabe vollkommen korrekt angegeben. Sie führt vom Bivouakplatze am Jägerrücken horizontal über die besprochene Eisrinne zum

Jmſengrücken, an demſelben in die Höhe, dann etwas nach links ausbiegend erreicht ſie die Felſen der Dufourſpitze an ihrem niedrigſten Punkt und gelangt an der linken Seite derſelben zum Grenzgipfel (Vorgipfel der Dufourſpitze) und dann über einen kurzen Grat zu der nicht mehr im Keſſel von Macugnaga ſtehenden „Allerhöchſten Spitze". Wir ſollten nach Herrn Lochmatter von dieſer Route inſofern abweichen, daß wir den in ſeinem oberen Theile theilweiſe vergletſcherten Jägerrücken bis zu ſeinem oberen Ende verfolgen und dann erſt die Rinne traverſieren und uns ſo mit der alten Route vereinigen ſollten. Durch die Umſtände zum Theil gedrängt, zum Theil auch aus anderen Gründen verfolgten wir am nächſten Tage nicht nur den Jägerrücken bis an ſein Ende, ſondern verblieben auch in dieſer Richtung, bis wir die unterſten Felſen des Nordends erreichten, wo wir gezwungen wurden, ein zweites Bivouak zu beziehen, bis wir am dritten Tage, nach Ueberſchreitung der Fortſetzung der erwähnten Rinne nach oben, die gewöhnliche Route wieder erreichen konnten.

Ich will jetzt wieder nach Macugnaga zurückkehren. Nachdem wir die letzten Häuſer dieſer Ortſchaft paſſiert hatten, verloren wir den Weg, hielten uns zu weit links und geriethen in ein Trümmermeer, aus dem wir uns nur mühſam herausarbeiten konnten. „Ein brillanter Anfang!" dachten wir, uns die ſchweißtriefende Stirn trocknend, nachdem wir endlich den Weg wieder erreicht hatten. An einem einſamen Heuhüttchen und zwei Leuten, die auf der Wieſe davor beſchäftigt waren, kamen wir vorbei, dann nahm uns ein ſchöner, hochſtämmiger Fichtenwald auf, welcher die überaus mächtige Endmoräne des gewaltigen Macugnaga-Gletſchers an ihrer thalwärts gelegenen ſteilen Seite überkleidet. Beiläufig eine halbe Stunde währte es, bis wir die Moräne erſtiegen hatten und zwiſchen den Bäumen durch wieder die uns ſchon ganz vertraut gewordene Oſtfaçade des Monte Roſa zu Geſicht bekamen. Bis knapp zu unſern Füßen heran reicht das blaue, kalte, blendende Gletſchereis, dicht daneben breitet ſich das warme, wohlthuende, ſchattige Grün des Waldes. Schon dieſer einſchneidende, ſehr ſelten wahrnehmbare Kontraſt müßte, wenn es auch kein Monte Roſa wäre, den es hier zu ſehen gibt, das Belvedère — ſo heißt die Stelle, an der wir uns befinden — zu einem der beſuchteſten Ausflugspunkte in den Alpen machen. Feierliche Ruhe herrſcht, denn noch ſind wir zwei Stunden von der Monte Roſawand

entfernt, über welche alle fünf Minuten ungeheuere Lawinen herunterstäuben. Versunken, von dem eigenthümlichen Reiz des einsamen Ortes gänzlich gefangen genommen, bleiben wir einige Augenblicke stehen — da schlagen plötzlich Menschenstimmen an unser Ohr, frohes Gelächter ertönt aus unmittelbarer Nähe. Eine italienische Damengesellschaft, die wir schon in Macugnaga getroffen, hatte sich hier mitten im Grünen gelagert. Um unbemerkt zu bleiben, schlichen wir hinüber auf das stark gewellte, vielfach mit riesigen Steintrümmern bedeckte Eis und rasteten in einer Mulde, auf einem festgefrorenen Blocke. Zwei Stunden hatten wir von Macugnaga herauf gebraucht, der Proviant mundete vortrefflich. — Wir waren nicht lange gesessen, so drängte die Zeit wieder zum Aufbruch.

Leider benutzten wir nicht die riesig lange, scharfe, in leicht geschwungenen Bogen die Gletscherzunge umgreifende linke Seitenmoräne, welche theilweise bewachsen ist, zum Weitermarsche, sondern verfolgten den arg zerschründeten Eiskörper selbst, wodurch wir viel Zeit verloren. Wir hielten so ziemlich die direkte Linie ein gegen den Jägerrücken zu. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann, trotz raschesten Marsches auf dem rutschigen Terrain wollte der erwünschte Felskamm nicht näher rücken. Ja, die Schweizer Berge haben eben doch eine größere Ausdehnung als die unserigen! Endlich trennte uns nur noch die Moräne des vom Nordend herunterkommenden Gletscherarmes von dem Rücken. Hier hieß es die Schritte verdoppeln, denn eben war ein Riesenblock, dessen Eisunterlage von den Strahlen der Sonne erweicht worden war, neben uns in eine Kluft gestürzt und dasselbe Schicksal konnte die Reihe über uns befindlicher eingefrorener Steintrümmer auch erfahren. Wir erreichten endlich den Fuß des ersehnten Rückens. Es schien uns vortheilhafter, den langen Schneestreifen zur Rechten zu benutzen, als uns mit dem rauhen, steilen, plattigen Gefels selber einzulassen, denn auf Schnee, der von guter Beschaffenheit ist, kommt man doch stets schneller vorwärts als auf dem besten Gestein. Es ist das ganz natürlich: auf ersterem sind die Bewegungen vollkommen gleichförmig, auf Fels hingegen muß man stets die Bewegungen der Gliedmaßen genau kontrolieren, jede Situation erfordert eine eigene Stellung, was natürlich mit viel mehr Zeitaufwand verbunden ist.

Kaum merklich gewannen wir an Höhe; oft sah ich hinüber auf den breiten Einschnitt in der nördlichen Begrenzung des Macugnaga-Thales, den Monte Moro und versuchte zu schätzen, ob wir nicht schon seine Höhe erreicht hätten, aber immer ergab sich ein negatives Resultat. Das Schneefeld führte zuletzt nach links auf den Scheitel des Jägerrückens, wo wir auf den Felsen hinaufkletterten. Es war 5 Uhr geworden und der Himmel hatte sich verfinstert. In großartiger Wildheit und in riesiger Ausdehnung zeigten sich unter und neben uns die blauschillernden Eisbrüche der Monte Rosawand. Bald fern, bald nahe ertönte dumpfes Krachen, wenn ein überhängender Thurm zusammengebrochen oder eine Lawine niedergegangen war.*) Wir stiegen rasch und mußten uns schon in der Nähe des gewöhnlichen Bivouakplatzes befinden, als die ersten Regentropfen zu fallen begannen. Vergebens sahen wir uns nach dem unterhöhlten Blocke um, den Prof. Schulz zu einer Cabane umgestaltet hatte. Endlich zeigte sich ein flacher Stein von der Größe eines Pianoforte, der durch einen schmalen Spalt von seiner Unterlage getrennt war; er wurde für den geeignetsten Platz erklärt und sofort machten wir uns daran, die Steine, die den Boden des Spaltes bedeckten, mit den Pickeln hervorzuräumen. Der mit immer stärkerer Vehemenz nieder-

*) Die meisten der Lawinen gingen von der Zumsteinspitze nieder. Oft sahen wir sie auch über die südlich vom Imsengrücken gelegenen senkrechten Felswände herunterkommen. Ich betone nochmals, daß wir eine Reihe schöner Tage hinter uns hatten und Neuschnee aller Wahrscheinlichkeit seit Langem nicht mehr gefallen war.

Da ich die Häufigkeit der in dieser Gegend vorkommenden Lawinen kenne, so empfinde ich immer ein gewisses Schaudern, wenn ich auf der bereits erwähnten, im „A. J." publicirten Ansicht des Monte Rosa die rothe Linie betrachte, welche vom Signaljoch nach Macugnaga hernieder leitet. Sie deutet die Route Mr. John Ellermann's an, welcher am 19. Juli 1882 mit dem Führer Abraham Imseng (Bruder des ein Jahr vorher an eben derselben Wand verunglückten Ferdinand Imseng) und Louis Zurbrüggen vom Riffel über das Sesiajoch kommend den höchst gefährlichen Uebergang über das Signaljoch glücklich vollführte. Beim Abstieg nach Macugnaga wurde die Partie von einer Schneelawine erfaßt, weggerissen und nur wie durch ein Wunder gerettet. — Die auf demselben Bilde angegebene rothe Linie vom Jägerrücken direkt empor zum Nordend ist etwas mysteriös. Ein Italiener soll im Jahre 1876 da hinaufgegangen sein. Nähere Details darüber sind nicht bekannt geworden.

prasselnde Regenschauer ließ es jedoch wünschenswerth erscheinen, daß wir so bald als möglich unter Dach kämen und so kroch Emil als der erste in die Höhle. Merkwürdiger Weise kamen seine Bewegungen zur Ruhe, bevor er noch seine Beine vollständig unter dem Felsen in Sicherheit gebracht hatte. „Was gibt's?" „Die Höhle ist zu klein für uns; wir müssen was anderes suchen. Ich bleibe vor der Hand, wo ich bin." Ich warf, da der Regen meinen Rucksack gänzlich zu durchweichen drohte, denselben in die Miniaturhöhle, in welcher Emil steckte, und lief einige hundert Schritte aufwärts, wo mir schon früher ein schwarzer Spalt zwischen zwei großen Felsklötzen aufgefallen war. Wie dies bei solchen Dingen immer ist, so war's auch hier: von der Ferne schien es, als wenn sich der Platz vorzüglich eignen und trockenes Obdach bieten würde, und in der Nähe erwies er seine ganze Ungastlichkeit. Hier gab's aber keine andere Wahl. Mit dem Kopf und den Armen in der schief nach abwärts verlaufenden Spalte steckend, fiel mir unwillkürlich die Fabel vom Vogel Strauß ein, der seinen Kopf im Sande verbirgt und nun glaubt, er habe sich vor den Feinden gerettet. Ich war in einer ähnlichen Lage. Der obere Theil des Körpers war geschützt, Rumpf und Beine aber, über einen steilen Felsen hinunterbaumelnd, blieben dem ohne Unterlaß niederströmenden Regen schutzlos preisgegeben und die Kleidung sog das herunterfließende Wasser gierig auf, wie ein trockener Schwamm. — Der einzige tröstende Gedanke war, daß die damals tagtäglichen Gewitter nur kurze Zeit anhielten und daß daher auch dieser Regen nicht ewig währen würde. Etwa eine halbe Stunde mochte ich in meiner etwas unbequemen Lage verbracht haben, als ich Purtscheller's Stimme hörte, der weit entfernt von mir, in einer vermuthlich ähnlichen Position sich befand. — Der Regen hatte aufgehört, so belehrten mich meine Hände, als ich sie aus ihrem Verstecke hervorzog, aber die Dämmerung hatte ihren Einzug gehalten. Wir beriefen Emil, der noch am besten weggekommen und nur wenig von der Nässe zu leiden gehabt hatte, zu einem Kriegsrathe. Ein gutes windgeschütztes Bivouakplätzchen, wo sich alle drei bequem hinstrecken konnten, war weit und breit nicht zu sehen; wir beschlossen daher, tiefer unten zu suchen, da weiter oben der Jägerrücken nur mehr flache, häufig von Schneelagern unterbrochene Platten aufweist, die in die eigentliche Wand des Monte Rosa über-

gehend, wie wir mit Recht vermutheten, nicht mehr lawinensicher sind. Wir waren kaum eine Viertelstunde hinabgestiegen, als wir auf drei in der Finsterniß nur schwer erkennbare Steinmandeln stießen; Herr Lochmatter hatte sie bei seiner heurigen Expedition errichtet, um den Platz zu markiren, an welchen die neue Hütte kommen sollte und um zu erproben, ob die vom Nordend herunterfallenden Stein- und Eisgeschosse nicht auch diese Stelle bestreichen. — Dahinter befand sich eine überhängende Felswand, wie geschaffen, um den Wind und mit ihm die in den durchnäßten Kleidern sehr fühlbare Kälte abzuhalten. Der Boden mußte jedoch vorher noch von den kleinen spitzigen Steinen gesäubert werden. Während Purtscheller und Emil diese Aufgabe übernahmen, fiel es mir zu, unsere Flaschen bei einem in der Nähe herabrieselnden Bächlein mit Schneewasser anzufüllen und so für die Bedürfnisse des durstigen Gaumens zu sorgen. Nachdem wir beim Scheine einer Meraner Laterne unsere Abendmahlzeit gehalten, bereiteten wir uns für die Nacht vor.

J. Payer sagt in der Beschreibung seiner Nordpolexpedition einmal: während man bei uns zu Hause um zu schlafen, seine Kleider ablegt, zieht man sich in der Region des Polarkreises erst recht an. — Genau dasselbe Bedürfniß empfindet man auch, wenn man in unseren Alpen in der Höhe von 3000 Metern im Freien zu kampieren sich anschickt. Wenn aber keine Ueberröcke, Pelze, Schlafsäcke, Plaids, Decken und Nachtmützen vorhanden sind, weil man es vorgezogen hat, sich mit derartigen Dingen nicht zu beschleppen, so wird man erfinderisch und sucht den gewöhnlichen Ausrüstungsgegenständen diejenige Form und Verwendung zu geben, welche sie befähigt, die größtmögliche Wärme zusammenzuhalten. Je mehr derartige Camps man mitgemacht, um so praktischer wird man, und da wir uns schmeicheln, auf keine kleine Anzahl von solchen zurücksehen zu können, hat sich bei uns eine förmliche „Bivouak-Technik" ausgebildet. — Vor Allem ist es nothwendig, sich der Schuhe zu entledigen; das Leder ist nämlich ein sehr guter Wärmeleiter und die Füße frieren deshalb mehr als irgend ein anderer Körpertheil, wenn man sie ruhig hält. Der Rucksack wird über die Füße gezogen und bildet, unter den Knieen zusammengeknüpft, einen vortrefflichen Schlafsack namentlich dann, wenn er wie der Prof. Schulz' aus Seehundfell gefertigt ist. Das Seil wird in engen Windungen um die Kniee geschlungen und

bedeckt den Theil der Beine, den der Rucksack wegen seiner Kürze nicht mehr versorgen konnte; es ist so lang, daß zwei ganz gut dieses Vortheils zu gleicher Zeit theilhaftig werden können. Ein Sacktuch wird um den Hals, ein zweites um Hut und Ohren gebunden. Die Schuhe dienen als Kopfkissen, dessen Härte durch die dicken Berghandschuhe etwas gemildert werden kann. Als Decke für den Oberkörper fungiert natürlich der Rock. Ein uralter Erfahrungssatz — uns war er von Dr. O. Chiari überkommen — lautet, daß der ausgezogene und über die Brust gebreitete Rock bedeutend mehr Wärme spendet, als wenn er in situ benutzt wird. Obendrein können dann die Aermel unter die Schulterblätter gesteckt werden, welche Theile gemeiniglich am meisten von der steinigen Unterlage leiden müssen. Die Gesellschaft legt oder duckt sich hierauf so eng als möglich zusammen oder aufeinander und die Nachtruhe wird eine den Umständen angemessene, ziemlich angenehme sein. Probatum est — unter anderm auch damals am Monte Rosa, trotz der durchnäßten Kleider.

Die Witterung war entschieden von ungünstiger Tendenz. Der Mond, welcher die Nacht zuvor, als wir in Ceppo Morelli uns befanden, die Ostwand des Monte Rosa mit seinem zauberhaften Lichte bestrahlte, war vollständig von Wolken verdeckt, die so tief gingen, daß sie die Dufour- und Zumsteinspitze und die oberen Partien des Monte Rosa-Stockes einhüllten.

Von der übrigen großartigen Umgebung konnte man gar nichts als die schwachgerundeten Konturen des Pizzo Bianco und des breiten Monte delle Loccie wahrnehmen. Als das Wetter in den ersten Morgenstunden des 13. August noch schlechter wurde, hatten wir unsere hochfliegenden Monte Rosa-Gedanken ganz aufgegeben und es stand bereits fest, daß wir nach Macugnaga zurückkehren und von dort den Uebergang über ein Weißthor nach Zermatt ausführen. Wir ließen uns daher mit dem Aufbruche Zeit. Um 5 Uhr war es bereits, als wir reisefertig wurden. Wir stiegen nach aufwärts, aber nicht in der Absicht, auf den Monte Rosa zu gehen, sondern nur um auf unseren alten Weg von gestern nach Macugnaga hinab zu gelangen. — Da heiterte sich das Wetter plötzlich auf — die schwarzen Felsen der Zumstein- und Dufourspitze sahen klar und rein auf uns hernieder — so nahe und Macugnaga schien so klein. Wir dachten an den weiten Weg, den wir gestern gemacht, dachten an die schier

endloſe Schneehalde, die ſich zum neuen Weißthor hinanzieht, dachten wohl auch an das Geſicht, das Herr Lochmatter machen würde, wenn wir bei ſchönem Wetter in ſein Hôtel unſern Einzug halten würden, und die Wahl wurde uns nicht ſchwer. Der Schnee war von ſehr guter Beſchaffenheit; Lawinendonner hatten wir ſeit den erſten Nachtſtunden viel ſeltener gehört: alſo „friſch drauf und dran“. Sanft flacht ſich der Jägerrücken in die Wand aus; zum Theil werden ſeine Felsplatten von den Gletſchermaſſen zur Rechten und Linken überſpült; breite blauſchillernde Klüfte finden ſich beinahe auf der Höhe des Rückens, obgleich das Eis daſelbſt nur eine ſehr geringe Mächtigkeit zu beſitzen ſcheint. — Hätten wir den Kurs unſerer Vorgänger eingeſchlagen, ſo hätten wir gleich in der Höhe unſeres Bivouaks traverſieren müſſen, um ſo den Imſengrücken zu erreichen. In unſerer jetzigen Höhe hatte das oft erwähnte Eiscouloir bereits eine ſolche Breite erlangt, daß wir es nicht zu thun wagten. Noch weiter oben ſpaltete ſich die in einem Winkel von 45 Graden zur Höhe ziehende, gänzlich mit hartem Eis erfüllte Rinne in zwei Arme, der linke hatte die Richtung des Silberſattels, der andere verlor ſich rechts hoch oben in den Felſen des Nordends. Wenn wir bis über den Theilungspunkt der Rinne anſtiegen und dann erſt traverſierten, ſo war die Gefahr vor heruntergehenden Lawinen entſchieden eine geringere, denn wir konnten unter den zwiſchen den beiden Rinnen befindlichen unterſten Felſen des Nordends Schutz finden.

Ein anderer Umſtand war es noch, der ſehr für dieſen Plan ſprach. In das Eis der Rinnen hatten ſich reißende Gletſcherbäche ein tiefes Bett eingenagt, die weiter unten vereinigt ein kaum zu überſetzendes Hinderniß abgegeben hätten, während man ſie einzeln ganz wohl zu überſetzen hoffen konnte. Dieſe Erwägungen, ſowie der Rath des Herrn Lochmatter, ſo hoch oben als möglich zu traverſieren, beſtimmten mich, der ich damals gerade voraus ging, ſtracks aufwärts zu ſteigen, Herr Purtſcheller war derſelben Anſicht und Emil, der an dieſem Tage indisponiert war, folgte ſchweigend unſeren Fußſtapfen.

Es war 7 Uhr 20 Minuten, mehr als zwei Stunden waren ſeit unſerem Aufbruche vergangen, über Schneefelder und glatte Felſenlager waren wir beinahe bis in die Höhe jener mehrmals erwähnten Felſen des Nordends gelangt, von denen wir durch den rechten Arm

des Couloir geſchieden waren. Es galt ihn zu überſchreiten und Purtſcheller trat an die Spitze der Geſellſchaft.

Mit kräftigen Hieben hatte er bald eine Stufe nach der andern hergeſtellt und wir ſtanden am Ufer des Sturzbaches. Auf beiden Seiten deſſelben mußte ein beſonders feſter Stand, eine förmliche Staffel geſchaffen werden, damit man in Sicherheit den großen Tritt über die Bachrinne ausführen konnte. Am jenſeitigen Ufer angelangt brauchten wir noch beiläufig 200 Stufen bis zu den ſchützenden Felſen über uns, aber dieſe mußten in ſpiegelblankes glashartes Eis gehauen werden, das unter einem Neigungswinkel von mindeſtens 50 Graden vor uns ſich hinanzog.

Emil war eben daran, Herrn Purtſcheller abzulöſen und hatte, um ihm auszuweichen und an die Front zu kommen, neben den Stufen Purtſcheller's eine Anzahl Tritte gemacht, als wir auf einmal hoch oben in den Wänden des Nordend ein Geräuſch vernahmen, das näher zu rücken ſchien. In raſender Schnelligkeit kamen ein halbes Dutzend mannskopfgroßer Steine die Rinne heruntergejagt, welche wir erſt kurz vorher paſſirt hatten. Nach Verlauf von zwei Minuten daſſelbe Schauſpiel. Der Rückzug war uns damit abgeſchnitten. Daß ſich die Steinfälle ſchon ſo früh und in ſo großartigem Maßſtabe einſtellen würden, hatten wir allerdings nicht erwartet. Aber der Weg vor uns, über das zweite Couloir iſt ja noch frei; darum beeilen wir uns, vorerſt die Felſen zu erreichen und dann — ſo raſch als möglich hinüber! Mit fieberhafter Eile ſchlug Emil die noch zu fertigenden Stufen; ſchon iſt er den erſehnten Felſen nahe, ſchon glauben wir Rückwärtsſtehenden, er könne ſie mit der Hand erreichen, da — ein plötzlicher, furchtbarer Knall, wie von einer heftigen Exploſion und ein Hagel von Steinen gröbſten Kalibers fegt die linke Rinne, die wir eben überſchreiten wollten, herunter. Ein Ausruf des Schreckens; auf die nur mit Mühe im Eiſe Halt findenden Aexte niedergebückt, warten wir das Ende des alarmirenden Ereigniſſes ab. Aber noch haben wir die Hoffnung nicht aufgegeben; einmal iſt keinmal; wer weiß, ob nicht zwiſchen den einzelnen Steinfällen ſo lange Pauſen eintreten, daß wir ganz gut hinüber kommen können, wenn wir uns nur etwas beeilen. Vor Allem wollten wir aber im Schutze der Felſen etwas raſten, um dann deſto raſcher die gefährdeten Stellen paſſieren zu können. Es war 9 Uhr Vor-

mittag, gerade vier Stunden nach unſerem Aufbruch vom Jägerrücken. Die Sonn hatte Zeit gehabt, die eiſigen Feſſeln, in welchen die Steine des Nordends gefangen lagen, zu löſen, daher die häufigen Steinfälle.

Die Felſen, bis zu welchen wir vorgedrungen waren, beſtanden aus rieſigen Blöcken mit glatter Oberfläche, die in außerordentlicher Steilheit, zum Theil überhängend, augenſcheinlich nicht allzufeſt aufeinander gethürmt waren und nur ſehr kleine horizontale oder ſchwach geneigte Plätze darboten. Kaum hatten wir ſie betreten, als ein neuer größerer Steinſchauer herabkam, zum Theil auf die Felſen über uns aufſchlug und dann über unſere Köpfe weg in ſauſendem Fluge die Luft durchſchneidend der Tiefe zueilte.

Wir duckten uns zuſammen an den Felſen und ſchielten hinüber auf die Eiswand, die uns mitſammt dem oft beſprochenen Gletſcherbach von den kaum 200 Meter entfernten in wildeſten Formen aufragenden Séracs trennte. Die Wand ſchien lebendig geworden zu ſein; wie wenn ſie toll geworden wären, jagten, ſprangen und tanzten große und kleine Steine in wirrem Durcheinander die ganze Breite derſelben herunter. Als im Verlauf von einigen Minuten daſſelbe Schauſpiel ſich noch mehrmals wiederholte, rückte ich mit dem Antrage heraus, wir möchten den Tag und die Nacht über hier zubringen, bis die Kälte der letzteren die Steine zur Ruhe brächte.

Purtſcheller, obgleich ſonſt kein Freund von Bivouaks, war derſelben Meinung; Emil opponierte zuerſt, aber die raſche Folge der Steinſchläge bekehrten auch ihn zu unſerer Anſicht.

Da an einem Orte nicht genügend Platz war, um uns allen zugleich leidliche Ruheſtatt zu bieten, ſtieg Emil etwas höher hinauf und Purtſcheller machte es ſich noch „um einen Stock“ höher bequem, während ich mein Quartier ganz unten auf einer ſchrägen Platte aufſchlug, die durch den ſcharfen Rand eines maſſiven Blockes nach abwärts zu geſchützt war.

Ueber alle Maßen großartig präſentiert ſich der weite Cirkus von Macugnaga, wenn man ſo mitten drin ſteht. Zwar überſehen wir nur ſeine ſüdliche Umrandung vollſtändig. Zumſteinſpitze und Dufourſpitze ſind für uns ſchon unſichtbar, da wir unſere Köpfe nicht ſo weit aus unſerem Verſteck hervorbeugen wollen, indem wir fürchten müſſen, ein von oben kommender Stein würde uns übel mitſpielen;

dafür aber macht weiter unten die nähere Umgebung, das ungeheuere Firnbecken, wo eine Terraſſe von Séracs über der andern, eine wilder, zerriſſener, verwegener als die andere ſich aufthürmt, einen übermächtigen Eindruck. Die Höhe der Wand, auf der wir uns befinden, können wir am beſten ermeſſen, wenn wir während eines Steinfalls einen beſonders großen Block, von vielleicht einem Centner Gewicht, in's Auge faſſen. Er flog in der Luft, als wir ihn zuerſt erblickten, wie lange ſchon, wiſſen wir nicht, aber nach dem weiten Bogen, in dem er ſich von der Wand entfernt hat und nach der Schnelligkeit zu ſchließen, mit welcher er ſich um ſeine eigene Achſe dreht, muß es ſchon beträchtlich lange ſein; er ſchießt an uns vorüber, ein, zwei, drei, noch mehr Sekunden vergehen, bis er tief unten mit raſender Wucht auf die ſteile Eiswand aufſchlägt, ein tiefes Loch in ſie reißend, noch einmal abſpringt und dann hinter der ſteileren Partie der Wand verſchwindet.

Wer die Viertelkilometer langen Sätze ſolcher centnerſchweren Laſten geſehen; wer das wilde Aufbäumen des Gletſcherwaſſers beobachtet, wenn durch ſein Bett ein Schwarm kleinerer Steine, gefolgt von einer mächtigen Schneemaſſe, herunterjagten; wer das ferne Aechzen der einſtürzenden Eisnadeln, das leiſe verklingende Donnern der unter der Zumſteinſpitze abgehenden Schneelawinen gehört; wer das Dröhnen und Zittern verſpürt, das ſich jedesmal kundgab, wenn ein gewichtiges Vollgeſchoß krachend in die Felſen über uns wie in einen Kugelfang einſchlug: der begreift es, daß Herr Purtſcheller nach einer Weile von ſeinem erhabenen Standpunkte zu uns herunterrief: „Ich bedauere es gar nicht, daß wir hier gezwungen ſind zu bleiben; wir lernen hier die Natur von ihrer allergroßartigſten Seite kennen".

Wenden wir den Blick von unſerer näheren Umgebung ab, laſſen wir ihn hinabſchweifen auf den von fallenden Steinen noch ſtark beſtrichenen oberſten Theil des Jägerrückens, auf die rieſig lange und breite, glatte, von ſchön geſchwungenen Seitenmoränen eingefaßte Zunge des Macugnaga-Gletſchers, auf die freundlichen Wälder und Wieſen weiter draußen. Von der Ortſchaft ſelber ſah man der enormen Diſtanz wegen faſt gar nichts; ein paar kleine weiße Flecken mitten im Grünen deuteten ihre Lage an. Und trotz der weiten Entfernung hatte man uns dort beobachtet; Herr Lochmatter hatte uns bemerkt, wie wir als drei ſchwarze Punkte auf dem Eiſe lang-

ſam vorrückten; als wir aber auf die Felſen übergetreten waren, verlor er uns natürlich aus dem Geſichte; er hätte, wenn er uns auch geſehen hätte, ſich doch nicht denken können, was uns bewogen, die Freuden eines Bivouaks auf den Felſen des Monte Roſa freiwillig ein zweites Mal durchzukoſten. Wohl dachten wir an ihn und daß er in großer Angſt um uns ſich befinden werde, aber verſtändigen konnten wir uns nicht und ſo tröſteten wir uns, er werde nächſten Morgen uns hoffentlich ſchon nahe den Felſen der Dufourſpitze erblicken.

Weiter fliegt das Auge hinaus über bewaldete Kuppen auf die geſegneten Gefilde der ſchier unendlichen lombardiſchen Ebene. Links von ihr erſcheinen mehrere im Sonnenlichte hell glitzernde Flächen, die oberitalieniſchen Seen, und in der Ferne baut ſich ein mächtiger Gebirgsſtock auf, die Gruppe des Bernina und der Monte della Disgrazia.

Das hätte heute eine Rundſicht am Gipfel des Monte Roſa gegeben! Während der Ausblick von den Walliſer Bergen nach Italien meiſtens durch die trübe Dunſtſchichte, die ſich in der Ebene verſammelt, gänzlich verhüllt iſt, war heute kein Nebelſtreifen zu ſehen. Und wir müſſen hier an einem ſolchen Tage unthätig liegen! Die Steinfälle ſind ſeit längerer Zeit ausgeblieben und faſt mechaniſch greift man nach der Uhr, ob die Zeit es vielleicht nicht doch geſtatten würde; da — ein neuer Sturm tobt herunter über das Terrain, das zu überſchreiten geweſen wäre, und ſofort iſt jeder Gedanke an ein Weitergehen aufgegeben. Vor Mitternacht durften wir uns nicht rühren; es hieß alſo ſich in Geduld faſſen.

Ein Blick auf unſeren Proviant hatte uns ſchon früher belehrt, daß wir uns nicht mit Eſſen die Zeit kürzen durften; es blieb alſo, da keiner von uns ein Raucher iſt, nur ein Zeitvertreibungsmittel: nämlich der Schlaf. Tagsüber war es ſehr heiß, da die Sonnenſtrahlen von dem Eiſe gar mächtig auf uns reflektirt wurden. Dieſer Umſtand, ſowie die harte Unterlage und von Zeit zu Zeit ſich wiederholende Steinſalven beeinträchtigten freilich den Schlaf gar ſehr, aber man gewöhnt ſich an Alles.

Abends, als die Sonne unterging und die Spitzen des Bernina goldig glänzten, während zartes Violett den ganzen Thalkeſſel von Macugnaga erfüllte, wurden wir durch einen leichten Froſt in unſeren Gliedern plötzlich geweckt. Wir hatten tagsüber nur wenige Worte

miteinander gewechſelt; jeder war mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Jetzt ſtellte ſich das Gefühl der Zuſammengehörigkeit wieder ein. Die Nacht wollten wir ſo dicht als möglich aneinandergepreßt verbringen, damit einer den andern, ſo gut es eben ging, vor Kälte ſchützen könnte.

Wir ſtiegen hinauf zu Purtſcheller, wo noch der geräumigſte Platz vorhanden war, und gingen daran, denſelben zu ebnen. Steine, die im Wege ſtanden, wurden gehoben und hinuntergeſtürzt, mit anderen wurden die Ritzen zwiſchen den Blöcken ausgefüllt, ſo daß zuletzt eine ziemlich ebene Fläche reſultirte, wo drei gerade Platz fanden, um darauf mit ausgeſtreckten Beinen ſitzen zu können. Bevor wir uns niederließen, holten wir noch Waſſer, um unſern Durſt zu löſchen. Wenige Schritte weit tropfte daſſelbe von den Felſen herunter; wir hatten uns aber tagsüber nicht getraut zu dem Rinnſale hinzugehen, da der Weg durch die fallenden Steine unſicher gemacht wurde. Jetzt war viel weniger Gefahr vorhanden, die Steinbatterien waren ziemlich verſtummt und nur das Gletſcherwaſſer rauſchte durch ſein eiſiges Bett dahinſchießend gleichmäßig fort.

Der Mangel eines genügenden Raumes bedingte es, daß uns die zweite Nacht auf der Monte Roſa-Wand viel ungemüthlicher und kälter vorkam als die erſte. Strecken und dehnen konnte ſich keiner, ohne daß die beiden anderen es empfindlich geſpürt hätten.

Die Poſition, die wir inne hatten, war dabei nichts weniger als angenehm. Emil und ich ſaßen einander gegenüber und hatten die Füße verſchränkt, während Purtſcheller's und mein Rücken ſich gegenſeitig zur Stütze dienten. Wir wechſelten öfters die Plätze.

An allen Gliedern vor Kälte zitternd, dachten wir wohl daran, daß es beſſer wäre, in einem warmen Bette des Hôtels Lochmatter in Macugnaga zu liegen als hier oben auf dem ſpitzigen, harten Felſen. Aber die Hoffnung auf den nächſten Morgen, für den die herrliche, ſternenklare Nacht das ſchönſte Wetter verſprach, ſowie die Freude, daß uns für dieſen Abend ein Gewitter erſpart geblieben war, hielt uns in guter Laune. Wir ſchliefen aber nur wenig und freuten uns ungemein, als wir bemerkten, der Zeiger der Uhr habe die elfte Stunde ſchon überſchritten, die feſtgeſetzte Zeit unſeres Aufbruchs ſei alſo ſchon herangerückt. Alles ward beim ſchwachen Scheine des Mondes, der im letzten Viertel ſtand, geordnet, die ſteif gewordenen Schuhe angezogen, die Steigeiſen angelegt und das Seil umgebunden.

Es war gerade Mitternacht, als Purtſcheller, der erſte, die ſchützenden Felſen verließ und die unter 50° geneigte Eiswand betrat. Eine Stufe nach der andern mußte in das Eis gehauen werden. Je näher wir der Rinne kamen, in welcher der durch die Nachtkälte etwas ſchmäler gewordene Gletſcherbach niederrauſchte, um ſo härter wurde das Eis. Das Waſſer war durch die heruntergehenden Steinlawinen öfters aus ſeinem Bette herausgedrängt worden und ſo waren die beiden tiefeingeriſſenen Ufer vollſtändig überglaſt. Bei der zweifelhaften Beleuchtung mußten auch die Stufen gehörig tief geſchlagen werden, denn ein Nachgeben oder Ausreißen auch nur einer wäre gleichbedeutend mit dem Untergange der Partie geweſen.

Herrn Purtſcheller's Leiſtung an jenem Tage (14. Auguſt) iſt wahrhaft bewunderungswürdig. Eine Stufe, allerdings die größte, nämlich die erſte jenſeits des Baches, erforderte bei hundert Pickelhiebe. Es war aber nicht nur erforderlich, breite Stufen in das Eis zu machen, es mußten auch Griffe für die Hände hergeſtellt werden, um die Gefahr eines Ausgleitens zu vermindern, da der mit aller Kraft bei jedem Schritte eingeſchlagene Pickel kaum Halt fand. Kein Wunder, daß unſer Fortſchritt ein langſamer war und daß wir von den Felſen bis zu den Séracs, zu einer Strecke von vielleicht 200 Metern volle zwei Stunden brauchten. Dieſe Zeit hätten wir auch aufwenden müſſen, wenn wir die Traverſierung den Tag vorher verſucht hätten; und wir ſahen jetzt erſt, wie wohl wir daran gethan, mit dem Uebergang bis zur Nacht zu warten; eine ſo lange Pauſe zwiſchen je zwei Steinſchlägen war bis gegen Abend nicht eingetreten.

Herr Purtſcheller war glücklich drüben angelangt und wartete auf etwas weicherem Eiſe. Emil kommt nun an die Reihe. Glücklich lenkt er ein in die tiefe Rinne, glücklich paſſiert er ſie auch und gelangt hinüber zu Purtſcheller, der ſich unterdeſſen wieder ausgeraſtet hat und wieder an ſeine Hackarbeit geht. Das Eis wird von Stufe zu Stufe weicher und am Ende des Seiles angelangt, findet der einfach eingehauene Pickel bereits genügend Halt.

Nur in der nächſten Umgebung der Rinne, in der eigentlichen Lawinenbahn, war das Eis von ſo außerordentlicher Härte. — Ich, als der letzte, hatte bei der Ueberſchreitung des Baches das Füllen unſerer beiden Flaſchen zu beſorgen. Nach unſäglicher Mühe gelang mir dies endlich. Ein unterdrücktes Hurrah von drüben erſcholl, als

ich nach ca. 20. Minuten anzeigte, mein Geschäft sei erledigt, mein Bruder möge das Seil anziehen. Wenige Minuten später stand ich bei meinen Gefährten und weiter ging's auf die Séracs zu. War das eine Lust, wieder Schnee unter den Füßen zu haben und nicht immer auf jeden Tritt achten zu müssen! Ein mächtiger Eiswürfel und eine schlanke Nadel bildeten die Pforte, durch welche wir das großartige steil aufsteigende Labyrinth betraten. Wir reichten uns die Hände, wir waren hier vor den Steinfällen gedeckt. Wenn wir am Tage vorher, gleich nach unserem ersten Bivouak, in der Höhe des Platzes bleibend, an dem wir übernachtet hatten, die große Rinne überschritten hätten, wären wir wohl den Steinfällen entgangen, ob uns aber nicht andere Gefahren, wie Eislawinen und zusammenbrechende Séracs in den Weg getreten wären, vermag ich nicht zu entscheiden.

Unsere Route führte nun schief links aufwärts mitten durch die Eisbrüche. Obgleich wir in der Nähe von mehreren sehr phantastisch geformten Eisthürmen vorbeikamen, so trafen wir nirgends auf ein ernstes Hinderniß und gewannen bei dem vortrefflichen Zustande des Schnees ziemlich rasch an Terrain. Die Wand ist in Terrassenform aufgebaut; steile Stellen wechselten immer mit weniger steilen ab. Im Allgemeinen weiß ich von diesem Theile der Partie wenig zu berichten; nur an eine Scene erinnere ich mich noch lebhaft, wie Herr Purtscheller beim Traversieren unter einer dräuenden Eiswand auf eine trügerische Schneebrücke tretend, plötzlich bis über die Schultern versank. Er vermochte jedoch bald wieder mit Hilfe des Seiles und seines Pickels an die Oberfläche zu gelangen. Es dämmerte allmälig und wir gewahrten zu unserem Schrecken, daß sich in der Ebene draußen ein riesiges Nebelmeer befand, das immer näher und näher zu uns heranrückte. Die aufgehende Sonne blieb uns unsichtbar und verrieth ihre Anwesenheit blos durch jenen unheilverkündenden blutig rothen Saum, der die ihr vorgelagerten Wolken schmückte. Die nächsten Partien unter dem mächtigen doppelten Bergschrunde wiesen nur breite Querspalten, aber keine eigentlichen Séracs auf, so daß die Aussicht auf die direct über uns aufragenden Felsen der Dufourspitze vollständig frei war. Um $5^1/_2$ Uhr war es, als wir zum Bergschrunde kamen; wir hatten durch die Séracs $3^1/_2$ Stunden gebraucht. Wir übersetzten ihn etwas nach links uns wendend. Schon ganz nahe winkten die Felsen, in vielleicht 400 Schritten konnten wir sie

erreichen; aber dieſe 400 Schritt führten über blankes Eis, das von einer dünnen Neuſchneedecke verhüllt war. Nachdem ich und Emil Herrn Purtſcheller abgelöſt hatten, trat er wieder an die Spitze und ſchlug mit außerordentlicher Ausdauer die noch benöthigten Stufen nach rechts gegen die ſehr böſe und plattig ausſehenden unterſten Felſen zu. Ein kleines Steinchen ſauſte, von dem Grenzſattel kommend, in raſchem Fluge an uns vorbei und mahnte uns, daß jetzt noch nicht alle Gefahr vorüber ſei. Endlich, Punkt 7 Uhr, betraten wir die unterſten Blöcke. „Wenn Sie einmal die Felſen haben, dann geb' ich Ihnen meinen Segen", hatte Herr Lochmatter zu uns geſagt. Leider konnte er uns jetzt offenbar nicht ſehen, da wir bereits in dichtem Nebel ſtanden. Wir legten das Seil ab und hielten trotz des eiſigen Südſturmes eine halbſtündige Raſt. Beim Weiterſteigen müſſen wir die richtigen Stellen verfehlt haben, denn uns kamen die Felſen recht ſchwierig vor. Es kann wohl ſein, daß die zwei Bivouaks eine nachtheilige Wirkung auf unſere Thatkraft geübt und daß daher unſer Urtheil ein getrübtes war. Wir ſtiegen anfangs in der Mitte der Felſen auf, in einer Art Couloir, wandten uns dann, nachdem wir einen ſehr ſchlechten, glatten Kamin nur durch gegenſeitige Unterſtützung paſſieren hatten können — Emil war hier erſter — über ſteile Blöcke nach links hin, vielfach Raſten haltend.

Als wir die linke Front der Felſen erreicht hatten, welche viel weniger ſteil iſt, zwangen uns eingelagerte Eisſtreifen, die beim Betreten der Felſen abgeſchnallten Steigeiſen wieder anzulegen. Für einzelne Momente riß der Nebel auseinander und das Signal auf der Zumſteinſpitze ward erkennbar. Es war noch hoch über uns und eiferte uns an, unſer bisheriges läſſiges Tempo zu beſchleunigen.

Wir erreichten einen ſehr auffälligen pyramidenartigen Felsblock im Oſtgrat. Das Steigen wurde nun viel leichter und um 11 Uhr 15 Minuten erreichten wir den Grenzgipfel. Ein paar Flaſchenſcherben lagen umher und Emil, der zuerſt ankam, behauptete ſteif und feſt, wir ſeien am Hauptgipfel. Erſt nach einer Discuſſion von fünf Minuten ließ er ſich von mir überzeugen, daß die ſchneebedeckte breite Erhebung vor uns, die nur ſchwach durch den Nebel durchblickte, unſer eigentliches Ziel ſei. Die Differenz zwiſchen den Höhen der beiden Gipfel iſt auch eine ſo unbedeutende, daß ſchon oftmals die Frage aufgeworfen wurde, welcher eigentlich der höhere ſei.

Gar viele der Touriſten glaubten an der „allerhöchſten“ Spitze angelangt, ſie müßten noch hinüber auf den Oſtgipfel; es iſt hingegen wieder Thatſache, daß alle, die auf letzterem zuerſt anlangten, meinten, ſie wären noch nicht am Endziel ihrer Partie. Herr Imfeld, der die betreffenden Vermeſſungen vornahm, fand die Dufourſpitze 4638 Meter, für den Grenzgipfel 4631 Meter; die Differenz wäre alſo 7 Meter. Auf einer der neueſten, prachtvollen Photographien von V. Sella vom Lys-Joche aus erkennt man mit Evidenz, daß der Dufourſpitze mit Recht das Prädikat „Allerhöchſte Spitze“ zukomme.

Ich betrat hier zum erſten Male ſchweizeriſchen Grund und zwar war es der höchſte Punkt dieſes Landes, auf den ich zuerſt meinen Fuß ſetzte. Ein paar Mal hebt und ſenkt ſich der Grat, theilweiſe wird er von kleinen Schneewächten überlagert, dann kommen wir an jene Stelle, die Dr. v. Lendenfeld ebenfalls beſchrieb, eine ſteile Platte, von deren Höhe man ſich auf einen ſcharfen Schneegrat herunterlaſſen mußte. Wir hielten uns die ganze Strecke über am Grat, waren unangeſeilt und keine Stelle erforderte gegenſeitige Unterſtützung.

Noch ein Thurm und ein Schneegrat und der Monte Roſagipfel iſt erreicht. Es war 11 Uhr 45 Minuten; meine Uhr ging, da wir von Oſten (aus Tirol) kamen und ich ſie zu rücken verſäumt hatte, um 15 Minuten voraus. Genau vor einem Jahre um dieſelbe Stunde hatte auch Prof. Schulz den Gipfel betreten. (14. Auguſt 1883 um 11 Uhr 30 Minuten.)

Wir hatten unſer Ziel erreicht; aber kein Ausruf von überquellender Fröhlichkeit, kein jubelnder Jauchzer verkündete, daß das zweitägige Ringen von Erfolg gekrönt, daß die große, aufgewendete Mühe, daß die Strapazen zweier Bivouaks doch nicht umſonſt geweſen. Die Sache war eben ſchon vor 5 Stunden mit der Erreichung der Felſen entſchieden.

Es war uns bereits früher, beim Gratübergang, ſo vorgekommen, als wenn wir fern verhallende Stimmen hören würden, auch im Schnee am Gipfel konnte man zahlreiche, friſche Fußſtapfen ſehen und wir bedauerten, nicht zeitiger heroben angelangt zu ſein, da wir dann die Partie noch getroffen hätten. Wie zwei Tage in der öden Wildniß des Hochgebirges den Menſchen ändern können! Wenn wir nun die Touriſten nicht ſelber ſprechen konnten, ſo ſuchten wir doch

hire Namen zu erfahren und griffen auf's Geradewohl nach einer der da befindlichen Flaschen. Welche Karte kam uns zuerst in die Hand?

Zu unserem freudigsten Erstaunen die eines lieben Freundes und Clubgenossen, unseres verehrten Prof. L. Liechti aus Wien, der erst gestern heroben war. Wie schön wäre es gewesen, wenn wir so ganz unvermuthet uns auf der Spitze des Monte Rosa hätten die Hände reichen können!

Die übrigen unzähligen Karten durchzusehen gaben wir bald auf und wandten uns der Vertilgung des letzten Restes unseres Proviantes zu. Da wir mit demselben um einen vollen Tag länger hatten auskommen müssen, als wir im Vorhinein berechnet hatten, waren die einzelnen Rationen begreiflicherweise schmal ausgefallen. Der Hunger, der sich infolge dessen einstellte, ließ uns gar bald an einen Abschied vom Gipfel denken, umsomehr, als der Nebel keinen Augenblick gewichen war. In der Befürchtung, es würden vereiste Stellen kommen, schnallten wir unsere Steigeisen an und lugten eben aus, wohin die Spuren eigentlich führten, da schlug plötzlich das wohlbekannte Geklapper an unser Ohr, welches Bergstöcke auf Felsen zu verursachen pflegen. Aufmerksam lauschen wir, jetzt hören wir einzelne Stimmen und Tritte; kein Zweifel mehr, eine Partie nähert sich unserem Gipfel. „Die müssen wir noch erwarten", war unser aller Gedanke und richtig, bald sahen wir tief unten an der Südwand vom Nebel noch halb verhüllt drei Gestalten auftauchen, die zu uns herauf blickten, als wir sie anriefen. Es war ein Engländer, nach seinem eleganten lichten Kleide zu urtheilen, der zwischen zwei Führern heraufstieg. Obgleich wir uns noch nie gesehen, schüttelten wir uns herzlich die Hände, als sie endlich bei uns waren, und stellten uns vor.

Der Engländer, ein älterer Herr, hieß Mr. Bramston, seine Führer waren Joh. Moser und Zurbrüggen. „Sie sind aber doch nicht auf dem gewöhnlichen Wege heraufgekommen, der führt ja über den Westgrat", fragte ich den erstgenannten Führer. „O nein, da wo wir herauf sind, ist seit drei Jahren niemand mehr herauf, dieser Weg vom Lysjoch ist schwieriger als das Matterhorn", war die Antwort.

Auch wir hatten viel zu erzählen, während die andere Partie ein lukullisches Mahl hielt, dem wir mit etwas gemischten Gefühlen zu-

ſahen. Dann (1 Uhr 10 Minuten) brach Alles auf. „Gehen Sie voraus, da Sie ohne Zweifel raſcher hinunterkommen werden und bitte, ſagen Sie meiner Frau in Riffelalp, daß ich glücklich heraufgekommen bin", ſagte der Engländer, der merkwürdiger Weiſe ziemlich fließend deutſch ſprach, indem er uns die Hand reichte.

Der gewöhnliche Monte Roſaweg vom Riffel führt bekanntlich ſehr leicht, aber auch ſehr lang und langweilig über die ſchwach geneigten Schneefelder des Monte Roſa-Gletſchers. Nur die letzte Stunde über den Weſtgrat iſt etwas ſchwieriger, indem einige Felſen zu paſſieren ſind. Der berühmte Kamin unmittelbar unter dem Gipfel iſt das bedeutendſte Hinderniß. — Wir hörten noch den Ausruf des Erſtaunens von Seiten des jungen Zurbrüggen: „Wo haben denn die ihr Seil?" als wir unangebunden über die Felſen des Grates dahinſtürmten. In einer halben Stunde (1 Uhr 45 Minuten) waren wir am Sattel, wo der Gletſcher betreten wird. Trotz der breiten Spuren nahmen wir doch das Seil, nicht ſo ſehr deshalb weil wir uns vor dem Einbrechen in Spalten gefürchtet hätten, als um uns den Vorwurf der Unvorſichtigkeit zu erſparen, der uns berechtigter Weiſe von Seite uns eventuell begegnender Partien hätte treffen müſſen. Lag doch Nebel auf dem Gletſcher und wußten wir ja nicht, ob nicht bedenkliche Eisbrüche zu durchſchreiten ſein würden. Bei dem ſehr weichen Schnee war dies doppelt nothwendig. Als wir nach ermüdender Schneewaterei das Blattje, eine Felſeninſel inmitten des großartigen Eismeeres, erreicht hatten (3 Uhr 10 Minuten), auf der bei gewöhnlichen Monte Roſapartien die Frühſtücksraſt gehalten wird, ſahen wir, aus der Nebelregion heraustretend, daß wir nur mehr den ebenen aperen Gorner-Gletſcher zu überſchreiten hatten. Das Seil war daher überflüſſig und wir entledigten uns deſſelben.

In einer halben Stunde (3 Uhr 45 Minuten) ſtanden wir am Ufer des grauen Eisſtromes, auf der jenſeitigen Lehne erblickten wir deutlich den Fußſteig zum Riffelhaus. Wir querten daher den Gletſcher in der Richtung, überſetzten mehrere breite Gletſcherbäche und ſtanden nach dreiviertel Stunden am Beginn des erwähnten Weges (4 Uhr 30 Minuten). Man muß nun ein beträchtliches Stück ſteigen, um das jenſeits des Gornergrates liegende Riffelhaus zu erreichen, eine Strecke, die jedem vom Monte Roſa zurückkehrenden Wanderer in angenehmſter Erinnerung ſteht! Schaaren von Touriſten

begegneten uns auf der anderen Seite des Berges, als wir gegen das Riffelhaus zu abstiegen, ein sehr seltsamer Anblick für jemanden, der an die Tiroler Bergeinsamkeit gewöhnt ist. Um 5 Uhr 40 Minuten langten wir im Riffelhause an, zur großen Freude des Herrn Seiler, der durch ein Telegramm Lochmatter's, das unsere Tour anzeigte, schon sehr alarmiert war.

Es erübrigt nun noch ein Urtheil über die Tour Monte Rosa von Macugnaga im Allgemeinen abzugeben. Daß sie gefahrlos und lawinensicher sei, wird niemand zu behaupten wagen. Auch Prof. Schulz, der die günstigsten Verhältnisse traf und daher vom optimistischen Standpunkte aus die Sache betrachtet, sagt, daß „namentlich beim Durchschreiten des langen Couloirs westlich vom Jägerrücken und auf der Felspartie südlich von dem Couloir Lawinengefahr unvermeidlich" sei. (Jahrbuch des S. A.-C., Bd. XIX., S. 530.) Wir wollten dieser Gefahr aus dem Wege gehen und erst oberhalb der bedenklichen Séracs die Wand betreten. Aber nach dem alten Satze: „Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim" geriethen wir in die Region der Steinfälle. Vergleicht man die Erlebnisse Prof. Schulz' mit den unserigen, so wird man finden, daß wir unklug thaten, von der gewöhnlichen Route abzuweichen. Prof. Schulz hat vollkommen Recht, wenn er an oben citierter Stelle (S. 531) seinen Weg besprechend bemerkt, daß dies der einzige verhältnißmäßig gefahrlose sei und jeder andere, rechts oder links, in größere Gefahren führen würde. Muß also die Frage, ob es gerathen sei die Tour überhaupt zu unternehmen, noch als eine offene betrachtet werden, so ist dies für unsere Variante nicht der Fall; für sie gilt der Ausspruch Prof. Bonney's: „under no circumstances whatever".

Das Matterhorn.

1. Die verhängnißvolle Besteigung des Matterhorns am 14. Juli 1865.

Das Matterhorn, nicht unpassend der „Löwe von Zermatt“ genannt, ist und bleibt der Liebling aller Wanderer, die von Visp im Nikolaithal nach dem berühmten und vielbesuchten Dörflein Zermatt pilgern; es ist die am kühnsten aufgebaute, am wildesten und trotzigsten und zugleich am großartigsten und gewaltigsten sich darstellende Felspyramide der Alpen. Das Wetterhorn in den Berner Alpen — bekanntlich die schönste und vollkommenste Pyramidalform der Alpenkolosse — würde, neben das schlankere und doch entsetzlich wild sich aufbäumende Matterhorn gestellt, keineswegs gewinnen. Monte Sylvio haben es die Italiener, die Franzosen Mont Cervin (wörtlich „Hirschhorn-Berg“), „die große Krone“ — Grande Couronne — die französisch sprechenden Bewohner des Einfischthales genannt. Zum Unterschied vom kleinen Matterhorn (3886 Meter hoch) links vom Theodulhorn auf dem Wege zum Mont Cervin gelegen, heißt es auch das „große Matterhorn“.

Lange schon, bevor man Zermatt erreicht, wirkt das erste Erscheinen dieses wunderbaren Obelisks elektrisierend auf alle, die sich ihm nahen. Anders zwar erscheint er von der italienischen Südseite, aus dem Tournanche-Thal gesehen, mit seinem viel breiteren massigeren Untergestell und weniger schroff abfallenden Flanken; doch nicht minder kühn und trotzig emporragend und jeden Angriff des Menschen stolz zurückweisend. Von der Zermatter Seite wirkte seine fast senkrecht abfallende scharf geschnittene Spitze geradezu abschreckend auch auf die verwegensten kräftigsten Bergsteiger, die sich am Montblanc, an den Riesen des Berner Oberlandes, am Bernina und Tödi versucht und erprobt hatten. Sie gingen alle scheu um den Unnahbaren herum und spähten vergebens nach einem nur einigermaßen brauchbaren Pfade. Längst war die höchste

Spitze der Berner Alpen, das Finsteraarhorn, erstiegen und selbst die höchste Kuppe der sehr unzugänglichen Schreckhörner, die bis zum Jahre 1861 allen Angriffen getrotzt, hatte sich's gefallen lassen müssen, vom Fuße des Menschen überschritten zu werden. Nur das Matterhorn allein galt für unersteigbar. Kein Wunder, daß es — gerade deshalb — auf die waghalsigen Bergsteiger mit magischer Anziehungskraft wirkte. Je größer die Gefahr, um so größer der Ruhm!

Die englischen Alpenclubisten waren es ganz besonders, welche eine Ehre darin suchten, das scheinbar Unmögliche dennoch zu leisten. Drei der besten Kletterer, Tyndall, Kennedy und Whymper, wetteiferten, die Palme der ersten Besteigung des Matterhorns zu erringen. Professor Tyndall machte auf der Südseite des Berges im Jahre 1860 einen sehr kühnen Angriff und drang bis zu jenem Einschnitt empor, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet; es war wohl diejenige Stelle, welche die Einwohner des Tournanche-Thales mit dem Namen Col de Lion (Löwensattel) bezeichnen. Im Jahre 1862 erneuerte er seine Versuche von Zermatt aus — wiederum vergeblich. Im folgenden Jahre unternahm er von Breuil (auf der Südseite) einen dritten Versuch, nachdem der von Whymper mißlungen war. Am 27. Juli stieg er mit seinen zwei Führern an dem Felskoloß empor und als man eine kleine Hochfläche erreicht hatte, wurde das Zelt aufgeschlagen. In der Frühe des anderen Morgens begann die schwere Arbeit. Eine senkrechte Felswand versperrte das Weitersteigen; doch sie hatte einige schmale Ritzen und Ränder. Der erste Führer (Bennen) steigt hinauf, indem es ihm gelingt, die Finger in die Spalte zu bringen. Auf der Achsel seines Kameraden stehend, drängt er auch seine eisenbeschlagenen Schuhe in die Ritze. Dann befestigt er oben ein Seil, mittelst dessen auch die anderen diese böse Stelle überwinden. Dann folgt ein sanfterer Abhang; man erreicht einen Gipfelpunkt, von welchem die höchste Spitze sichtbar wird. Schon ruft der Führer: Victoria! — doch man triumphirte zu früh. Volle $5^1/_2$ Stunden war man (vom Zelte aus) in einem Zuge geklettert und noch lag der Gipfel so weit, daß die Kraft, ihn zu erreichen, nicht mehr vorhanden war. Nachdem man zwei Steinpyramiden errichtet und eine Fahne aufgepflanzt hatte,

kehrte die Gesellschaft zurück; das Seil ließ sie an der gefährlichen Stelle zur Hülfe für spätere Matterhornfahrer.

Von den Versuchen Kennedy's sei nur erwähnt, daß dieser, in der Voraussetzung, die winterliche Schneedecke, welche die Eis- und Felshänge einhüllte, würde das Aufsteigen erleichtern, mitten im Winter, nämlich im Januar 1862 nach Zermatt reiste, mit seinen Führern am schwarzen See in der kleinen Kapelle das Nachtlager einrichtete und dann vom Rücken des Hörnli aus das Matterhorn in Angriff nahm, doch bald von der Kälte und dem Schneewehen gezwungen wurde, nach Zermatt zurückzukehren.

Eduard Whymper, gleich den beiden genannten Herren mit der Alpenwelt wohl vertraut, ebenso zäh als gewandt im Bergsteigen, schwindelfrei, waghalsig bis zur Todesverachtung und kühl auch in der größten Gefahr, hatte die Ersteigung des Matterhorns recht eigentlich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, hatte, wie ein Astronom, der den Mond durch's Fernrohr bereist, um eine Karte seiner Oberfläche zu zeichnen, schon manchen Sommer daran gewandt, mit dem Tubus die kahlen und glatten Wände des Matterhorns zu studiren, jeden Schrund, jede Spitze, jede Eis- oder Schneerille sich zu merken, jeden möglichen Vortheil benutzen zu können. Spiegelglatt ist kein Felshaupt geschliffen, wenn es auch noch so kahl und schroff in den Himmel ragt; in die Eiswände, mögen sie auch noch so steil sein, haut ein gutes Beil Treppenstufen. Was das Gestein betrifft, so ist das Matterhorn nicht krystallinisches Urgebirge, sondern aus Felsarten gebildet, welche der Schieferformation angehören, zwar auch sehr der Verwitterung ausgesetzt sind, jedoch viel weniger Zacken, Gallerien und Kuppen darbieten als das granitische Gestein. Das größte Hinderniß für die Besteigung ist aber, wenn die Abstürze so schroff sind, wie am Matterhorn. Und dazu kommt, daß der oft sehr rasche Temperaturwechsel in den hohen Regionen die feuchte Oberfläche der Felsen plötzlich verglasen, mit einer dünnen Eiskruste überziehen kann.

Doch gleichviel. Im Sommer des Jahres 1862 (18. und 19. Juli) wagte er einen sehr energischen Angriff. Sieben Mal unternahm Whymper den gefährlichen Versuch, den Riesen zu bezwingen. Er drang höher hinauf, als alle seine Vorgänger, aber dann kam er an eine Stelle, wo die Führer, die steilen Wände

über ſich, den gähnenden Abgrund unter ſich, erklärten, es ſei vermeſſen und geradezu unmöglich, weiter zu klimmen. Whymper voll Begeiſterung und unbeugſamen Muthes, feſt entſchloſſen, das begonnene Werk zu vollenden, erklärte, allein ſeinen Weg fortſetzen zu wollen. Mit dem Beil in der Hand ſtieg er empor, hieb ſich in die glatte Eiswand Stufen und als er dieſe erklommen, glaubte er, im Vertrauen auf ſeine Beobachtungen durch's Fernrohr, keine Eiswände mehr fürchten zu müſſen. Um beſſer mit beiden Händen ſich anklammern zu können, ließ er das Beil zurück und ſtieg weiter. Die Führer hatten aber ſehr Recht gehabt; bald war's mit dem Steigen vorbei, Whymper konnte nicht weiter und mußte wieder zurück. Als er wieder zu jener Stelle kam, wo er die Stufen in's Eis gehauen, da — o Schrecken! — fand er ſie von der kräftig ſcheinenden Sonne ſchon halb weggeſchmolzen. Sein Beil konnte er nicht mehr bekommen und ſo nahm er denn ſeinen Alpenſtock, um in dem Eiſe zu arbeiten. Doch dieſe Verſuche mißlangen, eine Eisſtufe unter ſeinen Füßen wich und der Verwegene rollte über den Rand des Abgrundes in eine 60 Meter tiefe Kluft hinab, Geſicht und Leib an den Felsſpitzen aufreißend. Glücklicherweiſe hatte ſich unten in der Spalte Schnee geſammelt, auf welchem er, furchtbar zerſchunden und halb betäubt, liegen blieb und ſich allmählich von ſeinem Sturz erholte.

Durch den erlittenen Unfall keineswegs abgeſchreckt, kehrte Whymper im folgenden Jahr (1863) wieder zu ſeinem Matterhorn zurück und begann, von dem Führer Carrel und mehreren Trägern begleitet, am 10. Auguſt einen neuen Angriff. Sie erreichten die anſehnliche Höhe von 3860 Meter (noch 237 Meter höher als der Tödi), ſchlugen an ſteilem Hange ihr Zelt auf und wollten am nächſten Morgen die letzte Höhe erklimmen. Es trat aber ſo ſtürmiſches Wetter ein, daß man zurückkehren mußte und froh war, Breuil ohne Unfall wieder erreicht zu haben.

Das nächſtfolgende Jahr 1864 hatte einen ſehr ungünſtigen Sommer; alle Verſuche zur Erſteigung des Matterhorns unterblieben. Im Sommer 1865 endlich ſollte das große Werk gelingen; aber mit welchen Opfern!

Alle bisher angeſtellten Verſuche waren von der italieniſchen Seite her unternommen worden und da ſie bisher mißlungen waren, wollte man es nun auf der Schweizer Seite, von Zermatt aus,

versuchen, trotzdem daß von dieser Seite wegen des steileren Absturzes des Berges das Unternehmen noch viel kühner und lebensgefährlicher war.

Am 12. Juli 1865 war Whymper in Begleitung des kaum 19jährigen Lord Francis Douglas über das Matterjoch nach Zermatt gekommen, um dort die nöthigen Anstalten zur Ersteigung des Matterhorns zu treffen. Das Zelt, die Seile nebst dem übrigen Apparat waren bereits in der kleinen Kapelle beim Schwarzsee abgelegt worden. Als Führer wählte man Peter Taugwalder, einen erprobten Bergsteiger, der schon 80 Mal den Monte Rosa bestiegen hatte und stellte ihm frei, nach seiner Wahl noch für einen zweiten Führer zu sorgen.

Unterdessen fanden sich noch zwei andere Mitglieder des Londoner Alpenclubs in Zermatt ein: der Reverend (Geistlicher der englischen Hochkirche) Charles Hudson mit seinem jungen Freunde Hadow, beide gleichfalls entschlossen, das Matterhorn zu besteigen.

Eine Verständigung zur gemeinsamen Bergfahrt war bald erzielt. Whymper hatte alle Ursache, für die Tüchtigkeit des jungen Douglas einzustehen und der Reverend hatte viel Zutrauen zu Mr. Hadow. Als sich Whymper nach dessen Kletterfähigkeit erkundigte, erhielt er den Bescheid, Herr Hadow habe den Montblanc in kürzerer Zeit als seine Vorgänger erstiegen und es sei daher gar nicht zweifelhaft, daß er auch das Matterhorn bestehen werde.

Ihren Führer hatten Hudson und Hadow bereits von Chamounix mitgebracht; es war der starke und zuverlässige Michael Croz. Mit zwei so ausgezeichneten Führern glaubten die vier Clubmänner schon durchzukommen. Auf den Wunsch des Vaters Taugwalder wurden noch dessen beide Söhne als Träger mitgenommen und außer dem Gepäck noch mit dem nöthigen Proviant belastet. Die in der Kapelle beim Schwarzsee hinterlegten Seile hatten die Führer an sich zu nehmen. Sie gehörten Herrn Whymper und bestanden aus drei verschiedenen Sorten: ein 60 Meter langes, nach den Vorschriften des Londoner Alpenclubs gearbeitetes, sehr festes aus bestem Hanfgarn; ein 45 Meter langes, etwas dickeres und ein 60 Meter langes leichteres und dünneres, wie es Whymper auf seinen Fahrten oft gebraucht hatte.

Da man am Abhange des Matterhorns übernachten und den ersten Tag nicht gar hoch steigen wollte, ward der Aufbruch erst

nach halb ſechs Uhr Morgens begonnen. Es war der 13. Juli. Um 8 Uhr hatte man den Schwarzſee erreicht und ſtieg dann, mit Seilen und Geräthſchaften verſehen, gemächlich weiter, den Grat entlang, der das Hörnli mit der Matterhornpyramide verbindet. Um 11 Uhr 20 Minuten erreichte man ihren Fuß. Nun wurde der Grat verlaſſen, eine Schwenkung nach links gemacht und das Emporklettern auf der nordöſtlichen Seite des Berges begonnen. Schon vor 12 Uhr hatte man einen bequemen Platz für die Aufſtellung des Zeltes gefunden und für dieſen Tag das Ziel erreicht.

Michael Croz und der ältere der Söhne Taugwalder's benutzten die zweite Hälfte des Tages zu einer Rekognoſcierungsfahrt aufwärts, während die übrigen die Plattform und die Aufſtellung des Zeltes in Ordnung brachten. Die beiden Männer kehrten wohlbehalten zurück und meldeten ſehr erfreut, daß, ſo weit ſie aufgeſtiegen wären, ſich keine ernſtliche Schwierigkeit dargeboten hätte und ſie ſeien überzeugt, daß, wenn man ohne ſich lange aufzuhalten weiter marſchiert ſei, die Spitze des Berges noch zeitig erreicht worden und auch die Rückkehr bis zu der Stelle, wo man das Nachtlager halten wollte, möglich geweſen wäre.

Man war heiter und guter Dinge und als die Nacht einbrach, nahm Jeder ſeine wollene Decke. Whymper, Lord Douglas und die Taugwalder blieben im Zelte, die übrigen zogen es vor, im Freien zu kampieren. An feſten Schlaf war natürlich nicht zu denken. Schon vor Tagesanbruch war Alles wieder auf den Füßen und man brach auf, ſobald es die hellere Dämmerung erlaubte. Der jüngſte Taugwalder wurde beim Zelt zurückgelaſſen. Um 6 Uhr 20 Minuten hatte man eine Höhe von 3900 Meter erreicht und machte einen halbſtündigen Halt. Dann ging es ohne Raſt aufwärts bis 9 Uhr 55 Minuten, wo man in einer Höhe von etwa 4270 Meter ſich zum letzten Angriff ſtärkte. Bis dahin waren die ſechs Männer an der nordöſtlichen Seite des Berges emporgeſtiegen, ohne auf Schwierigkeiten zu ſtoßen. Vom Seil hatten ſie nur ſelten Gebrauch gemacht. Nun waren ſie an dem Einſchnitt angelangt, über welchen die Spitze, von Zermatt aus geſehen, überhängend erſcheint. Sie mußten ſich alſo nach der anderen Seite wenden und wandten ſich, nachdem ſie noch eine Weile auf dem Grat fortgeſchritten waren, nordweſtlich.

Waren bis dahin abwechselnd Whymper und Hudson an der Spitze des Zuges gewesen, so nahm man jetzt eine Aenderung in der Aufeinanderfolge so vor, daß Croz voranging; dann kam Whymper, dann Hudson, Hadow, Lord Douglas und die beiden Taugwalder. Da an manchen Stellen fast gar kein Halt war, so mußte ein Fußpaar voran sein, von dem man sicher war, daß es nicht ausglitt. Doch blieb der Steigungswinkel meist unter 40 Grad in Folge des gefallenen Schnees, der manche Vertiefungen ausgefüllt hatte. Nur hier und da trat der nackte Stein hervor, war dann aber auch stets mit einer Eiskruste überzogen. Auf diesen glatten Stellen strauchelte der unsichere Fuß Hadow's öfters und er bedurfte wiederholt der Unterstützung.

Je näher man dem Gipfel kam, desto geringer ward die Mühe des Steigens und bald konnten Croz und Whymper den anderen voraneilen; um 1 Uhr 40 Minuten hatten sie die Spitze erreicht, die übrigen langten 10 Minuten später an. Von Zermatt hatte man bereits längere Zeit die Fernröhre auf den Gipfel des Matterhorns gerichtet und sah nun, wie die Gesellschaft denselben erreichte und auf demselben Halt machte. Whymper hatte auf den Südabhängen die sieben Italiener bemerkt und war nicht wenig besorgt, sie möchten ihm zuvorgekommen sein. Es war nicht der Fall. Die Freude, das hohe Ziel erreicht zu haben, ließ für den Augenblick alle überstandenen Gefahren vergessen. Keiner in der Gesellschaft fühlte sich erschöpft oder klagte über Müdigkeit. Nur als beim Hinabgehen Whymper und Croz allein noch auf der Spitze standen und der erstere die Bemerkung machte, das Aufsteigen habe doch viel Zeit in Anspruch genommen, äußerte sich Croz: „Ich wollte, ich könnte mit Ihnen und einem der Führer den Rückweg allein machen, ohne die andern!"

Die Gesellschaft verweilte, in der großherrlichen Aussicht schwelgend, eine Stunde auf dem Gipfel. Dieser ist ein unebener Bergrücken von 100—130 Meter in der Länge, auf der einen Seite sehr abschüssig, auf der andern, welche sich nach den Gletschern von Zmutt hinabzieht, von mäßiger Neigung, so daß er mit großer Leichtigkeit überschritten werden kann. Es gibt verschiedene kleine Spitzen auf diesem Bergrücken; die höchste derselben ist gewöhnlich von einem Schneekegel bedeckt. Croz pflanzte auf dem Nordende den Zeltpfahl

in den Schnee und hing die Flagge daran. Sie flatterte nicht und hob ſich nicht, da die Luft ganz ſtill war. Die Atmoſphäre war ohne Wolken und Nebel und hatte jene Durchſichtigkeit, die einen Umſchlag des Wetters ankündigt. Die entfernteſten Berge erſchienen ſo klar und deutlich in ihren Umriſſen, wie die nächſten. Die Bergketten und Bergkuppen hatten ſich, dem Blicke offen, alle in Reih und Glied aufgeſtellt. In der Nähe die mächtige weißſtrahlende Dent Blanche, das Gabelhorn und ſpitze Rothhorn; dann das unvergleichliche Weißhorn und die thurmartigen Miſchabelhörner, flankirt vom Allalinhorn, Strahlhorn und Rimpfiſchhorn; dann der Monte Roſa mit ſeinen vielen Spitzen, der Lyskamm und das Breithorn. Im Oſten ſchweifte der Blick bis zum Disgrazia und Ortler, nordöſtlich ruhte er auf dem Berner Oberlande, beherrſcht vom Finſteraarhorn. Im Süden waren die Ebenen von Piemont deutlich zu erkennen. Der Monte-Viſo, ja ſogar die See-Alpen ſtellten ſich dar, frei von Dunſt und Nebel. Dann der Mont Pelvoux (die „erſte Liebe“ Whymper's), die Spitzen der Grajiſchen Alpen und im Weſten — ſtrahlend im vollen Sonnenlicht — der Montblanc, der König aller. Am Nordfuß des Matterhorns, 3200 Meter tief, lagen die grünen Gefilde von Zermatt mit ihren Holzhäuſern, aus denen bläulicher Rauch langſam und träge emporſtieg. Auf der Südſeite, 2000 Meter tief, die Alpenweiden von Breuil — hellſchimmernde Wieſen und ſchwarze düſtere Nadelholzwälder, ſpringende Waſſerfälle und ruhige Seen, öde Wüſteneien und fruchtbare Felder; kalte Hochflächen und heiße Ebenen, ſteile Felswände und wellenförmige ſanfte Hänge; Felſenketten und Schneegebirge; helle und dunkle Farben; Wälle und Thürme, Dome und Spitzſäulen, Kegel und Pyramiden — ein Zuſammen von Allem, was die Welt zu bieten hat und was das Herz ſich wünſchen mag.

„One crownded hour of glorious life“ — ruft Whymper, dieſer Stunde gedenkend, in ſeinem 1871 ſchon in zweiter Auflage erſchienenen Werke*), worin er ſeine kühnen Bergfahrten geſchildert hat, aus. Wie nahe aber im Menſchenleben das Klägliche an das „Glorioſe“ grenzt, das ſollte auch hier ſich zeigen.

---

*) Scrambles amongst the Alps in the years 1860—1869. London, John Murray.

Das Herabsteigen begann. Whymper schilderte es in seinem Times-Artikel, der zum Zwecke hatte, alle falschen Gerüchte und Muthmaßungen niederzuschlagen, folgendermaßen:

„Wir blieben etwa eine Stunde lang auf dem Gipfel und während dieser Zeit besprachen Hudson und ich uns miteinander über die beste und sicherste Art, uns zu vertheilen. Wir kamen dahin überein, daß es am zweckmäßigsten sein würde, wenn Croz, als der stärkste von uns, voranginge; ihm sollte als der zweite Hadow folgen. Hudson, der es an Sicherheit des Fußes mit jedem Führer aufnehmen konnte, wollte der dritte sein; Lord F. Douglas erhielt den vierten Platz und der alte Taugwalder, als der stärkste der übrigen, den zunächst folgenden. Ich schlug Hudson vor, sobald wir an die gefährliche Stelle gekommen sein würden, dort ein Seil an der Felswand zu befestigen, um ein weiteres Schutzmittel zu haben. Er billigte den Gedanken; doch ward die Ausführung nicht definitiv beschlossen.

„Die Gesellschaft stellte sich nun in der erwähnten Reihenfolge auf, während ich den Gipfel skizzirte, und die anderen warteten auf mich, damit ich mich an meiner Stelle anbinden lasse, als es einem von uns einfiel, daß wir unsere Namen nicht in einer Flasche zurückgelassen hätten. Ich ward gebeten, sie aufzuschreiben und entfernte mich, während ich dies that. Ich holte die Gesellschaft ein paar Minuten später ein, gerade in dem Augenblicke, wo das Herabsteigen an der (gefährlichen) Stelle begann und hielt mich dem jungen Taugwalder zunächst am Seile fest.

„Wir verfuhren mit der größten Vorsicht. Nur immer einer allein bewegte sich zur selben Zeit; wenn er festen Fuß gefaßt hatte, that der nächste einige Schritte vorwärts und so fort. Die durchschnittliche Entfernung zwischen jedem Einzelnen von uns mochte etwa 6 Meter betragen. Doch war kein zweites Seil an den Felsen befestigt worden und es war nicht mehr die Rede davon. Der Vorschlag war ausschließlich um Herrn Hadow's willen gemacht worden und ich weiß wahrhaftig nicht, ob mir der Gedanke wieder einfiel. Ich war, wie ich auseinandergesetzt habe, von den übrigen getrennt und folgte ihnen; aber nach ungefähr einer Viertelstunde bat mich Lord F. Douglas, das Seil in der Nähe des alten Taugwalder zu fassen, da er, wie er sagte, fürchtete, daß, wenn ein Fehltritt statt-

finden ſollte, Taugwalder nicht im Stande ſein möchte, ihn zu halten. Es geſchah dies kaum 10 Minuten vor dem Unglücksfall und rettete ohne Zweifel Taugwalders Leben.

„So viel ich weiß, war in dem Augenblicke, wo ſich der Unfall zutrug, kein Einziger von uns im Vorwärtsſchreiten begriffen. Doch kann ich das nicht mit Beſtimmtheit behaupten und ebenſowenig können es die Taugwalder, da die beiden Vorangehenden unſeren Blicken zum Theil durch einen zwiſchen uns liegenden Felsblock entzogen waren. Der arme Croz hatte ſeine Axt bei Seite gelegt und um Herrn Hadow größere Sicherheit zu verleihen, faßte er ihn geradezu bei den Beinen und ſetzte ſeine Füße, einen nach dem anderen, in die richtige Stellung. Nach den Schulterbewegungen der beiden zu urtheilen, glaube ich, daß Croz, nachdem er das eben Geſagte gethan hatte, gerade im Begriff war, Kehrt zu machen, um ſelbſt einen oder zwei Schritte vorwärts zu thun, als Hadow ausglitt, auf ihn fiel und ihn niederwarf. Ich hörte einen Aufſchrei des Michael Croz und ſah, wie er und Hadow abwärts ſtürzten; gleich darauf verlor Hudſon ſeinen Halt und Lord F. Douglas flog ihnen ſofort nach. Das war das Werk eines Augenblicks; ſobald aber Taugwalder und ich den Aufſchrei des Croz hörten, ſtemmten wir uns ſo feſt entgegen, wie die Felſen es geſtatteten; das Seil zwiſchen uns war ſtraff und der Ruck traf uns wie einen einzigen Mann. Wir hielten uns; aber das Seil riß mitten zwiſchen Taugwalder und Lord F. Douglas. Zwei oder drei Sekunden lang ſahen wir unſere unglücklichen Gefährten auf dem Rücken hinunterrutſchen und ihre Hände ausbreiten, um irgendwo einen Halt zu gewinnen und ſich zu retten. Dann verſchwanden ſie einer nach dem andern und ſtürzten von einem zu dem andern Vorſprung, bis ſie unten am Matterhorn-Gletſcher anlangten. Sie waren beinahe 1000 Meter tief geſtürzt. Von dem Augenblick, wo das Seil riß, war es unmöglich, ihnen zu helfen.

„Eine halbe Stunde lang blieben wir auf demſelben Fleck, ohne auch nur einen Schritt zu thun. Die beiden Taugwalder, vom Schrecken gelähmt, weinten wie die Kinder und zitterten ſo furchtbar, daß wir mit dem Geſchick der anderen bedroht wurden. Sobald wir nach einer ſicheren Stelle hinabgeſtiegen waren, verlangte ich nach dem zerriſſenen Seile und fand zu meinem Staunen, ja zu meinem Entſetzen, daß es das ſchwächſte der drei Seile war. Da die erſten

fünf Mann ſich befeſtigt hatten, während ich meine Skizzen machte, ſo hatte ich nicht auf das Seil geachtet, deſſen ſie ſich bedienten und konnte jetzt nur zu dem Schluß gelangen, daß ſie es für gut befunden hatten, dieſem den Vorzug vor den andern zu geben. Man hat behauptet, das Seil ſei zerriſſen, weil es über einen Felſen geſchleift ſei. Dem iſt nicht ſo; es zerriß in der freien Luft und das Ende zeigt keine Spur einer vorher erlittenen Beſchädigung.*)

„Länger als zwei Stunden nachher glaubte ich, jeder Augenblick werde mein letzter ſein, da die Taugwalder, welche alle Faſſung verloren hatten, nicht nur unfähig waren, irgend welchen Beiſtand zu leiſten, ſondern ſich in einem Zuſtande befanden, daß man jeden Augenblick gewärtig ſein mußte, der eine oder der andere werde ausgleiten. Doch muß ich dem Jüngeren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, zu ſagen, daß er, ſobald das Hinabſteigen bequem ward, lachte, rauchte und aß, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Ich ſah mich häufig, doch vergebens, nach Spuren unſerer unglücklichen Gefährten um und in Folge davon überraſchte uns die Nacht, als wir noch auf einer Höhe von 4200 Meter uns befanden. In Zermatt langten wir am anderen Morgen (Sonnabends) um $10^1/_2$ Uhr an.“

Gleich nach ihrer Ankunft ging Whymper zu dem Gemeindevorſteher und bat ihn, ſo viel Leute als möglich auszuſenden, um die Leichname der Verunglückten zu ſuchen. Dies geſchah und nach ſechs Stunden kehrten die Boten zurück mit dem Bericht, daß ſie die Körper geſehen hätten, aber wegen vorgerückter Tageszeit ſei es unmöglich geweſen, ſie noch zu erreichen. Da der folgende Tag ein Sonntag war, ſo ſchlugen die Leute vor, ſie wollten am Sonntag Abend aufbrechen, um dann Montags in der Früh die Leichen auffinden zu können. Mit dieſer Verzögerung waren jedoch Herr Whymper und ein anweſender engliſcher Geiſtlicher nicht einverſtanden und da die Zermatter Führer von ihrem katholiſchen Prieſter mit Excommunication bedroht wurden, wenn ſie die Frühmeſſe verſäumten, ſo wurden ihnen von den anweſenden Mitgliedern des engliſchen Alpenclubs deren Führer zur Verfügung geſtellt. Mit dieſen brachen ſie Sonntags früh um 2 Uhr auf, ſchlugen den Weg gegen das Hörnli ein, gingen

*) Das Seil ſah aber in der That wie durchgeſchnitten aus und ſo muß, da ein abſichtliches Durchſchneiden nicht wohl ſtattgefunden haben konnte, doch eine Reibung auf ſcharfer Felskante angenommen werden.

dann zur Rechten des Grates und ſtiegen zwiſchen den Séracs des Matterhorn-Gletſchers empor. „Um 8 Uhr 30 Minuten", berichtet Whymper, „waren wir Angeſichts der Stelle angekommen, wo meine Gefährten liegen mußten. Als wir ſahen, wie ein wettergebräunter Mann nach dem anderen das Teleſkop an's Auge ſetzte, todtenblaß wurde und es dann, ohne ein Wort zu ſprechen, ſeinem Nebenmann hinreichte, da wußten wir, daß keine Hoffnung mehr vorhanden war. Wir traten näher; die Verunglückten waren unten in derſelben Reihenfolge hingefallen, in der ſie oben gefallen waren: Croz ein wenig voraus, Hadow in ſeiner Nähe und Hudſon etwas weiter zurück; aber von Lord Douglas konnten wir nichts ſehen. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich, daß alle Drei mit dem Clubſeile, d. h. mit dem zweiten und gleich ſtarken Seile, zuſammengebunden waren. Es war mithin nur ein Glied vorhanden, nämlich zwiſchen Taugwalder und Lord Douglas, für welches man ſich des ſchwächeren Seiles bedient hatte."

Die Regierung des Kantons Wallis hatte ſtrengen Befehl ertheilt, die Leichen nach Zermatt herabzubringen und dieſe traurige Aufgabe wurde vier Tage ſpäter von 21 Führern gelöſt. Die Leiche des Lord Douglas wurde nicht gefunden, wahrſcheinlich iſt er oben in den Felſen hängen geblieben; man fand von ihm einen Gürtel, einen Stiefel und ein Paar Handſchuhe vor, ebenfalls wurde ſpäter noch ein Aermel aufgefunden.

Die Schreckensſcene war in zu ſchneller Aufeinanderfolge vor ſich gegangen, als daß Herr Whymper hätte Alles genau beobachten und darſtellen können. Im gerichtlichen Verhör ſtimmten die Ausſagen Taugwalder's keineswegs in allen Punkten mit denen Whymper's überein. Wie Taugwalder berichtete, habe Croz mit rieſiger Kraft nicht nur gegen den Anprall Hadow's, ſondern auch da noch ausgehalten, als Hudſon und Douglas nachſtürzten. Aber er hatte keinen feſten Stand; ſein letztes Wort war: „Impossible!" und mit einem furchtbaren Schrei ſtürzte er mit den drei Engländern in die Tiefe. Das letzte Wort von Lord Douglas war, als Gefahr drohte, die Frage an Taugwalder: „Biſt du feſt?"

Wäre das Seil nicht geriſſen, ſo würden auch Whymper und die beiden Taugwalder in die Tiefe hinabgezogen worden ſein. In vielen Fällen, namentlich bei Gletſcherwanderungen, wo verdeckte

Spalten zu fürchten ſind, iſt das Seil ein großes Schutzmittel; beim Herabſteigen aber von kahlen, ſchroffen, glatten Felswänden kann es einer ganzen Geſellſchaft nur zum Verderben gereichen, da der Fall eines Einzigen einen ſolchen Stoß hervorbringt, daß den Füßen aller Halt verloren geht.

Der größte Fehler aber, den man beging, war der, daß man den Gedanken, an der gefährlichen Stelle ein zweites Seil zum ſicheren Hinabſteigen zu befeſtigen, als unwichtig bei Seite ſchob, trotzdem, daß ſich der junge Hadow ſchon beim Emporklimmen als ein ſehr unſicherer Bergſteiger gezeigt hatte.

Die drei glücklich dem Tode Entronnenen hatten beim Herabſteigen noch den Anblick einer merkwürdigen Naturerſcheinung, die in der Polarzone wohl häufiger vorkommt, jedoch in den Alpen ſeltener iſt. Sie ſahen — und zwar die Taugwalder zuerſt — über dem Lyskamm einen mächtigen Bogen emporſteigen, farblos wie ein Nebelbild, hoch in den Himmel emporragend, ſcharf geſchnitten mit Ausnahme der Stellen, wo er ſich in den Wolken verlor. Eine Säule theilte ihn, mitten hindurchgehend, in zwei Theile und auf jeder Hälfte erſchien ein großes Kreuz.*) Wie ein Geſicht aus einer andern Welt erſchien dies Nebelbild, von dem die beiden Taugwalder's anfangs glaubten, es ſtände im Zuſammenhang mit der kurz zuvor erlebten Kataſtrophe.

Noch ſei erwähnt, daß, während dieſe erfolgte, ein mit ſcharfem Blick verſehener Knabe von Zermatt aus nach dem Matterhorngipfel ſchaute. Er glaubte, eine Lawine breche los, lief zu dem Beſitzer des Monte Roſa-Hôtels und verkündete, es ſei ſo eben eine Lawine von der Spitze des Matterhorns auf den Matterhorn-Gletſcher gerollt. Man ſchalt ihn ob ſeiner thörichten Geſchichte und doch hatte er gut geſehen — keine Schneelawine zwar, aber eine Menſchenlawine war es geweſen.

*) Durch ſich ſchneidende Kreiſe oder Ellipſen gebildet.

2. Die Eroberung des Matterhorns von italieniſcher Seite und Herrn Jordan's wiſſenſchaftliche Ausbeute von ſeinen Matterhornfahrten.

Die Bahn war gebrochen, wenn auch mit ſchweren Opfern. Der niederſchlagende Eindruck der Schreckenskataſtrophe vom 14. Juli ward aber noch verſtärkt, als ſich die Nachricht verbreitete, es ſei von Breuil aus, gerade von der Seite, die man für die gefährlichſte und nicht zu überwindende gehalten hatte, vier Tage nachher eine Beſteigung der Matterhornſpitze glücklich, ohne jeden Unfall, ausgeführt worden.

Es verhielt ſich wirklich ſo. Italieniſche Landeskinder aus dem Tournanche-Thal hatten das gefürchtete Matterhorn von der italieniſchen Seite erobert. Allerdings auch nicht auf den erſten Anlauf, ſondern nachdem mehrere mißlungene Verſuche vorausgegangen waren; aber auch um ſo ehrenvoller für die Ausdauer und Kühnheit der Thalleute.

Schon im Sommer 1857 hatte der nachmalige Abbé Aimé Gorret, der ſich damals als Seminariſt im heimathlichen Tournanche-Thal aufhielt, den Entſchluß gefaßt, ſo weit als irgend möglich zum Matterhorn emporzudringen. Zwei gewiegte und erfahrene Bergſteiger, Johann Anton Carrel, genannt der Berſaglier*) und Johann Jakob Carrel, verbanden ſich mit ihm zu der Unternehmung. Mit einer kleinen Axt bewaffnet und ein wenig Branntwein und Schwarzbrod verſehen, ſtiegen ſie von der Alphütte von Avouoil auf den Kamm, der das Matterhorn mit der Dent d'Hérens verbindet und gelangten auf die ſogenannte Tête du Lion, eine kleine Spitze dieſes Kammes. Es war eine Rekognoſcierungsfahrt, die den Glauben an die Möglichkeit einer Erſteigung der Felspyramide des Cervin in ihnen befeſtigte.

Im Jahre 1865 kam Herr Gorret wieder in's Val Tournanche, um mit den beiden Carrel die Fahrt zu beginnen. Zu gleicher Zeit erſchien aber auch Herr Felix Giordano von Turin, königlicher Ingenieur und Inſpector des Bergbaues in Italien, ausgerüſtet mit Seilen und Inſtrumenten, um mit aller Umſicht und allem Nachdruck eine geologiſche Erforſchung des Matterhorns in's Werk zu ſetzen.

*) Bersagliere heißen bekanntlich in Piemont die Scharfſchützen im Heer.

Er gedachte, den bisher noch wenig oder gar nicht bekannten Aufbau des Gebirges gründlich zu erkunden und während er selbst mit Herrn Gorret das Theodulhorn zu besteigen unternahm, um auch von dieser Seite den Mont Cervin zu studiren, schickte er als Pioniere auf die Reise zur Matterhornspitze seine Führer, die unter den Befehl des berühmten „Bersaglier" Johann Anton Carrel gestellt wurden. Von Whymper's Unternehmung auf der Nordseite des Bergriesen, die zu gleicher Zeit begonnen wurde, ahnten die Italiener nichts.

Nachdem die vier Männer am 14. Juli gegen Mittag bis zu der Stelle vorgedrungen waren, wo Tyndall am 28. Juli 1862 Halt gemacht hatte, schien ihnen alles weitere Emporklimmen unmöglich. Sie traten den Rückweg an, in der Hoffnung, am nächsten Tage vielleicht doch das Ziel zu gewinnen. Als sie nun bei der sogenannten „Cravatte", — dem Schneeband, das die südliche Fronte der „Schulter" (Épaule) des Riesen umzieht, anlangten, hörten sie aus der Höhe Freudenrufe; sie wandten sich um und erblickten eine ganze Gesellschaft von Menschen auf der Spitze des Berges. Es waren Whymper und seine Gefährten. Sehr entmuthigt und niedergeschlagen kehrten sie nach Breuil zurück.

Nicht minder überrascht wurden die Herren Jordan und Gorret, als sie am 14. Juli Nachmittags gegen 2 Uhr mit dem Fernrohr ihre Führer am Grate des Matterhorns suchten — und mehrere Menschen auf der höchsten Spitze erblickten. Beide Männer jubelten, denn sie meinten, der lang gesuchte Weg sei nun von der Südseite her durch die Ihrigen entdeckt und kehrten voller Freude sogleich nach Breuil zurück, um sich zur Matterhornfahrt zu rüsten.

Ihre Führer kamen ihnen aber nicht mit siegesfreudigen, sondern mit sehr betrübten Mienen entgegen. Giordano sprach ihnen aber Muth ein und formierte eine neue Angriffstruppe, zu der sich auch der unermüdliche Gorret gesellte.

Am 16. Juli reiste die Gesellschaft ab, nachdem sie die Nacht in der schönen Alphütte von Avouoil zugebracht hatte. Um 10 Uhr Vormittags erreichte sie jene Runse, der man den Namen „Couloir Whymper" gegeben hatte. Zum Glück war der Schnee in allen diesen Runsen am „Löwenkopf" (Tête du Lion) geschmolzen. Doch verband man sich zur Sicherheit mit dem Seil und nachdem man den Col du Lion überschritten hatte, stand man an der obersten

Pyramide des Mont Cervin. Ueber loſes Geſtein ging es anfangs leicht hinauf; dann kam man an eine Felsſpalte, durch welche die Einzelnen mit dem Seil hinaufgezogen wurden — ſie wurde lo ciarfiou (der Kamin) getauft. Um 1 Uhr ward ein kleiner Abſatz erreicht, am Fuße eines ſenkrecht aufſtrebenden Felsdomes, aber ebenſo hart an dem ſchwindelnd tiefen Abgrunde. Dieſe Stelle ward zum Nachtlager auserſehen, da die Zeit zu kurz war, um auf den Gipfel hinauf und von ihm wieder hinab zu kommen. Die Träger gingen nur bis zu dieſem Punkte mit und wurden entlaſſen.

Der Morgen des 17. Juli verkündete einen ſchönen heiteren Tag. Die Geſellſchaft brach zeitig auf, band ſich jedoch zur Sicherheit an die Stricke feſt. Den Felſenthurm zu erklimmen war ein ſehr ſchweres Stück Arbeit, da das herabrinnende Waſſer über Nacht gefroren war. Es konnte nur immer einer ſich in Bewegung ſetzen, während die anderen Stand hielten. Nachdem der Thurm erobert war, mußte wieder eine gefährliche Runſe überſchritten werden. Ueber eine kleine Fläche von hart gefrorenem Schnee gelangte man endlich an die Stelle, wo Tyndall ſein Seil befeſtigt hatte; ſie wurde deshalb la Corde genannt. Man mußte jedoch ein doppeltes Seil anbringen, um die über 20 Meter hohe Wand mporklimmen zu können. Dann gelangte man zum „Hahnenkamm“ (Crête du coq), erreichte ſchnell die auf der „Schulter“ befindliche Pyramide und befand ſich wieder auf der ſcharfen Kante.

Es war 9 Uhr. Der Uebergang über die Schneide bis zum „Signal Tyndall“ erfordert ſchwindelfreie Köpfe. Um 10 Uhr hatte man das Signal hinter ſich und auf den Rath Carrel's wandte man ſich jetzt gegen die nördliche, der Schweiz zugekehrte Seite der Pyramide. Der Uebergang mußte über die Einſattelung, Col d'Épaule genannt, genommen werden, wo ein Felsſtück neben dem andern zu überklettern war und auch Eismaſſen den Fortſchritt hemmten. Doch man kam hinüber bis an den Fuß des höchſten Kopfes, der etwas überhängt und die Ankommenden mit fallenden Eisſtücken begrüßte. Wie ſich, je näher dem Ziel, an den Spitzen der Bergrieſen die Schwierigkeiten häufen, ſo kam zu guter Letzt noch ein ſehr ſteiler und ſchräger nur zwei Meter breiter Felsgang, die „Gallerie“, durch welche die kühnen Männer, immer an hervorſtehende Felſen ſich klammernd, hinkrochen. Sie gelangten in ein kleines Schnee-Couloir,

das sie von dem scharfen Grate trennte, auf dem sie allein zur Spitze gelangen konnten. Herr Gorret stemmte sich mit dem Rücken an den Felsen, die Füße gegen den Abgrund gekehrt und ließ die beiden Führer Carrel und Bic an dem Seil in die Runse hinabgleiten. Der Dritte blieb bei ihm zurück. In wenigen Minuten hatten die beiden Hinabgelassenen den Grat gewonnen und eilten der Spitze zu, die sie um 2 Uhr 20 Minuten betraten. So klein diese Spitze von unten erscheint, so ist sie doch nahezu 200 Meter lang, läuft von Osten nach Westen und hat in der Mitte eine kleine vom Schnee gebildete Erhöhung, während die beiden Enden den nackten Fels zeigen.

Die zwei Besteiger des Matterhorns kehrten bald wieder zu ihren Gefährten zurück und alsbald traten die Vier den Rückweg an. Die Gallerie weiter verfolgend, gelangten sie auf die Schneide, von der man tief in's Val Tournanche hinabsieht — welchen Weg sie schon beim Hinaufsteigen hätten nehmen sollen. Ohne Schwierigkeit wurde von da die Épaule erreicht; das Seil, das man hier gebrauchte, ward zurückgelassen — eine große Erleichterung für die Hinaufklimmenden. Die Sonne war schon untergegangen, als man sich an dem Felsenthurm hinabließ; um 9 Uhr ward das Zelt erreicht, das wieder für die Nacht sein Obdach bot, jedoch kaum dem ausbrechenden Sturmwetter widerstand. Am nächsten Morgen waren alle Seiten des Berges mit fußhohem Rieselschnee bedeckt. Doch ward der Rückzug ohne Gefahr beendet und Mittags (18. Juli) zogen die vier Besieger des Mont Cervin triumphierend in Breuil ein. Während sie auf der Spitze des Berges standen, war die Kunde von dem Unglück der Engländer nach Breuil gedrungen.

Die Piemontesen waren natürlich nicht wenig erfreut und stolz auf die Heldenthat ihrer Landsleute und der Turiner Alpenclub beschloß sogleich, eine Herberge an der Cravatte des Mont Cervin errichten zu lassen. Eine Liste ward umhergesandt, auf welcher auch die armen Gemeinden Chatillon und Val Tournanche ihre Beiträge unterzeichneten. Die Subscription ergab eine Summe von 1400 Franken. Im Juni 1866 wurde eine kleine Gesellschaft ausgerüstet, den Mont Cervin hinanzusteigen und ein geeignetes Plätzchen ausfindig zu machen. Sie entdeckte auch eine kleine Einhöhlung oder Balm in der Felswand, welche zu einem Obdach hergerichtet werden konnte.

Doch bevor dies noch ausgeführt wurde, erschien auch Giordano (Juli 1866) wieder im Hôtel Giomein zu Breuil, um eine neue Erforschung, respektive Besteigung des Mont Cervin zu unternehmen. Er erreichte mit seiner Gesellschaft glücklich die Balm bei der Cravatte; das Wetter schlug jedoch um und gestattete nicht das höhere Aufsteigen zur Spitze. Fünf Tage und fünf Nächte verweilte Giordano auf seiner hohen Station. Schneefall und Nebel wechselten vom 23. bis 28. Juli; es wollte kein heiterer und sonniger Himmel erscheinen. Nur hin und wieder zerriß ein scharfer schneidender Wind den Nebelschleier: dann stieg ein Theil des Gewölks senkrecht in die Höhe, ein anderer zog wagrecht zum Theodulpasse hin. Manchmal trafen auch zwei Gegenwinde aufeinander, rollten und drehten das Gewölk so zu sagen schraubenförmig zusammen und dann erschien die tiefere Welt im Sonnenschein. Nachts, wenn sich etwa der Sturm gelegt hatte, vernahm Giordano ein dumpfes Krachen und Poltern, das die abgelösten Felsblöcke und Steinmassen verursachten, die der Tiefe zueilten.

Diese Zeit war für den Mann der Wissenschaft keine verlorene. Denn der gelehrte Naturforscher und Bergkenner untersuchte so genau und gründlich als möglich die Gesteinsarten und ihre Schichtung, sowie die ganze Gestaltung des wichtigen Hornes. Er fand dasselbe fünfseitig. Die gegen Nordost gerichtete Seite ist die steilste und an einigen Stellen sogar überhängend. Die minder steilen gegen Süd und West gerichteten Seiten werden durch eine stufenförmige Kante verbunden, welche sich bis zur „Schulter", ja bis zur Spitze hinanzieht. Ueber diese Kante wird die Ersteigung von Breuil aus unternommen. Die beiden anderen Seiten nach Norden und Osten bilden ebenfalls eine Kante und auf dieser war es, wo die Gefährten Whymper's in die Tiefe hinabglitten. Die Spitze des Hornes bildet eine lange gezackte Kante in der Richtung von Nordost nach Südwest — diese genauere Bestimmung berichtigte die Angabe der Gefährten Gorret's, welche zuerst den Gipfel erreichten.

Nun fanden ziemlich rasch nacheinander mehrere Besteigungen des Matterhorns statt; bis zum 3. September 1868 waren 12 gelungen*);

*) Als Professor Tyndall hinaufkam (28. Juli 1868), waren schon sechs Besteigungen vorangegangen.

die 13. geschah durch Herrn Giordano, der sie am 4. September unternahm und dies Mal glücklich ausführte. Seine Beharrlichkeit sollte nicht unbelohnt bleiben.

Am 3. September ging er mit seinen Führern J. A. Carrel und Joseph Maquignaz von Breuil ab, um, wie es seit der Einrichtung jener Zufluchtsstätte, réfuge de la Cravate genannt, üblich war, dort die Nacht zuzubringen. Der nöthige Mundvorrath sammt den Instrumenten ward von zwei Trägern heraufgebracht. Das Wetter war diesmal günstig und so erreichte Herr Giordano zeitig am Vormittage des folgenden Tages die Spitze. Nachdem er hier seine Beobachtungen gemacht, nahm er den Rückweg auf der Schweizerseite hinunter und gelangte an diesem Tage noch bis zur Walliser Schirmhütte. Am folgenden Morgen stieg er nach Zermatt hinunter.

Welche angestrengte Thätigkeit er auf dieser dreitägigen Reise entwickelte, kann man daraus entnehmen, das er nicht weniger als 13 Höhenpunkte barometrisch bestimmte, daß er die zu seiner Ueberraschung fast horizontal liegenden Felsschichten alle einzeln untersuchte und petrographisch nach ihrer Aufeinanderfolge bestimmte. Seine verschiedenen barometrischen Höhenmessungen ergaben im Mittel eine Höhe von 4505 Meter für das Matterhorn, dessen Höhe von Saussure auf 4522, von den eidgenössischen Ingenieurs auf 4482 Meter bestimmt worden war.

Seine geologischen Beobachtungen verbreiteten ein ganz neues Licht nicht nur über den Bau des Matterhorns und der Monte Rosa-Gruppe, sondern über Gebirgsbildung überhaupt. Was Benedict Saussure für die Montblancgruppe geleistet, das leistete nun Felix Giordano für die Matterhorngruppe und beider Forschungen und Beobachtungen kamen der gesammten Alpengeologie zu gut.

Bis auf Giordano waren Vulkanisten und Neptunisten in ihren Theorien irre geworden, wenn sie vor dem kolossalen Felszahn des Mont Cervin standen. Daß ein so scharfkantiger pyramidenförmig sich zuspitzender Obelisk nicht aus wässerigen Niederschlägen im Urmeer sich gebildet haben konnte, war einleuchtend. Aber ebenso wenig konnte er in dieser Form plötzlich aus der Tiefe gehoben, fix und fertig so zu sagen aus der Pistole geschossen sein. Die Hebungstheorie half sich nun mit der Annahme, daß ursprünglich allerdings das ganze Gebirge in mächtiger Anschwellung gehoben, dann aber ein

Theil desſelben wieder zurückgeſunken ſei, ſo daß man die noch aufragenden Pfeiler des Monte Roſa, des Lyskammes, Matterhorns, der Dent blanche u. ſ. w. als Ruinen des alten Gewölbbaues zu betrachten habe.

Nun aber fand Giordano, daß die Felsarten des Furggengrates, des Hörnli und der anderen Umgebungen des Matterhorns ſich *ohne Unterbrechung* in den Fuß desſelben fortſetzten, ſo daß alſo dieſe Pyramide nicht der Ueberreſt einer rings um ſie eingeſunkenen, durch Verwerfungen von ihr getrennten Maſſe ſein könne und noch weniger von unten her ſie durchbrochen habe. Die Geſteinsſchichten ſind bei dem Matterhorn die gleichen wie beim umliegenden Gebirge; ſie wechſeln in merkwürdig ſchneller Aufeinanderfolge: ſchiefriger Kalkſtein, Dolomit, Chloritſchiefer, Talkſchiefer, Serpentin, Hornblendeſchiefer folgen in regelloſem Wechſel auf einander. Auch des Matterhorns maſſiger Nachbar, der Monte Roſa, iſt vom Fuß bis zum Gipfel ſehr deutlich geſchichtet und es ſtreichen dieſe Schichten in ſchwacher Neigung von Südoſt nach Nordweſt. So bleibt wohl die Annahme gerechtfertigt, daß alle dieſe gewaltigen Felslager des Monte Roſa, Mont Cervin, des Dent d'Hérens und ſelbſt der nördlich vorgelagerten Gipfel in der Urzeit eine zuſammenhängende Maſſe bildeten, jedoch im Laufe von Jahrtauſenden große Lücken bekamen, indem ſich durch die Contraction der Erdrinde und andern Urſachen die ganze Gebirgsmaſſe ſpaltete und ſo Thäler und Vertiefungen gebildet wurden, in denen nun Waſſer, Eis und der ganze Prozeß der Verwitterung ſeine zerſtörende Kraft üben konnte und die morſch gewordenen Trümmer weggeſchwemmt wurden. Man nennt dieſe Ausſpülung und Fortſchwemmung durch Gletſcher- und Waſſerſtröme *Eroſion* und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß auch die gewaltige Lücke zwiſchen dem Breithorn und Matterhorn nur durch Eroſion entſtanden ſei.

Nur darf man ſich die Kraft der Fortſchwemmung nicht ſo groß denken, daß ſie einen ganzen Bergkamm von nahezu gleicher Höhe wie die Gipfel, die er verband, fortgeſchafft habe. Die Ungleichheit der Bodenanſchwellung wird vielmehr von vornherein ſchon bedeutend geweſen ſein. Immerhin hat jedoch die Eroſion, auch wenn ſie nur 1000 Meter hohe Wände vernichtete, d. h. fortſpülte, kein geringes Stück Arbeit vollbracht. Unſere Geologen haben ihr aber auch zu dieſer herkuliſchen Arbeit freigebig genug Millionen von Jahren bewilligt!

Dritter Abschnitt.

Finsteraarhorn-Gruppe.

1. Das Finsteraarhorn, die Schreckhörner, die Jungfrau.

Das „Berner Oberland!“ In diesen zwei Worten drängt sich — sei es als Erinnerung für den, welcher seine Schönheit genossen hat, sei es als Wunsch für den, welcher sie erst genießen will und im Begriff steht, eine Schweizerreise zu unternehmen — die ganze Fülle und Mannigfaltigkeit der Naturwunder, welche die Schweiz zu bieten hat, zusammen. Wohl werden die Berner Alpen, was das Grandiose der Massenerhebung betrifft, von der Montblanc- und Monte Rosa-Gruppe noch übertroffen und das Ober-Engadin, namentlich die Bernina-Gruppe kann in mancher Beziehung mit ihnen wetteifern; aber jenen Verein des Großen, Gewaltigen, Schrecklichen mit dem Anmuthigen, Reizenden, Lieblichen; jene nahe Berührung des Heroisch und Idyllischen, des warmen, behäbigen, wohl angebauten Tiefthals mit den Schnee- und Eiswüsten der Riesen des Hochgebirges; jene Ausgleichung und Durchdringung der Kontraste zu Bildern reinster Schönheit und Harmonie: das treffen wir doch nirgends so wie im Berner Oberlande.

Der große schöne Genfer See ist von dem Montblanc weit entfernt, der Monte Rosa-Gruppe fehlt es ganz an größeren Seen: Thuner und Brienzer See dringen bis nahe an den Fuß der Jungfrau und des Finsteraarhorns heran. Die Jungfrau, die Königin der Finsteraarhorn-Gruppe, ist alles in allem genommen doch wohl der schönste

Alpengipfel der Schweiz, wie das Wetterhorn die schönst geformte Felspyramide; die Gruppe der Jungfrau mit Mönch und Eiger, von der Wengernalp gesehen, ist wohl die schönste Berggruppe, die man sehen kann; der Rosenlaui-Gletscher, obwohl nicht groß und in neuerer Zeit sehr abnehmend, hat das reinste in den Farben des Azurblaues schillernde Gletschereis; die Wasserfälle — Gießbach, Staubbach, Reichenbach, Schmadribach — sind von der schönsten Eigenthümlichkeit und Mannigfaltigkeit; die grünen Weiden und Alpwiesen vom saftigsten Grün und im Gegensatz zu ihnen erreichen die Schneefelder und Gletscherströme eine solche Ausdehnung, daß sie mit denen des Monte Rosa nicht nur wetteifern können, sondern sie übertreffen. Der Aletschgletscher ist bekanntlich der allerlängste der Schweiz. Seine Längenachse beträgt 25,000 Meter = 3,28 Meilen, während der Gornergletscher, der bedeutendste der Monte Rosa-Gruppe, nur 15 000 Meter = 2,07 Meilen und der Glacier des bois des Montblanc nur 14 000 Meter = 1,97 Meilen erreicht. Sehen wir aber auf die Ausarbeitung des Reliefs, auf die Plastik der Hochgipfel, so übertrifft die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Form alle anderen Alpenstöcke.

Kein Wunder, daß die Thäler der Berner Alpen der Tummelplatz aller Schweizerreisenden, besonders der von Norden kommenden Engländer, Deutschen und Russen geworden sind! Bequeme Eisenbahn- und Dampfschiffahrts-Linien, bequeme Pässe, bequeme Gletscher- und Hochwarten zur Ansicht der höchsten Gipfel — wie das Faulhorn und der Sockel zwischen diesem und dem Wetterhorn, die „große Scheideck" genannt — alles ladet ein und zieht an!

Nur diese höchsten Gipfel selber — sie sind sehr vornehme und gestrenge Herren geblieben, die durchaus nicht leicht zugänglich sind und in der Schwierigkeit ihrer Besteigung mit dem Montblanc und Monte Rosa wetteifern. Ja, die beiden letztgenannten hohen Häupter sind bereits viel populärer und herablassender, dem Touristenschwarm vertrauter geworden, als das finsterblickende schroffe Finsteraarhorn und das seinen Namen nicht vergebens führende Schreckhorn! Was allerdings die stolze Jungfrau, die Königin der Berner Alpen anlangt, so ist sie ein Liebling der Bergsteiger geworden; in jedem Jahre wird sie häufig bestiegen und hält es schwer, eine neue Anstiegsroute noch aufzufinden.

Wie die granitiſche Hauptmaſſe des Montblanc in der Dent du Midi, den Diablerets und dem Wildſtrubel den Kalkalpen angehörige Vaſallen hat, ſo haben die Gipfel des granitiſchen Kerns der Finſteraarhorn-Gruppe: das Bietſchhorn, Aletſchhorn, die Jungfrau, der Mönch, das Finſteraarhorn und Schreckhorn gleichfalls Vaſallen zur Seite in den meiſt mit glänzendem Firn überdeckten, der Kalkſteinbildung angehörigen Hochgebirgen des Altels, des Doldenhorns, der Blümlisalp, des Silberhorns, Eigers, Wetterhorns. Zwiſchen dem Rieſen (am Südufer des Thuner Sees) und den Hügeln von Aeſchi bricht die wilde Kander hervor, in den Thuner See mündend. Gehen wir vom See aus das Kanderthal aufwärts bis nach Frutigen und verfolgen das Thal ſüdlich bis nach Kanderſteg zur Gemmi: ſo haben wir die Weſtgrenze der Gruppe gegen die Alpen des Saane- und Simmenthals gezogen. Im Norden wird die Grenze gebildet durch das Südufer des Thuner und Brienzer Sees, im Oſten begrenzt die Aar bis zur Grimſel und ſüdöſtlich und ſüdlich ſchließt die Rhone das genannte Gebiet ab.

Südwärts vom Brienzer See erreicht die mächtige Berggruppe in der Jungfrau (4167 Meter) und dem Finſteraarhorn (4275 Meter) ihr höchſte Erhebung. Zwiſchen beiden liegt eine gewaltige Firnwüſte, die unwirtlich, höchſtens von Hochtouriſten betreten wird. Mitten aus dieſem Eis- und Firnmeere ragen, zwiſchen Finſteraarhorn und Jungfrau nach Süden ziehend, die Berner (großen) und Walliſer Vieſcherhörner in zackiger Kette auf und von allen den hochgelegenen Firnmulden ziehen Gletſcher nach allen Weltgegenden. Nach Süden zwiſchen den Vieſcherhörnern und dem Finſteraarhorn ſenkt ſich der mächtige Vieſchergletſcher, nördlich vom Finſteraarhorn zwiſchen dieſem und dem Strahleckhorn ſpannt ſich der Bogen des Finſteraarhorn-Gletſchers, in den von Norden her der Lauteraar-Gletſcher mündet, der von den Lauteraarhörnern und der Oſtflanke des großen Schreckhorns kommt. Die Jungfrau ſendet nach Süden mehrere Gletſcher; in ihrem Firnmeer beginnt bereits der große Aletſchgletſcher, in welchen vom Aletſchhorn der mittlere und vom großen Neſthorn herab der obere Aletſchgletſcher münden. Aus dem Winkel, der vom Vieſchergrat und dem Grünhorn gebildet wird, ſenkt ſich der Vieſchergletſcher, deſſen Fortſetzung als unterer Grindelwald-Gletſcher tief zu Thale geht (bis zu 1000 Meter); weiter nördlich

kommt von den Schreckhörnern der obere Grindelwald-Gletscher herab und am weitesten nach Norden vorgeschoben der Rosenlaui-Gletscher vom Rosenhorn und Mettenhorn.

Oestlich vom Finsteraarhorn senken sich zwei bedeutende Gletscher zur Grimsel und dem Haslithale hinab: der Oberaar-Gletscher, am Oberaarhorn und Kastenhorn beginnend, zwischen Sidelhorn und Zinkenstock sich hindurchdrängend; und der noch mächtigere Unteraar-Gletscher, der aus dem Zusammenfluß des Lauteraar- und Finsteraarhorn-Gletschers sich bildet. Aus den genannten beiden Gletschern kommen zwei Bächlein hervor, die Oberaar und Unteraar, die sich am Fuß der Zinkenstöcke vereinigen und im Aarboden den Aarfluß bilden, der über und zwischen Felsen sich Bahn brechend, eilenden Laufes dem Brienzer See zueilt.

Dort oben an den Aarquellen berührt sich die Finsteraarhorn-Masse mit dem Gotthard-Massiv und dringt in dieses hinein. Der Grimselpaß, an der Hauseck 2165 Meter hoch, führt auf die noch beträchtlichere Paßhöhe der Furka (2436 Meter), am imposanten Rhonegletscher vorüber, zu dessen Füßen die Rhonequellen rieseln und in entgegengesetzter Richtung von denen der Aar nach dem Becken des Genfer Sees eilen. Gleich hinter dem Grimselhospiz hat man einen überraschenden Blick auf das Finsteraarhorn und Schreckhorn; steigt man auf das nahe Sidelhorn hinauf, dann gewinnt man eine großartige Aussicht auf die ungeheuren Schneewüsten der Finsteraarhorn-Masse, auf die Spitzen der St. Gotthardgruppe, auf den langen Zug der Walliser Alpen bis über das Matterhorn hinaus. Zu den Füßen liegt der Oberaar-Gletscher, gegenüber stehen die Spitzen des Thierberges, des Winterstockes und der breite Rücken des Galenstockes, aus deren Schneemulden der Rhonegletscher herabfließt.

2. J. J. Hugi's Versuche, auf das Finsteraarhorn zu gelangen.

Der Ruhm, sich zuerst in die Eismeere des Finsteraarhorn-Massivs und an das größte der riesigen Häupter gewagt zu haben, gebührt den Herren Rudolf und Hieronymus Meyer von Aarau — denselben kühnen Männern, die ein Jahr zuvor (1811) zuerst die Jungfrau

bezwangen. Dr. Rudolf Meyer, der Sohn des genannten Rudolf Meyer, ging, nachdem vorhergegangene Versuche seines Vaters und Onkels fehlgeschlagen waren, allein vom Oberaaralp-Joch aus in Begleitung von zwei Walliser Führern: Alois Volker und Joseph Bartes und zwei Oberhaslern: Kaspar Huber und Arnold Abbühl am 14. August 1812 zum Finsteraarhorn ab. Sie erreichten am folgenden Tage (15. August) bald nach Mittag die Stelle beim Rothhorn, wo sie schon früher kampiert hatten und wählten sie abermals zum Nachtlager. Am folgenden Morgen des 16. August stiegen sie auf den oberen Vieschergletscher hinab (jetzt „Studerfirn" genannt) und kletterten, nachdem sie einen Firnschrund überkrochen hatten, an den Felswänden des Finsteraarhorns empor. In die Eiskehlen mußten Tritte gehauen werden. Endlich, nach sechsstündigem Steigen, erreichte man die Kammhöhe. Dr. Meyer mußte wegen Erschöpfung auf dem schmalen Gletscherrücken zurückbleiben. Kaspar Huber blieb bei ihm. Die anderen drei Führer klommen an dem letzten Gipfel empor und standen um 4 Uhr Nachmittags als die ersten Bezwinger des Finsteraarhorns auf dessen höchster Zinne.

Seitdem waren 16 Jahre vergangen, bis Hugi einen neuen Angriff des mächtigen Berghauptes wagte.

Professor Hugi aus Solothurn, ein eifriger Naturforscher und gründlicher Kenner der Alpen, der im Sinn und Geist Saussure's seine Ausflüge in's Hochgebirge unternahm, der weder Geld noch Mühe scheute, wo es galt, ein wissenschaftliches Problem zu lösen und besonders in der Erforschung der Gletscher Ausgezeichnetes leistete; — er gehörte auch zu den ersten, die sich dem mächtigen Finsteraarhorn nahten und seine Kuppe zu erklimmen suchten. Solche erste Versuche, auch wenn sie nicht ganz glücklich ablaufen, sind nicht minder wichtig als die gelungensten Ersteigungen selbst — schon weil sie diesen die Bahn brechen — und weitere Untersuchungen an die schon gemachten angeschlossen werden können. Wie es aber im Leben überhaupt zu geschehen pflegt, daß man nur die zu sehen und zu bewundern pflegt, welche auf die Schultern ihrer Vormänner gestiegen sind: so ernten auch glückliche Alpenwanderer das, was ihre Vorgänger gesäet und gepflanzt haben.

Hugi unternahm seine Finsteraarhorn-Reisen in den Sommern von 1828 und 1829; er hat sie sehr anziehend geschildert in seiner

„Naturhiſtoriſchen Alpenreiſe“ (Solothurn 1830) und die Hauptmomente derſelben mögen hier eine Stelle finden.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft auf der Grimſel hellte ſich das Wetter ſo auf, daß ich wenigſtens nach dem Sidelhorn exkurſieren konnte. Abends wieder im Hoſpitium angelangt, ſah ich bald nachher auch meine übrigen Reiſegefährten aus dem Haslithale heraufpilgern. Ich hielt über ſie und die nach Befehl mitgebrachten Inſtrumente, Stangen, Decken ꝛc. ꝛc. Heerſchau. Die Schläuche nebſt einem 20 Maaß haltenden Fäßchen wurden mit beſtem La Côte angefüllt, Schinken, Holz und alles Nöthige aufgepackt — vier Tage konnte die ganze Mannſchaft aushalten.

In der Morgenfrühe brach ich auf, begleitet von ſieben kräftigen Steigern. Unter dieſen war auch Arnold Abbühl, der ſchon vor 16 Jahren die Herren Meyer aus Aarau in jene Gegenden begleitete und welcher das Finſteraarhorn erſtiegen haben wollte. Er ſprach anfangs ſehr geſchwätzig von dieſer Begebenheit, aber mit vielen Widerſprüchen, daß ich an nichts mit einiger Beſtimmtheit mich zu halten wußte. Wie wir jenen Gegenden näher kamen, ſuchte er allen Fragen und Erkundigungen auszuweichen. Er entfernte ſich von der Karawane und wenn ich befahl, ſich anzuſchließen, ſchlich er, nichts achtend, etwa einer Firnſpalte nach und ſchien zeigen zu wollen, daß er herzhaft ſei. Als wir nämlich vom Rothhornſattel herabgeſtiegen waren, verlangte ich beſtimmte Auskunft, wo er vom Finſteraarhorn herabgeſtiegen ſei. Er zeigte mir rechts den herabhängenden Firn und das dort oben, ſagte er, ſei das Finſteraarhorn. Ohne Notiz davon zu nehmen, zog ich lachend von dieſem ſüdlichen Grat zu dem weſtlichen empor. Ueber jenes Horn thürmte ſich bald eine Reihe noch höherer auf und wie wir endlich die Höhe erreicht, wollte er das Finſteraarhorn nicht mehr erſtiegen haben.

Wir wanderten nun ſo raſch über den Neſſithurm und die Bäreneck, daß wir ſchon um 7 Uhr den Oberaar-Gletſcher erreichten. Dieſe für Naturforſcher intereſſante Wanderung geht über ein breites Band, das theils zur Grimſel, theils zur Oberaaralp gehört. Das Gebirge ſenkt ſich rechts bis zum Zinkenſtock hin faſt ſenkrecht über 100 Meter tief in den Unteraarboden. Man wandert über grobkörnigen Granit, der in abgerundeten Höckern ſich empordrängt. Staunend ſieht man

aus einigen jener gerundeten Granitmaſſen Quellen zu Tage fließen. Der Granit hebt ſich vereinzelt gegen 10 Meter hoch über die ebene Fläche, iſt etwa 5 Meter breit und 8 Meter lang.

Nun ging's erſt an, dann über den Oberaar-Gletſcher aufwärts, auf welchem viele Gletſcherroſen ſich zeigten, d. h. Stellen von erhöhtem Schnee, der ſonderbar kryſtalliniſch geformt, von der Kälte inkruſtiert, wie fremdartig dem Gletſcher aufſitzt. In der oberen Region wirkte das Sonnenlicht, vom Firn zurückgeworfen, ſchmerzhaft auf die Augen, ſo daß wir Schleier und blaue Brillen vorthun mußten.

Um 3 Uhr endlich erreichten wir das Schneejoch zwiſchen dem Oberaar- und Kaſtenhorn — ein mühevoller und ſtellenweiſe gefährlicher Gang, wegen der vielen und gähnenden Schründe des Gletſchers, die zu überſpringen oder zu umgehen waren und in deren Abgründe man ſchwindelnd hinabſchaute. Unter den ſenkrechten Felſen des Oberaarhorns wurde um 4 Uhr das Mittagsmahl gehalten.

Um halb 5 Uhr brachen wir auf, obwohl das Wetter ungünſtig wurde, ſtiegen hinab auf den oberſten Vieſcher-Gletſcher und dann empor auf den Sattel zwiſchen dem Roth- und Finſteraarhorn.

Es war 6 Uhr. Der Himmel aber umzog ſich, die losgebrochenen Stürme brüllten aus den weſtlichen Abgründen empor und peitſchten Schneegeſtöber über den Sattel hin. Das waren ſchauerliche Momente für uns. Ich rief die Gefährten zur Berathung. Die meiſten ſtimmten zur ſchnellſten Rückreiſe. Ich ſtellte ihnen die Unmöglichkeit vor und den ſicheren Tod, den wir bei der Nacht in den Schründen des Oberaar-Gletſchers finden würden. Einige meinten, ebenſo ſicher würden wir hier im Schnee vor Kälte zu Grunde gehen. Der Anblick war kläglich. Endlich nahm kräftig der junge Leuthold das Wort, ſie alle hätten hier nichts zu reden und keine Stimme zu geben; ich ſollte erklären was ich zu thun gedenke in dieſer Noth und ihnen läge nur die Pflicht ob, mir zu gehorchen, wenn es auch das Aeußerſte gälte. Mit einer Thräne im Auge reichte er mir die Hand.

Ich faßte mich entſchloſſen und kurz: „Bis es Tag wird, bleibe ich hier; bei unſerem Vorrath ſehe ich keine Gefahr. Wer umkehren will, dem ſteht es frei, ich entlaſſe ihn meines Dienſtes!“ Entſchloſſen ſtimmte das junge Volk mir bei, während Arnold Abbühl murrend ſich fügte.

Nun gab ich Befehl, eine Hütte aufzuführen und zeichnete im Schnee die Mauer vor. Allein der eine ſchlug die Hände um den Leib, der andere ſchob ſie ein, ein dritter ſuchte die Handſchuhe, während ein vierter mit dem Schuhe Schnee und Schutt wegzuräumen anfing. Da wurde es mir unheimlich. Ernſthaft gebot ich, durch Arbeit ſich zu wärmen und zu retten. Schnell, da auch dieſes nicht half, lies ich alle in einen Kreis treten, ſetzte mich auf das Faß, ſpundete es an und hurtig kreiſte der Becher, bis er Leben weckte. Da ich den günſtigen Moment merkte, rief ich: „Auf zum Werk!“ Schnell war Leuthold oben auf dem Felſen des Aarhorngrats, brach eine tiſchgroße Glimmerplatte los, leitete ſie auf den Firn und ziſchend rutſchte dieſe über denſelben herab. Das Beiſpiel feuerte nun alle an. Die Stelle an dem Mittelfelſen des Sattels wurde nun ſo ausgegraben, daß dieſer zwei Mauern erſetzte. Auf den übrigen Seiten hoben ſich die zwei anderen Mauern ſchnell empor. Da ſie 1 Meter hoch waren, wurde die große Stange über die Mitte, die Alpſtöcke auf dieſe gelegt, das ganze mit Glimmerſchiefer zugedeckt und mit kleinem Geſtein und Schnee gegen den andringenden Wind ausgepflaſtert. Statt der Thür paßte ganz genau meine große lederne Reiſehutte. Das Werk war vollendet. Die Reaumur'ſche Skala zeigte 8,2° Kälte, allein ich glaubte, es nun auch bei 16 Graden aushalten zu können. Alle mitgenommenen Kleider wurden angezogen; ich wickelte mich in den Mantel; man ſchichtete ſich zuſammen auf die über das Eis gelegten Glimmerplatten, deckte ſich mit 6 wollenen Decken zu und ließ die Natur ſtürmen.

Das mitgeſchleppte Brennholz blieb unbenutzt, denn einerſeits war unſer Gebäude zu klein, um nebſt 8 Mann noch ein Feuer beherbergen zu können. Dann lehrte mich die Erfahrung, daß in ähnlichen Umſtänden Feuer gerade das Uebelſte ſei. Während die eine Seite ſich daran wärmt, iſt die andere leicht in Gefahr, zu erfrieren. Ueberhaupt iſt Wärmewechſel das Verderblichſte. Ein möglichſt kleiner Raum, kaum hoch genug zum Sitzen, iſt nebſt Speiſe und Trank wohl das Beſte.

Bald ſchliefen die Gefährten ein; erſt ſpäter überfiel auch mich ſanfter Schlummer, aus dem mich gegen Mitternacht der Sturm weckte, welcher eine Oeffnung in die Hütte gebrochen. Gegen Tagesanbruch ließ ich von Zeit zu Zeit einen Gefährten um Erkundigung

hinauskriechen. Sie brachten böſen Bericht; das Wetter war übel. Schnee war keiner mehr gefallen, die Kälte war zu groß, ſo daß ein kleiner Reſt vom beſten La Côte, der im Lederſchlauche vor der Hütte geblieben, in Eis verwandelt war.

Sonſt nahm keiner Schaden, die geſammte Mannſchaft war munter, obwohl dem jungen Leuthold Strümpfe, Füße und Schuhe feſt zuſammengefroren und nur durch Wärme zu trennen waren. Lange ſchon war's hell, als wir zu Tage krochen.

Der Ort, wo ich die Hütte aufrichten ließ, war derſelbe, wo vor 16 Jahren die Herren Meyer ihr Nachtlager hielten. Von ihrem Nachlaſſe fanden wir noch eine Geißhaut, Brennholz und ein Stück des Brettes, auf dem ſie ihr Papier aufgeſpannt hatten. Die Wahl aber eines ſolchen Nachtlagers iſt immer unverzeihlich, wenn nicht die Noth dazu zwingt. Das war bei uns der Fall. Zurück konnten wir nicht und weiter vorwärts noch weniger. Hier auf dem Sattel waren wir allem Sturm ausgeſetzt, da man ſonſt zwiſchen Klippen ſich bergen oder an eine Felswand ſich ſchmiegen ſollte.

Der Morgen war weniger ſtürmiſch als die Nacht; die Wolken trennten ſich und gaben freie Stellen. Die meiſten meiner Begleiter wollten nun aufbrechen und zurück nach der Grimſel; allein mir blinkte die Hoffnung eines beſſeren Tages. Da es zu kalt war, krochen wir wieder in die Hütte, um ſpäter einen Entſchluß zu faſſen. Bald war der Himmel größtentheils heiter und nun wollte ich wenigſtens einen Verſuch machen, den Kopf der höchſten Alpenpyramide zu erreichen. Wir füllten nur die Weinſchläuche, nahmen Nahrung nur für Mittag und die nöthigſten Inſtrumente mit. Alle Hutten, Decken ꝛc. ꝛc. blieben zurück.

Nordweſtlich vom Joche hängt ein Firn jäh, wie ein Dach, herunter, in der Mitte der Länge nach durch ein zertrümmertes Schiefergebilde getrennt. Ueber dieſes ſtiegen wir hinab auf den obern nördlichen Zweig des Vieſcherfirnes. Dieſer, wie alle Hochfirne, iſt für Reiſende gefahrlos, ohne Schründe. Er ſteigt ſanft vom Walcherhorn*) herunter. Von dieſem bis zum oberen Walliſer Vieſcherhorn läuft eine ungeheuer aufgethürmte, oft überhängende und ſturzdrohende Wellenlinie, ein Schneekamm, wie vom Winde

*) Grindelwald und Vieſcherhorn.

aufgebaut. Westlich von diesem Firngrat dacht sich das Eismeer gegen den Aletschgletscher ab, während es andererseits zwischen dem Finsteraarhorn und den Walliser Viescherhörnern hinab durch das wildeste Schauerthal sich nach dem Wallis drängt. Die Felsmassen, aus den weißen Gefilden sich emporhebend, überbieten noch an grausiger Wildheit die starren, krystallinischen Wassergebilde. Es thürmt sich Last über Last, Horn über Horn in unendlichen Gebilden, in riesenhaften Formen. Eine beängstigende Stille herrscht in diesen Hochregionen. Alles Leben ist geschwunden.

Da wir durch die Klippen nicht weiter emporklettern konnten, gingen wir zurück und arbeiteten uns die Flächen entlang rechts über den Firn hinauf und gelangten über die scharfe Schneebank zu dem ungeheuren von der Spitze des Finsteraarhorns herabhängenden Firne. Doch in der Höhe angelangt, erwies sich nur der Walchergrat als zugänglich. Schauernd stand ich auf einem Granitblocke am Ufer des Firns, der in halbstündiger Breite links mit 60 Grad sich herabsenkt auf den tiefen Viescherhornfirn, rechts aber ebenso steil sich verengend nach oben sich hebt zur Spitze des Horns. Die Firnmasse war über Nacht so hart geworden, daß der Fuß keine Spur einzudrücken vermochte; meine kräftigen Gefährten hieben Tritte ein und so erreichten wir das andere Ufer und die nackten Felsen des Grates.

Die Sonne war unterdessen so hoch gestiegen und brannte so heiß, daß die Reaumur'sche Skala im Schatten eines Begleiters fortwährend zwischen 20 und 30 Grad Wärme zeigte. Mit äußerster Anstrengung mußten wir über die Felsen emporklimmen und ich fühlte zum ersten Mal in meinem Leben die Qualen des Durstes. Meine Kräfte waren beinahe erschöpft. Die Gefährten waren schon längst zurückgeblieben und hatten sich zerstreut; wo sie einen feuchten Felsen sahen, warfen sie sich auf denselben hin und leckten das nasse Gestein, — oder sie erstiegen lebensgefährliche Klippen, um fallende Tropfen aufzufangen. Firnmasse genossen machte das Uebel noch ärger. Auch Wasser, gerade aus geschmolzenem Schnee entstanden, erreichte seinen Zweck nicht. Einerseits ist es zusammenziehend und andererseits fade, fast wie gekochtes Wasser. Es scheint der Kohlensäure zu entbehren und dagegen zu sehr gesauerstofft. Wenn es aber nur 10 bis 20 Meter weit über die Felsen herabtrauft, ändert

es ſeine Natur. Es nimmt ſchnell die Kohlenſäure aus der Atmoſphäre und bietet dann einen Labetrunk.

Solche Stellen lehrte uns die Erfahrung aufſuchen. Mit triumphierender Miene brachte mir Leuthold das erſte Waſſer, auf dieſe Art aus einzelnen Tropfen lebensgefährlich aufgefangen, empor zu meinem Sitze. Die übrigen, nun auch emporſteigend, folgten ſeinem Beiſpiele. Kirſchengeiſt, der für ſich allein das Uebel mehrt, würzte nun das Getränk und der Wein vollendete die Labung.

So geſtärkt ſtiegen wir wieder empor; allein die Umſtände begannen ſich zu ändern. Aus den weſtlichen Schlünden erhob ſich ein heftiger Wind und als wir über die höchſte Firnenkuppe des Walchengrates emporſtiegen, hatten wir in heller Sonne gegen 12 Uhr 4 bis 5 Grad Kälte. Der Sturm ward mit jedem Augenblick gewaltiger; daher eilten wir ſo viel als möglich. Wir erreichten den Fuß der höchſten Spitze des Finſteraarhorns, die noch etwa 60 Meter aufragt. Der Firn hing aber ſo jäh herab, daß man, gleichſam an demſelben hängend, Tritte für Hand und Fuß einhauen mußte.

Das hielt lange auf. Der Augenblick war ſchauerlich und zeichnete auf jedem Geſichte unverkennbare Merkmale. Oeſtlich in der Tiefe blickten wir auf das Grindelwalder Eismeer und den Finſteraar-Gletſcher, beide von der Strahleck als kaum noch erkennbarem Zaun geſchieden. Weſtlich aber hingen von der ſcharf gekeilten Schneekante, auf der wir kaum zu ſtehen vermochten, jäher als das ſteilſte Dach die Firne herab, wanden in der Tiefe ſich zwiſchen Felsſpitzen hindurch, unter denen ſie ſich dem Vieſcher-Gletſcher einſenkten. Wir befanden uns in der Mitte des faſt 100 Hectar ringsum ausgedehnten Gletſchergebiets, aus welchem in der Nähe einige Hörner und Grate ſich erheben, über die wir alle hinwegſahen.

Während ich beobachtete und aufzeichnete, waren drei meiner Begleiter weiter nach oben gedrungen; die übrigen ſtanden unter mir. Der Sturm aber wüthete von Weſten her mit beiſpielloſer Orkanwuth in horizontaler Richtung, weniger aus den Abgründen heraufdringend. Oeſtlich dagegen hob er ſenkrecht an den Wänden des Finſteraarhorns aus dem Finſteraarhorn-Gletſcher ſich empor. Gerade auf der Firnkante, wo wir ſtanden, vereinten ſich beide und wirbelten, mit grauſem Geheul ſich einend, in diagonaler Richtung aufwärts. Kopfbedeckung und Schleier, dem Lauener weggeriſſen, flog, ſo weit

das Auge reichen konnte, himmelwärts. Momentanes Schneegestöber von Westen her und aus dem östlichen Abgrunde drehte sich in Säulen über uns und stäubte dann zum Himmel empor. So durfte keiner von uns frei stehen ohne Gefahr, weggerissen zu werden. Ich lehnte mich an den Felsblock, während andere sich an den Firn anklammerten. Dennoch entschloß ich mich, mit vier der rüstigsten die Ersteigung der Spitze zu versuchen, während die übrigen zum Rückwege bessere Tritte in den Firn einhauen sollten.

Daher gebot ich Vorwärts. Arnold Dändler war gerade vor mir mit einer langen Stange, die er gegen Osten über die Kante hinausstreckte. Indem er so am Abhange schief emporstieg, glitschte er aus. Da packte ich mit einem Sprunge das andere Ende der Stange; allein der Firn unter mir brach durch. Kaum 1 Meter dick hatte er nämlich 2 bis 3 Meter breit vom Winde getrieben sich über die unsichtbare Felskante hinaus angebaut. Ich hing so ganz frei mehr als 1000 Meter hoch an der Stange, fast senkrecht über dem Finsteraar-Gletscher, während Dändler auf der anderen Seite über die Firnwand hinabhing. Wenn dieser schwache Wagebalken gebrochen, wäre Dändler unaufhaltsam auf das Vieschermeer über den Firn hinabgeflogen und ich an den Felswänden östlich auf das Aarmeer gestürzt. Wir hingen beide an der Stange still. Die Oeffnung, in der ich hing, erweiterte sich, so daß ich die in die freie Luft gewölbte Decke untersuchen und durch das Loch auf den Finsteraar-Gletscher hinabblicken konnte.

Schnell eilten die Gefährten von oben herab und von unten herauf zu Hülfe. Zuerst ward Dändler auf freien Fuß gestellt. Mir war es gefährlich beizukommen, denn leicht wäre die ganze Decke eingebrochen und alles in den Abgrund gestürzt. Sie suchten den Strick mir umzuwerfen und befestigten die Stange. Bald hatte ich wieder einen Fuß auf den Firn emporgezogen und Lauener, von den übrigen gehalten, packte mich mit nerviger Rechten. Wir ruhten einige Augenblicke von der Anstrengung aus, allein die Kälte nahm so zu, daß keiner mehr die Finger zum Emporklettern brauchen konnte. Mir gefror das hervorgequollene Blut an den Fingern zu Eis.

Die über das Wallis gelagerten Wolken wogten nun wild durch die Viescher- und Aletschschründe herauf und machten das Eismeer zum empörten Wolkenmeere. Einzelne Massen kamen bereits zu uns

herauf. Der Kampf der Elemente hatte die größte Wuth erreicht. Vielſtimmig heulte der Sturm von allen Seiten. Das längere Verweilen ward lebensgefährlich, das Hinabſteigen geboten.

Schnell wurden die Weinſchläuche geleert und dann möglichſt raſch hinabgeſtiegen, manchmal gleitend im Firn, manchmal in Sprüngen von Fels zu Fels. Unten im Firne, wo wir am Morgen Tritte einhauen mußten, ſank der Fuß jetzt oft bis zum Knie ein. Die einzelnen Firnkryſtalle waren locker wie Hanfkörner aufgehäuft. So erreichten wir den Vieſcherfirn und dann ſtiegen wir empor zum Nachtlager.

Das Wetter verſchlechterte ſich ſo, daß wir eilen mußten, um noch vor Nacht den untern Gletſcher zu erreichen und dann über denſelben hin die Erde zu gewinnen. Jeder ſteckte etwas Speiſe zu ſich; ich nahm mir nicht mehr Zeit, den Barometer zu beobachten. Vom Joch des Oberaar-Gletſchers fuhren wir auf den Alpſtock gelehnt gleitend hinab bis zu den Schründen; dann banden wir uns an den Strick und eilten abwärts auf den Gletſcher, wo jeder wieder für ſich wanderte. Mit den jüngeren erreichte ich vor gänzlicher Nacht das Land und die Geißhütte, wo eine halbe Stunde ſpäter auch die übrigen anlangten.

Weit entfernt, von dieſem erſten mißglückten Verſuch ſich abſchrecken zu laſſen, unternahm Hugi im folgenden Jahr (4. Auguſt 1829) dieſelbe Reiſe zum gewaltigen Beherrſcher der Berner Alpen. Die vorjährige Hütte war zerfallen, mit Firn angefüllt. Hugi ließ die Maſſe mit Aexten weghauen und das eingefrorene Holz zu allfälligem Gebrauch zu Tage fördern. Das Wetter war wieder ſehr kalt und ſtürmiſch. Indem er beſchäftigt war, jenes alte Nachtlager zu zeichnen, glitten ſeine Gefährten auf ihren Alpſtöcken über den nordweſtlich jäh abhängenden Firn hinunter. Leuthold zum Glück für die übrigen voran; denn weiter unten hatte ſich ein im vorigen Jahre nicht vorhandener, wohl 3 Meter breiter und ſehr tiefer Schrund geöffnet, den das Adlerauge Leuthold's noch zu rechter Zeit erkannte. Er rief: „Halt!“ und konnte kaum noch ſich ſelber halten.

Wie nun Hugi ein wenig ſpäter herabſtieg, ſah er ſeine Gefährten alle in weiten Abſtänden von einander ſtill ſtehen, unſchlüſſig, wohin ſie ihre Schritte lenken ſollten. Plötzlich wich unter ihm die Schneemaſſe, er kam auf den Firn zu ſitzen und ſchoß pfeilſchnell abwärts.

Die ihm zunächſt Stehenden ſtießen einen Angſtſchrei aus, rührten ſich aber nicht. Der Entfernteſte jedoch, Leuthold, ſtürzte quer über den Abhang herbei, ſchlug ſeinen Stock in den Firn und packte im gleichen Moment den herabrutſchenden Hugi mit ſeiner nervigen Rechten — nur wenige Schritte vor dem klaffenden Schrunde. Ohne dieſe Geiſtesgegenwart und außerordentliche Gewandtheit des damals noch jungen Führers wäre Hugi unrettbar verloren geweſen.

Die fernere Wanderung ging dann auf den Vieſcherfirn und am weſtlichen Fuße des Winteraarhorns empor. Inmitten des Firns auf einer Schuttſtelle ward das Nachtlager aufgeſchlagen; wenn auch nicht ſo große Kälte wie im vorigen Jahr, trat aber dies mal ein heftiges Schneegeſtöber ein und dieſer friſche trügeriſche Schnee machte ein weiteres Vordringen nach der Höhe unmöglich.

Nach zwei Tagen hellte ſich das Wetter ſo auf, daß ſich Hugi zu einer dritten Wanderung nach dem Finſteraarhorn anſchickte. Der wackere Jakob Leuthold war aber unwohl, die Eltern wollten ihn nicht mehr ziehen laſſen. Der Vater, früher einer der beſten Gemsjäger, ſchickte ſich an, den Sohn zu erſetzen. Da entflammte der Eifer des beſorgten Sohnes: „Nein, Vater, Euch laſſe ich nicht gehen! Ich will's noch einmal verſuchen!“ Hugi allein mit den übrigen ziehen laſſen, das wollte er auch nicht.

Am 9. Auguſt gegen 9 Uhr Vormittags begann der Marſch, aus Rückſicht auf Leuthold gemächlich; Abends gegen 8 Uhr erreichten ſie das Nachtlager hinter dem Finſteraarhorn.

Dies mal hatten ſie es beſſer. Der Abend war mild, die Luft ganz windſtill, am tiefblauen Himmel glänzte der ſilberne Mond und machte die Nacht faſt zum Tage. Die ganze Kette der Walliſer Alpen bis zum Montblanc prangte wunderſchön mit tauſend Hörnern; jetzt im Mondlicht erſchienen in einiger Ferne alle Formen beſtimmter, als einige Stunden vor Untergang der Sonne. Die Eisthäler im Abgrunde, zwiſchen zerriſſenen Gebirgshörnern ſich hinziehend, machten in der Mondbeleuchtung einen unbeſchreiblichen Eindruck. Herr Hugi hätte einen nächtlichen Spaziergang machen mögen, über die Gletſcher bis nach dem Kamme zwiſchen dem Mönch und der Jungfrau. Sein früher verrenkter, jetzt aber wieder aufgeſchwollener Fuß machte jedoch die größte Ruhe nothwendig.

„Der Morgen war weniger schön, doch nicht schlecht. Früh brachen wir auf mit Rücklassung alles Gepäcks und eilten mit äußerster Anstrengung aufwärts. Begeisterung, Muth und Kraft fehlte keinem; allein — welch ein Unterschied der Gegend im letzten und in diesem Jahre! Alle jene Hochfirnen standen nun weit tiefer; scheußlich waren sie zerrissen und oft trügerisch nur bedeckt. Neue Felsgestalten, über die wir voriges Jahr hinwallten, ohne sie zu ahnen, starrten uns gewaltig an. Hatten wir hingegen die Felsgebilde selbst erklommen und arbeiteten uns über ihr Gezack oder durch irgend eine grause Schuttrinne empor, so war noch Alles halb, stellenweise noch ganz mit letzthin gefallenem Schnee bedeckt. Entweder brach er nun ein oder ganze Massen glitschten mit uns abwärts. So mußten wir bald dem Schnee ausweichen und über Klippen emporklettern, bald uns im Schnee gleichsam emporwühlen. Aber nichts vermochte meinen Begleitern zu widerstehen. Mit der Gefahr wuchs auch unser Muth. Treu waren wir alle für einen und einer für alle besorgt und erreichten endlich den hängenden Hochfirn, der so schön über alle Gebirge hinaus in die ebene Schweiz blickt.

Hier wandte ich mich gegen Norden, um über den Grat hinaus das unten liegende Firnmeer zu beobachten. Nun sah ich ein eigenes, sehr enges Firnthal, östlich vom Walchergrat und westlich von einer niederen Felsenreihe eingeschlossen, sich gegen die Walcherhörner emporheben und unten verengt in den Viescherfirn auslaufen. Darauf stieg ich mit den Gefährten nicht Zickzack, wie letztes Jahr, sondern in gerader Linie über den von der Spitze des Horns herabhängenden Firn empor, was keine geringe Arbeit war. So erreichten wir die erste und bald darauf die zweite Stufe in der Kante des Horns.

Leider fanden wir auch da den Firn zu wenig mächtig, neue Felsen hatten sich aus demselben emporgehoben und andere schienen nur mit frischem Schnee bedeckt. Ueber die Firnkante weiter empor zu dringen war nicht mehr möglich. Wir mußten nach den Mittelfelsen in der obersten Ausspitzung des Firns und des Horns, von diesem aber trennte uns ein im eigentlichen Sinne des Worts hängendes Gebilde, das weder Firn noch Gletscher, sondern helles Eis war, entstanden aus geschmolzenem Neuschnee. Leuthold und Währen fingen nun an, quer über diese Masse Tritte zu hauen.

Sie schlugen den Fuß fest in die eingehauene Stufe, ließen ihn anfrieren und hieben dann eine zweite Stufe. Es war wirklich nicht erfreulich, sie so an der Wand hängend arbeiten zu sehen. Glücklich aber erreichten sie die Felsen.

Nun sollte die Karawane auf den gemachten Stufen hinübersetzen. Allein jeder erbebte schon bei den ersten Stufen, keiner von allen wollte es wagen. Ich berieth mit dem am entgegengesetzten Ufer stehenden Leuthold, der zurückkam, um mich hinüber zu leiten. Er erklärte aber auf das Bestimmteste, wenn ich gerade vor ihm ausglitschte oder das spröde, großblasige Eis brächte, daß er keine Bewegung zur Rettung machen könne. Ich hatte zu wenig Kraft, meine Schuhe fest in die Eismasse einzuschlagen. Die Versuche mit bloßen Strümpfen schienen noch übler gelingen zu wollen, vorzüglich da mein lahmer Fuß durch das fast zweistündige Sitzen während des Einhauens der Tritte erstarrt war. Mit dem Stricke ließ sich die Sache noch weniger bewerkstelligen.

So hing denn Leuthold die armesdicke 2 Meter lange Stange an seinen Rücken, schlug seinen Fuß in den ersten Tritt, ließ ihn einen Moment anfrieren, dann trieb er mit beiden Händen seinen spitzen Stock in die Wand, hielt so daran mit beiden Händen sich fest und that den zweiten Tritt. Wenn er fest war, machte er den Stock los und trieb ihn weiter ein. So kam er wieder hinüber. Dann eilte er mit Währen die Felsen empor und in einigen Minuten hatten sie die Höhe erreicht. Da hörten wir äußerst bestimmt sie alle Worte sprechen. Sie zogen nun über den Kamm, der durchaus scharf zugekeilt und fast ganz frei von Schnee und Firn war, gegen Süden etwas hinab, wo sie die Gegend unserer Hütte sahen. Auf der Spitze bauten sie mit losen Steinen eine Pyramide, in deren Mitte die Stange befestigt wurde. Auf diese wurde eine Fahne gesteckt, die aus Eisendraht zusammengeschraubt und mit Harztuch überzogen war. Auf der Grimsel sahen eine Menge Menschen mit dem Tubus uns an und stritten sich, da sie nur zwei Menschen auf der Spitze sahen, welche es sein möchten. Der eine behauptete diesen, der andere jenen zu erkennen, wir hingegen konnten bei hellstem Wetter und mit besserem Tubus nicht einmal das Thal von der Grimsel, noch den Spittelberg, noch den See unterscheiden.

Während des Baues der Pyramide saß ich etwa 60 Meter senkrecht unter ihnen so auf der Kante des Steingetrümmers, daß ich ohne Gefahr keine Bewegung von meinem Orte machen konnte. Meteorologische Beobachtungen aller Art und Winkelmessungen wurden indessen ausgeführt und der Betrachtung der Natur nicht ein Augenblick entzogen. Schon um 12 Uhr war ich da und erst nach 4 Uhr kam Leuthold und Währen von der Spitze herunter. Wind ging fast keiner und das Wetter hätte kaum günstiger sein können. Indessen war ich vor Kälte fast erstarrt. Während die auf der Spitze durch Arbeit sich wärmten, waren die übrigen unter mir noch weiter herabgestiegen auf eine Stelle, wo sie eben sich bewegen konnten.

Leuthold und Währen, da sie bei der Rückkunft die Eiswand wieder übersetzt hatten und bei uns ankamen, waren blaß wie der Tod. Selbst ihre Stimmen und ihr ganzes Aeußeres schien geändert. Leuthold erklärte nachher öfters, um keinen Preis würde er bei so tiefem Stande des Firnes das Gethane wieder erneuern. Nur wenn einst der Firn gut und hoch wäre, würde er mich wieder hierher begleiten. In dieser Hoffnung stellte ich am Felsen des Sattels einen Thermometrographen auf, mit gehörigen Bemerkungen in eine Flasche eingeschlossen.

Wir leerten schnell unsere Lederschläuche und gingen dann hinunter. Anfangs konnte ich kaum einen Tritt thun und zum Hinabgleiten war der Firn zu zäh; es ging daher äußerst mühsam. Auf dem unteren Firn hätte man aber bald an der Möglichkeit fortzukommen verzweifeln mögen. Die Wärme des Tages hatte in jener Tiefe das krystallinische Firngebilde so erweicht, daß man mit halbem Leibe einsank.

Auch mußte man oft über 3 bis 6 Meter breite Schründe setzen, die links und rechts offen, meist aber nur mit dünner nun erweichter Firnkruste überwölbt waren. Wir waren alle am Stricke, Leuthold voran. Immer forschte er mit dem Stocke in die Tiefe und oft konnte er keinen Grund finden. Der Stock ging leicht durch die Decke und dann zeigte er weite ungemessene Abgründe an. Da legte er sich, um nicht einzustürzen, mit ganzem Leibe auf den Firn und schob sich vorwärts. So folgten wir alle, einander mit Ziehen nachhelfend. Endlich nach langen Mühseligkeiten und Gefahren erreichten wir unser Nachtlager, aber schon war böses Wetter im Anzuge, so daß wir ohne Verzug zur Rückreise uns entschließen mußten. Die

Nacht war angebrochen, bevor wir das alte Nachtlager erreichten, aber nicht hell wie die letzte, sondern schwarz bewölkt und neblicht.

Bevor wir zum Oberaarhorn gelangten, konnte ich mit meinem lahmen Fuße keinen Schritt mehr thun; er war außerordentlich geschwollen und noch hatten wir den ganzen gefährlichen 3 Stunden langen Oberaar-Gletscher nebst einem langen Wege über wildes Steingeröll bis zur Hütte der Schafhirten unter uns. Ich wollte mir mit Zemt in irgend einem Felsenrisse des Oberaarhorns ein Nachtlager suchen und bat die übrigen, nach der Oberaar hinunterzusteigen, um dann morgen, wenn das Wetter schlecht wäre, uns mit Hülfe entgegenzukommen. Allein keiner wollte mich verlassen. „Ihr könnet hier unmöglich aushalten!“ rief Leuthold, packte mich nolens volens auf seinen Rücken und eilte mit mir über den Gletscher hinunter. Nun entstand zwischen ihm, Währen und Zemt ein Wetteifer, mich tragen zu wollen. Zemt wählte endlich die ebeneren Stellen des Gletschers, Leuthold die schrundigen und Währen das Steingetrümmer. Unbegreiflich war es mir, wie sie mit mir, der ich keineswegs zu den leichten gehöre, ohne Stock, mit beiden Händen mich haltend, die Schründe bei stürmischer Nacht übersprangen, wo Alles unsicher und trügerisch war. Der mittlere Gletscher war vom Regen und aufgelöstem Schnee fast ganz unter Wasser, so daß man bis über's Knie waten mußte. Aber glücklich erreichten wir unser Ziel noch vor Mitternacht.

Am Morgen war der Fuß noch mehr aufgeschwollen. Ich setzte mich daher auf ein Reff und wurde von Leuthold und Währen abwechselnd hinunter nach der Grimsel getragen. Wer die Gegend kennt, der kennt auch die Schwierigkeiten einer solchen Reise. An manchen Stellen muß man über das Geklipp hinauf und hinunter klettern oder zwischen demselben sich durchwinden, daß es schon für den Einzelnen schwer hält, hindurch zu kommen. Allein es geschah schnell und sicher. Auf der Grimsel bot man Alles auf, das Uebel zu heben. Mehrere Alpenpflanzen, worunter zwei Malvenarten, wurden fortwährend mit erwärmtem Wein über den Fuß gelegt. Nach vier Tagen konnte ich schon wieder einige Schritte thun, erst nach acht Tagen aber zu Pferd nach Guttannen hinunter reiten.“

3. Die Besteigung des Finsteraarhorns von J. Meurer, Präsident des Oesterreichischen Alpenclub.

Lustig prasselte das Feuer in den beiden Kaminen des großen Speisesaales im Hôtel Eggischhorn und dennoch sah man nichts als frierende Physiognomien; es ist wahr, wir befinden uns 2150 Meter über Meer, also in einer Höhe, wo es schon kalt sein darf, aber dagegen auch in der höchsten, ergo heißesten Sommersaison, denn wir schreiben den 3. August. Seit drei Tagen schon harrte ich hier mit Ungeduld des guten Wetters; der unausstehliche Südwestwind trieb aber Tag für Tag Wolke hinter Wolke her und schob sie getreulich gen Osten den guten Freunden und Landsleuten nach Tirol hinüber. Seit wenigen Stunden war endlich eine merkliche Aenderung in den Witterungsverhältnissen eingetreten, der laue flaue Zug aus Südwest war bedeutend kälter geworden, ein tüchtiger Schneefall hatte sich eingestellt, alles Anzeichen, daß in den oberen Luftschichten ein konträrer, ein Nord- oder Ostwind wehen müsse. Ich war im Laufe des Nachmittags bei Schneegestöber zum Merjelensee gegangen und mit inniger Freude hatte ich bei diesem Spaziergange wahrgenommen, daß die Schneeschichte, die schon am Hôtel zollhoch lag, weiter oben bis über die Knöchel tief war. Als nun unser immer geschäftiger, stets mit einem freundlichen Worte zur Hand seiender Wirth, Herr Cathrein, in den Speisesaal trat, um seine letzten Ordres für die bald beginnende Table d'hôte zu geben, apostrophierte ich ihn mit den Worten: „Morgen wird's werden!" worauf er aber erwiderte: „Müssen erst sehen, wie's früh ausschaut, dies Jahr ist kein Verlaß auf's Wetter, die besten Zeichen trügen heuer."

Am anderen Morgen sah es wirklich noch nicht so aus, wie ich erwartet hatte. Wohl war es — und das war ja ein günstiges Zeichen — noch grimmig kalt, wohl hatte auch der infame 1880 regierende Südwestwind seinem Gegner, dem Nordostwind, weichen müssen, aber ein fataler Nebel lag dick und dicht über der Landschaft ausgebreitet und verhinderte jedweden Ausblick. Trotz dieses wenig Gutes verheißenden Umstandes war ich aber schon mit mir einig, was beginnen. Alle Vorbereitungen für meine Expedition hatte ich ganz in aller Stille getroffen. Führer und Träger waren bestellt

und der Proviant bereitet. Im Falle bis Mittag der Nebel weichen oder sich doch wenigstens stellenweise lichten sollte, wollte ich unverzüglich zur Concordia-Hütte aufbrechen, um von dort aus das Finsteraarhorn am nächsten Tage alsdann, günstiges Wetter vorausgesetzt, anzugehen.

Und wirklich die Wetterchancen besserten sich im Laufe des Vormittags, hie und da blaute der Himmel durch den Nebel, dann und wann erschienen, wenn auch nur kurze Zeit sichtbar, einzelne Spitzen der Walliser Matadore weit draußen jenseits des Rhonethales.

Das Eggischhorn-Hôtel war voll besetzt, unter den Gästen befanden sich viele Engländer, die gleich mir größere Expeditionen in Aussicht genommen hatten, dennoch aber wollte sich niemand, in Folge der noch immer sehr zweifelhaften Wetterauspicien, zu einer Exkursion entschließen. Ich verließ deswegen nach einem ausgiebigen Diner, am 4. August 1880 Mittags $1^1/_2$ Uhr in Begleitung des Führers Alois Seiler vom Eggischhorn-Hôtel und eines Trägers, wohlausgerüstet das Hôtel. Bis zu einer Höhe, von der man wieder hinab zum Merjelensee absteigen muß, geleitete mich meine Frau, die von hier zum Eggischhorn-Hôtel zurückkehrte.

An dem pittoresken Merjelensee, der gebildet wird durch schmelzendes Eis des Aletsch-Gletschers, das sich seitlich des Gletschers in eine breite Mulde ergießt und in welchem haushohe Eisblöcke herumtreiben, vorüber, betreten wir um 2 Uhr den hier — bei 2350 Meter Seehöhe — vollständig aperen, in sehr mäßigem Gefälle in einem breiten Bette thalwärts sich wälzenden Aletsch-Gletscher, — bekanntlich der größte Eisstrom in den europäischen Alpen, — und nehmen unseren Weg auf demselben in der Richtung nach aufwärts. Durch das endlose Gewirre tausendfältiger großer und kleiner Querspalten, die uns einmal nach rechts, einmal wieder nach links von der geraden Linie, die wir gerne einhalten möchten, ablenken, schreiten wir, stellenweise mehr springend als gehend, stetig weiter, unserem heutigen Ziele entgegen.

Schon am Wege zum Merjelensee hatte sich der Nebel von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr und mehr verflüchtigt, so zwar, daß, als wir den Gletscher betraten, der Himmel nahezu vollständig klar und rein geworden war. Je weiter wir am Gletscher aufwärts schritten, desto großartiger entwickelte sich der Anblick der im Süden,

ſcheinbar auf unſerem Gletſcher aufſitzenden Walliſer-Alpen. Zuerſt erſcheinen die Miſchabelhörner mit dem Dom, dann ganz frei aus einem mächtigen Firnkeſſel aufſteigend das zauberhafte bizarre Matterhorn, endlich das ſtolze Weißhorn und zuletzt ſteigt über den Miſchabelhörnern das breite Maſſiv des gewaltigen Monte Roſa auf. Kein Wunder, daß wir nicht ſchnell vom Flecke kamen, denn der Blick nach rückwärts war ſo anziehend, daß ich es nicht unterlaſſen konnte, mich immer und immer wieder umzuwenden und hinüber zu blicken auf die lieben bekannten Geſtalten, auf denen ich, es war nun gerade jährig, Stunden hohen Genuſſes, aber auch Stunden heißen Ringens verlebt hatte. Bald aber ward mein Blick gefeſſelt von dem, was ſich dem Auge vor mir entrollte. Da tritt zuerſt gerade vor uns eine ſchöne Pyramide mitten aus dem Firn hervor. Iſt es die Jungfrau? Iſt es der Mönch? oder vielleicht der Eiger? Keiner von allen, er trügt uns, es iſt eben der Trugberg und wir müſſen weiter ſchreiten, um zur Linken die weiße Jungfrau grüßen zu können.

Wo aber ſind hier die Schreckniſſe der Jungfrau, die ſelbe, von der Wengern-Alp aus geſehen, ſo unnahbar erſcheinen laſſen? Wie oft hatte ich nicht während meines jüngſten mehrwöchentlichen Aufenthaltes in dem reizend ſituirten Hôtel Jungfrau auf der Wengern-Alp, mit dem bergkundigen, ſeine Gäſte durch ſeinen nie verſiegenden Humor erheiternden Wirth daſelbſt, Herrn Cherno-Wyder, die furchtbar dräuenden Eisbrüche, die die Jungfrau auf jener Seite ſchützend umgeben, durch das große Hôtel-Teleſkop rekognosciert! Zweimal hatte ich angeſetzt, um die Jungfrau auf dem direkten Wege von der Guggi-Hütte zu erobern, ich war aber nie über dieſe Hütte hinausgekommen, die unerbittlichen Feinde des Jahres 1880, Südweſtſturm und Regen, hatten meine Projekte beide Male im Keime erſtickt und meine Führer Chriſten Lauener und Sohn wollten abſolut nichts mehr von der Partie hören; war ja gerade auch die Hiobspoſt des verunglückten Dr. Haller und ſeiner beiden Führer ruchbar geworden.

Von der Seite aber, von der ſich die Jungfrau hier vom Aletſch-Gletſcher aus präſentiert, hat ſie die wild drohende Geſtalt, die ſie jenſeits zeigte, verloren, ſie blickt mild, gezähmt und zum Beſuche einladend auf den einſamen Wanderer tief drunten hinab. Nicht ihr aber gilt heute unſer Sinnen und Trachten, nicht der holden

Königin, ſondern dem königlichen Herrſcher der Berner Alpen ſelbſt wollen wir unſere Huldigung darbringen.

Nach einer genußvollen, an herrlichen Eindrücken reichen Wanderung verlaſſen wir, $2^1/_4$ Stunden nach dem Betreten des Gletſchers, den auch hier noch vollkommen ausgeaperten Aletſch-Gletſcher, wenden uns zur Rechten auf Felsterrain und ſtehen in wenigen Minuten vor der maſſiv erbauten, geräumigen Concordia-Hütte.

Allen Reſpekt vor der Lage dieſes Schutzbaues! Es iſt richtig, es mangelt derſelben, trotz ihrer Höhe von 2874 Meter, jedwede Fern- und Weitſicht, was wir aber da rings im Kreiſe herum aufgebaut ſehen, das iſt wahrlich grandios. Die Hütte liegt an dem, in einen ſchmalen ſpitzen Winkel ausgehenden Ausläufer des Faulbergkammes; nur wenige Meter über dem Niveau des Eisſtromes gelegen, erſcheint ſie von drei Seiten von Gletſchereis umgeben. Im Süden wälzt ſich der gewaltige Aletſch-Gletſcher auf unabſehbare Diſtanzen in ſanfter Neigung zu Thal, ſein Ende, uns unſichtbar, liegt noch 16 bis 18 Kilometer, d. i. dritthalb deutſche Meilen, thalwärts; uns gerade gegenüber im Weſten liegt hoch droben die Lötſchen-Lücke, von der ein gewaltiges Firnfeld herabzieht, es iſt der Große Aletſch-Firn, der ſeine Eismaſſen von den vielen kleineren jäh abſtürzenden Gletſchern vom Aletſchhorn (4198 Meter), Mittaghorn (3887 Meter) Ebnefluh (3964 Meter), Gletſcherhorn (3982 Meter) und Kranzberg (3719 Meter), erhält; von Nordweſt ſendet die Jungfrau (4167 Meter), ihren Firn herab, der auch die vom Kranzberg zur Linken, vom Trugberg (3933 Meter) zur Rechten und vom Mönch (4105 Meter) herabſtürzenden Eis- und Firnmaſſen in ſich aufnimmt. Direkt im Norden, uns durch das Grüneck verdeckt, lagert das Ewig-Schnee-Feld, welches die gewaltigen Eismaſſen des Trugberg (Oſtſeite), der Grindelwalder Vieſcher-Hörner (über 4000 Meter) und der Grünhörner (gleichfalls über 4000 Meter) in das vor uns ausgebreitete Gletſcherbecken abſetzt; endlich liegt auch im Norden, dicht unter der Hütte, der von der Grünhorn-Lücke abfließende Gletſcherſtrom. Alle die genannten maſſigen Firnfelder ergießen ſich hier in eine gewaltige Gletſchermulde, die, unter dem Namen Concordia-Platz bekannt, unmittelbar vor uns ausgebreitet liegt und die ihre, in unberechenbaren Quantitäten daſelbſt abgelagerten Eis- und Firnmaſſen nach Süden, in den nun den Namen Aletſch-Gletſcher führenden Eisſtrom zu

Thal sendet. Wenn man außerdem erwägt, daß von all den hier namhaft gemachten Gipfeln der niedrigste die ansehnliche Höhe von 3719 Meter, die meisten aber über 4000 Meter Seehöhe aufweisen, so erscheint es wohl gerechtfertigt, wenn wir mit allem Respekt von der großartigen Lage der Concordia-Hütte sprachen. Unter allen Spitzen, die wir von hier aus erblicken, imponiert das Aletschhorn, der zweithöchste Gipfel der Berner Alpen, durch seine kühne, scharfgeschnittene Form am meisten. Der Chimborazo unserer dermaligen Wünsche, das Finsteraarhorn, liegt, von hier unsichtbar, im Nordosten, verdeckt durch den Faulberg und das Grünhörnli.

Wenden wir uns aber nun von der Außenseite zur Innenseite der Hütte.

Die massiv gebaute Concordia-Hütte besteht aus zwei großen durch eine Steinmauer von einander geschiedenen Räumen, deren erster die Feuerstelle enthält und den Führern zum Aufenthalte und Unterstande dient. Aus diesem gelangt man in das geräumige Touristenzimmer. Die Wahl des Standortes dieses Schutzhauses und die gediegene Bauart desselben verdienen ungeschmälerte Anerkennung und es gereicht dieser Schutzbau dem Schweizer Alpenclub zu hoher Ehre. Wenn wir die Bemerkung hier anfügen, daß man in demselben nicht ganz jenen Comfort vorfindet, den wir in den Schutzhütten in den österreichischen Alpen nahezu ausnahmslos jetzt antreffen, so soll damit weder ein Tadel ausgesprochen, noch der eminente Werth der Cabane im mindesten geschmälert werden. Wir haben zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, daß der Maßstab, den man an alpine Bauten unterhalb und an solche oberhalb der Firnlinie, ebensowie an solche, die auf festem Pfade und an solche, die nur über Gletscher zu erreichen sind, anlegt, ein verschiedener sein muß, will man gerecht urtheilen. Aus dem, was wir aber jetzt hervorheben wollen, werden vielleicht auch unsere schweizerischen Kollegen sich das oder jenes zu Nutz machen.

Wir geben gerne zu, daß es in den Schutzhütten der Schweiz und Italiens kaum durchführbar wäre, dieselben so reichlich mit Kochutensilien, Küchengeräthschaften, Speiseservice, Thee- und Kaffeekannen, Decken, Matratzen u. dgl. m. zu versehen, wie dies bei uns geschieht, denn diese Gegenstände würden, in Anbetracht der von den verschiedensten Seiten her zusammenströmenden Führer, Träger und un-

berufenen Perſonen ſehr bald ſpurlos verſchwinden. Die Ausſtattung der ſchweizeriſchen Schutzhütten muß ſich aus dieſem Grunde auf das Allernothwendigſte beſchränken. In der Concordia-Hütte war auch thatſächlich nur das zum Kochen und Speiſen dringendſt Nothwendige vorhanden, wobei ich aber nicht verabſäumen will hervorzuheben, daß, wie mir mitgetheilt wurde, die Hütte im Frühjahr 1880 erbrochen und eines Theiles ſeiner Gegenſtände beraubt worden war.

Anders aber verhält es ſich mit der Adaptierung der Hütte ſelbſt, alſo mit den größeren, dem Wegtragen nicht ſo ausgeſetzten Einrichtungsſtücken, ſowie mit der wohnlichen Herrichtung des Zimmers ſelbſt. Die für den Aufenthalt der Touriſten beſtimmten Zimmer ſind in nahezu allen in den letzten Jahren in den öſterreichiſchen Alpen erbauten Schutzhütten innen mit Holz ausgetäfelt, wodurch die Wohnlichkeit dieſer hochalpinen Bauten in eminenter Weiſe verbeſſert, die Trockenhaltung und leichtere Erwärmung der Zimmer außerordentlich gefördert worden iſt. Wer Gelegenheit hatte, öfters den Unterſchied zwiſchen einem getäfelten Zimmer und einem ſolchen, wo die kalten, feuchten oft waſſertriefenden Bruchſteinwände nackt zu Tage treten, zu erproben, der weiß den Vorzug erſterer nicht hoch genug anzuſchlagen. Das Austäfeln iſt aber, mit Ausnahme ganz exceptionell ſituirter Hütten, überall durchführbar und verurſacht nur eine, nicht einmal außergewöhnlich hohe Mehrauslage. Die höchſt gelegene Schutzhütte in den öſterreichiſchen Alpen, die Erzherzog Johann-Hütte des Alpenclub „Oeſterreich" auf der Adlersruhe, 3463 Meter über dem Meere — oberhalb eines weitaus ſchwieriger zu begehenden Gletſchers, als es der Aletſch-Gletſcher iſt, ſituiert — wurde gleichfalls getäfelt und es betrugen die durch das Austäfeln verurſachten Mehrauslagen genau fl. 300. Da es nun in den geſammten Alpen nur ſehr wenig Schutzhütten giebt, die höher als 3463 Meter gelegen ſind, ſo iſt dieſe Verbeſſerung ohne exorbitante Koſten ſo ziemlich überall möglich und durchführbar.

Weiter trägt es zum Comfort weſentlich bei und koſtet verhältnißmäßig nur wenig, wenn die Schutzhütten mit einigen, aus rohem Holze gezimmerten Bänken und Tiſchen, eventuell einer größeren Tafel, ferner einigen transportablen Schemeln und endlich einigen an den Wänden oben entlang angebrachten Stellagen, zum Ablegen der Rucksäcke und diverſer Gegenſtände, verſehen werden. Für das

Nachtlager ſollen die Pritſchen, die etwas ſchräg geſtellt ſein müſſen, in der Höhe einer Bank oder Stuhles, alſo beiläufig $^1/_2$ Meter über dem Fußboden, der unbedingt ein Bretterboden ſein ſollte, angebracht ſein, einestheils der Wärme, anderntheils der Reinlichkeit wegen und zugleich um als Sitzplatz am Tage dienen zu können. Dies Alles vermißt man leider in der Concordia-Hütte, in wie weit die Plünderung, der die Hütte, wie ſchon erwähnt, ausgeſetzt war, Schuld daran trug, vermag ich nicht anzugeben. Als fatalſten Uebelſtand empfand ich es, daß die paar Matratzen, die vorhanden waren, in Ermangelung von Pritſchen auf dem kalten Fußboden lagen und dadurch unvermeidlich dem ausgeſetzt waren, daß über dieſelben hinweggeſchritten wurde, wovon ſie auch unauslöſchliche Spuren trugen. Als Tiſch benutzten wir ein auf einem Stein und einem Holzſchemel aufliegendes Brett, unſer Mahl türkiſch auf den Matratzen ſitzend, einnehmend. Da ich mit meinem Führer und einem Träger allein in der Hütte war, ſo konnte ich es mir trotzalledem bequem machen; wenn aber die Hütte von vielen Perſonen zugleich beſucht wird, dann dürfte es mitunter ſehr ſchwierig werden, die geſuchte Raſt und Erholung zu finden und ſich ſelbſt nur die anſpruchloſeſte Bequemlichkeit zu ſchaffen.

Ich begab mich zeitig zur Ruhe, ohne jedoch den erhofften Schlaf finden zu können. Einige Mäuſe hatten nämlich unmittelbar unter den Kopfpolſtern im Fußboden ihre Schlupfwinkel, die ſie, ſobald es ruhig im Zimmer wurde, verließen, unverkennbar in der Abſicht, den Speiſereſten zuzuſprechen. Um zu dieſen zu gelangen, mußten ſie aber entweder durch das raſchelnde Stroh der auf dem Fußboden ausgebreiteten Matratzen oder wohl gar über meinen Kopf hinweg. Auf ein gemachtes Geräuſch huſchten ſie wohl ſchnell wieder in ihre Behauſung zurück, ſchlüpften aber auch allſogleich wieder hervor, ſowie die Ruhe wieder hergeſtellt war. Dieſen unblutigen Krieg führte ich mit meinen unſichtbaren Gegnern bis nach Mitternacht, um welche Zeit ich für gut befand, das Schlachtfeld, auf dem für keine der kriegführenden Mächte Lorbeeren emporgeſproſſen waren, zu räumen.

Als ich, zum Abmarſche bereit, aus der Hütte trat, umfing mich eine nahezu ſibiriſche Kälte. Man wähnte ſich mitten in den tiefſten Winter hinein verſetzt, ſo klar, ſo ruhig, ſo durchſichtig, ſo dem reinen Aether ähnlich, erſchien die ozonerfüllte Atmoſphäre; es ſchien, als

ſei jeder Raum geſchwunden und trotz der noch herrſchenden tiefen Dunkelheit hoben ſich in ſcharf abgegrenzten Contouren die weißen Firnkoloſſe vom dunklen Nachthimmel ab; jedweder Maßſtab der Berechnung für die räumlichen Dimenſionen war hier ſo vollſtändig abhanden gekommen, daß man leicht hätte verſucht werden können zu glauben, mit einem Büchſenſchuß die Gipfelpunkte der nächſtliegenden Bergſpitzen zu erreichen. Ueber dieſen Firndomen aber wölbte ſich ein Sternenhimmel, wie ich ihn ſchöner, leuchtender nie, ſelbſt nicht im hohen Norden, je geſehen. Auf rabenſchwarzem Grunde glitzerten, leuchteten, funkelten und flimmerten ungezählte Milliarden von goldenen Sternen. Es war noch dunkle Nacht, als wir die Hütte verließen, die Geiſterſtunde war noch nicht verſtrichen, die erſte Tagesſtunde nahte erſt ihrem Ende, das Taggeſtirn leuchtete noch unſeren Antipoden und der Mond mit ſeinem geborgten Lichte ſtand wieder einmal in ſo ſchiefer Lage, daß er ſich uns nicht zeigen konnte; darob hatten die Sternlein große Freude und viele, viele Milliarden Sterne, deren Licht ſonſt nicht bis in unſere gewöhnlich gar dumpfige Atmoſphäre zu dringen vermag, ſie blickten heute neugierig in das ſeltſame Getriebe unſeres kleinen Planeten hinein.

Endlich mahnte mein Führer Seiler zum Aufbruche, dabei bemerkend: „Wohl, wohl, einen ſolchen Sternenhimmel giebt's gar ſelten im Jahre, dafür aber werden wir's auch heute hoch droben, trotzdem ſich kein Lüftchen regt, mörderlich kalt haben! Nun das thut aber am Ende nichts und für heute ſind wir eines prachtvollen Tages ſicher; was aber für uns Führer ſchlimm iſt, das iſt, daß nach ſo einer Sternennacht das gute Wetter keine zwei Tage anhält.“ Wie richtig Seiler urtheilte, werden wir noch ſehen. Ich geſtehe, daß mich bei dem prophetiſchen Ausſpruche meines Führers nur der eine Paſſus lebhafteſt intereſſierte, der dahin lautete: „Für heute ſind wir eines prachtvollen Tages ſicher“, mehr brauchte ich vorderhand nicht, après moi le déluge, ſo dachte ich mir und morgen bin ich ja wieder in dem famoſen Eggiſchhorn-Hôtel! Andere mögen ſehen, wo ſie bleiben!

Bei dem matten Scheine unſerer Laterne gelangten wir in wenig Minuten glücklich von den Felſen hinab auf den Gletſcher, der in mäßiger Steigung hinauf zur Grünhorn-Lücke (3305 Meter) führt und pilgerten dieſer zu.

Wir ſtehen, auf der Grünhorn-Lücke angelangt, gerade en face der grandioſen Pyramide des Finſteraarhorns. Geſpenſterhaft ſteigt unſer Berg aus der dunklen Nacht vor uns zum Himmel auf, unſeren Standpunkt noch um 1000 Meter überragend, aber — und das iſt ein recht fataler Fall — um zu ſeinem Fuße zu gelangen, um alſo den eigentlichen Anſtieg erſt beginnen zu können, müſſen wir beinahe ſo hoch, als wir von der Concordia-Hütte zur Grünhorn-Lücke aufgeſtiegen ſind, nun erſt wieder zum Walliſer Vieſcher-Firn hinab gehen, um von da aus den Anſtieg, der ſich dann auf circa 1300 Meter bis zur Spitze ſtellt, antreten zu können. Wir eilen hinab, der Firn trägt gut, der in den letzten Tagen gefallene Neuſchnee iſt von der Nachmittagſonne des geſtrigen Tages ſoweit geſetzt, daß der Nachtfroſt eine Eiskruſte bilden konnte, die gerade genügt, um uns zu tragen. In der Mulde des Gletſchers unten angekommen, ſtehen wir vor der einzigen, wirklich ernſten Gefahr des Tages. Der Gletſcher iſt dort durch viele ſich kreuzende Längs- und Querſpalten zerriſſen, die aber alle friſch überſchneit ſind, ſo daß es einer außergewöhnlichen Aufmerkſamkeit, großer Routine, genauer Kenntniß des Gletſchercharakters und ſorgfältiger Unterſuchung vor jedem Schritte nach vorwärts bedarf, um einem Unfalle vorzubeugen. Die dünne Eiskruſte, die ſich über den Neuſchnee gezogen hat, iſt wohl momentan hart genug, das Gewicht eines Mannes zu tragen. Da aber, wo der Schnee über den Spalten nur hohl in einer mehr oder minder dicken Schichte liegt, würde das Gewicht eines oder zweier Männer genügen, um die Decke zum Bruche zu bringen und wäre uns dort das Unglück zugeſtoßen, welches zweifelsohne den Dr. Haller und ſeine beiden braven Führer Peter Rubi und Roth vor wenigen Tagen — gerade jenſeits des Finſteraarhorns, am Aar-Gletſcher — ereilt hat, ſo wäre es uns nicht beſſer ergangen als jenen, denn an den, dem heutigen folgenden Tagen trat wieder Nebel und Schneeſturm ein, ſo daß im Falle einer Kataſtrophe nicht einmal eine Rettungsexpedition hätte ausgeſandt werden können.

Vorſichtig ſondirte deswegen der voranſchreitende Führer Alois Seiler mit dem Pickel jeden Schritt, bevor er die trügeriſche Schichte betrat, während ich und der hinter mir ſchreitende Träger das Seil feſt geſpannt hielten, aufmerkſam unſeren Vordermann im Auge haltend, um bei einem etwaigen Einbrechen Seiler's dieſen ſofort

wieder zu Tage zu ſeilen. Die einzige wirkliche Gefahr beſtand lediglich darin, daß wir, ohne es eben zu bemerken, alle drei oder zwei von uns, auf eine der vielen, die Querſpalten kreuzenden Längsſpalten geriethen, deren Schneedecke dann leicht unter unſerem Gewichte zuſammenbrechen konnte.

Endlich hatten wir den Vieſcher-Firn nach vielfachen Windungen und Zickzackgängen überquert und ſtanden nun an dem gewaltigen Aufbaue des Finſteraarhorns, deſſen ſchneidiger Gipfel hoch über uns in den dunklen Morgenhimmel hinaus ragte. Wir verlöſchten unſer Laternenlichtlein, gönnten uns eine kleine Raſt, um das Licht des heranbrechenden Tages abzuwarten und dieſe Zeit benützend, legte ich die Steigeiſen an. Hierauf nun begann eine jener ſtundenlangen, monotonen, ſo außerordentlich abſpannenden Firnwanderungen. Der Hang zum Hugi-Sattel iſt ungewöhnlich ſteil, ohne Unterbrechung geht es in immer gleichmäßiger Steilheit 1000 Meter, alſo mehr denn 3000 Fuß hinauf. Anfangs war der Schnee noch in guter Kondition und ſo hart, daß die Steigeiſen gute Dienſte thaten; je höher wir aber kamen, deſto weicher wurde der Schnee und die letzte Hälfte des Weges ſanken wir bei jedem Schritte tief ein, anfangs bis an die Knöchel, dann bis an die Knie und endlich oft bis an die Hüften. Die Urſache war leicht erklärlich, nicht etwa die Sonne verſchuldete es, die ſtand noch tief, und ihre erſten direkten Strahlen trafen uns erſt oben am Hugi-Sattel ſelbſt, der Grund lag darin, daß der Neuſchnee hier oben noch nicht, weder von der Sonne — die ſeit dem letzten Schneefalle ja nur einen Nachmittag geſchienen hatte — noch von der warmen Temperatur — die tiefer unten geherrſcht hatte — niedergeſetzt worden war, daher ſelber noch in vollkommen lockerer, grieſiger und mehliger Beſchaffenheit ſich vorfand. Ich ſegnete den Augenblick, als wir endlich am Hugi-Sattel anlangten.

Wir ſtehen jetzt 4025 Meter hoch — nahezu die Höhe des Schreckhorns —, unter uns liegt nordweſtlich das 3956 Meter hohe Agaſſizhorn, von dem ein ſcharfer Felsgrat zu uns heraufführt; ein herrlicher Blick erſchließt ſich uns nach Oſten, in grauender Tiefe liegt drunten ausgeſtreckt der Finſteraar-Firn mit dem Finſteraar-Joch. Lachender Sonnenſchein übergießt die herrliche Scenerie mit roſigem Lichte. Aber lange iſt unſer Bleibens hier nicht, nur eine kurze Viertelſtunde und wir eilen, unter Zurücklaſſung aller Gepäck-

und Proviantstücke, dem riesigen Felstriangel zu, dessen Spitze zugleich der höchste Punkt der Berner Alpen ist. 250 Meter über dem Hugi-Sattel erhebt sich der Gipfelpunkt des Finsteraarhorns, der auf einem kurzen, aber steil aufsteigenden, äußerst schneidigen Grate gewonnen wird. In angenehmer Abwechslung zu der vorhergegangenen monotonen anstrengenden Firnwanderung, stehen wir jetzt vor einer einstündigen, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden Felsarbeit. Art und Umstände einer solchen Felsgratkletterei sind genugsam bekannt und beschrieben, um ihnen nochmals besondere Beschreibung angedeihen zu lassen; erwähnt sei deswegen nur, daß ein freier Kopf und sicherer Tritt hier wohl nöthig erscheinen. Der Grat ist so schmal und scharf, daß wir oft gezwungen sind, seitwärts den barrikadierenden Hindernissen auszuweichen, dabei Eis- und Felskamine zu traversieren, um dann wieder die Schneide zu gewinnen und auf ihr entlang weiter zu schreiten, und da gähnen dann zur Rechten und zur Linken fortlaufend nahezu senkrechte Präcipisse, von denen man oftmals nicht recht weiß, ist der Absturz rechts oder ist der links grauenvoller. Nichts destoweniger ist gerade diese Passierung des Felsgrates nicht allein der interessanteste, aufregendste, sondern auch zugleich der genußreichste Theil der ganzen Expedition, denn die uns unmittelbar umgebende Scenerie sowohl, als auch die imponierend grandiose Uebersicht über das ganze unermeßliche Bereich der Hochalpen ist berückend schön und die Rundschau, die wir von dem erhabenen Gipfel des sich 4275 Meter über dem Meeresspiegel in den blauen Himmelsäther aufschwingenden Finsteraarhorn genießen, spottet — und dies ist hier wahrlich keine Phrase — jedweder Beschreibung! Tief unter uns, 1300 Meter zu unseren Füßen, der gewaltige Walliser Viescher-Firn; auf der entgegengesetzten Seite (nordöstlich) scheinbar fast senkrecht unter uns, 1500 Meter tief, der Finsteraar-Gletscher; im Süd-Osten in gleicher Tiefe der Studer-Firn, in seinem oberen (nördlichen) Theile begrenzt durch die Depression zwischen dem Finsteraarhorn-Massiv und Studerhorn (3632 Meter), durch dieses letztere selbst und durch das Oberaarhorn (3643 Meter) und im Westen flankiert durch den langgezogenen, entsetzlich schneidigen, steil abstürzenden Felsgrat des Finsteraarhorns. Durch unseren Gipfel tief hinabgedrückt liegen, je am Ende der zwei von unserer Spitze abwärts geleitenden Grate, zwei Spitzen undzwar

das Agaſſizhorn (3956 Meter) und das Walliſer Rothhorn (3549 Meter). Von der entzückenden Rundſchau ringsherum, von den tauſenden von friſchbeſchneiten Spitzen, von den hunderten von mächtigen Gletſchern, die nach allen Seiten hin ihre Firn- und Eismaſſen hinabwälzen, muß ich wohl ſchweigen, denn treu und lebendig zu beſchreiben iſt dies ja doch nie und nimmermehr! Nur das ſei mir geſtattet zu erwähnen, daß vielleicht noch keines Sterblichen Auge bei brillanterem Wetter, bei reinerer Atmoſphäre, bei tadelloſerem Sonnenſcheine von dem Gipfel des Finſteraarhorns hinab in die herrliche Bergwelt je geſchaut hat. So klar, ſo rein, freilich auch ſo eiſig kalt, trotz vollkommener Windſtille, war die ganze Atmoſphäre ſowohl über uns, dem blauen Himmelszelte zu, wie unter uns, im Thale, daß auch nirgends eine Spur von Höhenrauch, von Nebelballen, noch von Wolkenbildung zu entdecken war. Glücklicher Zufall, geprieſene Eingebung, die mich dieſen Tag erwählen ließ!

Es war 7 Uhr 15 Minuten, als wir den Gipfel des Finſteraarhorns betraten, die wohlthätige Wärme der Sonne machte ſich nun auch langſam mehr und mehr geltend und beim Abſtiege, nach Zurücklegung des Grates, vom Hugi-Sattel abwärts, da trat dann jener allen routinierten Bergſteigern wohlbekannte Umſchlag ein: was wir früher zu kalt gehabt hatten, das hatten wir nun zu warm; übrigens war dies leicht erklärlich, ſanken wir doch bei jedem Schritte bis zur Hüfte in den weichen Firn ein. An den Felſen dicht am Vieſcher-Firn endlich angelangt, gönnten wir uns eine einſtündige Raſt, überquerten dann vorſichtig den Gletſcher, jetzt bei hellem, lichtem Tage eine, wenngleich Vorſicht erheiſchende ſo doch viel weniger gefährliche Paſſage, als ſie es am frühen Morgen bei Laternenſchein geweſen war, und ſtiegen endlich — dieſen unangenehmen Aufſtieg innerlich herzlich verwünſchend — jenſeits zur Grünhorn-Lücke wieder auf.

Von dort ging's im ſchnellſten Tempo hinab zur Concordia-Hütte, die wir Punkt 12 Uhr Mittags wieder betraten. Hier blieb Alois Seiler — ein ebenſo tüchtiger als in ſeiner Gruppe bewanderter und gegen ſeinen Herrn ſehr zuvorkommender und aufmerkſamer Führer — zurück, um neu eintreffende Touriſten anderen Tages wieder auf eine der vielen umſtehenden Spitzen zu geleiten, während ich mit dem Träger nach einſtündiger Raſt den Rückweg über den Aletſch-Gletſcher antrat.

Kaum, daß wir den Gletscher wieder betreten hatten, begegnete uns ein Tourist — der Sprache nach dürfte seine Wiege an der Spree gestanden sein — mit seinem Führer, welch' letzterer gerade damit beschäftigt war, seinen Herrn, der vollständig außer Athem und was man so sagt complet „fertig" war, an einer der vielen Spalten bedachtsam am Seile entlang zu führen. Nach ausgetauschtem Gruße frug mich der Herr, „von wannen ich der Fahrt und weß' mein Nam' und Art"; als ich ihm das Finsteraarhorn als höchste Station meiner heutigen Fahrt genannt, meinte er: „Und wenn Sie mir die ganze Schweiz mit Haut und Haaren schenken würden, ginge ich nicht da hinauf, ich will Gott eine Lobhymne anstimmen, wenn ich glücklich von dem vermaledeiten Gletscher wieder herunter bin, jetzt muß ich nur zur Hütte, um mich ein paar Stunden auszuraften und dann nur baldmöglichst wieder hinaus!" Ich beruhigte ihn und bemerkte ihm, daß es nicht so schlimm sei, und daß er leicht und ohne Gefahr hinab- und zurückgelangen werde. Als ich mich hierauf zum Weitergehen anschickte, machte er mich aufmerksam, daß ich noch nicht angeseilt sei, ich sagte ihm, daß wir gar kein Seil bei uns haben, da dieses bei dem Führer auf der Hütte zurückgeblieben sei; „und da wollen Sie ohne Seil den Gletscher hinabgehen?" fragte der Herr. Auf meine Antwort, „allerdings, der Gletscher ist ja vollständig aper", drehte er mir indigniert den Rücken; er hielt mich zweifelsohne für einen alpenreisenden Selbstmörder!

Weiter abwärts trafen wir noch mehrere hoffnungsvoll aufwärts pilgernde Karawanen und ich wurde allseitig ob des wunderbar herrlichen Tages, den ich für meine Expedition getroffen hatte, beglückwünscht und wohl auch beneidet. Am Merjelensee erwartete mich meine Frau bereits, von dort giebt es noch einen letzten halbstündigen Aufstieg zum Felskamm, der von der Eggischhorn-Spitze herabzieht, dann jenseits noch einen ebenso langen Abstieg und wir stehen vor der gastlichen Thür unseres excellenten Eggischhorn-Hôtels, gerade zu rechter Zeit, um, nach schnell gewechselter Toilette, an der, einen Tag wie alle Tage, musterhaft ausgesuchten Table d'hôte theilnehmen zu können.

Am nächsten Morgen (6. August) lagerte dichter, undurchdringlicher Nebel über Berg und Thal, trotzdem machte ich Vormittag einen Spaziergang hinauf auf das Eggischhorn (2941 Meter), ich

wollte mich überzeugen, ob auch der Nebel hinauf bis zu den Spitzen reiche, oder ob er nur tiefer im Thale liege. In $1^1/_4$ Stunde war ich auf der Spitze und ſtand dort ebenſo wie an dem 800 Meter niedriger gelegenen Hôtel mitten im undurchdringlichſten Nebel, ſo daß meines Bleibens oben nicht lange war und ich bald wieder unten am Hôtel ankam. Bedauernd gedachte ich der Armen, die, den einzigen guten Tag verſäumend, erſt geſtern zur Concordia-Hütte aufgebrochen waren und deren projektierte Touren nun wieder einmal gründlich durch das in dieſem Jahre beiſpiellos ſchlechte Wetter vereitelt worden waren. Noch am ſelben Tage gingen wir hinab nach Vieſch und kaum dort angelangt, öffneten die 1880 ſo unerſchöpflich ergiebigen Wolken ihre Schleuſen und ſandten das Naß des Himmels ſchaffelweiſe auf Gerechte und Ungerechte, auf Bergſteiger und Thalbummler, auf Glückliche — zu dieſen zählte ich diesmal — und minder Glückliche herab.

Einige Tage ſpäter wölbte ſich Italiens ſonniger Himmel über uns und auf der Seeterraſſe des Hôtels Genazzini in Bellagio dem tändelnden Spiele der von einer kühlenden Briſe leicht bewegten Wogen des bläulichen Comoſees zuſchauend, gedachte ich in dankbarer Erinnerung des Königs der Berner Alpen, des edelgeformten Finſteraarhorns, auf deſſen hoch in die Lüfte ragendem Scheitel ich vor wenig Tagen und 24 Jahre nachdem ich den herrlichen Gipfel zum erſten Male ſehnſuchtsvoll erſchaut, Augenblicke hohen, erhabenen Genuſſes verlebt hatte!

4. Die Beſteigung der Jungfrau durch die Herren Agaſſiz, Deſor, Forbes ꝛc.

am 28. Auguſt 1841.

Die Jungfrau hat den großen Vorzug mit dem Montblanc gemein, daß ſie, wie dieſer von Chamounix, ſich vom vielbeſuchten Lauterbrunnenthal, beſonders aber von Interlaken, in der ganzen Pracht ihres Aufbaues und ihres reinen glänzenden Firngewandes dem bewundernden Blicke darſtellt, während die höheren Häupter Schreckhorn und Finſteraarhorn, nur hinter ihren Vorbergen hervorlugen und man weit in's Innere der ſie umgebenden Firn- und

Gletschermeere hinaufwandern muß, um die Großartigkeit ihres Felsenbaues anzuschauen und genießen zu können.

Aber auch nur nach der Nordseite hin mit ihrem jähen Absturz in's Trümletenthal, flankiert von dem blinkenden Silberhorne, gehoben durch ihre großmächtigen Nachbarn Mönch und Eiger, auf welche sie stolz herabschaut, entfaltet sie die Fülle ihrer Reize. Von Süden her, wo der Aletschfirn bis zu 3000 Meter Höhe zu ihren Schultern hinaufreicht, erscheint sie als eine Schneespitze unter vielen ihres Gleichen und wer sie von der Strahlegg oder gar vom Finsteraarhorn und dem Hugisattel sieht, wo die Walliser Viescherhörner und das hohe Aletschhorn sie in Schatten stellen, begreift kaum, wie diese bescheidene Bergspitze die vielgepriesene Jungfrau sein könne.

Doch vielgefeiert und umworben war sie und wird sie auch bleiben, wenn sie auch die mächtigeren Montblanc- und Monte Rosa-Häupter an Höhe und Ausdehnung übertreffen. Am frühesten bekannt und beliebt geworden, wurde die Besteigung ihres Gipfels am frühesten unter den Berner Hochgipfeln versucht. Zuerst am 3. August 1811 durch die Herren Hieronymus und Rudolf Meyer aus Aarau unter Führung zweier Walliser Jäger. Sie drangen von Süden her über den mächtigen Aletsch-Gletscher (der etwa 4 Stunden lang ist) zur Spitze empor. Die von ihnen aufgepflanzte Flagge wurde jedoch von den Thalbewohnern — die wohl nicht auf das Unternehmen aufmerksam gemacht worden waren — nicht gesehen. Im folgenden Jahre unternahm ein anderes Mitglied der Familie Meyer eine zweite Besteigung. Herr Gottlieb Meyer versicherte, die Spitze von der Ostseite her erreicht zu haben. Die darüber veröffentlichten Berichte waren jedoch nicht klar.

Nach langer Pause, erst im Jahre 1828, versuchte Caspar Rohrdorf, Präparator am Museum in Bern, die Jungfrau von Grindelwald aus zu erobern, indem er über den unteren Grindelwald-Gletscher hinter dem Eiger und Mönch herum über das jetzige Mönchjoch emporstieg. Er nahm sein Nachtlager in den Felsen des nachher sogenannten Trugberges, den er Lagerberg nannte, mußte aber wieder umkehren. Indessen gelangten einige Tage später seine Führer unter Peter Baumann's Leitung glücklich hinauf und pflanzten die Fahne auf, welche Rohrdorf auf dem Jungfraujoch (dem Grat zwischen Mönch und Jungfrau) zurückgelassen hatte.

Professor Hugi hatte zu wiederholten Malen versucht, von dem Roththalsattel aus nach der Jungfrau vorzudringen; doch vergeblich. Ebenso wenig Glück hatte der Engländer Cowan, der im Jahre 1841 eine Jungfraubesteigung unternahm.

Die erste von Naturforschern und gewiegten Alpenwanderern unternommene, glücklich ausgeführte und in allen Einzelheiten klar und lebendig geschilderte Jungfraubesteigung ist die von Agassiz unternommene, von der ich dem werthen Leser nach der meisterhaften Schilderung Desor's*) ein zusammengefaßtes Bild geben will.

Der Morgen des 27. August sah uns auf dem Wege zum Oberaar-Gletscher, der von dem unteren durch den Zinkenstock getrennt ist. Es waren unserer Zwölf: Agassiz (Professor der Naturwissenschaft aus Neufchatel), Forbes (Professor der Physik in Edinburg), Heath (Professor der Mathematik in Cambridge), Herr du Chatelier (Geolog — aus Nantes), Herr von Pury von Neufchatel (Student der Theologie und früherer Schüler von Agassiz) und Professor Desor, Agassiz' treuer Gefährte — nebst sechs Führern, deren Hauptmann Jakob Leuthold war, den wir schon als einen der zuverlässigsten und kundigsten Führer kennen gelernt haben.

Wir hatten den Gipfel des Hügels erreicht, welcher längs der Aar sich hinzieht, als die ersten Strahlen der Sonne die hohen Bergspitzen trafen, während die tieferen Kuppen noch in bleicher Dämmerung lagen. Ganz im Hintergrunde glühte ein Gipfel in besonderem Glanze. Es war die Jungfrau! Dieser Anblick begeisterte unsere ganze Gesellschaft und ich zweifelte nun nicht mehr an dem Gelingen unseres Plans.

In zwei Stunden erreichten wir den Oberaar-Gletscher und waren nicht wenig überrascht, als wir sahen, wie dieser Gletscher, der voriges Jahr stationär geblieben war, jetzt am allgemeinen Vorrücken der Gletscher des Berner Oberlandes Antheil nahm. Seine Moränen,

*) Die Besteigung des Jungfrauhornes durch Agassiz und seine Gefährten von E. Desor. Aus dem Französischen von C. Vogt (Solothurn 1842). Vergleiche Agassiz und seiner Freunde geologische Alpenreisen. Von denselben. (Frankfurt am Main 1847).

beſonders die linke und die Endmoräne, ſind bedeutend vorgerückt; erſtere hat ſich an der Thalwand emporgeſchoben und gleich einer mächtigen Pflugſchaar den Raſen umgearbeitet und aufgeworfen.

Bevor wir den Gletſcher betraten, machten wir dem Oberaarhirten einen Beſuch. Man kann ſich kein jämmerlicheres Aſyl denken, als die Hütte dieſes armen Burſchen. Einige niedrige Mauern, von allen Seiten durchlöchert, ſtützen das halbzerfallene Dach. Wind und Wetter mögen den Bewohner nicht übel mitnehmen! Raum, daß man aufrecht darin ſtehen kann. Dieſes Jahr hatten ſie ein armes Bübchen von 12 Jahren aus dem Wallis heraufgeſchickt, das, ſchlecht gekleidet und ſchlecht genährt, ein ſtupides Ausſehen hatte. Man hatte ihm Lebensmittel auf drei Monate mitgegeben. Brod, ſo hart, wie der Granit ſeiner Hütte, und Käſe, trockener als das Heu, auf dem er ſchlief.

Der Gletſcher bot bequemen Weg, da die Sonne den Schnee noch nicht erweicht hatte und die Schneebrücken überſchritten werden konnten. Je höher wir ſtiegen, deſto mehr ſenkte ſich die Linie des Gletſcherſchliffs an den Seitenwänden, die am Ende des Gletſchers 180 Meter hoch über die Eisfläche ſtand. So viel mächtiger war der Gletſcherſtrom in früheren Zeiten geweſen.

Der Oberaarſatttel, zur Rechten vom Oberaarhorn flankiert, ward überſchritten und nun ging's auf den Schneeflächen weiter, die einen Theil des Vieſcher-Gletſchers bilden. In der Mitte eines ungeheuren Amphitheaters, vom Finſteraarhorn und den Vieſcherhörnern begrenzt, wurde das einfache Mittagsmahl verzehrt. Anfangs waren wir Willens, den Kamm, welcher den Aletſchfirn von dem Vieſcherfirn trennt, zu überſchreiten; allein dort ſtiegen dicke Nebel auf und ſo beſchloſſen wir, zu den Sennhütten von Merjelen hinabzuſteigen. Einige Mitglieder der Geſellſchaft ſchlugen vor, in irgend einer Höhle am Aletſch-Gletſcher zu übernachten, um die paar Stunden Umweg zu erſparen; die Führer aber meinten, beſſer ſei es, gut zu ſchlafen und des anderen Tages vor der Sonne aufzubrechen. Agaſſiz und ich ſtimmten ihnen von Herzen bei.

Wir ſtiegen demnach die weiten Schneefelder des Vieſcher-Gletſchers gegen Süden hinab nach dem Wallis hin und hielten uns ziemlich in der Mitte des Gletſchers. Plötzlich ſahen wir vor uns mehrere kleine Oeffnungen, lenkten unſere Schritte dahin und ſchauten in

eins dieſer Löcher, welches kaum 5 Centimeter Breite und ½ Meter Länge hatte. Wie erſtaunten wir bei dem Anblick eines unermeßlichen Abgrundes, der unter dieſer Oeffnung gähnte! Eine weite Höhle, in einem Azurblau erglänzend, deſſen Gleichen an Durchſichtigkeit und Sanftheit wir noch nirgends geſehen! Die Natur hat mir die Sprache verſagt, welche würdig wäre, dieſe prachtvolle Verſchmelzung des Schnees und der ſchönſten aller Farben zu beſchreiben. Wie gebannt ſtarrten unſere Augen hinab und im Entzücken bemerkten wir nicht, daß die Schneekruſte, welche dieſe zauberiſche Kluft überwölbte, nur einige Centimeter dick war, doch war ſie feſt und unſer Standpunkt nicht gefährlich.

Die Schneefelder gingen nach etwa einer Stunde unſeres Marſches in Firn über und wir waren über dieſen Wechſel gerade nicht ungehalten, da man weit gemächlicher auf dem Firn geht. Der Vieſcherfirn zeichnete ſich in dieſem Jahre durch die ungemeine Menge rothen Schnees aus, der ſich auf ihm entwickelt hatte. Er hatte auf weite Strecken ein völlig roſiges Ausſehen; und da die kleinen Weſen, welche die Farbe erzeugen, meiſt einige Linien unter der Oberfläche im Firne zerſtreut ſind, ſo erſchienen oft an ſolchen Stellen unſere Fußtritte mit blutrother Farbe in den Schnee geprägt.*)

Mehrere Male hatten wir die Gelegenheit, die Politur und das Abſchleifen der Felſenufer des Gletſchers durch das Eis zu bemerken. Das anſtehende Geſtein iſt Gneis, bald feinkörnig, bald mit großen Kryſtallen; an vielen Stellen iſt er glatt, wie geſchliffener Marmor. Sehr deutlich unterſcheidet man die parallelen Streifen, wodurch ſich die Gletſcherpolitur charakteriſiert. Wir betrachteten dieſe polierten

*) Deſor, Agaſſiz und K. Vogt, der längere mikroſkopiſche Unterſuchungen über den rothen Schnee auf der Grimſel anſtellte, waren der Meinung des Engländers Shutleworth, daß der rothe Schnee nicht nur aus Pflanzen, ſondern auch aus Infuſorien beſtehe und Vogt ſpricht ſich i. a. W. ganz entſchieden dahin aus, daß im rothen Schnee des Aargletſchers kein pflanzlicher Organismus vorkomme. Oswald Heer, der berühmte Botaniker, fand dagegen im rothen Schnee am Pizz Linard, hinteren Glärniſch und anderwärts als färbenden Stoff Myriaden kleiner einzelliger Pflanzen, den Protococcus nivalis. Die Keime (Schwarmſporen, auch Zooſporen genannt) ſind allerdings infuſorienartig beweglich und die Neubildung und Vervielfältigung dieſer niederſten Pflanzenorganismen geht außerordentlich raſch vor ſich.

Flächen mit um so mehr Interesse, als hier, am Vieſcher-Gletſcher, Freund Eſcher ſich davon überzeugt hatte, daß wirklich Eis die Felſen abſchleife.

Um 4 Uhr Nachmittags lagerten wir uns auf dem rechten Gletſcherufer und ſahen zum erſten Mal tief unter unſeren Füßen die Thalebene von Wallis. Nach 2 Stunden Marſches langten wir endlich um 6 Uhr Abends bei den Sennhütten an, welche uns über Nacht beherbergen ſollten.

Die Hirten nahmen uns freundlich auf und erboten ſich zu allen in ihren Kräften ſtehenden Dienſten. Ihre Hütten liegen in einem kleinen etwa 2000 Meter über dem Meer erhabenen Thale, das die Fortſetzung bildet vom Bette des Aletſch-Gletſchers, jedoch eine ellbogenartige Biegung macht.

Eine wenig angenehme Nachricht empfing uns. Jakob, unſer Führer, der treue Begleiter Hugi's, hatte vor drei Jahren eine Leiter auf dem Aletſchfirn zurückgelaſſen und weil er auf dieſe rechnete, keine von der Grimſel mitgenommen. Wir bedurften für unſere Bergbeſteigung durchaus einer Leiter. Nun erzählte einer der Hirten, daß ein Bauer aus Vieſch dieſe Leiter gefunden und ſich zugeeignet habe. Sogleich ward ein Bote nach Vieſch hinabgeſchickt, die Leiter zurückzufordern: allein der Bauer weigerte ſich hartnäckig, ſie auszuliefern, weil er ſie ausgebeſſert habe und ſie ihm nun von Rechts wegen gehöre. Um Mitternacht kam der Bote zu unſerm nicht geringen Aergerniß leer zurück! Was nun? Sollten wir unſere Fahrt um 24 Stunden verſchieben? Die Nebel des vorigen Tages waren verſchwunden, der Himmel hell und es hieß den günſtigen Stern, der uns aufgegangen war, beleidigen durch ſolchen Verzug! Sollten wir ohne Leiter aufbrechen? Jakob verſicherte, es ſei dann die Ausführung unſerer Reiſe unmöglich. Es ward alſo ein zweiter Bote abgeſchickt mit dem Befehl, dem Bauer zu ſagen, wenn er nicht auf der Stelle unſer Eigenthum ausliefere, ſo würde die ganze Geſellſchaft zu ihm hinabſteigen und ihm dann zeigen, was Recht ſei.

Um 4 Uhr in der Frühe war ſchon die ganze Geſellſchaft munter und erwartete mit wahrer Herzensangſt den Boten. Schon nahte die fünfte Stunde; ein wolkenloſer Himmel wölbte ſich über uns und noch kein Bote! Endlich keuchte er den Berg hinauf,

die Leiter auf dem Rücken. Allgemeines Freudengeschrei empfing ihn. Sogleich war Alles bereit. Jakob aber stellte sich in unsere Mitte und hielt folgende Anrede: „Ihr Herren, wir hätten um 3 Uhr aufbrechen sollen. Jetzt ist es 5. Die zwei verlorenen Stunden müssen wir auf dem ebenen Gletscher einholen. Wir werden deshalb mit möglichster Geschwindigkeit vorwärts eilen. Wer nicht gleichen Schritt hält, bleibt zurück. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es wird auf keinen gewartet, wer es auch sei!“ Niemand hatte dagegen etwas einzuwenden und ein solcher Feuereifer beseelte Alle, daß auch die, welche gleich mir des feuchten Heues wegen die ganze Nacht nicht geschlafen hatten, ihr Ziel zu erreichen hofften.

Ich freute mich, den mit seinen schwimmenden Eisbergen (auf der Ostseite des Aletsch-Gletschers 2350 Meter über dem Meer gelegenen) Merjelen- oder Aletschsee wieder zu sehen. Als ich ihn in Agassiz' Gesellschaft (1839) zum ersten Mal besuchte, hatten diese schwimmenden Gletschertrümmer den lebhaftesten Eindruck auf mich gemacht. Ich fand ihn zu meinem großen Erstaunen sehr verändert; er schien weit kleiner, sein Wasserstand weit niedriger und die schwimmenden Eisblöcke in geringer Anzahl und Größe. Der Walliser Hirte, der uns begleitete und dem ich mein Erstaunen mittheilte, berichtete nun: der See sei im Herbst des verflossenen Jahres durch den Gletscher abgelaufen und habe seither nie wieder die Höhe seines vorigen Wasserstandes erreicht. Deshalb hatten wir auch den Kanal, welcher ihn in den Abfluß des Viescher-Gletschers ableitet, trocken gefunden. Früher, wenn der See hoch aufgestaut war, brach er unter dem Gletscher durch und richtete im Nattersthale große Verwüstungen an. Die Regierung von Wallis ließ daher durch den Grat, welcher ihn vom Viescher-Gletscher trennt, einen Stollen treiben, der nun einen regelmäßigen Abfluß gestattet.

Von dem Ufer des Sees stiegen wir sogleich auf den Aletsch-Gletscher. An diesem Drehungswinkel des Thales genießt man die herrlichste Aussicht nach zwei entgegengesetzten Richtungen hin. Zu unserem Rücken, gegen Südwesten, erhoben sich die Dent blanche, Matterhorn und Strahlhorn, welches letztere so oft mit dem Monte Rosa verwechselt wird; vor uns, gegen Norden, thürmten

sich im Hintergrunde des Gletschers die gewaltigen Gipfel der Jungfrau, des Eigers und Mönchs auf. Ihre scheinbare Nähe flößte uns neuen Muth ein. Man rechnet etwa 6 Stunden von dem See bis zum Anfange der steilen Jungfraugehänge. Jakob's Ermahnung hatte uns aber dergestalt angefeuert, daß wir sie in weniger als vier Stunden zurücklegten, denn wir langten um $9^1/_2$ Uhr daselbst an.

Wir machten Halt und nannten den Ort, der ganz zu einem solchen Zwecke gemacht schien, den Ruheplatz. Ein lebhafter Streit erhob sich unter den Führern über die Identität der Jungfrau. Der Walliser, den wir bis hierher mitgenommen, zeigte auf einen Gipfel zu unserer Rechten, behauptend, das sei die Spitze, welche die Walliser mit dem Namen „Frauelihorn" belegen; die andern Führer, Jakob an ihrer Spitze, wollten in dem höchsten Gipfel zu unserer Linken die Jungfrau erkennen. Jeder stritt lebhaft für seine Meinung. Als ich mich aber auf die Seite des Wallisers neigte, ward Jakob zornig, warf seine Bürde auf die Erde, erklärte, es hieße ihn beleidigen, wenn man an seiner Kenntniß der Berge zweifeln wolle; er kenne die Jungfrau, wenn er auch nicht droben gewesen sei und werde uns auf der Stelle verlassen, wenn man die schlechte Spitze des Wallisers erklimmen wolle.

Auf Agassiz' Vorschlag beschloß man endlich, unserm alten Jakob zu folgen, wohin er uns auch führen möge und bald sahen wir auch in der That, daß er Recht hatte und daß das „Frauelihorn" des Wallisers nur eine südlich vom Mönch gelegene, niedrigere Spitze sei, welche zu dem Stocke des Grünhorns gehört und der wir wegen der Verwirrung, die sie verursachte, den Namen Trugberg gaben.

Der „Ruheplatz" ist eine der schönsten Gletschergegenden, die ich kenne. Er bildet ein weites Amphitheater, in dessen Schooß sich fünf große Zuflüsse des Aletschfirns vereinigen. Die beiden größten behaupten die Mitte; der eine derselben steigt von der Jungfrau, der andere vom Mönch herab.

Wir ließen den größten Theil unseres Mundvorrathes am Ruheplatze und nahmen nur wenig Brod, einige Flaschen Wein und verschiedene Geräthschaften, Hacken, um Fußtritte in's Eis zu hauen, Seile zu unserer Befestigung, sowie unsere Instrumente mit. Das

Barometer war leider zerbrochen! Um 10 Uhr gelangten wir an die erſten Schneefelder; der Gipfel erſchien bereits ſo nah, daß wir ihn in zwei Stunden erreichen zu können glaubten. Der Schnee erwies ſich jedoch als großes Hinderniß zu unſerem Fortkommen denn wir ſanken oft bis an die Knie ein. Bald betraten wir das Reich der Schründe, welche ſich am Fuß der ſteilen Gehänge ſehr vervielfältigten. Dann erreichten wir den Rand einer tiefen Kluft, um welche von allen Seiten Schneekuppen in die Höhe ſtarrten, deren höchſte die Jungfrau war.

Jakob ließ uns Halt machen, ohne Zweifel, um ſich über den nun zu wählenden Weg zu entſcheiden. Wir unſererſeits ſahen von allen Seiten unüberſteigliche Schwierigkeiten; rechts ſenkrechte Abſtürze, links Eisberge, die mit Einbruch drohten und vor uns einen ungeheuren Schrund. Ich fragte Jakob über die Richtung, welche wir nehmen wollten; er verweigerte alle Antwort mit dem Bemerken: wir ſollten ihm nur folgen, er wiſſe den Weg jetzt ſchon. Später ſah ich ein, wie recht er hatte, mir ausweichend zu antworten, — wir wären wahrſcheinlich niemals oben angekommen, wenn an ſchwierigen Stellen Jedermann um ſeine Meinung gefragt worden wäre.

Nachdem wir uns ein wenig erholt, ſetzten wir unſeren Marſch fort. Es war faſt Mittag, die Hitze groß und die Rückſtrahlung des Lichtes vom Schnee unerträglich. Man muß zur Schonung der Augen und des Geſichts grüne Schleier vornehmen; dieſe ſind aber hinderlich im Sehen und vermehren die Hitze im Geſicht, da ſie allen Luftzutritt abſperren. Agaſſiz zog vor, ſich das Geſicht röſten zu laſſen und warf den Schleier bei Seite. Unſere Führer ballten, um ſich zu erfriſchen, Schnee zuſammen und legten denſelben in den Nacken. Einige unter uns thaten daſſelbe, trotz aller heftigen Gegenreden der andern; es brachte ihnen keinen Schaden. In jenen Hochregionen ſind Geiſt und Körper von äußeren Einflüſſen unabhängiger.

Wir zogen gerade auf den bodenloſen Schrund los; er war nirgends ſchmaler als 3 bis 4 Meter, konnte alſo ohne Leiter nicht überſchritten werden. Ehe wir ihn überſetzten, unterſuchten wir noch die Trümmer einer Eislawine, die kurze Zeit vorher geſtürzt ſchien, denn die Spuren ihres Herabrollens zeigten ſich noch friſch auf der

Oberfläche des Schnees; die Trümmer waren aus abwechselnden Schichten von Eis und gefrorenem Schnee zusammengesetzt.

Unsere Leiter hatte 7 Meter Länge, war also mehr als hinreichend, den Schrund zu übersetzen. Nun galt es wieder eine steile Terrasse, deren Schnee hart gefroren war, hinauf zu klettern. Unsere Führer sahen sich genöthigt, Stufen einzuhauen, stiegen voran und reichten dann den andern das Seil dar. Hinter einer letzten Abstufung lag unser nächstes Ziel, der Rothsattel, ein scharfer Kamm, dessen nördliche Wand von den Gehängen des Roththal-Gletschers überzogen ist. Der Schnee wurde wieder weich und wir marschierten mit vieler Leichtigkeit. Auf der Mitte des Abhanges sperrte jedoch abermals eine Spalte unsern Weg; sie drang, wie die erste, in schiefer Richtung in den Schnee ein, so daß die eine Wand des Schrundes über die andere hinüberhing und weit dünner war; ein Umstand, der ihr Uebersteigen erschwerte. Jakob, Jaun, Agassiz und ich waren vorausgegangen, während unsere Gefährten noch den ersten Schrund überkletterten. Wir fanden eine Stelle, wo die Spalte eng genug war zum Ueberspringen. Jakob voran, Agassiz und ich sprangen ihm nach; wir standen auf dem nördlichen Rande des Schrundes, als wir plötzlich ein dumpfes Krachen unter unseren Füßen hörten und zugleich der Schnee, auf dem wir standen, sich langsam senkte. Jaun, der noch gegenüber auf dem andern Ufer stand und uns drei einsinken sah, schrie entsetzt: „Um Gottes willen schnell zurück!“ Jakob hingegen ließ sich nicht einschüchtern, befahl ihm, auf der Stelle zu schweigen und stieg nur um so schneller bergan, uns winkend zu folgen, während er im gleichgültigen Tone wiederholte: „Es isch nüt, numme voran!“

Wir waren doch ziemlich an die Gletscher gewöhnt und ich glaubte, alle Gefahren, die auf ihnen drohen, zu kennen; allein ich muß gestehen, mein Herz schlug schneller als gewöhnlich in diesem Augenblick. Doch setzten wir ein solches Zutrauen in unsern Führer, daß wir ohne Zaudern ihm folgten, obgleich es weit vernünftiger schien, umzukehren. Unser Beispiel ermuthigte auch Jaun, uns wieder einzuholen. Wir fragten nach der Ursache dieses seltsamen Zufalls. Die Führer behaupteten, die frische Schneeschicht des Jahres habe sich auf die älteren Schichten niedergelassen; Jakob hatte dieses Phänomen schon mehrere Mal erlebt.

Um 2 Uhr langten wir auf dem Roththalkamme an; er gleicht sehr dem Oberaarsattel und ist wie dieser zwischen zwei hohen Gipfeln ausgespannt, nördlich steht der Jungfraugipfel, südlich die 3718 Meter hohe Endspitze des Kranzberges. Die im Roththal angehäuften Nebel erlaubten uns nur flüchtige Blicke in das fürchterlich zerrissene Hochthal, in welches das Volk die unter dem Namen der Herren von Roththal bekannten bösen Geister des Gebirges versetzt. Das Erklimmen des Jungfraugipfels vom Roththale aus ist schwierig und gefährlich. Die Engländer Leslie Stephen, R. S. Macdonald und Crove mit den Führern Melchior und Jakob Anderegg und J. Bischof von Lauterbrunnen waren die ersten, die das kühne Unternehmen am 9. August 1864 wagten und ihr Ziel auch erreichten. Nach ihnen wurde diese gefährliche Tour noch einigemale unternommen; so im Jahre 1871 vom Prof. Aebi aus Bern und Cand. med. Ober, im Jahre 1872 von Prof. M. Voigt und Buchhändler Liebeskind aus Leipzig, im Jahre 1873 vom Herrn Dr. Dübi aus Bern (siehe nächstfolgende Schilderung). Der letztgenannte Herr eröffnete im Jahre 1881 einen neuen Zugang zur Jungfrau vom Roththale aus; derselbe vermeidet das berüchtigte Couloir und geht direkt über die Kante, welche das Roththal vom Silberlauitobel trennt.

Der Kamm selbst ist kaum 1 Meter breit und die Schneeflächen der Roththalseite sind noch steiler, als die, welche wir so eben überstiegen hatten. Wir ruhten einen Augenblick, bevor wir die letzte Spitze, welche sich vor uns aufthürmte, zu erklimmen begannen. Keiner fühlte sich ermüdet; nur von Pury schien uns nicht folgen zu können. Er hatte keine hinlänglich feste Beschuhung und den Fuß nicht sicher genug darin, um noch eine so beschwerliche Fahrt zu wagen. Vielleicht wäre es ihm bei seinem festen Willen doch geglückt; allein die Führer widersetzten sich förmlich und behaupteten, man dürfe die ganze Gesellschaft nicht um eines Einzigen willen aussetzen. Mit Bedauern sahen wir ihn, unter der Leitung von J. Währen, den Rückzug nach dem Ruheplatze antreten, den er auch wohlbehalten erreichte.

Wir schätzten die Höhe des letzten Gipfels auf 250 bis 350 Meter. Trotz seiner großen Steilheit hofften wir, ihn in einer Stunde zu erklimmen; bald aber sahen wir, daß das Werk schwieriger sei, als wir vermuthet hatten. Wir fanden keinen Schnee mehr, sondern festes, glattes Eis, so daß die Führer Stufen einhauen mußten,

um das Ausgleiten zu verhindern. Wir rückten so nur langsam vorwärts. Als wir an der steilsten Stelle anlangten, die nach der Messung von Forbes 45° Neigung hatte, hüllte uns plötzlich ein dichter Nebel ein, so daß die Hintersten kaum die an der Spitze des Zuges Befindlichen gewahren konnten. Zu gleicher Zeit wurde es so empfindlich kalt, daß wir fürchten mußten, die Füße zu erfrieren, trotz aller Bewegung, die wir uns machten, indem wir die Stufen zu erweitern suchten.

Unsere Lage wurde kritisch. Da stellte Agassiz an Jakob die Frage, ob er noch immer hoffe, uns da hinaufzubringen? Dieser aber antwortete mit seiner gewöhnlichen Ruhe, er habe nie daran gezweifelt. Sein Ruf: Vorwärts! beseelte Alle mit neuem Eifer. Einer der Führer verließ uns; er konnte den Anblick des ungeheuren Abgrundes, der zu unserer Rechten gähnte, nicht ertragen. Und in der That mußte Kopf und Fuß desjenigen, der unsern Weg betreten wollte, schwindellos und sicher sein.

Der letzte Kamm hat etwa die Form eines von beiden Seiten senkrecht abgeschnittenen Kegels. Wir marschierten auf seiner Schneide, wo das Eis weicher war, hatten demnach den Abgrund stets vor Augen. Ein Dach von Schnee (Schneewächte), dessen Breite zwischen 0,5 bis 1 Meter schwankte, hatte sich über ihn hinaus angebaut. Mehrere Male drang mein Stock, wenn ich ihn etwas weiter einsetzte, durch dieses Dach, das stellenweis nur 6 bis 7 Decimeter dick war, hindurch und wir konnten durch solche Löcher senkrecht hinab auf die weiten Schneefelder sehen, welche zu unseren Füßen sich ausdehnten. Die Führer ermunterten uns zu öfterem Durchschauen durch diese Luglöcher, als eine vortreffliche Uebung, uns vor dem Schwindel zu bewahren.

Doch umhüllten die Nebel noch immer den Gipfel; nur gegen Osten, nach dem Eiger, Mönch und den hohen Spitzen hin, welche die beiden Aargletscher einschließen, war die Aussicht frei. Schon verzweifelten wir an dem Genuß des Schauspiels, mit dem unsere Phantasie sich unablässig beschäftigte, als plötzlich der Wolkenschleier, der uns den Gipfel barg, zerriß und die Jungfrau unsern erstaunten Augen die ganze Schönheit ihrer mächtigen Formen enthüllte. Die Freude, welche wir bei dieser unerwarteten Veränderung empfanden,

will ich nicht beſchreiben. Das Gelingen unſerer Unternehmung war geſichert.

Nach kurzem Anſteigen in der nämlichen Richtung drehten wir uns plötzlich links ab nach einer Stelle, wo der nackte Fels zu Tage kam und überſchritten ſo die ſchiefe Fläche des Kegels, deſſen Breite hier noch nahezu 100 Meter beträgt. Während dieſer wenigen Schritte konnten wir den Gipfel nicht ſehen; als wir aber auf dem Felſen angelangt waren, erblickten wir wie durch Zauberei einige Schritte vor uns die höchſte Kuppe, die ſo lange während unſeres Anſteigens vor uns zu fliehen ſchien.

Von dreizehn Mann, die aus den Sennhütten von Merjelen ausgerückt waren, erreichten acht Mann den Gipfel: Agaſſiz, Forbes, du Chatelier und ich, nebſt den Führern Jakob Leuthold, Johann Jaun (von Meyringen), Michel Bannholzer und Johann Abplanalp.

Wir ſahen jetzt zum erſten Mal die Schweizer Ebene vor uns; wir waren auf dem Weſtrande des Kegels, über dem Kamm, der das Roththal und das Lauterbrunnenthal von dem Grindelwald trennt. Etwas weiter erreichten wir den etwa 3 Meter unter dem Gipfel befindlichen kleinen Abſatz, den man mit einem guten Fernrohre und bei ſehr hellem Wetter ſelbſt mit freiem Auge ſehen kann.

Aber, o Schrecken! ſo nahe dem höchſten Gipfel, ſo ſchwierig der letzte Zugang! Ein ſcharf zugeſchnittener Firnkamm führte hinauf, deſſen Breite nur zwiſchen 2 bis 3 Decimeter wechſelte, während die Gehänge zu beiden Seiten unter einem Winkel von 60 bis 70 Grad abfielen. Der Grat war 6 Meter lang. „Es iſt unmöglich, weiter zu kommen!“ rief Agaſſiz, und wir alle ſtimmten ihm bei. Jakob aber meinte, es ſei im Gegentheil ſehr leicht und wir Alle würden den Gipfel erreichen. Er legte alsbald ſein Gepäck ab und ſtieg in der Art vorwärts, daß er ſeinen Stock auf der andern Seite hielt und recht eigentlich die Schneide des Grates unter den Arm nahm. So marſchierte er langſam auf dem linken (weſtlichen) Abhange des Kammes hin, indem er ſo viel als möglich den Schnee zuſammentrat, um uns einen feſten Tritt zu verſchaffen. Es war dies um ſo leichter, als der Schnee ſehr porös war. In einigen Minuten hatte er die Spitze erreicht. So viel Sicherheit und Kaltblütigkeit gab uns neuen Muth und als er wieder zurück-

kehrte, dachte niemand an's Hintenbleiben. Jakob nahm zuerſt Agaſſiz bei der Hand und führte ihn ohne Schwierigkeit zum Gipfel.

Die Fläche des Gipfels war ein kleines Dreieck von etwa 8 Decimeter Länge und 5 Decimeter Breite, deſſen Baſis gegen die Ebene ſchaute, während ſeine Spitze ſich in den Grat verlängerte, über welchen man zu ihm hinanklettert. Da nur eine Perſon darauf Platz hatte, ſo löſte einer den andern ab. Agaſſiz blieb etwa fünf Minuten. Als er zurückkam, ſchien er mir ſehr ergriffen; er flüſterte mir zu, noch nie ſei er in ſolcher Stimmung geweſen! Nach ihm war die Reihe an mir. Ich fand keine Schwierigkeit; aber auf dem Gipfel angelangt, konnte ich eben ſo wenig wie Agaſſiz meine Gemüthsbewegung unterdrücken. Ich blieb zwar nur einige Minuten, aber lange genug oben, um das Panorama für immer meinem Gedächtniſſe einzuprägen; dann eilte ich zu Agaſſiz zurück. Ich fürchtete, der tiefe Eindruck, den das großartige Schauſpiel auf mich gemacht, möge meiner gewöhnlichen Sicherheit Eintrag thun und ich fühlte das Bedürfniß, die Hand meines Freundes zu drücken. Ich glaube, nie war ich glücklicher, als da ich mich zu ſeiner Seite in den Schnee ſetzte. Wir hätten geweint, wären wir allein geweſen; allein die Macht der Gewohnheit iſt ſo groß, daß ſelbſt in ſo großer Höhe die erkaltende Etiquette noch um uns herrſchte und wir uns der Thränen ſchämten.

Forbes und du Chatelier wurden dann von unſerem braven Jakob hinaufgeführt und empfanden ſicherlich ähnliche Gefühle; und gewiß, wer bei ſolch' einem Schauſpiel kalt und theilnahmlos bleibt, der verdient nicht, es zu ſehen.

Nicht die ungeheure Ausdehnung des Geſichtskreiſes iſt es, welche den Ausſichten der Hochkuppen ihren eigenthümlichen Reiz verleiht. Schon im vorigen Jahr hatten wir Gelegenheit gehabt, auf dem Strahleggſattel die Erfahrung zu machen, daß die Fernſicht meiſt undeutlich wird. Hier, auf dem Jungfraugipfel, ſchienen uns die Umriſſe der entlegenen Gebirge noch weit unbeſtimmter. Wären ſie aber auch ſo deutlich geweſen als die Linie des Jura von einem Hügel der Schweizerberge aus, ich glaube, wir hätten uns nicht lange bei ihrer Betrachtung aufgehalten, ſo ſehr waren unſere Blicke gefeſſelt durch das Gemälde, das ſich in unſerer nächſten Umgebung aufrollte. Vor uns breitete die grüne Ebene ſich aus und die niederen Ketten

der Voralpen zu unſeren Füßen erhöhten durch ihre ſcheinbare Einförmigkeit die gewaltigen Formen der hohen Gipfel, die ihre Häupter faſt bis zu unſerer Höhe reckten. Die Thäler des Oberlandes, welche bis dahin mit Nebel erfüllt waren, deckten ſich hier und da auf und wir ſahen die Welt dort unten durch den Riß der Wolken. Zur Rechten erkannten wir das Grindelwalder Thal mit ſeinen Gletſchern; zur Linken ſchlängelte ſich ein Silberfaden in einer tiefen Gebirgsſpalte; es war das Lauterbrunnenthal mit der Lütſchine.

Vor allen aber zogen Mönch und Eiger unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Wir hatten Mühe, in ihnen jene gewaltigen Nachbarn der Jungfrau zu erkennen, die von der Ebene aus dem Himmel näher ſcheinen als der Erde. Hier ſchauten wir nun von oben auf ſie hinunter und die Nähe, in der wir ſie ſahen (nur der Gletſcherfirn trennte ſie von uns), erlaubte, ihre Formen im Einzelnen zu unterſuchen. Auf der weſtlichen Seite, dieſen Giganten gegenüber, erhebt ſich eine andere nicht weniger koloſſale Kuppe; die glänzenden Schneefelder, welche ihre gefällige Geſtalt überziehen, haben ihr den Namen „Silberhorn“ verſchafft. In der nämlichen Richtung ſahen wir noch eine andere durch ihre Schlankheit ausgezeichnete Spitze, welche wir für das Gletſcherhorn hielten; und hinter dieſer eine dritte, die Ebene-Fluh. Dieſe und noch einige andere Hörner ohne Namen bilden die nächſte Umgebung, den Hofſtaat der königlichen Jungfrau.

Hinter dem Eiger und Mönch ſtand in weiter Entfernung die finſtere Gruppe der die Aargletſcher umgebenden Felsſtöcke, die Vieſcherhörner, das Oberaarhorn, das Finſteraarhorn, die Schreckhörner, der Berglistock, das Ewigeſchneehorn und die Wetterhörner. Von allen dieſen Kuppen und Spitzen erhob ſich nur das Finſteraarhorn über unſern Horizont und ſchien unſern Ehrgeiz herauszufordern.

Gegen Süden war die Ausſicht durch Wolken beſchränkt, die ſich ſeit einigen Stunden auf der Kette des Monte Roſa geſammelt hatten. Gegen Südweſt, zu unſerer Linken, hatte ſich eine faſt ſenkrechte Nebelwand aufgebaut; ihre Höhe ſchätzten wir auf 3700 Meter, denn ſie ſtand mit ihrem Fuße im Lauterbrunnenthale und erhob ſich circa 300 Meter über unſere Häupter. Da die Temperatur der Luft unter dem Gefrierpunkt ſtand (— 3°), ſo waren alle feineren Nebeltröpfchen zu Eis erſtarrt und ſpielten, von der Sonne beſchienen, in allen Regenbogenfarben. Es war ein anziehender und zugleich ein

schrecklicher Anblick. Das Wogen und Kochen dieser Dampfmasse, die sich aus dem Roththale erhob, wie aus einem Kessel, erregte in mir alte Jugendvorstellungen vom Höllenschlunde.

Als alle wieder an dem Winkel, dessen ich oben erwähnte, versammelt waren, erhielt jeder ein Glas Wein und wir tranken von ganzem Herzen auf die Gesundheit der Schweiz. Wir streckten uns einige Augenblicke auf dem Schnee aus und suchten die Umgebung mit dem Auge des Naturforschers zu durchmustern. Ich erstaunte nicht wenig, zu finden, daß der Mönch, den ich für sehr massiv gehalten hatte, ein eben so scharfer Kamm sei, als das Finsteraarhorn; nur daß er von Ost nach West, dieses von Nord nach Süd sich ausdehnt. Die Jungfrau selbst ist bei weitem kein so massiver Stock, als man glauben sollte, wenn man sie von Bern oder Interlaken sieht: in dieser Beziehung verliert sie sehr an Majestät, denn, statt eine zusammenhängende Masse zu bilden, zeigt sie vielmehr eine Reihe übereinander gestellter Kämme, deren jeder von dem folgenden durch ein tief eingeschnittenes Thal getrennt ist. Selbst aus der Ferne kann man durch die dunkeln Schatten zwischen den Zacken der Jungfrau die tiefen Schluchten erkennen, welche die Kämme des Berges von einander trennen. Das Thal zwischen dem höchsten Gipfel und dem innersten Kamm ist am deutlichsten.

Vielleicht liegt die Erklärung dieser Kämme in der Felsart — sie ist nämlich Gneis und Glimmerschiefer, also ein Gestein, welches in breiten Platten trümmert. Die steil zugeschnittenen Grate sämmtlicher Hochspitzen der Berner Alpen wiederholen diese plattenförmige Splitterung, der sie jetzt noch im Kleinen ausgesetzt sind. Ist dagegen das Gestein wahrer Granit, so werden die Gipfel auch massiv, wenn auch zuweilen zackig ausgeschnitten, wie dies am Montblanc und seiner Umgebung sich zeigt.

Der Himmel über uns war vollkommen klar und sein Blau so dunkel, daß er fast schwarz schien. Sterne sahen wir nicht, obgleich sie in so großer Höhe selbst bei Tage sichtbar sein sollen. Nach Osten zu gegen den Horizont hin zeigte sich das Blau merklich blasser.

Das thierische und Pflanzen-Leben ist natürlich in solcher Höhe geschwunden; doch sahen wir zu unserem Erstaunen auf dem zu Tage kommenden Gestein die Trümmer einiger Flechten und

ferner erblickten wir einen Falken, der sich hoch über uns in den Lüften wiegte.

Wir hatten keine Fahne bei uns; es wurde daher beschlossen, Agassiz' Bergstock, den längsten von allen, aufzupflanzen und ich war bereit, mein Schnupftuch zu opfern, um es als Fähnlein an den Stock zu befestigen. Einer der Führer fand aber das seidene Tuch doch zu schön, um es den Winden preis zu geben und er bat mich um die Erlaubniß, sein Nastuch dagegen vertauschen zu dürfen. So stoppelten wir denn aus einem tannenen Alpenstock und einem rothen Lappen eine Fahne zusammen und Jakob pflanzte sie auf den Gipfel.

Es war 4 Uhr vorbei, als wir aufbrachen. War das Hinaufsteigen beschwerlich gewesen, so mußte es das Herabklettern noch mehr sein. Wir mußten rückwärts klimmen*) und beständig zwischen den Beinen durchsehen, um die Treppenstufen nicht zu verfehlen. Der Abgrund war zum Schwindeln tief — doch wir gewöhnten uns bald an den Anblick. Um 5 Uhr langten wir ungefährdet auf dem Roththalsattel an, setzten ohne Weiteres über die beiden Schründe und waren nun so ziemlich geborgen. Nur einige Schneefelder trennten uns noch von dem Ruheplatze, wo Pury mit den beiden Führern uns erwartete. Wir waren unseres Marsches so sicher, daß wir trotz der noch vorhandenen Schründe mehr liefen als gingen, so daß Jakob beständig rufen mußte: „Hübschli, numme hübschli!" (Langsam, nur langsam!) Um 6 Uhr langten wir auf dem Ruheplatze an und hatten so in zwei Stunden den Weg zurückgelegt, der uns beim Aufsteigen sechs gekostet hatte.

Pury beglückwünschte uns über den glücklichen Ausgang der Fahrt und dankte uns für unsere Vorsicht, ihn zurückgelassen zu haben; denn als er uns an der letzten Höhe klimmend erblickte, hatte er wohl erkannt, daß seine Beschuhung nicht zu solcher Anstrengung gemacht sei. Alle Welt war demnach zufrieden und da wir einen vortrefflichen Appetit von oben mitbrachten, so ließen wir uns auf den Schnee nieder, um uns mit einem Stückchen Fleisch und einem Glase Wein zu stärken. Agassiz bot das erste Glas unserem braven Anführer und wir tranken alle auf seine

*) Mit dem Gesicht gegen die Eiswand.

Geſundheit aus vollem Herzen, denn ohne ihn wäre keiner auf den Gipfel gelangt.

Noch ſechs Wegſtunden trennten uns von den Sennhütten. Wir mußten, wie wir vorausgeſehen hatten, den zerklüfteten Theil des Gletſchers bei Nacht überſchreiten. Niemand ſchien ſich ſehr darum zu kümmern und zudem mußte der Mond bald aufgehen und vom wolkenloſen Himmel aus unſern Pfad erhellen.

Im Geſchwindſchritt durchmaßen wir die drei Stunden Firn, welche den Schneefeldern folgen, ohne alle Schwierigkeit; wir gingen auf der ebenen Oberfläche wie auf einem gebahnten Wege. Mit dem Anbruche der Nacht erhob ſich der Mond gerade in der Axe des Aletſch-Gletſchers, ſo daß dieſer breite Eisſtrom in ſeiner ganzen Länge erleuchtet war und ein ſanftes Licht zurückſtrahlte, welches uns um ſo wohler that, als die Reflexion der Sonnenſtrahlen während des Tages unſere Augen heftig gereizt hatte. Als wir in die Region der Schründe kamen, ließen wir uns wieder durch das Seil verbinden, da es trotz der hellen Mondbeleuchtung doch kaum möglich war, den friſchen Schnee von dem älteren zu unterſcheiden.

Es mochte 9 Uhr ſein, als wir das Johlen eines Hirten vernahmen. „Bravo, unſer Walliſer hält Wort!“ riefen alle. Wir hatten ihm empfohlen, uns mit Lebensmitteln entgegen zu kommen und um 6 Uhr von den Sennhütten aufzubrechen. Nachdem wir einige jener melodiöſen Rouladen, welche die Oberländer als Zeichen auf ſtundenweite Entfernungen hin ertönen laſſen, mit ihm gewechſelt hatten, bemerkten wir, daß er auf dem linken Gletſcherufer kam; wir mußten mithin eine gute Strecke den eine Stunde breiten Gletſcher überſchreiten, um ihn zu erreichen. Der brave Kerl war bepackt wie ein Mauleſel; denn außer unſeren Lebensmitteln hatte er noch eine ganze Gebſe (hölzernes Milchgefäß der Sennen) kuhwarmer Milch mitgebracht, die er friſch gemolken hatte. Kein beſſeres Erfriſchungsmittel hätte er uns darbieten können; alle verſchmähten nun den Wein. Wir legten uns im Kreiſe um unſern Amphitryon und leerten nach und nach ſein weites Gefäß. Ich habe nie einem ſchöneren maleriſchen Eſſen beigewohnt.

Geſättigt machten wir uns wieder auf den Weg. Wir hatten noch drei Stunden vor uns. Ehe wir uns deſſen verſahen, langten wir beim Merjelen an und bewunderten ein Schauſpiel, einzig in ſeiner Art.

Die ſchwimmenden Eisblöcke boten im Mondſchein einen bezaubernden Anblick dar; das abgeſtutzte Gletſcherende ſchien eine Mauer von lichtem Kryſtall und da der Mond ſich eben hinter den Spitzen, welche den See umſtarrten, bergen wollte, ſo ſahen wir in einer Viertelſtunde die mannigfachſten Lichteffekte und die ſeltſamſten Gegenſätze.

Um 11½ Uhr langten wir in den gaſtlichen Hütten unſerer ehrlichen Walliſer Hirten an, nach einem Marſche von 18 Stunden. Unſere Müdigkeit fühlten wir nicht, ſo ſehr waren wir erfüllt von all den neuen Eindrücken, die Geiſt und Gemüth während der reichen Tagesernte geſammelt hatten.

5. Vom Roththal über die Jungfrau zur Wengern-Alp.

Von Dr. **Heinrich Dübi.***)

Im Hintergrund des geſpenſtigen Roththales, in einem Winkel, wo nicht einmal Füchſe und Haſen ſich mehr gute Nacht ſagen und wo die Stille des Todes kaum durch den Schall der Sprünge der flüchtigen Gemſe unterbrochen wird, liegt eine einſame Clubhütte 2700 Meter ü. M. Die Stelle, welche ihre Erbauer, die Lauterbrunnenführer, derſelben angewieſen, entſpricht jedweder Forderung romantiſchen Berggeſchmackes. Sorglich eingebettet zwiſchen zwei mächtige Gneisblöcke, die weithin kenntlich hervorragen aus dem Trümmergewirr, das ſich aus verſchiedenem Material und in mannigfaltigen Größen von den Wänden der Jungfrau und des Silberhorns herunterpurzelnd hier zuſammengefunden hat, beherrſcht dieſer vorgeſchobene Kulturpoſten die ihn umgebende Wildniß. Zu ſeinen Füßen breitet ſich das Schneefeld in flachem Halbrund aus, welchem der Stufenſtein-Gletſcher die Maſſen verdankt, die er vielfach gebrochen in ſchimmerndem Sturze an der Alp gleichen Namens vorbei in wüſte Tobel ſchleudert. Und ſchönere Wände kann kein Mächtiger dieſer Erde in ſeinem Feſtſaale aufweiſen, als die ſind, welche den Tanzplatz der Roththalherren einſchließen.

Mit blendend weißem Firnhang, von wenigen dunklen Felsrippen durchzogen, ſtrebt dem Beſchauer gerade gegenüber die Ebneflüh empor und es würde wohl harte und lange Hackarbeit erfordern, die ſtolze Feſte von dieſer Seite zu ſtürmen. Weniger abſchreckend

*) Vergl. Jahrbuch des Schweizer Alpenclub 9. Jahrgang.

ſind die Abſtürze des Gletſcherhorns anzuſchauen und hier hat ſich auch der kühne Muth und die ausdauernde Kraft der Söhne Albions einen Weg zum Aletſch-Gletſcher gebahnt, der ſchon durch den Namen „Lawinenthor“ ſeinen Charakter ſprechend verräth, die ſchmale, ſchwer paſſierbare Oeffnung unſeres Eiskeſſels nach Oſten. Aber in erdrückender Schroffheit ſtarren dem Wanderer, der ſich in dieſe Einöde gewagt hat, nach Norden die Felſen des Silberhorns, der Jungfrau und des Rotthalhorns entgegen, unbezwinglich ſcheinende Bollwerke von über 1200 Meter Höhe, deren ſchauerlichen Reiz eine düſterrothe Färbung noch erhöht. Gerne wendet ſich das Auge wieder ab, um den eisblinkenden Abhängen des Mittag- und Großhorn folgend ſich im Hintergrund des Lauterbrunnenthales zu erfreuen an der ſtattlichen Fülle der Formen des Breithorns, an der ſchlanken Eleganz des Tſchingelhorns und mit Wohlgefallen zu verweilen auf den glänzenden Wölbungen der Wetterlücke und des Tſchingel-Gletſchers. Aber die ſchwarzen Wände der Blümlis-Alp und die finſteren Zacken des Gſpaltenhorns bringen wieder einen düſteren Ton in das reiche Gemälde, welchen die freundlichen ſonnigen Gefilde des Gimmelwaldplateau nur zu mildern, nicht aufzuheben vermögen. Zu den Reizen, welche die Ausſicht in's Ferne und Nahe bietet, kommen aber, um dieſen Winkel erſt recht anziehend zu machen, alle Schauer der Romantik. Nicht nur iſt es hier von Alters her nicht recht geheuer und haben die Roththalherren auch ſeit dem Sonderbundsfeldzug nicht aufgehört zu ſchießen, grauſiger als die Spukgeſtalten faſt verklungener Sage ſind die friſchen Erinnerungen unſerer Zeit. Die Roththalhütte, ſo jung ſie iſt, hat ſchon Schweres erlebt; ſie iſt getauft mit Blut und eingeweiht mit dem Stöhnen der Verzweiflung.

Die Männer aber, die am 21. Juli 1873, Abends das Feuer in dem Eiſenofen dieſes hochgelegenen Aſyls ſchürten, nachdem ſie bei glühendem Sonnenbrand Nachmittags von Lauterbrunnen dahinauf geſtiegen waren, ließen ſich nicht beirren durch die Geiſter, welche dieſe unheimliche Stätte umſchweben. Sie waren vertraut mit dem Schrecken, wie mit den Freuden des Berges und hier, in feſter Entſchloſſenheit den böſen Bann zu brechen durch kühne That mit Einſetzung ihres ganzen Daſeins, aber auch mit Benutzung jeden Mittels, das Wiſſenſchaft und Erfahrung dem Hochgebirgswanderer an die

Hand geben. Ihre Stimmung war ernſt, wie es ſich geziemt inmitten einer Umgebung, die dem Menſchen ſeine Winzigkeit eindringlich zu Gemüthe führt und am Vorabend einer ſchweren, ja gefährlichen Unternehmung; aber ſie fühlten ſich unter ihrem Obdach nicht unbehaglich und hatten alle Urſache dazu. Wenn man in einer Clubhütte überhaupt von Comfort reden kann, ſo darf man es hier, ein hölzerner Fußboden, gutes Mauerwerk, doppeltes Licht nach Oſt und Weſt, das Kochmaterial in denkbarſter Vollzähligkeit und von tadelloſer Beſchaffenheit, Holz zum Feuern im Ueberfluß und trockenes Stroh auf geräumiger Pritſche: was bedurften ſie mehr? Dazu ein ſternheller, ſchöne Witterung für den kommenden Tag verheißender Himmel und eine mäßig friſche Temperatur: gewiß ihr Nachtlager war ein beneidenswerthes. Und wer waren die Glücklichen? Der Verfaſſer und zwei Lauterbrunner, Männer mit vortrefflichen Familientraditionen und aus tüchtiger Führerſchule, Peter und Chriſtian Lauener, Söhne jenes Chriſtian, der einſt als Begleiter Hugi's zuerſt den kühnen Gedanken eines Uebergangs auf den Aletſch-Gletſcher und einer Erſteigung der Jungfrau vom Roththal aus zu verwirklichen ſtrebte, Unternehmungen die damals weit gefährlicher und ſchwieriger waren, als heutzutage und leider auch nicht zur Ausführung gelangten.

Schon in frühern Jahren lag, wenn der Gedanke in mir aufſtieg, der Jungfrau einen Beſuch abzuſtatten, dabei der Gedanke im Hintergrund, dies vom Roththal aus zu thun und als ich im Herbſt 1872 mit Freund Wyß und Ober die neuerbaute Hütte inſpicierte und dabei ſehnſüchtig an den rothen Wänden den Weg auszufinden bemüht war, gedieh dieſer Plan zur Reife. Ober, mein lieber Gefährte auf mancher ſchwierigen Fahrt, ſchüttelte den Kopf zu meinem Vorhaben. „Einmal jenes entſetzliche Couloir hinauf und nie wieder", ſagte er und es ſchien, als ſchüttle es ſeine kräftige Geſtalt noch in der Erinnerung an die tödtlich lange Mittagsſtunde, die er einſt in dieſem Lawinenſchußkanal zugebracht. Und die furchtbare Kataſtrophe vom Juli 1872*) ſchien ihm Recht zu geben. Aber

*) Die Lehrer Merz und von Allmen mit Führer J. Biſchoff wurden bei der Rückkehr von einem mißlungenen Verſuche, den Roththalſattel aus dem Roththale zu erreichen, von herabſtürzenden Schneemaſſen in die Tiefe geriſſen: nur Merz konnte ſich nach vielen Mühſalen retten.

ich verfocht schon damals hartnäckig die Sicherheit des Weges bei früher Tageszeit und guter Beschaffenheit des Schnees und leider hat mein Freund den thatsächlichen Beweis für meine Behauptungen nicht mehr erlebt. Jetzt stand ich nach langem Harren vor der Lösung meiner Aufgabe, die ich mir noch weiter gesteckt hatte. Es galt nun womöglich in einem Tage die Jungfrau von Süd nach Nord zu überschreiten und Abends die gastliche Wengern-Alp zu erreichen, um dadurch die Vortheile, welche das Ausgehen von Lauterbrunnen und die Benutzung der Clubhütte in Beziehung auf Zeitersparniß und Sicherheit dem Jungfraubesteiger bieten, recht augenfällig zu machen. Leider war ich aus zufälligen Ursachen allein geblieben, ein Umstand der für das rasche Vorwärtskommen manchmal günstig, für die gemüthliche Seite der Sache aber immer störend ist.

Nach 10 Uhr löschten wir mit militärischer Pünktlichkeit Lichter und bald umfing mich, wie in solchen Situationen zum Glück fast immer, ein ruhiger, stärkender Schlaf, aus dem mich aber in tiefer Nacht ein donnerartiges Dröhnen auffahren machte. „Es war ein Eisbruch im Gletscher unten", tröstete Peter und beruhigt legte ich mich wieder nieder.

Immerhin deutete das Zeichen auf Steigen der Temperatur und war somit wohl zu beobachten. Auch Morgens 2 Uhr 30 Minuten, als wir die Hütte verließen, war es nicht eben kalt; daß sich aber das Wetter den Tag über noch günstig halten würde, schien sicher. Noch im Finstern stolperten wir über die großen und kleinen Blöcke, welche die nördliche Thalseite ausfüllen und es dämmerte kaum, als wir die ersten Felsterrassen in Angriff nahmen. Dieselben erwiesen sich gangbarer, als es von Weitem den Anschein hat. Sie sind freilich steil, aber ganz und rauh; so kommen wir rasch nach oben. In einem kleinen, schneegefüllten, von Felsköpfchen umgebenen Winkel unterbrach Christian plötzlich das durch das anstrengende Steigen nothwendig gewordene Schweigen durch die Bemerkung: „Hier haben wir den Bischofhänsi gefunden". Ich ließ halten und während die beiden Bemerkungen über die Ursachen und Folgen jenes Unglücks austauschten, schweiften meine Gedanken rückwärts. Vor fünf Jahren blickten von dem zum ersten Mal besiegten Großhorn vier Gesellen keck in die Welt hinaus. Drei davon hatten an

dem jungfräulichen Gipfel ihre Sporen verdient, ihre Augen sprühten Jugendmuth und Zukunftsfreude und heute stehe ich hier, der einzig Ueberlebende, an der Todesstelle des vierten, des Mannes, der uns damals in der Blüthe der Jahre und der Kraft mit Gewandtheit und Ausdauer zum schweren Siege geführt hat und dem, um ein Führer ersten Ranges genannt zu werden, nur Eines mangelte, die Besonnenheit.

„Ja verwegen warst du, wie das Schneiderlein im Märchen, aber du hattest nicht so viel Glück wie dein Bruder von der Nadel, dich hat die Noth zur Tollkühnheit und in den Tod getrieben; was du gefehlt, hast du schwer gebüßt und hier gerade sei es gesagt: Es thut mir leid um dich, mein wackerer Pionier!"

Und die beiden andern? Joseph Siegen, der vielversprechende junge Lötschthalführer stürzte im Jahre 1870 in eine Spalte des Lötschen-Gletschers und blieb auf der Stelle todt und Emil Ober liegt am Strande des Arno auf dem Kirchhof von Florenz, wo der tückische Typhus einem Leben ein Ende gemacht hat, das dem Tod im Gebirg oft in's Auge sah. Wahrlich ein seltsames Geschick und werth, einige Minuten „stiller Seelenmesse" ihm zu weihen. „Was soll dein Loos sein?" fragte ich mich unwillkürlich. Wenn's sein kann, lieber Bergtod als Strohtod. „Vorwärts." „Hier könnten wir in's Couloir hinüber", meinte Christian. „Ist's durchaus nöthig?" — Noch nicht. — „Dann bleiben wir in den Felsen, so lange es irgend angeht." Und noch eine schöne Strecke kletterten wir aufwärts, bis endlich das Gehänge zu steil wurde. Jetzt mußte das Unvermeidliche geschehen und wir wandten uns rechts. Bevor wir aber diese „böse" Strecke betraten, setzten wir uns zu einer wohlverdienten Stärkung nieder. Es mochte halb 6 Uhr sein und noch schien die Sonne nicht auf den hängenden Gletscher, der Sturz drohend die schmale Rinne beherrscht. Während dieser Pause donnerte eine gewaltige Lawine, die dem Schalle nach zu urtheilen am Roththalhorn oder Gletscherhorn niederging und uns deswegen unsichtbar blieb. Der Tag drohte warm zu werden und wir beeilten uns wieder aufzubrechen. Bald standen wir mit dem Seil umgürtet am Rande des gefürchteten Couloirs. Steil, wie ein Thurmdach, schoß es zu unsern Füßen ab und lange Furchen bezeichneten den Weg, welchen die Eisblöcke genommen hatten bei

ihrer ſauſenden Thalfahrt, aber uns gegenüber winkte, keine zwanzig Schritte entfernt, der unterſte ſchützende Felskopf, in der Gabelung der Arme des Lawinenbettes. Alles fertig! Los! Blitzend fuhr das Beil in den mäßig harten Schnee, feſt faßte der Fuß die flüchtig geſchlagene Stufe und bald packte die Hand das ſchützende Geſtein. Und ohne Aufenthalt weiter hinauf unter den zweiten, höheren Felſen. „So, jetzt kann's unſertwegen losgehen, wenn es Luſt hat, hier thut's uns ſchwerlich etwas.“ Es geſchah auch nichts. Kaum 10 Minuten waren wir in Gefahr geweſen und ſie waren mir verflogen wie ein aufregender Moment. Das Schwierigſte war nun vorbei, aber noch drei Stunden angeſtrengteſten Steigens über ſteile Schneefelder und ſtark verwitterte Felsköpfe, dem rechten Arm des Couloirs folgend, erforderte es, um uns auf die Höhe des Roththalſattels zu bringen. Als wir uns demſelben näherten, flogen uns Stücke gefrorenen Schnees entgegen. Verwundert blickten wir in die Höhe und kamen bald zu der Einſicht, daß dieſelben von den Pickelſchlägen einer Geſellſchaft herrühren müßten, die damit beſchäftigt war, die gewaltige Gwächte, welche den Sattel gegen den Jungfraufirn zu überwölbt, zu durchbrechen, um dem gleichen Ziele wie wir zuzuſtreben. Dieſe „Zuvorkommenheit“ war uns hoch willkommen, erſparte ſie uns vorausſichtlich doch ein hartes Stück Arbeit am Jungfraugipfel. Unſer Dankjauchzer erreichte ihr Ohr nicht, drang aber dafür in die Tiefe zu dem einiger Luftkurgäſte von Gimmelwald, welche der ſchöne Tag in's Roththal gelockt hatte und die ſich wiederum vergeblich durch Rufe mit uns in Verbindung zu ſetzen ſuchten. Um 9 Uhr 30 Minuten betrat ich den Roththalſattel, um mich ſofort athemlos und faſt erſchöpft auf den Rücken zu legen. Das raſche Sinken meiner Kräfte erfüllte mich mit ernſten Beſorgniſſen für den weiteren Theil des Tages und ſchwer fiel es mir auf's Gewiſſen, daß ich ohne alle vorbereitende Uebung mich gleich an das Höchſte gewagt hatte. Die Thätigkeit der Lungen und des Herzens vermochte dem raſchen Wechſel des Ortes und der Luft (Samſtags um die gleiche Zeit war ich noch in Bern geweſen, jetzt war's Dienſtag) nicht zu folgen; dazu die ſiebenſtündige Arbeit dieſes Morgens mit einem freilich leichten Bergſack auf dem Rücken, die drückende Hitze, die von einem wolkenloſen Julihimmel herab und von den eingeſchloſſenen Firnfeldern zurückſtrahlte, kurz meine körperlichen Funk-

tionen waren nicht normal; ich litt an Appetitloſigkeit, Blutwallungen, Ohrenſauſen und Schläfrigkeit. Meinen Begleitern ging es nicht viel beſſer; Chriſtian, der die ſchwere Arbeit des Vorangehenden bisher verrichtet hatte, klagte, er ſehe alles ſchwarz und konnte ebenfalls nichts genießen; dennoch aber packten wir gegen 10 Uhr unſere kaum berührten Vorräthe reſolut zuſammen, um weiter zu ſteigen, gerade als unſere Vorgänger, eine Kolonne von drei Mann, vom Gipfel zurückkehrten. Der Herr, ein Engländer, beantwortete meinen franzöſiſchen Gruß mit einem verdrießlich klingenden Gebrumm und ſchreckte mich dadurch ab, mein Bischen Engliſch an ihn zu verſchwenden, ſo kurios es mir vorkam, daß zwei gebildete Menſchen, die 4000 Meter ü. M. unerwartet zuſammentreffen, nicht vollen Anlaß haben ſollten, ſich dieſer Begegnung herzlich zu freuen, auch wenn ſie einander vorher nicht vorgeſtellt waren. Mit ſeinen Begleitern dagegen, deren einer, Peter Rubi aus Grindelwald, eine alte Bekanntſchaft von einer verunglückten Attake auf's Gſpaltenhorn her war, tauſchten wir ein paar Worte. Sie kamen vom Faulberg und wollten noch über das Mönchjoch. Mit herzlichem Händedruck und Glückwunſch ſchied ich von den Mannen, mit ſtummem Gruß und dem Gedanken „es muß auch ſolche Käuze geben“ von ihrem Herrn.

Langſam ſtiegen wir bergan, oftmals raſtend, aber je höher wir kamen, deſto mehr traten bei mir die körperlichen Uebel zurück vor dem überwältigenden Eindruck des glanzvollen Bildes, das ſich dem ſtaunenden Auge in immer weitern Kreiſen aufthat. Um 11 Uhr betrat ich den ſchneidend ſcharfen Gipfel mit jenem Hochgefühl des Entzückens, das jeder Darſtellung ſpottet und deswegen dem Laien, der dieſe Reize nie ſelbſt gekoſtet hat, nicht begreiflich gemacht werden kann. Auch die Gedanken und Gefühle, die am langerſehnten Ziele ſich regen, ſind bei der Plötzlichkeit und Gleichzeitigkeit, mit der ſie durcheinander ſchießen und in blitzartiger Flucht ſich kreuzen, ſtreng genommen unſagbar. Meinen Zuſtand wenigſtens in ſolchen Höhen möchte ich als eine Art von Rauſch bezeichnen, der ſich auch körperlich in einer ungeheueren, aber durchaus nicht unangenehmen Nervenaufregung, in einem Zittern aller Glieder äußert. Wie ſich bei dieſem ſeeliſch-körperlichen Proceſſe Sinnliches und Geiſtiges durchdringen und miſchen, das zu unterſuchen und die Elemente des

Vorgangs zu ſcheiden, dürfte eine intereſſante Aufgabe ſein und mehr als eine Wiſſenſchaft betreffen. Material zur Löſung der Frage kann gewiß noch mancher Montaniſt liefern, dem dieſe Zeilen zu Geſicht kommen, auch wenn er weder Profeſſor der Pſychologie noch Arzt iſt.

Die Ausſicht vom Gipfel der Jungfrau iſt unermeßlich und es kommt mir nicht in den Sinn, dieſelbe hier auch nur leicht ſkizziren zu wollen. Andere haben das ausführlich und beſſer, als ich es vermöchte, ſchon gethan. Ich beſcheide mich nur die äußerſten Punkte des Rieſenpanoramas anzugeben, um von dem grandioſen Eindruck deſſelben vielleicht eine ſchwache Vorſtellung zu erwecken. Unſer Auge beherrſchte ſo ziemlich die ganze Schweiz. Die Details der Ebene waren natürlich undeutlich oder unkenntlich, aber der Jura und darüber hinaus Vogeſen und Schwarzwald traten unverkennbar hervor. Die Bergwelt lag vom Montblanc bis zum Bernina deutlich und auch in der Ferne in ſcharfen Formen offen da. Ja über unſere Oſtmark hinaus glaubte ich den Ortler und vielleicht ſogar den Großglockner zu erkennen. Das Wetter war das ſchönſtmögliche, die Temperatur ganz mild*), die Luft von jener Durchſichtigkeit, die dem Regen vorauszugehen pflegt (Mittwoch Nachts traf auch wirklich ein heftiger Sturm ein), der Himmel tiefblau. Eine ſchwärzliche Färbung deſſelben, wie ſie beſonders ältere Reiſende auf hohen Berggipfeln beobachtet haben wollen, konnte ich nicht entdecken und bin nicht abgeneigt, dieſelbe auf Rechnung einer ſubjektiven Empfindung des durch das grelle Licht geblendeten Auges zu ſetzen.

Während ich in dem Reize dieſer Umſchau ſchwelgte, war eine Champagnerflaſche geöffnet worden und bald durchdrang der prickelnde Schaumwein, der in den Bergen aufhört Luxus zu ſein, feurig unſere Adern, die geſunkenen Lebensgeiſter mächtig hebend. Angeſtoßen! Was wir lieben da unten im Thal und hier oben auf den Bergen. Plötzlich ſtößt einer von uns einen überraſchten Ruf aus: „Was kraucht denn da am Mönch herum?“ Und wirklich ameiſenartig anzuſehen ſtrebt eine kleine Geſellſchaft dieſem Gipfel zu. Unſer Zuruf iſt

*) Leider fehlten mir alle Inſtrumente, wie Thermometer, Klinometer u. a., die ein alter „Bergbruder“, der Familienverhältniſſe halber ausblieb, hätte mitbringen ſollen.

nicht minder herzlich, wenn er auch keine Aussicht hat, von ihnen vernommen zu werden und unsichtbar schlang sich über die Kluft, die unüberbrückbar uns trennte, ein Band gemeinschaftlichen Interesses zwischen mir und dem kühnen Herrn Burkhardt von Basel da drüben, der kurz vorher die Jungfrau von der Wengern-Alp aus erstiegen und ohne es zu ahnen, so mein Unternehmen gefördert hatte, noch bevor es entstand. Unser mürrischer Engländer aber wand sich tief unter uns durch die Schründe des Jungfraufirns; so fehlte es auch in dieser Oede nicht an dem wohlthuenden Gefühl menschlicher Zusammengehörigkeit.

Doch die Zeit verstrich, die Sonne näherte sich dem Zenith; wir hatten, mochten wir uns wenden, wohin wir wollten, noch einen weiten Weg und das untergehende Gestirn durfte uns nicht ohne Decken und vielleicht ohne Proviant auf dem Eise verlassen. Peter, der seit dem Sattel die Führung übernommen hatte, mahnte dringend zum Aufbruch. Nach erfüllten Formalitäten nahmen wir Abschied von dem herrlichen Gipfel, ich wahrscheinlich für immer, und schlugen mit der nöthigen Vorsicht den schmalen Rückweg ein. Einige Minuten unter dem Gipfel fragte der an der Spitze gehende Führer mich noch einmal ernstlich, ob ich darauf beharre, die weite, schwierige und nicht ungefährliche Descente nach der Wengern-Alp zu versuchen. Auf mein kurzes Ja schwenkte der brave Mann wortlos ab und bald sausten wir den prächtigen Firnteppich des Hochthälchens zwischen Jungfrau und Silberhorn hinunter der Silberlücke zu.

Der Grat, welcher das Silberhorn mit dem vordern, östlichen Jungfraugipfel verbindet, ist stark zackenförmig ausgewittert und erinnerte mich an die fatalen Thürmchen am Gspaltenhorn; er mag auch, wenn er ganz „ausgeapert" ist, eine heikle Passage sein und Petern war er vom vorigen Jahr her, wo er mit Herrn Tucket, glaub' ich, diese Descente gemacht hatte, in böser Erinnerung; aber heute kamen wir ohne große Schwierigkeiten vorwärts, nur aufgehalten durch starkes Nasenbluten, das sich bei mir in Folge der Erhitzung einstellte, aber durch energische Schneebehandlung bald kuriert war. Um 12 Uhr 30 Minuten standen wir auf der Silberlücke und übersahen mit einigem Bangen ob unseres Nachtquartiers den noch zu machenden Weg. Zur Silbermulde hinunter führte zunächst eine infam steile Firnwand von so jähem Gefäll, daß man bei möglichem

Ausgleiten ſich der tröſtlichen Hoffnung erfreuen konnte, über den Bergſchrund hinweg zu fliegen, der darunter weit offen gähnte.

Dieſer gleichzeitige, ſtille Gedanke ließ uns muthig an's Werk gehen. Immerhin erforderte der Abſtieg die peinlichſte Sorgfalt und viel Zeit, da die im Zickzack gehenden Tritte faſt parallel gehackt werden mußten. Die Stufen, die Herrn Burkhardt zum Aufſteigen gedient hatten, konnten uns, da ſie zu kurze Wendungen machten, nicht dienen. Unten angekommen, erforderte es noch einen tüchtigen Sprung, um auf angenehmeres Terrain zu gelangen. Wir hatten, da wir nur Schritt um Schritt vorrücken und uns jedesmal feſt einhacken mußten, für die kurze Strecke eine volle Stunde gebraucht.

Nach kurzer Raſt und Stärkung ging es weiter. Die Schründe hinter dem „kleinen Silberhorn", wie Peter es nannte, bevor man auf die untere Firnterraſſe des Gießen-Gletſchers kommt, hielten uns weniger auf, als wir von oben gefürchtet hatten und behaglich trollten wir uns dem Gipfel des Schneehorns zu, vor uns die impoſanten Wände des Mönchs, zur Rechten das ſchimmernde Jungfraujoch. Aber meine Gemüthsruhe wurde arg geſtört, als nun mein Auge hinabſah in den Guggi-Gletſcher. Einen ſo gräulichen Wirrwarr von Schründen, einen mit ſo boshafter Conſequenz ausgebildeten Sérac hatte daſſelbe nie erſchaut, ſo weit ich ſchon auf Gletſchern herumgekommen bin. Und da durch müſſen wir. Na nu! Jetzt begriff ich erſt Peter's Frage an dem Scheidewege, die mich dort faſt geärgert hatte, und die Bedenken regten ſich von Neuem, ob ich heute noch mein müdes Haupt auf einen weichen Pfühl niederlegen würde.

Haſtig rutſchten wir ohne Rückſicht auf unſere Toilette über die Schneehornfelſen hinunter und ſtürzten uns mitten in's Gewühl, aber nicht blindlings, ſondern ſorgſam auf die Fährte derer achtend, die vor uns denſelben Weg gewandelt. Sie führten uns an den Rand eines ungeheueren Abſturzes und unten jenſeits des klaffenden Höllenrachens, in welchen die glitzernde Wand auslief, war deutlich der Schnee zerſtampft von Menſchen, die eine Zeit lang rathlos hin und her geſucht haben mußten, wie hinüber und hinaufkommen. Aber unſere Verlegenheit war um ſo viel größer, als das Abwärtsklettern ſchwieriger und gefährlicher iſt, als das Emporklimmen.

Jetzt ging der rechte Tanz erſt allen Ernſtes los. Das Bisherige war Spielerei geweſen gegen das, was uns jetzt bevorſtand. Das „opferlammartige“, wie ein bekannter Montaniſt das Gehen zwiſchen zwei Führern bezeichnet hat, fiel hier entſchieden weg. Meine ſelbſtthätige Mitwirkung war unbedingt nöthig und ich freute mich deſſen. Mit kurzgehaltenem, ſtraff angeſpanntem Seil ging's in die gefährliche Wand hinein. Das Bedenklichſte war, daß ſie Falten und Ausbuchtungen zeigte und ſtellenweiſe das blaue Eis unter dem dünnen Schneeanflug hervortrat. Einem Zuſchauer unſerer Situation wäre wohl das ſchöne Lied von der Flieg' an der Wand in den Sinn oder aber das Grauſen angekommen, je nach Sinnesart und Temperament. „Gieb Acht auf den Herrn“, mahnte Peter, während er die erſte harte Ecke bearbeitete, „wenn er uns entgeht, reißt er uns beide nach!“ Das wußte ich ſelbſt, aber auch, daß ich keine Mahnung nöthig hatte. Als die Arbeit nothdürftig beendet war, wagte ich den böſen Schritt. Es iſt niemals angenehm, mit dem Fuße einen Standpunkt ſuchen zu müſſen den man nicht ſieht; wenn dieſer Standpunkt aber eine Eisſtufe in faſt ſenkrechter Wand iſt, ſo wird der Verſuch noch heikler und helfen konnte mir keiner der beiden. Doch ging's leidlich raſch. Eine zweite ſtärker vorſpringende Ecke kam. „Da bringen wir den Herrn nicht durch“, klagte Peter, „es ſtößt uns ab.“ Die Kante war überhängend und wir waren alle drei bepackt. „Dann probieren wir's an einem andern Ort“, klang die ruhige Antwort zurück. Wir drehten uns mühſam vom Bauch auf den Rücken und concentrierten uns rückwärts. Oben auf dem Rand wieder angekommen, wandten wir uns mehr gegen das Schneehorn zu. Vergebliche Mühe! Hier war vollends alles zuſammengebrochen; ein einzelner Eisthurm ragte Einſturz drohend aus der grauſigen Tiefe empor. Es war ein erſchütternder Anblick auch für einen völlig ſchwindelfreien Kopf. Stumm und etwas niedergeſchlagen kehrten wir an unſern alten Platz zurück. Was jetzt? „Weiter rechts geht's nicht! das weiß ich vom vorigen Jahr her. Hier oder gar nicht.“ Chriſtian und ich wieſen auf die Fußſpuren. „Ja freilich, da ſind ſie herauf und da kommen wir auch herunter“, ſtieß Peter energiſch heraus. Jetzt war ich von dem Gelingen überzeugt. Hie Grindelwald! Hie Lauterbrunnen! Und mit zornigem Eifer hieb der Wackere in's Eis, daß die Stücke nur

ſo flogen. Das Selbſtvertrauen war uns zurückgekehrt und nun wurde auch die zweite Kante ohne Unfall umgangen. Einmal ſo weit, verminderten ſich die Schwierigkeiten Schritt für Schritt und nach harter Arbeit ſtanden wir vor dem letzten Wagniß. Ueberhängend fiel die Wand zu unſeren Füßen 4 bis 5 Meter hoch in den Schrund ab, der jenſeitige Rand der Spalte mochte ebenſoweit entfernt ſein; jetzt galt's die volle Kraft noch einmal zuſammenzuraffen. Peter band ſich los und im gewaltigen Schwung war er drüben. Ich warf ihm Seilende und Pickel nach und ſprang ihn faſt über den Haufen. Weniger glücklich war der Flug Chriſtian's, der ſich auf dem Rande das Haupt ſo derb aufſchlug, daß es ihm noch lange nachher drin dröhnte. Froh, endlich das Schlimmſte überſtanden zu haben, ruhten wir einige Minuten aus, während deren Peter verſicherte, daß ſei noch alles nichts gegen die Schwierigkeiten am Jungfraujoch, worüber ich wie billig in einiges Staunen gerieth, wenn ich dachte, daß eine Dame, Miß Walker, vor wenig Tagen dieſe Paſſage gemacht hatte. Zu einer Entgegnung kam ich aber nicht, da wir eilends wieder aufbrachen. Die Sonne war ſtark im Sinken und noch waren wir „von menſchlicher Hilfe ſo fern". Es hieße die Geduld des Leſers ebenſo ermüden, wie es unſere Beine ermüdete, wollte ich die Kreuz- und Querſprünge beſchreiben, die wir in dem verwünſchten Guggi-Gletſcher noch thun mußten. Wir waren froh, denſelben endlich an der gewöhnlichen Eingangsſtelle verlaſſen zu können, wo wir die Spuren des Bivouak des Herrn Walker fanden; den kreisrunden Eindruck ſeines Zeltes und die Ueberreſte des Feuerheerdes konnte man noch deutlich erkennen. Wir benutzten den gut gewählten Platz, das läſtige Seil abzulegen und unſerm Wein den Reſt zu geben, unbekümmert um die Zukunft. Dann eilten wir den Fuß des Mönchs entlang den bekannten und ſichtbaren Weg weiter. Beinahe hätte uns der Eiger-Gletcher zu guter Letzt noch genarrt. Der Pfad durch ſein Spaltengewirr war Anfangs nicht deutlich und die Nacht brach mit Rieſenſchritten herein. Schon in den Moränen des Guggi-Gletſchers hatte ich die unangenehme Entdeckung gemacht, daß, ſei es aus Ermüdung, ſei es weil ich faſt ſämmtliche Schuhnägel verloren, oder aus beiden Urſachen, mein Fuß den gewohnten Tritt verloren hatte. Die Zeit war nicht dazu angethan, falſcher Scham zu fröhnen, ich ließ mich

von Chriſtian am Handgelenk faſſen und von Kante zu Kante ſpringend erreichten wir das rechte Ufer und mit dem Eintreten völliger Finſterniß die Höhe der Gandeke. Wie ich den Raſen der Alp unter mir ſpürte, ließ die moraliſche Spannkraft, die den durch Anſtrengung, Aufregungen und Mangel an Nahrung erſchöpften Körper bisher aufrecht erhalten hatte, nach; ich knickte widerſtandslos ein und war einige Minuten lang unwohl. Den Reſt der Quälerei über die großſchollige holprige Alp bedeckte mit ihrem Schleier mitleidsvoll die Nacht. Auch die Lauener hatten genug von dem Tag. Um 9 Uhr betrat ich das erſehnte Hotel auf Scheideck. Von dort hatte man unſere Evolutionen an der Silberlücke und im Guggi-Gletſcher mit Spannung beobachtet und empfing mich mit offenen Armen und trockenen Kleidern, was mir beides ſehr wohl that. Doch ließ mich mein körperlicher Zuſtand nur etwas Thee genießen und ich verbrachte eine unruhige, fieberhafte Nacht zum großen Theil ſchlaflos, trotz und vielleicht gerade wegen der Uebermüdung, die ſich beſonders in ſchmerzhafter Spannung der Bruſtmuskeln zeigte.

Dieſe Urſachen dieſer mir nach meinen bisherigen Erfahrungen auffallenden Einwirkung liegen theils in dem Obengeſagten, theils in der Thatſache, daß wir eben doch mit geringen Raſten mehr als 18 Stunden auf den Beinen geweſen waren und unſere Glieder tüchtig geregt hatten. Der Morgen fand mich trotzdem ziemlich friſch und nach 9 Uhr entzogen wir uns den theilnehmenden und neugierigen Fragen, um nach Lauterbrunnen hinunterzuſteigen, wo wir in dem Punkte freilich vom Regen unter die Traufe geriethen. Mein Plan war trotz meiner Zurückhaltung ruchbar geworden, die Spannung war groß geweſen und freudig die Aufregung, als man um Mittagläuten herum unſer auf dem Gipfel anſichtig wurde. „Das Fernrohr ging von Aug' zu Aug'", erzählte der freundliche Wirth zum Staubbach, „und auf meiner Laube ging es aus und ein wie in einem Taubenſchlage." Gerne nahm ich die Glückwünſche der wackeren Leute entgegen im ſtolzen Bewußtſein, einen Weg neu eröffnet zu haben, der mit Unrecht in Verruf gekommen war und dieſem ſchönen Thale ſeine Bedeutung für den Zugang zu unſerm herrlichſten Gipfel gewahrt zu haben. Mögen recht viele der Clubgenoſſen meinen Spuren folgen, wozu ich ihnen meine Begleiter aus vollſter Ueberzeugung als unbedingt zuverläſſige Führer empfehle.

6. Die Besteigung des großen Schreckhorns durch Herrn Edmund von Fellenberg*)
am 4. August 1864.

Die Schreckhörner sind die höchsten Zinnen des zackigen Felskammes, der sich nördlich zum Mettenberge in's Grindelwalderthal, südlich in den Strahlegg-Hörnern zur Mulde des Finsteraar-Gletschers absenkt. Ihre höchste Spitze ist das großе Schreckhorn, das 4080 Meter Meereshöhe erreicht, in der Mitte gelegen zwischen dem kleinen Schreckhorn, 3497 Meter, das man von Grindelwald aus sieht und dem großen Lauteraarhorn, südlich vom großen Schreckhorn zu einer Höhe von 4043 Meter aufsteigend.

Weithin schaut der höchste Gipfel, der überhaupt am meisten nördlich nach Grindelwald zu sich vorschiebt, nach Norden und Nordosten in's Land hinaus und stellt sich den Bewohnern der Hochebene zwischen Alpen und Jura dar als schlanke Felspyramide, die nur in ihren Schründen einige Schneemassen birgt. Vom Faulhorn, ja auch aus der Ebene kann man deutlich zwei größere weiße Flecken unterscheiden; sie werden vom Volk die „verdammten Nonnen" genannt und heißen in neuerer Zeit auch wohl die „weißen Täubchen".

Von entgegengesetzter Südseite, etwa vom Sidelhorn, der Furka und Grimsel aus gesehen, gleicht es einem langen scharf zugeschnittenen Keil. Im Westen von den Sennhütten des Zäsenbergs aus gesehen ergiebt sich das hier mitgetheilte von Herrn von Fellenberg selber aufgenommene Bild. Im Süden steht man, auf der Höhe der Strahlegg angelangt, gerade in der Axe des Gebirgskammes, aus dem dann die scharfe Pyramidenspitze des Schreckhorns aufragt.

Die Steilheit und Zerrissenheit der Schreckhörner brachte sie in den Ruf der völligen Unersteigbarkeit, den sie noch behaupteten, als bereits das Finsteraarhorn sich dem menschlichen Fußtritt hatte beugen müssen. Doch wie das Allergefährlichste am meisten reizt, so hatten auch die Schreckhörner auf die Naturforscher, welche seit

*) Vergl. Jahrbuch des Schweizer Alpenclubs, 2. Jahrgang (Bern, 1865).

1840 auf dem Unteraar-Gletſcher*) ihre Hütte aufgeſchlagen hatten — das Hôtel des Neuchatelois genannt — einen unwiderſtehlichen Reiz geübt und in ihnen den Wunſch rege gemacht, die erſte Fahne auf den höchſten Gipfel zu pflanzen. Am 8. Auguſt 1842 machten ſich die Profeſſoren Deſor, Arnold Eſcher von der Linth und Girard nebſt fünf Führern: Jakob Leuthold, J. Madutz, Bannholzer, Briger und Fahner auf den Weg. Um 6½ Uhr waren ſie ausgezogen und ſchon um 10 Uhr hatten ſie die Höhe der Strahlegg erreicht. Friſcher Schnee, der die Schründe bedeckte, machte Vorſicht nöthig; in die oberen Firngehänge mußten Stufen gehauen werden und nicht ohne Mühe erreichte man den nackten Fels und kletterte dann gegen den gerade vor ſich erhebenden Gipfel empor. In einer Höhe von mehr als 3000 Meter blühten noch an feuchten Stellen die Gletſcherranunkeln (R. glacialis). Nur noch einige hundert Schritt war die Geſellſchaft vom Gipfel entfernt, als ſie auf einen ſpitzen Felszahn gerieth, der vom Hauptkamm durch einen 3,5 Meter tiefen Einſchnitt getrennt war. Der Einſchnitt ſtellte ſich als ein Schneedach dar, das zu beiden Seiten ſteil abſtürzte. Was thun? Einen beſchwerlichen und gefährlichen Umweg machen oder umkehren? oder einen Führer mit dem Seil auf der Spitze des Felſens zurücklaſſen, während die übrigen ſich an dem Seil hinabließen und den Schneeſattel überſchritten? Bannholzer ſollte rekognoſcieren und man wollte ihn eben an das Seil binden, als er, ſchnell entſchloſſen, mit einem Satze auf den Schneefirſt hinabſprang, auf den er rittlings zu ſitzen kam. Allgemeiner Schrei des Entſetzens! Man hielt den Wagehals für verloren. Er aber kehrte ſich nicht an das Rufen und Fluchen der anderen Führer, ſtieg die gegenüberliegende Zacke hinan und erreichte in einigen Minuten die Höhe. Nun folgen, einer nach dem anderen, die übrigen ihm nach. Zuletzt ging es über einen 15 Meter langen ganz ſchmalen Kamm, über den man auf allen Vieren kroch. Selbſt die Führer wagten nicht aufrecht zu gehen. Als ſie aber die vermeintliche höchſte Spitze erreicht hatten, da ſahen

*) Derſelbe wird aus zwei Hauptſtrömen gebildet, deren einer vom Finſteraarhorn, der andere vom Schreckhorn herabſteigt. Dort wurden die Unterſuchungen über die Bildung, Fortbewegung, Veränderung der Gletſcher von Agaſſiz, Deſor und ihren Freunden methodiſch angeſtellt. Die Rieſengeſtalt des Schreckhorns hatten ſie deutlich genug vor Augen.

ſie zu ihrer nicht gerade angenehmen Ueberraſchung, daß ſie noch einen höhern Gipfel ſich gegenüber hatten, von welchem ſie jedoch durch eine nicht zu überſchreitende Kluft getrennt waren. Sie hatten (um $2^1/_2$ Uhr Nachmittags) nur den zweithöchſten Gipfel, das Lauteraarhorn, erreicht — konnten aber immerhin von Glück ſagen, denn die Ausſicht war hell und klar. Das Thermometer (Celſius) zeigte im Schatten 2 bis 3 Grad Wärme, in der Sonne bis 7 Grad. Für die Geologen war es von hohem Intereſſe, auch auf dem Gipfel des Schreckhorns Gneis und Gneisglimmerſchiefer zu finden und ſo die Thatſache feſtzuſtellen, daß alle Hochſpitzen des Berner Oberlandes, die ſich über 3500 und 3700 Meter erheben, aus ſolchem ſchiefrigen Gneis beſtehen, während der Granit nur niedere Kämme bildet.

Die Rückfahrt ging ohne Unfall von Statten und Abends 10 Uhr wurde das Hotel auf dem Aargletſcher erreicht.

Nun vergingen 15 Jahre, bis ein Engländer, Euſtace Anderſon, Anfangs Auguſt ſich zu einer Schreckhornfahrt rüſtete. Mit ſeinen Führern Peter Bohren und Chriſten Almer und drei Trägern ging er von Grindelwald aus, am 5. Auguſt. Das Nachtlager wurde in einer Felshöhle des „Gleckſteines", auf dem Oberberge am Fuß des Wetterhornes gehalten. Da am andern Morgen der Regen fortdauerte und das Wetter ſich erſt am Nachmittag klärte, mußten die Reiſenden wieder ein Nachtquartier auf höher gelegenen Felſen ſuchen. Wiederum eine ſtürmiſche regneriſche Nacht; gegen 2 Uhr brach der Mond aus dem Gewölk und ſie ſahen das rieſige Schreckhorn ſich gerade gegenüber. Am Morgen des 7. Auguſt kletterten ſie wieder aufwärts über ſteile Felsrücken und zerklüftete Eishänge bis zu dem großen Firnplateau, das ſich am Fuß des Wetterhornes hin bis zu dem Lauteraarſattel erſtreckt, welcher den oberen Grindelwald-Gletſcher vom Lauteraar-Gletſcher trennt. Dem großen Schreckhorn ziemlich nahe gekommen, ſahen ſie einen mächtigen Schrund vor ſich, der ſie vom Gipfel trennte. Während ſie die Spalte unterſuchten, ſtürzte eine Lawine herab, welche ſie mit Schneeſtaub überſchüttete und ſelbſt in die Taſchen eindrang. Bald darauf folgte noch eine kleinere Lawine nach und nun entſchloß man ſich, zurückzugehen, da ſelbſt bei glücklicher Ueberſchreitung der Spalte der friſch gefallene Schnee auf den Firnhängen zu fürchten war. Die Geſellſchaft wandte ſich dem kleinen Schreckhorn zu, deſſen Spitze ſie um 3 Uhr Nach-

mittags erklommen und von der sie nach dem Kastenstein und unteren Grindelwald-Gletscher zurückkehrten — die erste Ueberschreitung der Schreckhornkette von Ost nach West.

So waren denn die beiden Außen-Forts der großen Schreckhornfeste erobert. Herrn Leslie Stephen von Cambridge blieb der Ruhm vorbehalten, am 16. August 1861 auch den höchsten Gipfel des Schreckhorns zu erobern. Seine Führer waren Christian und Peter Michel und Ulrich Kaufmann von Grindelwald. Nachdem sie (am 15. August) längs dem unteren Grindelwald-Gletscher bis an den westlichen Fuß des Mässihorns aufgestiegen waren, wählten sie ihr Nachtlager am Kastenstein, einem überhängenden Felsblock unterhalb des Kastenstein-Gletschers. Um 4 Uhr des Morgens wurde aufgebrochen und mühsam genug der westliche Abhang des Berggrates erklettert. Der Firn war gefroren und so konnte man über manchen Spalt hinwegschreiten, den der feste Schnee überwölbte. Das Erklettern der obersten Spitze war nun wegen des losen Gerölles nicht ohne Gefahr, doch ohne Unfall ward der Gipfel Mittags 12 Uhr erreicht. Eine volle Stunde durften sie oben weilen und auf ihren wohlverdienten Lorbeeren ruhen. Die Luft war so ruhig, daß sie mit einem Zündhölzchen ihre Pfeifen anzünden konnten; die Temperatur mild; kein Nebel oder Wölkchen trübte ihnen den Genuß der großartigsten Aussicht. Nachdem ein Steinmannli errichtet und das Dokument der Ersteigung in einer Glasflasche ihm anvertraut war, begann der Rückzug, der nun aber viel schwieriger und mitunter lebensgefährlich wurde wegen des erweichten Firns und der klaffenden Schründe. Ueber den Gletscher konnten sie nicht mehr zurück; sie schlugen sich nach der Strahlegg durch und bezogen zum zweiten Mal ihr Nachtquartier am Kastenstein. Am dritten Tage langten sie glücklich in Grindelwald an.

Die Führer des Herrn Stephen hatten einstimmig die Ersteigung des großen Schreckhorns für die schwierigste im ganzen Gebiet der Berner Hochalpen erklärt; das schreckte jedoch drei rüstige Schweizer Bergsteiger, die Herren Professor Aebi, Edmund von Fellenberg und Pfarrer Gerwer aus Grindelwald nicht ab, dem kühnen englischen Reverend zu folgen und das große Schreckhorn gleichfalls in Angriff zu nehmen.

Nun möge Herr von Fellenberg uns von seiner Fahrt erzählen.

Der Spätherbst 1863 hatte den verschiedenen Gletscherfahrten unserer Alpenclubisten ein Ende gemacht und einer nach dem andern traf im Hauptquartier ein, um seine Abenteuer und Irrfahrten auf die langen Winterabende hin zu verarbeiten. Hierbei konnte es nicht fehlen, daß dieser oder jener diesen und jenen Plan für das nächste Jahr, sei es in begeisterter mündlicher Rede oder in wohlgerundetem Aufsatz zwischen den Zeilen durchschimmern ließ. Da traf es sich auch bald, daß einige gleichgesinnte Catilinarier im Geheimen sich gegen denselben Potentaten verschworen hatten und da die Clubisten dem Principe viribus unitis huldigen, so wurde von dem Triumvirat: Professor Dr. Aebi, Pfarrer Gerwer in Grindelwald und mir ein Attentat auf die Zwingburg des Schreckhorns beschlossen. Die Ausführung des Planes sollte so früh in der Jahreszeit als möglich geschehen, da wir alle etwas darauf hielten, wenigstens die Zweiten in der Besteigung zu sein.

Mit den Vorbereitungen und der Bestellung der Führer war Pfarrer Gerwer beauftragt worden, da er dies an Ort und Stelle am besten besorgen konnte.

So trafen wir denn Anfangs August 1864 im gastlichen Pfarrhaus zu Grindelwald zusammen, um zur Ausführung unseres sehnlichst gehegten Lieblingsplanes zu schreiten. Ich war eine Woche früher eingetroffen und hatte die schönen Tage Ende Juli zu einer Begehung des Vieschergrates benutzt. Das kleine Viescherhorn hatte sich ergeben müssen und nachdem ich den Walliser Viescher-Gletscher mit seinen Trabanten in seiner ganzen Länge begangen hatte, kehrte ich von Lax aus über das Mönchsjoch zurück nach Grindelwald und traf daselbst am 31. Juli ein. Aebi war schon da. Einen Ruhetag nach drei Bivouacnächten mochte man wir wohl gönnen und so benutzte Aebi den wolkenlosen Montag des 1. August zu einer Rekognoscierung in der Richtung des Schreckhorns, um über Zustand und Menge des Schnees mit Peter Michel zu berathen. Die Meinung Michel's war, die Felsen seien noch nicht so weit „ausgeapert", als es wünschenswerth wäre, jedoch sei es alter Schnee und im ausgezeichneten Zustande und er rathe zu sofortigem Aufbruch.

Dienstag hatte sich das Wetter etwas verändert, so daß wir ihm nicht recht trauten. Als aber Mittwoch früh der Himmel wieder

wolkenlos war, ließ man die Mannſchaft ein- und aufpacken und um 11 Uhr Mittags brachen wir auf, von den wärmſten Glückwünſchen des Hauſes begleitet. Als Führer fungierten Peter Michel, Peter Inäbnit und der junge vielverſprechende Peter Egger; als Träger kam von Grindelwald aus mit dem Kochapparat, den Decken und reichlichem Proviant Peter Gertſch mit, während unſer zweiter Träger, Chriſten Bohren, uns an der Bäregg erwartete.

In faulem Schlendrian, viele Schweißtropfen vergießend, einer Menge Touriſten begegnend, ſchlenderten wir mühſam den Weg zur Bäregg hinan. Es war 12 Uhr 30 Minuten. Dort labten wir uns bei unſerem zweiten Träger, der die Wirthſchaft führt, an herrlich friſchem Biere und erfreuten uns des ſchönen Blicks auf das freundliche Grindelwald hinab, dem Freund Gerwer, der Lieben daheim gedenkend, einen etwas wehmüthigen Gruß geſandt haben mag. Ein Franzoſe ergötzte uns mit ſeinen naiven Fragen über Entfernungen und Höhenverhältniſſe, worin er in dieſer ihm ganz neuen Welt an Begriffsloſigkeit nur noch von ſeiner Frau, einer luſtigen Pariſerin, übertroffen wurde. C'est bien gentil! ces montagnes! . . . Endlich iſt Chriſten Bohren auch parat und auf ſeiner ſchwerbepackten Tragbütte glänzt der kupferne Kochkeſſel, der uns noch viel Gaudium bereiten ſollte.

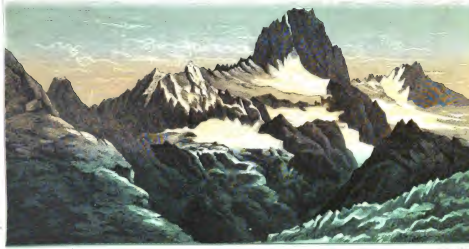
Wir brachen 1 Uhr 20 Minuten auf. Unſer Weg iſt vorläufig der vielbeſprochene und allbekannte Weg zur Strahlegg, da Michel beſchloſſen hat, den Kaſtenſtein nicht zum Nachtquartier zu wählen, ſondern bedeutend höher ein Bivouac zu beziehen. Wir ſteigen die ſteilen Grasſtufen der Zäſenberg-Schafweide hinan, wo wir von einer Menge langhaariger Ziegen angemeckert werden. Dann überſchreiten wir mehrere Wildbäche, drängen uns auf ſchmalem Band um eine Felſenecke und da uns die Seitenmoräne des Grindelwald-Gletſchers weiter forthilft, haben wir noch einen ſteilen Felſenhang zu erklettern, um auf die Ebene des „Ober-Eismeers" zu gelangen. Hier wäre uns bald etwas Fatales begegnet. Voran ging Michel, dann Aebi, Inäbnit und wir übrigen dicht hinterher, um die lockeren Steine, die ſich unter dem Fußtritt der Felſen löſen, gleich beim Anfang der Bewegung aufzuhalten. Am Fuße der Wand ſtehen noch die beiden Träger mit den ſchweren Tragkörben, um ein wenig auszuruhen. Plötzlich löſt ſich unter den Füßen eines der Vorderſten der Kolonne

ein Stein los und poltert an uns vorbei der Tiefe zu. Keiner von uns kann ihn auffassen und in polternden Sprüngen fliegt er gerade der Stelle zu, wo unten die beiden Träger stehen. Wie im Nu drehen wir uns um und rufen einstimmig: „Achtung da unten!“ den sorglosen Trägern zu. Gertsch sehen wir sich ducken und dicht über ihn hinweg fliegt der Stein, — gerade dahinter muß Bohren stehen! — ein dumpfer Schlag — es hat ihn getroffen! Gertsch springt hinzu und athemlos stehen wir einige Minuten da. Schon ist Michel die halbe Höhe des Felsenhanges hinuntergesprungen, als Gertsch wieder erscheint und uns mit dem Ruf tröstet: „Es hat ihm nichts gethan, aber dem Kessel!“ Bald erscheint auch Bohren und windet sich mühsam herauf zu uns, zeigt uns lachend den neuen Kessel, der die volle Wucht des Geschosses erhalten hatte und mehrere breite Risse und zahllose Beulen zeigte. Auf unsern Zuruf hatte sich Bohren noch unter den Tragkorb ducken können, als der Stein mit voller Kraft den Kessel trifft und ihm den Tragkorb von den Schultern reißt. Besser, unser Kessel ist zu einem Sieb geworden, als der Schädel des armen Bohren.

Um $4^1/_2$ Uhr stehen wir am Rande des oberen Eismeeres, wo wir noch schnell vor dem strengen Ansteigen gegen unseren noch hoch über uns liegenden Nachtlagerplatz etwas genießen wollen. Schon senkte sich die Sonne und goß ein gelbliches Licht auf die uns gerade gegenüber im röthlichen Scheine strahlenden Gneiswände des Groß-Schreckhorns, des doppelgegipfelten Näffihorns, des Klein-Schreckhorns und des entfernteren dreigipfligen Mettenberges, während die braunen Wände des Groß-Lauteraarhorns schon im Schatten stehen. Hier, wo wir die ganze Schreckhornkette in Front hatten, entspann sich ein kleiner Streit über die Namen der Gipfel, welche jetzt (siehe die Zeichnung) so festgestellt sind:

1. Groß-Lauteraarhorn, 4043 Meter. Hierauf folgt ein tief eingesenkter Grat, der Schreckhorngrat, an dessen Fuße, südlich von der Strahlegg, nördlich vom Groß-Schreckhorn eingeschlossen sich der Schreckgletscher herabzieht.

2. Groß-Schreckhorn, 4080 Meter. Von diesem hängen zwei Gletscher hinunter zum Grindelwald-Gletscher; ferner der Kastenstein-Gletscher südlich und der kleine Schreckfirn, der schon an den Fuß des Näffihorns stößt.



Das Schreckhorn.

3. Näſſihorn, zwei Spitzen 3749 Meter und 3686 Meter bilden einen hausdachähnlichen Giebel mit zwei hervorragenden Ecken. Am Fuße des Näſſihorns liegt der ſekundäre Näſſi-Gletſcher.

4. Klein-Schreckhorn, 3497 Meter. Der bekannte thurmähnliche Gipfel, der in ſeiner Form an das Groß-Schreckhorn erinnert und den Mettenberg überragt; überall von Norden ſichtbar.

5. Mettenberg, 3107 Meter, mit drei deutlich eingeſchnittenen Gipfeln; von Grindelwald iſt aber nur der nördlichſte ſichtbar.

Mit Leichtigkeit wurde das ganze flache Ober-Eismeer überſchritten und bald ſtanden wir am Fuße einer weit ſich hinaufziehenden überſchneiten Schlucht, deren Grund mit Lawinenſchnee angefüllt war. Es iſt dies einer der Hauptlawinenzüge des Schreckhorns. Jedoch war ſo ſpät am Tage und in dieſer Jahreszeit nichts zu fürchten. Der alte Lawinenſchnee war hart und obgleich die Neigung kaum unter 40° war, rückten wir doch in raſchem Zickzack in die Höhe.

Rechts von uns hing ein den Einſturz drohender abgeriſſener Gletſcher, von dem wohl großentheils die umherliegenden Eisblöcke herrühren mochten. Links erhoben ſich Klippen über Klippen der rieſigen Feſtungsmauern des Schreckhorns. Wir mochten ein Drittel der Höhe in dieſem Lawinenzug emporgeſtiegen ſein, als plötzlich rechts vom Bruchgletſcher her und ziemlich hoch über uns ein ſcharfer raſchelnder Ton erklang. Wir blicken in die Höhe und ſehen einen Felsblock, der zuerſt über eine Platte langſam herunterrutſcht, dann ſich mehrere Male überpurzelt, mit einem Sprung über die ſenkrechte Wand herunterſtürzt und nun in rotierender Bewegung die Eisſchlucht herab direkt auf uns zufliegt. Zum Glück waren wir nicht angebunden und im „Hui“ ſtoben wir auseinander, der eine rechts, der andere links ausweichend. Eine Sekunde ſpäter und der wohl 1 Meter im Durchmeſſer haltende Block ſauſt mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel mitten durch unſere Kolonne und überſchüttet uns mit aufgeſpritztem Firnſchnee. Einmal an uns vorbei, ſenden wir ihm einen lauten Jauchzer in die Tiefe des Grindelwald-Gletſchers nach, in welcher er in den nächſten drei Sekunden verſinkt. Dies war die zweite Warnung ſchelmiſcher Kobolde des Berges, doch von jetzt an ſchien uns das Schreckhornmannli gnädig annehmen zu wollen und ließ uns in Ruhe.

Schon brach die Nacht herein, als wir den oberen Rand des Lawinenzuges erreichten und rechts über Felsgetrümmer emporsteigend, gelangten wir 7 Uhr 40 Minuten auf einen mit Trümmern bedeckten Platz am Fuß einer Felswand. In der Nähe tröpfelte Wasser vom Felsen herunter, so daß wir beschlossen, hier zu bivouakieren. Steine waren rasch zu einer kleinen Terrasse zusammengetragen, ein kleiner Kochheerd aufgebaut und die Besorgung der Küche Gertsch und Bohren überlassen. Bald loderte ein lustiges Feuer und nachdem jeder seine Nachttoilette gemacht, d. h. alles Warme, was er an Kleidern haben mochte, angezogen, wurden die Pfeifen angesteckt und nun erwarteten wir auf Decken ausgestreckt oder niedergekauert die versprochene Abendsuppe.

Das dauerte jedoch lange. Natürlich mußte der riesige Kochkessel ausgebessert werden und meine geologischen Hämmer verrichteten Kupferschmiede-Arbeit. Darauf ward aus Käse und Brodkrumen ein Teig bereitet und mit diesem die Risse verpicht. Allerdings hielt sich das Wasser, bis es warm wurde, im Kessel, ohne auszufließen; dann wurde jedoch die Käsepaste aufgelöst und alles Wasser lief in's Feuer. Statt einer warmen Suppe bekamen wir nasses Holz, so oft wir auch unsere Versuche der Verklebung erneuerten. Nun kam Imäbnit auf die geistreiche Idee, mittelst eines Hosenknopfs und zweier kleiner Nägel den wichtigsten Riß zusammenzunähen. Sobald jedoch das Wasser sich erwärmte, sprengte es den Knopf heraus und die beiden Nägel gingen verloren. Die Kocherei wurde aufgegeben.

Professor Aebi hatte eine kleine Spiritusmaschine mitgebracht; diese hielt sich gut und in kurzer Zeit schlürften wir mit Behagen einige Becher warmer Chokolade. Hierauf legte sich einer nach dem andern, den Kopf auf den Habersack gestützt und in seine Decken eingehüllt, nieder. Herrlich funkelten die Sterne am dunkeln Nachthimmel, das Rauschen der Gletscherbäche wurde allmählich schwächer und auf wenige Stunden schlief einer nach dem andern ein.

Es mochte etwas nach Mitternacht sein, als Aebi sich zu rühren begann; da er vor Kälte nicht schlafen konnte, so wurde die Kaffeemaschine wieder in Thätigkeit gesetzt und eine Flasche Rothwein mit Zucker gekocht. Uns Schlummernden war der Genuß eines Bechers Glühwein eine liebliche Ueberraschung, für die sich auch die Führer

begeiſterten. Dann kauerten wir uns wie Häringe noch dichter zuſammen, um der Wirkung des ſcharfen Morgenwindes zu widerſtehen. Als wir die Augen aufſchlugen, war Gertſch ſchon wieder bemüht, das noch glimmende Feuer anzufachen; im Oſten dämmerte bereits der Morgen.

Ein prachtvoller wolkenloſer Tag brach Donnerstag den 4. Auguſt an. Von den leichten Föhnſchäfchen, die geſtern über Mittag den Himmel überzogen, war heute keine Spur mehr zu ſehen; die große Kälte war uns ein Zeichen, daß die Biſe (Nordoſt) wieder dominierte. Allmählich rötheten ſich die Spitzen der Vieſcherhörner, während der eisbepanzerte Vieſchergrat noch in blauen Schatten gehüllt blieb. Das Finſteraarhorn leuchtete golden in die ſchlummernden Thäler hinab und auch der entferntere Mönch war ſchon roſenroth erhellt, als wir unſere halberſtarrten Glieder ſchüttelten und nach genoſſenem Frühſtück — Chokolade nebſt Brod und Fleiſch — uns zum Hauptwerke rüſteten. Alles überflüſſige Gepäck wurde zurückgelaſſen; zwei kleinere Reiſetaſchen und ein Haberſack, das Fahnentuch, die nöthigen Stricke und Eisbeile wurden mitgenommen; auch meine alte Botaniſierbüchſe, in welche Brod und einige Eier verpackt wurden.

Um 5 Uhr brachen wir auf. Zuerſt wurde die kleine Felswand gleich über unſerem Lagerplatze erklommen und einige Steintrümmer, eine Art unausgebildeter Moräne, führten uns auf die Höhe des Gletſchers, welcher den Keſſel zwiſchen der Strahlegg, dem Schreckhorn und Lauteraarhorn in weitem Halbkreis ausfüllt. Der Schnee war noch hart gefroren und ſo ging es ziemlich leicht über den auf der Seite des Schreckhorns wenig zerſpaltenen Gletſcher. Je näher den Felſen, deſto größer die Steigung — um $6\frac{1}{2}$ Uhr hatten wir den unterſten Felſen erreicht.

Unterdeſſen war es heller Tag geworden und die Ausſicht dehnte ſich aus, beſonders feſſelten uns die ſilberglänzenden Vieſcherhörner und das mehr und mehr wachſende Finſteraarhorn. Wir banden uns feſt. Michel als Hauptmann voran, dann Pfarrer Gerwer, Egger, Aebi, dann Inäbnit und ich. Wir waren in der Höhe des Strahleggpaſſes und nun erſt begann die Arbeit. Zwar bogen wir in kleine ſehr ſteile Schneefelder ein, die noch ganz gefroren, mit Leichtigkeit überwunden wurden. Doch bald wurde das Gehänge ſo ſteil, daß wir in ein Couloir gedrängt wurden, in deſſen kaminartiger

Höhlung wir hartes Firneis fanden. An den unterſten Felſen dieſer Eiskehle wuchs noch eine Androsace glacialis (Gletſcherblümchen, in Graubünden Gemsblümchen) circa 3300 Meter hoch, die letzte Phanerogame, die wir trafen. Auf allen Vieren mit Arm und Bein und Bruſt und Knie den Schreckhorngneis liebevoll umarmend, glichen wir Lurchen, die an den Felſen des Schreckhorns hinaufkrabbelten. Hier erſt ſahen wir ein, daß wir zu wenig Seil hatten und bereuten, das zweite Gletſcherſeil zurückgelaſſen zu haben. Ließ man nämlich die Vorderſten ein Stück weit vorankletten, bis Michel irgendwo auf einige Centimeter breitem Vorſprung feſten Stand hatte, ſo war ſehr oft der Abſtand zwiſchen den Kletternden zu kurz und die Hinterſten der Kolonne wurden plötzlich mitgeriſſen und mußten abſetzen, wo ſie keinen feſten Stand erhalten konnten. Da hörte man denn: „Michel, habt Ihr feſten Stand?“ „Ja, mir nach!“ — „Halt da oben, wir ſind noch nicht nach!“ — Wart', Aebi, noch ein wenig, das Seil reißt mich herunter!“ „Egger, habt Ihr Stand?“ — „Jetzt zieht an!“ — „Halt Spießpeter, ich bin noch nicht nach!“ u. ſ. w.

Wären wir immer auf Felſen geblieben, ſo hätten wir beſſer gethan, unangebunden zu klettern; aber da, wo die Gneistafeln ſo ſteil und hart wurden, daß kein Vorſprung für Hand oder Fuß zu finden war, ſchlugen wir uns in die Eiskehle und es mußten im klarſten härteſten Eis Stufen gehauen werden. Am ſchwierigſten war es, vom Eis auf die Felſen überzuſteuern, weil da die Vorderſten ſchnell auf einen ſicheren Vorſprung ſich retten wollten und die Hinterſten, wohl oder übel, im Zickzack über die unregelmäßigen Tritte weggeriſſen wurden.

Wir mochten zwei Stunden uns in dieſem Couloir, bald auf der linken Seite über die Felſen, bald in der Mitte über das Eis emporgearbeitet haben, als Michel mit ernſter Miene Halt gebot. Wir waren auf einem kleinen Felsvorſprung angelangt. Nicht ohne Grauſen überſahen wir den bereits zurückgelegten Weg und die ſtellenweiſe bis zu 60° geneigten Felſen, nicht ohne Beklemmung tauchte der Blick in den Abgrund, des Rückwegs gedenkend. Offenbar ſann Michel über den nun einzuſchlagenden Weg nach; er durchmuſterte die zahlloſen nackten Riffe, die gegen den noch unſichtbaren Grat in immer wilderen Horngeſtalten emporſtarrten. Bis zu dieſem Punkte waren wir in derſelben Rinne emporgeklettert, wie drei Jahre

zuvor L. Stephen. Da aber die Felsen weit mehr beeist, weniger „aper“ waren, so wurde jedes weitere Vorrücken in südöstlicher Richtung der Eisschlucht unmöglich. Lange Eiszapfen und eine dünne Decke durchsichtigen Eises deckten die glattgeschliffenen Fluhbänder, und da, wo Stephen lockere Trümmer und trockene Felszacken angetroffen hatte, ragten kaum angreifbare Platten aus dem Eispanzer.

„Wir müssen uns rechts gegen den Sattel halten und sehen, ob wir da hinauf mögen!“ meinte Michel. Ohne Widerrede nahmen wir sein Kommando an, da wir alle ziemlich apathisch gestimmt waren und einer nach dem andern in der warmen Sonne eingenickt war. Inäbnit war etwas unwohl geworden und Freund Gerwer spürte gleichfalls die Folgen der Ueberanstrengung in dünner Luft; er klagte über Uebelkeit und Fieber. Nur Egger war immer gleich frisch und elastisch gestimmt; er rüttelte uns mit einem fröhlichen Jauchzer aus unserer Schlafsucht: „Rumme geng füferli gweiggelet!“ **) meinte er und mit neuer Kraft und Hoffnung schlugen wir uns in eingehauenen Stufen über das Eisconloir auf die rechtsseitige Felsrippe.

Hier kamen wir eine Zeit lang rascher fort, aber bald wurden die Felsen so steil und glatt, daß mit größter Vorsicht operiert werden mußte. Eine böse Viertelstunde stand uns bevor, bis wir das obere Ende der Eisschlucht zum zweiten Mal passiert hatten. Da jauchzte Michel, hinter einem Felszacken verschwindend, laut auf: „Der Grat ist nicht mehr weit!“ und nachdem einer nach dem andern am Seile aufgehißt worden war, standen wir am Rande eines abschüssigen Schneefeldes, über welches wir in wenigen Minuten eilend den Grat oder Sattel erreichten.

Es war 12 Uhr. Ungetrübt schien die Sonne am wolkenlosen schwarzblauen Himmel und mit Entzücken durchmusterten wir den ganz neuen Horizont. Die herrliche Gruppe der Wetterhörner, Berglistock und Lauteraarsattel trat plötzlich zu unseren Füßen hervor und die ganze Welt östlicher Gebirge, sowie schon die Häupter der Penninischen Alpen und der alte Montblanc ließen ahnen, was uns

**) Nun geh' säuberlich gewiegt.

auf dem Gipfel erſt zu Theil werden ſollte. Wir ſtanden auf dem tiefſten Punkt der Einſattlung zwiſchen Schreckhorn und Groß-Lauteraarhorn. Letzteres erhob ſich in zahlreichen furchtbar zerriſſenen Nadeln als Gipfel eines langſam aufſteigenden Grates noch 100 Meter über unſern Standpunkt; erſteres ſtarrte in jäher Kegelform wohl noch 150 Meter hoch uns entgegen.

Einen Schluck Wein und auf zum letzten Sturm! Der Grat zog ſich eine kurze Strecke weit als Firnkante fort. Dann kletterten wir über den ſchmalen Kamm der wieder recht locker gethürmten Gneistafeln, die hier ſchneelos guten Griff gewährten, unaufhaltſam empor. Rechts und links öffneten ſich die wohl 1300 Meter tiefen Abgründe. Ein Felskegel nach dem andern wurde für den wahren Gipfel gehalten. Hatte man einen Zacken erreicht, ſo ſtarrte ein zweiter in den azurblauen Himmel. „Hier ſind wir mit Stephen auf den Grat gelangt!“ ruft Michel und zeigt uns eine leere Weinflaſche, die zwiſchen zwei Platten noch unverſehrt ſich ihres Daſeins freut. Es war hier die Ausmündung eines andern Couloirs, welches mit unſerem etwa 300 Meter tiefer in einem ſpitzen Winkel zuſammentrifft. Heute wäre es wegen der übermäßigen Vereiſung nicht gangbar geweſen.

Noch liegen zwei höhere Zacken vor uns, der Grat wird ziemlich beeiſt, der Schnee bildet eine ſtarke Gwächte. Der zweite Zacken iſt erreicht — ah! Da liegt vor uns, nur um ein Geringes höher, der heißerſehnte Gipfel! Dort glänzt ſchon die alte Fahnenſtange und guckt das Steinmannli aus dem Schnee hervor! Aber ein ſchrecklich ſchmales Grätchen mit luftiger lockerer Schneegwächte führt zum Gipfel, auf beiden Seiten bodenloſe Abgründe. Wir ſetzen uns lautlos neben einander nieder und ſchauen uns mit großen Augen fragend an: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp'?“ Michel beſinnt ſich nicht lange, löſt ſich und Egger vom Seil ab und leichten Fußes betreten die beiden Kühnen den grauſigen Grat. Die Schneegwächte iſt gefroren und hält feſt; an einzelnen Stellen wird ſie mit dem Beil weggeſchlagen, noch einige Schritte und die beiden ſtehen auf dem Gipfel des Schreckhorns!

Schnell hat Michel das Fahnentuch entrollt, befeſtigt es an die alte Fahnenſtange und in wenigen Minuten ſind beide wieder an unſerer Seite. Während ſie uns wieder an's Seil binden, bemerkt

Inäbnit einige ſchwarze Punkte auf der Höhe der Strahlegg! Sind's Gemſen oder Menſchen? Wir nehmen das Fernrohr und entdecken fünf oder ſechs Mann. Ein Jauchzer aus allen Kehlen wird in die Tiefe entſandt. Sie haben uns gehört, bleiben ſtehen und einige ſchwache Juahoo! dringen zu uns herauf. „Das iſt Michael Anderegg's Stimme!“ behauptete Michel, „der wohl mit Fremden heute von der Grimſel kommt“. Mehrere Mal antworten wir und wird uns geantwortet, und welche Launen des Schickſals! Niemand anders, als Herr Leslie Stephen ſelbſt, der erſte Beſteiger des Schreckhorns, der gerade heute nebſt zwei andern Engländern und den Führern M. Anderegg und P. Bohren wieder die Strahlegg paſſirt, muß Zeuge der zweiten Beſteigung ſein. Er ſoll unwillkürlich den Boden geſtampft und uns zu allen Geiern gewünſcht haben.

Doch es zog uns mächtig, die letzten ſchwierigſten Schritte zu thun. Mit äußerſter Vorſicht betraten wir das heikle Grätli mit einem Fuß auf dem einige Centimeter breiten Gneis uns einbohrend, mit dem anderen auf 6 bis 10 Centimeter breite Steine abſetzend, während der Arm die Gwächt umklammert. An zwei Stellen war die Gwächte abgefallen und die lockeren Platten mit einer Eiskruſte überzogen; da mußten wir halb kriechen, halb reiten. Noch neun Stufen über eine ganz kleine Schneefläche und wir ſtehen jubelnd auf der allerhöchſten Spitze des Schreckhorns!

Ich glaube, das erſte Gefühl, welches ein jeder in dieſem Augenblicke, in dieſer ſeligen Siegesſtimmung in ſich trug, war das der Dankbarkeit gegen eine gütige Vorſehung, die uns glücklich ſo weit gebracht. Die gegenſeitige Beglückwünſchung äußerte ſich in ſtummem Händedrücken. Dann brachen wir das Schweigen der überwältigenden anbetenden Stimmung durch mehrmalige Hurrahs und die erſte Thätigkeit war, unſere liebe eidgenöſſiſche Fahne vollends an die noch ganz unverſehrte Fahnenſtange zu nageln. Von der erſten Fahne war auch kein Fädchen mehr vorhanden, nur die Nägel ſtaken ungeroſtet noch im Holze. Das Steinmannli ragte höchſtens einen Meter aus dem Schnee hervor und ſchien in ſich ſelbſt zuſammengeſtürzt zu ſein. Von der Flaſche der erſten Beſteigung fanden wir nichts, da ſie wahrſcheinlich im unteren Theil des Mannlis feſtgefroren war. Es war genau 2 Uhr 15 Minuten, als wir den Gipfel betraten.

Wir nahmen Platz auf dem größeren der „Tübeli“ (Täubchen), das ein gegen Norden etwas geneigtes Schneefeld von 15 bis 20 Meter Länge und 6 bis 10 Meter Breite ist und für mehr als 100 Personen Raum gewährt. Nun heraus mit dem saftigen Geflügel und dem Champagner! „Angestoßen auf das Schreckhorn und — Herr Wohlehrwürden — auf gesundes Wiedersehen der Frau Pfarrerin und der lieben Kleinen im freundlichen Pfarrhaus drunten! Heute taufst Du Deinen ältesten Gemeindegenossen, den letzten aller Heiden im Land!“ Eine Viertelstunde war verflossen mit Untersuchung des nächst Greifbaren und mit Speisung des ermatteten Körpers.

Nun aber hoben wir die Augen auf und versenkten uns in den Genuß der unvergleichlichen Aussicht. Noch kein Wölkchen am Himmel, wohl aber eine schneidende Bise, daher in der entfernteren Ebene und dem Hügelland ein veilchenblauer Duft und nichts sichtbar; aber die Bergwelt bis in die entferntesten Einschnitte unverhüllt vor Augen! Aus dem blauen Duft der Ebene und des Hügellandes ragen die drei Wetterhörner hervor, über denen wir mit Adlersfittigen schweben, zwischen ihnen hindurch erglänzen Theile des Vierwaldstättersee's; Rigi und Pilatus und mancher grüne Hügel ist darin eingerahmt. Zu den Füßen der Wetterhornsbrüder dehnt sich der weite Kessel des obern Grindelwald-Gletschers bis zum scharfen Felsenwall des Lauteraarhornsattels, welcher in wüsten öden Zacken zum Bergstock anwächst, aus.

Das ist die eine Gruppe. Die zweite, nicht minder erhabene und großartige, wird gebildet von der herrlichen Kette der Vieścherhörner, vom Finsteraarhorn bis zum Eiger. Durch einen Abgrund getrennt, dessen Boden nirgends sichtbar, starren uns die firnbekleideten glänzenden Vieścherhörner unmittelbar entgegen; der Vieśchergrat verbindet zwei finstere Gesellen miteinander, das gewaltige Finsteraarhorn, dessen dunkle Felspyramide uns noch bedeutend überragt und die kahle Kalktafel des messerscharfen Eigers.

Hinter dieser Kette ragen die Grünhörner und die Walliser Vieścherhörner hervor; das große Grünhorn erscheint besonders imposant und wetteifert in seiner Herrlichkeit mit dem Aletschhorn. Bezaubernd und grauenerregend zugleich ist der Blick auf das untere Grindelwalder Eismeer und den chaotischen Eiskessel des Grindelwalder Vieścher-Gletschers, von welchem wir durch eine 1600 Meter

hohe Luftſäule getrennt ſind. Wie winzig nimmt ſich von hier das Zäſenberghorn aus! Wie gequält ſcheinen die Eismaſſen des Grindelwald-Gletſchers aus ihrer engen Felshöhle herausgepreßt zu werden!

Nordwärts überſehen wir zunächſt die kahlen Felsgräte der Schreckhornkette bis zum Mettenberg, darüber hinaus die Faulhornkette und den Rieſen, gebadet in einen glitzernden Streifen Thunerſee.

Gegen Süden wird ein Theil der Ausſicht durch den Grat des Groß-Lauteraarhorns verdeckt, doch tauchen rechts und links von dieſem Zwillingsbruder des Schreckhorns zahlreiche Gipfel von Nah und Fern hervor bis zum Tödi und der Bernina-Gruppe. Die Koloſſe der Walliſer Alpen ſind faſt alle ſichtbar. Ueber die Einſenkung des Mönchſattels lugt die abgeſtumpfte Pyramide des Mönchs hervor, von den ſcharfen Kanten der Jungfrau flankiert und wiederum haftet der Blick auf dem eleganten, auf ſeiner Nordſeite in reiches Schneegewand gehüllten Aletſchhorn, dem Nebenbuhler des Finſteraarhorns.

Unterdeſſen war die Kälte ſo empfindlich geworden und der ſcharfe Wind ſchüttelte die Herren dermaßen, daß ſie zähneklappernd und mit zitternder Hand auf ein Formular des Schweizer Alpenclubs die Urkunde der Beſteigung niederſchrieben. Das Thermometer zeigte 3,8 Grad unter dem Gefrierpunkt. Das Formular ward in eine leere Flaſche geſteckt und dieſe in meine Botaniſierbüchſe verpackt, welche ich auf ewige Zeiten dem Schreckhorn zum Geſchenk machte!

Um 3 Uhr begann der Rückzug. Langſam und vorſichtig ward die Seiltänzerarbeit vollbracht; zum Glück war die Gwächte noch immer gefroren. Das Niederſteigen über die einzelnen Zacken des ſchmalen und vielgebrochenen Grates ging derart vor ſich, daß der vorderſte Führer um Seileslänge hinunterſtieg, bis er feſten Stand bekam; dann packte er, im Fall die Füße des über ihm rückwärts Kletternden nun ſicher Stand ſuchten, mit kräftiger Hand die Knöchel und drückte den Fuß dahin, wo ein kleiner Vorſprung Anhalt bot. Von oben ward man übrigens auch noch am Seil gehalten und ſo legten wir, theils platt auf dem Rücken hingeſtreckt, theils auf dem Bauche kriechend, theils ſitz- und rittlings, in keineswegs anmuthigen

Stellungen und durchaus nicht zum Vortheil der Hosen und Röcke, den Felsgrat bis hinunter zum Sattel verhältnißmäßig rasch zurück.

Michel hatte schon beim Aufsteigen geäußert, er gehe nicht gerne wieder über den Felsen zurück; erst jetzt sahen wir die Nothwendigkeit ein, einen andern Ausweg zu finden; denn wie wären wir über die von Wasser und weichem Schnee auf Glatteis triefenden Felsen hinuntergekommen? Zum Glück zog sich von dem tiefsten Punkt des Sattels auf der Seite des Lauteraarhorns ein zwar steiles, aber ununterbrochenes Firnfeld bis auf den Gletscher. Mit dem Gesicht gegen den Abhang gekehrt, das Seil in seiner ganzen Länge ausgespannt, einer in den Fußstapfen des andern tretend, so zogen wir langsam und vorsichtig abwärts. Weiter unten nahm die Steilheit der Firnwand so zu, daß wir die Felsen wieder aufsuchen mußten. Dann kamen wir wieder in weichen Schnee und sogar in ein unter demselben rieselndes Bächlein! Um 6 Uhr standen wir an dem oberen Rande des Bergschrundes; der vorderste sprang auf den jenseitigen tieferen Rand hinab und gab den Uebrigen noch immer am Seil verbundenen einen solchen Ruck, daß Alle nachstürzen mußten. Höchst komisch purzelten wir Alle übereinander, es war ein formloses Gewirr von Armen, Beinen, Bergstöcken und Pickeln und jeder hatte Mühe, sich aus dem Chaos im weichen Schnee herauszuarbeiten.

Um 7 Uhr erreichten wir glücklich den Lagerplatz, hielten aber nur so lange an, bis alles Gepäck aufgeladen war und kletterten dann noch hinunter bis zum Kastenstein, indem wir öfters auf dem langen Lawinenzug, der bis zum Grindelwalder Eismeer hinunterreicht Rutschpartien machten, die uns in wenig Minuten an den Fuß der Schlucht brachten. Mühsam stolperten wir dann über steile Moränen und lange Schutthalden und erreichten um 9 Uhr unser kaltes Nachtlager am Kastenstein. Unsere nassen Kleider mußten getrocknet werden, Holz war nicht vorhanden und so wurde die alte Hütte selber in Stücke geschlagen. Nachdem wir unsere Kleider an dem auflodernden Feuer getrocknet und eine warme Chokolade bereitet hatten, krochen wir wieder in die trockene Höhlung des Kastensteins, wo sich noch trockenes Heu vorfand. Wir schliefen Alle beinahe augenblicklich ein nach einem der mühsamsten, aber auch genußreichsten Tagewerke.

Heiter und froh begrüßten wir den sonnigen Morgen des 5. August, verbrannten zur Bereitung des Frühstücks den Rest der Hütte und stiegen über die steinigen Schafweiden des Schwarzberglis und das untere Grindelwalder Eismeer nach Grindelwald hinab, wo um 9 Uhr 30 Minuten ein Böllerschuß unsere glückliche Rückkehr verkündete.

Vierter Abſchnitt.

St. Gotthard- und Adula-Gruppe.

Der St. Gotthard.

Geſchichtliches.

Ueber den ſchönſten See der nördlichen Schweiz, den Vierwaldſtätter See, führt uns das Dampfboot von Luzern, wo die Reuß den See verläßt, nach Flüelen, wo ſie in denſelben einfließt. Auf wohlgebauter bequemer Straße wandern wir an den Ufern des kleinen Alpenſtromes aufwärts über Amſteg nach Waſen, in deſſen Nähe der durch den Leib des St. Gotthard mitten hindurch gebohrte Rieſentunnel ſeinen Anfang nimmt. Wir ſteigen weiter durch das öde wilde Felſenbett der Schöllinen, überſchreiten die kühn gewölbte Teufelsbrücke, an deren Bogen die in die Tiefe hinabſtrömende Reuß, nachdem ſie den Querriegel des Urſernthales durchbrochen hat, hoch aufſpritzend ihre Kraft verſucht. Wir gelangen durch den kurzen Tunnel des „Urner Lochs“ und ſiehe! ein grünes breites Wieſenthal, allmählich zu den Schneehöhen der Furka anſteigend, öffnet ſich dem überraſchten Blick, um ſo anmuthiger erſcheinend, als die ſtarren Felswände und die kahlen Granitbrocken der Schöllinenſchlucht nun überwunden ſind.

Vor uns liegt Andermatt, rechter Hand, eine halbe Wegſtunde weiter hinauf, Hospenthal; die Reuß ſchlängelt ſich zwiſchen Wieſen und Fruchtfeldern ſo ſanft daher, als hätte ſie gar nichts Arges im Sinne und wäre ſie ſchon in der Tiefebene.

Ueber Andermatt erhebt ſich grün, nur einen kleinen Streifen Nadelwald tragend, der St. Annaberg und in dunkler Bläue der Blauberg und der ſchmale Grat des Tritthorns (Pizzo Centrale), von welchem ein Gletſcher in's Unteralp-Thal herabhängt und ſeinen Beitrag zu den Reußquellen liefert, während auf der anderen Seite des Grates die Schneewaſſer bereits zur Wiege des Teſſin (Ticino) hinabrinnen. So nahe ſind wir bereits der Grenzlinie, welche Nord- und Südalpen, deutſche und italieniſche Schweiz trennt! Die Station Airolo, bei welcher die Gotthardbahn den Tunnel verläßt, liegt ſchon am Südfuße der Gotthardhöhen.

Hospenthal iſt bald erreicht; hier zweigt ſich die Gotthardſtraße von der Furkaſtraße ab, indem ſie links (nach Süden) in die Granitmaſſen des ſogenannten „Urgebirges“ einſchneidet. Zwiſchen den kahlen Abhängen der Hühnereck rechts und des Guspis- oder Gotthardhornes links ſteigen wir das öde mit Granit- und Gneistrümmern überſäete Thal, immer nahe dem Bett der jungen aus dem Lucendro See entſprungenen Reuß uns haltend, aufwärts, kommen an ein paar aus Stein erbauten „Zufluchtshäuſern“ (Cantonnièren) vorüber, überſchreiten hoch oben auf der Rodontbrücke die Reuß und werfen nach rechts einen Blick in das enge Thal, in deſſen Hintergrunde der Lucendro-Spitz (Pizzo Lucendro, in Realp Wyttenwaſſerhorn), ſeine Eisterraſſen zeigt, die den grünen See, die Wiege der Gotthard-Reuß*), ſpeiſen. Dann biegt ſich ein wenig die Straße und wir haben die Paßhöhe (2114 Meter ü. M.) erreicht, auf der ſich die Kantone Uri und Teſſin ſcheiden. Eine echte Bergwüſte! Ueberall der graue alt und morſch gewordene Gneisgranit, von den Höhen rechts und links abgelöſte und heruntergeſtürzte Felstrümmer, zwiſchen denen ein halbes Dutzend kleiner Seen ſich gebettet haben, deren ſchwärzlich grünes Waſſer von keinem Erlen- oder Weidengebüſch umkränzt, von keiner Mooswieſe eingefaßt iſt. Einige Minuten abwärts, ſchon auf Teſſiner Seite, liegt zwiſchen den beiden letzten größeren Seen die Häuſergruppe, aus dem Hospizgebäude,**) einigen Ställen und einem Hôtel beſtehend. Links erhebt ſich ſchroff der Sasso di Gottardo (Gotthardſtein), eine

*) Die andere Quelle liegt auf der Furka; bei Hospenthal vereinigen ſich die Lucendro- und Furka-Reuß.

**) Jetzt andern Zwecken dienend.

zum Prosaberge gehörige Felsterrasse, nächst dem „Gotthardhorn“ der einzige Berg in der ganzen Gruppe, welcher den Namen des Paßheiligen führt — im kleinen See an seinem Fuße sich spiegelnd; gegenüber die pyramidalisch aufsteigende Fibbia mit sehr zerspaltenem und durchfurchtem Felsenleib, einige Schneefelder zwischen herabgestürzten Trümmern der einst höheren Kuppe bergend. Da man von der Paßhöhe weder das Mutthorn, Leckihorn, den Lucendrospitz, noch die weißen Häupter des Piz Pesciora und Pizzo Rotondo, welcher letztere der höchste Berg in der Gotthardgruppe ist, sehen kann, so fehlt in den warmen Sommermonaten dem über den Gotthardpaß Fahrenden jener überwältigende Anblick, den der Furkapaß und die Grimsel gewährt. Man ist einigermaßen enttäuscht, weil der St. Gotthard seit Jahrhunderten mit einem gewissen Heiligenschein erhabenster Größe umgeben war und die Vorstellung von diesem gewaltigen Gebirgsknoten, in welchem die Hauptketten der schweizer Alpen sich kreuzen und von welchem nach allen vier Himmelsgegenden vier ansehnliche Ströme: Rhein, Rhone, Reuß und Tessin, ihren Ausgang nehmen, auch die Erwartungen des Reisenden hoch spannt.*)

In früherer Zeit gehörte der Glaube an die höchste Höhe des Gotthardgebirges gewissermaßen zu den selbstverständlichen geographischen Grundsätzen. Aegidius Tschudi, der bekannte Chronist, der sich auch um die Geographie seines schweizerischen Heimathlandes sehr verdient machte, indem er auch — und zuerst — eine genauere topographische Darstellung desselben unternahm**), bezog die Summae Alpes J. Cäsar's auf den St. Gotthard, den höchsten Gipfel der „lepontinischen Alpen“, der von seiner Höhe „gleich als ein Gott“ die anderen Gebirge übertreffe. Und noch Scheuchzer, zu Anfang des 18. Jahrhunderts, fühlte sich gedrungen, seiner Verehrung dieses Gebirges in der Bemerkung Ausdruck zu geben, daß der heilige Gotthard, wenn der Berg von ihm den Namen habe,

*) Mit der Eröffnung der Gotthardbahn (1882), auf welcher man in einem Riesentunnel von 15 Kilometer Länge das Gotthardmassiv durchfährt, wurde der Postverkehr Flüelen — Bellinzona eingestellt. Die Straße ist jetzt verödet, denn die meisten Reisenden benützen die Bahn, um in viel kürzerer Zeit aus der Alpenregion an die sonnigen Gefilde des Lago Maggiore zu gelangen.

**) Die Uralt wahrhaftig Alpisch Rhetia, sampt dem Trakt des anderen Alpengebirges. (Basel, 1538.)

der höchſte Heilige ſei, „weillen er ſeinen Sitz hat auf dem höchſten Gipfel Europae.“ Doch wie ſchon ein Zeitgenoſſe Tſchudi's, Joſeph Simler, über Cäſar's Summae Alpes bemerkt hatte, es möchte mit dieſem Ausdruck wohl nur der Kamm der Alpen gemeint ſein (τὰ ἄκρα τῶν ἄλπεων), ſo neigte ſich auch Scheuchzer dieſer Anſicht zu und konnte nicht umhin, durch ſeine freilich noch ungenauen barometriſchen Meſſungen einigermaßen enttäuſcht, auch die Rhätiſchen und Walliſer Alpen den Lepontiſchen als ebenbürtig an die Seite zu ſtellen, indem er bemerkte, daß Gotthard, Furka, Lukmanier und andere ihresgleichen Lepontiſche, Rhätiſche und Walliſer Gebirge als die „höchſte Erdſpitze von ganz Europa“ in faſt gleicher Höhe lägen. Auch Gottlieb Sigmund Gruner, der 1760 ein Werk über die Eisgebirge des Schweizerlandes herausgab, hielt Cäſar's „höchſte Alpen“ für den St. Gotthard; nur dürfe man, fügte er beſonnen hinzu, nicht vergeſſen, daß man ſich bei den Kapuzinern (im Hoſpiz) nicht auf der höchſten Spitze des Berges befinde, ſondern in einem hohen Thale, das von noch höheren Bergen und Felſen umgeben ſei. Keinenfalls ſei aber der Canigou (der vermeintlich höchſte Gipfel der Pyrenäen*) höher als des St. Gotthard oberſtes Haupt; aber es ſeien die Felſen deſſelben meiſt unerſteiglich, man müßte denn „eine unüberwindliche Begierde haben, auf der oberſten Spitze von Europa zu ſtehen“, um ſich da hinauf zu wagen.

Rudolph Schinz, der naturſinnige Züricher Pfarrer, der die Alpen oft und gern bereiſte, theilte im I. Hefte ſeiner „Beiträge zur näheren Kenntniß des Schweizerlandes“ (Zürich, 1783) ſeine Anſchauungen und Wanderungen mit, die er auf dem St. Gotthard gemacht hatte. Er beſaß für die Bergnatur einen offenen Blick, theilte jedoch die noch in den achtziger Jahren allgemeine Meinung von der Höhe des Gotthardhornes. Dennoch faßte er ſich ein Herz und ſtieg den ſteilen Berg hinan. „Ich fand“ — ſo erzählt er — „keinen getriebenen Weg, denn es gehen nur noch Ziegen oder Schafe an demſelben zur Weide, großes Vieh könnte ſich nicht daran halten, weil es zu ſteil iſt. Ich mußte mich immer durch losgeriſſene kleine Felsſtücke mühſam heraufſchleppen, oft gerade, oft durch Umwege, wenn es unmöglich war, gerade vorwärts zu dringen. Ich ſtieg eine

*) Bekanntlich iſt die Maladetta, der Mont perdu und Vignemale höher als der Canigou, der nur 2800 Meter ü. M. hat.

Stunde lang und ſah immer den Berg gleich hoch vor mir — noch eine Stunde ſtieg ich und der Berg ſchien immer höher, ward immer unwegſamer und das Steigen ſelbſt beſchwerlicher, indem das Athemholen mir von einer Höhe zur anderen ſchwerer zu werden ſchien. Nun ſchaute ich einmal gerade hinunter auf die Stiege, die ich bisher erklommen hatte; da fing mir an vor dem Rückweg zu grauen, ich konnte wirklich nicht wiſſen, wie ich denſelben wieder hinunter finden könne ohne Gefahr, zugleich mit den abgebrochenen übereinander geworfenen Steinen herab zu rollen. Dennoch entſchloß ich mich, noch ein paar Tauſend Schritte zu wagen." Eine große freie Ausſicht belohnte ihn und er ſaß lange auf dem Felsblock in Gedanken und Betrachtungen verſunken. „Freilich wäre ich gern noch weiter hinauf und wenn es je möglich geweſen wäre, ganz bis auf den Gipfel dieſes berühmten Berges geſtiegen, wenn ich nicht durch die Gefahr, den Rückweg zu verlieren oder mit einem Stein herunter zu rollen, wäre abgeſchreckt worden. Ich verſuchte alſo, allmählich wieder herunter zu kommen, aber ich mußte dabei unzählige Umwege machen; gerade vorwärts konnte ich nicht kommen, es ſchwindelte mir; ich durfte noch weniger ſicher auf die losgeriſſenen jeden Augenblick herunter zu ſtürzen drohenden Steine und Felſenſtücke treten, als im Heraufſteigen. Oft kam ich in ſolche Verlegenheit, daß mir die Kniee zitterten, die Beine ſchwankten. Wie leicht konnte doch der ganze Berg einſtürzen! dacht' ich — die allergeringſte Erſchütterung, ein faſt unmerkbarer Stoß eines Erdbebens würde alle dieſe ungeheuren aufgethürmten Steinhaufen wie Fluthen eines Stromes herunterwälzen! — Am Abend verdoppelte ich meine Schritte. Ich war ſtolz über meinen Aufenthalt auf einem Gebirge, welches die nie verſiegende Quelle ſo vieler Flüſſe in ſeinen Schneehaufen enthält, — — auf dem Standpunkt, der einen ganzen Erdtheil theilt, der nichts höheres Irdiſches über ſich erkennt, — einer Höhe, von der die Sonne das erſte Tageslicht auf dem übrigen Erdboden verbreitet, noch ehe ſie ſelbſt am Horizont aufſteht."

Der jetzigen Generation entlocken ſolche Schilderungen wohl ein Lächeln. Man darf aber nicht vergeſſen, daß noch lange in unſer Jahrhundert hinein die Erſteigung hoher Alpengipfel zu den Seltenheiten und Ausnahmen, nicht wie gegenwärtig zu der Regel für

Pizzo centrale und Blauberg
vom Urnerloch aus.

wanderluſtige fußkräftige Alpentouriſten gehört. Jetzt, wo die noch nicht erſtiegenen Gipfel zu den Seltenheiten gehören und eine wahre Jagd ſtattfindet, einen Berg zu finden und zuerſt zu erklimmen, der möglicher Weiſe noch nicht beſtiegen ſein könnte; wo ferner die hervorragendſten und bedeutendſten Bergſpitzen faſt alle barometriſch und trigonometriſch gemeſſen ſind und ihre Höhe in allen Reiſehandbüchern bekannt gegeben iſt: da hat man's auch leichter in der vergleichenden Schätzung der Höhen, ſelbſt der nicht gemeſſenen und unbeſtiegenen.

Die Höhe der Gotthardberge ward übrigens bereits durch Sauſſure auf ihr richtiges Maaß zurückgeführt. Benedikt von Sauſſure, der berühmte Erſteiger des Montblanc, machte dem mythiſchen Zwielichte der Ahnung und Vermuthung durch das Licht der Wiſſenſchaft ein Ende. Er kam zwei Mal auf den Gotthard, im Jahr 1775 und 1783, beſtieg das erſte Mal den Ficudo, das zweite Mal den Roſa und ſtellte genaue barometriſche Meſſungen an. Sein Führer Lombardi hatte ihm die Gotthardgipfel als unzugänglich geſchildert, die geiſtlichen Herren hatten von der Beſteigung als höchſt gefährlich dringend abgerathen — ſie erwies ſich aber im Vergleich mit den Montblanc- und Monte-Roſa-Gipfeln als eine ſehr leichte und das den großen Geologen und Alpenforſcher ſelbſt überraſchende Ergebniß war: der St. Gotthard ſei wohl merkwürdig durch die bedeutende Erhebung des ganzen Plateaus, wie durch die fächerförmige Stellung der Schichten des Urgebirges; aber im ganzen Gebiete des St. Gotthard befinde ſich kein einziger beſonders hoher Gipfel.

Somit war der Gotthard von ſeinem Königsthron entſetzt, doch ein „königliches Gebirge" iſt er nach wie vor und Goethe's Aeußerung (in ſeiner Schweizerreiſe) darf ſich noch immer hören laſſen. Goethe ſchrieb (1779): „Der Gotthard iſt zwar nicht das höchſte Gebirge der Schweiz und in Savoyen übertrifft ihn der Montblanc an Höhe um ſehr Vieles; doch behauptet er den Rang eines königlichen Gebirges über alle anderen, weil die größten Gebirgsketten bei ihm zuſammenlaufen und ſich an ihn lehnen. Ja, wenn ich nicht irre, ſo hat mir Herr Wyttenbach in Bern, der von dem höchſten Gipfel die Spitzen der übrigen geſehen, erzählt, daß dieſe alle ſich gleichſam gegen ihn zu neigen ſchienen!" Im letzteren Satze

ſpielt, wie man ſieht, wieder das Mythiſche ſeine Rolle, da der Berner Herr keinesfalls den Pizzo Rotondo oder ſeine Nachbarn in dem weſtlichen Theile der Gotthardgruppe beſtiegen hatte. Doch die Neigung der Hauptgebirgsketten (der Berner und Walliſer Alpen) zum Gotthardplateau und ihre Fortſetzung zu den Urner und Glarner Alpen nach Norden und zu den Rhätiſchen Alpen nach Oſten iſt in der Hauptſache richtig und die Höhen des Gotthard bilden in jeder Hinſicht eine Centralgruppe; auch in topographiſcher Beziehung ſind ſie die Kopula zwiſchen Nord- und Süd-, Oſt- und Weſtalpen. Sie gehören wie die Adula-Gruppe ebenſowohl zum nördlichen Rheingebiet wie zum ſüdlichen Pogebiet und man kann ſie darum weder ausſchließlich zu den Nordalpen, noch (wie B. Studer) zu den Südalpen rechnen, zumal da ſie nach der Urner und Bündner Seite nördlicher als Finſteraarhorn und Jungfrau liegen. Das Bedrettothal ſchneidet ſie aber ſo ſcharf von den Teſſiner Alpen ab, daß ihre Grenze nach dieſer Seite klar iſt.

Den ſchönſten Blick nach Süden in die Teſſiner Alpen und nach Norden auf die Urner Alpen des Reußthals, ferner auf die hohen Spitzen der weſtlichen Gotthardgruppe und auf die Höhen der Furka, die man ganz nahe hat — genießt man von der Höhe der Fibbia, von allen Gotthardbergen dem Hospiz am nächſten gelegen und in zwei Stunden zu erreichen.

Den beſten Ueberblick dagegen über das ganze Gotthard-Plateau hat man vom Tritthorn, das faſt in der Mitte der Gruppe gelegen, nicht mit Unrecht Pizzo Centrale genannt worden iſt. Die wenig markierte Spitze des ſehr der Verwitterung anheim gefallenen Kammes wurde früher zum Proſa gerechnet, auch wohl mit dem Blauberg identificiert.

Dahin wolle der freundliche Leſer den Verfaſſer begleiten; es iſt mehr ein Spaziergang als eine ſchwierige Bergfahrt, aber für die Anſchauung der Gotthardgruppe ſehr ergiebig und lohnend.

2. Ersteigung des Tritthorns*) (Pizzo Centrale) am 28. Juni 1870.

Abends kam der Wirth auf mein Zimmer, mir mitzutheilen, daß er mich am andern Morgen um 4 Uhr wecken würde; um $4^1/_2$ Uhr solle das Frühstück bereit sein, so daß ich spätestens um 5 Uhr den Ausflug auf den Pizzo Centrale unternehmen könne. Es seien noch zwei Herren aus Bern angekommen, von denen der eine als Ingenieur beauftragt sei, eine Berichtigung des sehr werthvollen neuerdings erschienenen Panoramas**) Albert Heim's vorzunehmen. Das Wetter sei günstig und ein Führer zu meiner Verfügung.

Das war mir ganz erwünscht. Ich erklärte, zur bestimmten Zeit auf den Füßen zu sein, ohne des Weckens zu bedürfen. Der Morgen war sonnenhell, das Himmelblau freilich etwas matt, in's Graue spielend, weder Nebel noch Wolken zu sehen. Mein Führer erschien mit dem aus Küche und Keller des Wirthes wohl versorgten Tornister auf dem Rücken, den langen weißen Alpenstock in der Hand; ich erhielt auch eine solche Stange und nun marschierten wir ab. Ueber die vom Nachtthau getränkte kleine Wiese hinter dem Hospiz ging es weiter über Steintrümmer und Alpweiden allmählich bergan, entlang den Südabhängen des Sasso di Gottardo und Monte Prosa, welche das Thal des jungen Ticino nach Norden hin einschließen.

Der Blick in das von der Morgensonne beschienene Thal, auf die Seen und den silberhellen Wasserfaden, der sich ihnen entwand, war trotz der Bergeinöde reizend; der Rückblick auf die Tessiner Alpen und die hohen firnumpanzerten Häupter des Gotthard, die sich in dem Maße hoben, als wir höher stiegen, gestaltete sich immer großartiger. Uebrigens wurde es um 7 Uhr so warm, daß ich meinen Sommerrock ausziehen mußte. Mein Führer war leider ein Tessiner, der gar kein Wort Deutsch verstand und mir wenig Auskunft geben konnte. Aus seinem Italienisch vernahm ich nur soviel, daß er früher

*) Vgl. die Schrift des Herausgebers „Ueber den St. Gotthard." (Berlin, Lesser, 1871.)

**) Panorama vom Pizzo Centrale St. Gotthard, aufgenommen und auf Stein gezeichnet von Albert Heim. (Zürich, Schabeliß'sche Buchhandlung.)

in der öſterreichiſchen Armee gedient habe, in Mailand und ſpäter in Böhmen geweſen ſei und nun bei Herrn Lombardi als Maurer arbeite. Doch da ich das ſehr ſpezielle und überſichtliche Heim'ſche Panorama in der Taſche hatte, gedachte ich mir bei der Beſtimmung der Berge ſchon ſelber zu helfen.

Die uns folgenden Berner Herren gingen etwas tiefer, dem oberen Sella See zu. Wir ſpähten nach Gemſen aus, die am Proſa in früher Morgenſtunde ſich zeigen; die Zeit war aber ſchon zu weit vorgerückt und aus der Thierwelt ſahen wir nur ein paar Alpenlerchen, die vor uns aufflogen; dann kamen wir an einem Vogelneſt vorbei, das hart am Wege auf dem Raſen, von einem herüberhängenden Steine geſchützt, von der warmen Sonne beſchienen wurde. Fünf Köpfchen mit hellen Aeuglein ſchauten daraus hervor, wohl die Kinder der vor uns aufgeflogenen Alten.

Ohne alle Schwierigkeit, nur hier und da etwas ſteil anſteigend, führte der Weg in der Nähe der Proſaſpitze hin, die wir in einer kleinen halben Stunde hätten erreichen können. Die völlig ſchneefreien wieſenartigen Alpweiden an den Abhängen des Proſa könnten die ethymologiſche Ableitung des Namens von pratosa (sc. montagna) rechtfertigen; in älteren Schriften heißt der Berg Pioſa. Hätten wir jetzt, wo die Sonne an einem wolkenloſen Himmel glänzte, ahnen können, daß ſchon nach drei Stunden das Wetter plötzlich umſchlagen würde, ſo hätten wir klug gehandelt, ſtatt dem ferneren Tritthorn für heute dem näheren Proſa einen Beſuch zu machen. Denn die Ausſicht von dieſem Gipfel gleicht faſt derjenigen vom Tritthorn, nur daß dieſer ſelbſt die Ausſicht nach Nordoſt etwas hindert und die Bergſpitzen am Horizont mehr herabſinken, weil der Proſa-Gipfel um 264 Meter niedriger iſt als die Spitze des Tritthorns.*)

Noch ein Trümmerfeld mit ſcharfkantigen Granitblöcken, über die ich mit meinem Führer um die Wette ſprang, dann ein kleiner Gletſcher oder vielmehr ein etwas vereiſtes Firnfeld, denn nur die am Boden liegende Schicht der Firnmaſſe war hartes ſchlüpfriges Eis, während darüber das durch Aufthauen gelockerte Schneefeld ſich ausbreitete, aus welchem es in hundert kleinen Bächlein herabrieſelte, zum

*) Proſa und Tritthorn ſind oft verwechſelt worden, desgleichen Blauberg und Tritthorn.

Quellſee des Ticino hin! Unſere Stöcke hatten ſtumpfe Spitzen, unſere Stiefel gar keine und ſo mußten wir mit den Kanten der Stiefel einſetzend und immer im Zickzack gehend das wäſſerige Schneefeld durchwaten.

Nun hatten wir noch eine ſteile, nicht allzuhohe Mauer vor uns, aus faul gewordenem grauſchwarzen bröckligen Geſtein beſtehend, deſſen Staub ſich dick auf die naſſen Stiefel lagerte. Es war die letzte Treppenſtufe zum Tritthorn, deſſen unſcheinbaren ſehr beſcheidenen Gipfel wir vor Augen hatten; das Geſtein hornblendeartiger Thonſchiefer, der leicht verwittert und fruchtbare Erde bildet. Aus dem nackten morſchen Fels blickten uns die weißen Blüthenſterne der großblumigen Gletſcherranunkel — freilich ganz hart auf den Boden gedrückt — und kleine Raſen der zarten röthlich ſchimmernden Androsace glacialis freundlich an. Während ich einen hübſchen Ranunculus glacialis pflückte, brach der vor mir aufſteigende Führer einen nicht ganz kleinen Stein los, welcher einen gewaltigen Satz machte und mich unfehlbar getroffen haben würde, wenn ich's nicht ſchnell bemerkt und eben ſo ſchnell mich ſeitwärts gebogen hätte.

Nach wenigen Minuten hatten wir den nur einige Schritt breiten und etwa 100 Schritt langen Kamm erreicht und eilten der Spitze zu, einem kleinen abgeſtumpften Kegel, den ein „Steinmannli", d. h. eine aus übereinandergelegten Steinen aufgebaute kleine Pyramide von Manneshöhe ziert.

Hatte uns die letzte Bergwand vor dem Luftzuge geſchützt, ſo merkten wir nun, daß im nächſten Umkreiſe kein Bergrücken und Felshaupt mehr vorhanden war, um die Gewalt des Windes zu brechen: ein kalter ſcharfer Luftzug faßte uns und bewirkte, daß ich, der ich bis dahin in bloßen Hemdärmeln gegangen war, nicht nur den leichteren Rock, ſondern auch den Ueberzieher anzog. Wir lehnten uns an die kleine Steinpyramide, in den von der Sonne ein wenig erwärmten Staub uns niederſetzend. Die Spitze des Berges hat nur für einige Perſonen Raum und bequem konnten wir es uns nicht machen.

Der Führer wollte mir die Vorräthe ſeiner Reiſetaſche darbieten; ich verſpürte jedoch gar keine Eßluſt, deſto größere Schauluſt, ſtand nach ein paar Minuten der Ruhe wieder auf und faßte, langſam auf meinem 3003 Meter hohen Standpunkte mich drehend, vor Allem das großartige Totalbild in's Auge, bevor ich die einzelnen Gipfel

fixierte. Jeder erste Blick von einem so hohen Alpengipfel hat etwas Ueberwältigendes. Plötzlich unserem gewohnten engen Gesichtskreise entrückt, zu einer Höhe emporgehoben, die in und über den Wolken liegt, weitet sich nicht nur der Horizont in's Unendliche, sondern auch das Stück Erdoberfläche, das er umfaßt, ist ein ganz anderes geworden, die Mutter Erde zeigt uns ein ganz fremdes Antlitz, an dessen Ernst und Erhabenheit wir uns erst gewöhnen müssen. Unser beschränktes Erdenleben hat immer nur eine kleine Ebene — sei es im Bergthal oder auf dem Flachlande — auf welcher es sich abwickelt. Hier auf dem Tritthorn war nun alle und jede Ebene verschwunden, aber — und das ist das Eigenthümliche dieses Standpunktes auf einem Plateau, das durchschnittlich 2600 Meter Meereshöhe hat — es war auch kein Thal zu sehen, in dessen weiten Niederungen das Auge hätte eine Rast finden können, ja nicht einmal eine Sennhütte, geschweige eine menschliche Ansiedelung. Ueberall, ringsum nur Tiefen und Höhen, Felsgräte und Bergspitzen, Kuppen, Kegel und Spitzsäulen, viele in weiße Firngewande und bläuliche Eispanzer gehüllt, viele ganz nackt. Eine Bergreihe vor und neben der anderen, eine Spitze hinter der anderen vorblickend, über der anderen hervorragend, neben ihr sich vordrängend, als wären sie alle in einen Kampf verwickelt um den Vorrang, als wollten sie alle sich geltend machen. Wie auf stürmischer See die schäumenden Wellen daherjagen, sich überstürzend in ihrer Eile, sich gegenseitig verfolgend und zerstörend: so schien mir auch die starre Erde in einem ungeheuren Aufwogen begriffen und ihr Wogenschlag nur auf einen Augenblick gehemmt worden zu sein. Nicht ein Bild friedlicher Ruhe, wie etwa der Blick von einem niederen Berge in die angebaute Ebene oder in's grünende blühende Thal: nein! ein Bild des Kampfes und der Zerstörung, des Auseinanderreißens der Felswände, der Zertrümmerung der Felshäupter, der Spaltung der Erdkruste, der Fortsetzung des alten Streites der Giganten gegen den Ordner Zeus und gegen die Gebilde der Menschenhand — das ist der mächtige ernste Eindruck, den wir empfangen. Das Menschenleben mit seinen Sorgen und Mühen kommt uns gering und kleinlich vor, die Menschenwelt in ihrer stolzen Größe und Herrlichkeit ist unter unseren Horizont herabgesunken, liegt fernab wie eine verblaßte Erinnerung. Unsere Individualität verschwindet vor der Allgewalt dieser Natur-

kräfte, wir lösen sie auf in das All, das uns umringt und umfängt.

Und doch macht diesem Gefühl menschlicher Kleinheit bald ein anderes der freudigen Erhebung Platz: das Erhabene beugt uns nur, um uns zu erheben, — es erhebt den Geist, während es uns die Schranken unserer Sinnlichkeit zum Bewußtsein bringt. Wir schauen diese Herrlichkeit, wir überschauen sie von dieser Hochwarte, wir stehen da in einem Mittelpunkte, zu dem viele Radien hinlaufen.

In das Chaos dieser unzählbaren Menge von Bergspitzen dringt nun aber unser Blick, um es zu ordnen und der Anschauung dienstbar zu machen. Wir gebieten dem wogenden Meere, vor dessen Wellenschlag uns schwindelte, Stillstand und gehen betrachtend darüber hin. Auch der reichsten und mannigfaltigsten Eindrücke werden wir Herr. Das große Ganze ist ja überall und immer nur aus kleineren Theilen zusammengesetzt!

Unwillkürlich geht der Fernblick zuerst nach Südwesten. Da ziehen in langem majestätischen Zuge die Walliser Alpen heran, anzusehen wie eine krenelierte Mauer von weißem Krystall, in ihren höheren Kuppen die Monte Rosa-Gruppe und Mischabelhörner bezeichnend. — Aber schon hatten sich mächtige Haufenwolken darüber gelagert und verhüllten die Umrisse. Desto klarer und glänzender standen die Berner Alpen da, ein zweiter mächtiger Gebirgswall, hinter dem ersten hervorbrechend, beide in einem spitzen Winkel nach der Furka strebend, als wollten sie dort sich vereinigen.

Dieser Blick auf die Furkahöhen ist höchst interessant, weil man in der That dort den Kreuzungspunkt mächtiger Gebirgswälle vor sich hat. Mächtig strebt die Finsteraarhorn-Kette weiter nach Norden im hohen Galenstock, der in zwei scharfen Kanten sich zuspitzt und an seinem steil abfallenden Ostrande sich mit einem großen Firngürtel schmückt, zum Winter- und Dammastock und weiter zum Sustenhorn sich fortsetzend — alle mit glänzenden Schnee- und Eisfeldern gepanzert. Es ist der hohe Gebirgswall, der Uri von Bern (dem Haslithal) scheidet. Und mit diesem geht auf der andern Seite der Reuß ein zweiter großmächtiger Gebirgszug nordwärts, dessen Mitte der Oberalpstock oder Piz Tgietschen (3330 Meter), dessen Ende der Tödi zu bilden scheint, der hoch

und frei ſein weißes ſcharfgeſchnittenes Haupt am Horizont in das blaue Himmelsgewölbe emporſtreckt.

Der Oberalpſtock ſteht ſo nahe und deutlich da, daß man ihn als einen Nachbar der Gotthard-Höhen begrüßt. An ſeiner maſſigen und ſehr markiert hervortretenden Geſtalt hat man einen guten Orientierungspunkt gewonnen. Links erſcheinen die Bergſpitzen des Maderaner Thals, rechts der Düſſiſtock und etwas im Hintergrunde blickt die weiße Kuppe des Schneehorns hervor.

Die Thalſpalten ſind zu eng, um in irgend eine hinabſchauen zu können. Wir erkennen leicht die beiden Windgellen, an deren Abhängen wir unten im Thal gegen Amſteg aufwärts ſtiegen. Der Briſtenſtock wird durch den Crispalt und Federſtock verdeckt. Wohl aber kann unſer Blick die Reußſpalte bis zum Frohnalpſtock, Axenberg und Rophaien am Beginn des Urner See's verfolgen. Es iſt ein Genuß, ſo viele Berge, zu denen man aus dem Thal ehrfurchtsvoll emporblickte, nun von einem Standpunkte zu ſehen, der ihrer Höhe gleichkommt und ſie noch übertrifft. Und nicht minder gereicht es zur angenehmen Ueberraſchung, Bergſpitzen ſo nahe bei einander zu erblicken, die man nach der beſchwerlichen Thalwanderung viel weiter auseinander gerückt glaubt.

Vom herrlichen Oberalpſtock kehren wir zu den Gotthard-Bergen zurück, indem wir die Stelle ſuchen, wo die Reuß des Urſernthals die Felswand des Teufelsberges durchbricht. Wo iſt Andermatt? Aber der Gurſchenſtock und St. Annaberg, der gerade vorliegt, läßt uns kaum ein paar Häuſer als vorgeſchobene Poſten ſehen. Den Gletſcher jedoch, den wir beim Heraustreten aus dem Urner Loch ſahen, ſowie den Kamm des dunkeln Blauberges: wir haben ihn unter unſeren Füßen in nächſter Nähe. Wir ſtehen am obern Rande eben dieſes kleinen Gletſchers, der ſich zum Unteralpthal hinabſenkt (nach der anderen Seite zieht ſich ein kleiner Gletſcher zum Guspisthal hinab) und durch daſſelbe Waſſer ſeinen Beitrag der Reuß zukommen läßt, während wenige Schritte ſüdlich der Kamm zu dem von uns überſchrittenen Gletſcherfirn abſinkt, aus dem die Waſſeradern zum Sella-See hinabrieſeln. So nahe berühren ſich hier Rhein- und Po-Gebiet!

Das Unteralpthal ſetzt ſich über den Unteralppaß nach Süden in's Val Canaria fort, das bei Madrano in's Teſſinthal (Livinen-

thal) mündet. Beide Thäler begrenzen nach Osten die Gruppe des Pizzo Centrale, unter welcher die Achse des großen Gotthard-Tunnels fort zieht nach Airolo. Beide Thäler trennen dies Central-Gebiet des Gotthard vom Roßbodenstock und Badus.

Der Badus oder Six-Madun (Sexta maduna) birgt auf seiner Ostseite die Quelle des Vorderrheins, der aus dem kleinen Toma-See entspringt. Seine mattgrüne Pyramide erscheint ganz schneefrei und so nahe, daß man glaubt, mit einer Büchse hinüberschießen zu können. Hinter ihm ragen die Kuppen des Piz Cambriales und Piz Ault empor. Von den Schneespitzen des Vorderrheins gleitet der Blick zu den Medelser-Gebirgen, dem Quellgebiet des Mittelrheins, mit dem Piz Medel und dem Piz Cristallina. Der nahe Scopi (über dem Lukmanierpasse) tritt scharf und klar hervor und rechts von ihm die Adula-Gruppe, das Gebiet des Hinterrheins, mit dem schneeweißen Haupte des 3398 Meter hohen Piz Valrhein (Rheinwaldhorn).

Der Blick nach Süden schweift über ein Berglabyrinth, in welchem man sich nicht leicht zurechtfindet; es sind die Berge des Livinenthals, des Val Blegno und Val Misocco. Diese ganze Tessiner Alpenlandschaft, die sich nach dem Lago Maggiore, L. di Lugano und Como in unzähligen Spitzen hinabzieht, ist von großartiger Mannigfaltigkeit. Das Auge sucht vergeblich nach italienischen Ebenen, in die es, von der Hochgebirgswelt der Alpen bestürmt, hinabgleiten und wo es mit seiner Arbeit ausruhen könnte. Die Zahl der Berge scheint sich nach Süden hin noch zu vervielfachen. Zwei mächtige Gebirgshäupter heben sich aber aus diesem Labyrinth der Tessiner Schweiz hervor: erstens der schöngeformte massige Monte Basodino (3276 Meter), der höchste Gipfel des westlichen Tessin, mächtig über den Schneesattel der Cristallina-Furka emporragend, nach Westen in's Formazzathal abfallend — und zweitens der noch nähere zwischen dem Val Maggia und Livinenthal aufsteigende, 3078 Meter hohe Pizzo Campo Tencia, dreigipflig, wie ein Krater dastehend, aus dessen Hörnern die weißen Firnfelder hervorschimmern. Er ist das Haupt des mittleren Tessin.

Die Rundschau ist vollendet, schnell genug — denn jeder Akt hat nur ein paar Minuten Zeit erfordert — und wir suchen den Punkt, von dem wir ausgegangen; fahren mit dem Blick vom Piz

Sella und ſeinem kleinen Gletſcher hinab in die enge Thalſpalte, aber die Ausſicht auf das Hospiz iſt durch den Proſa verdeckt. Die Fibbiapyramide bezeichnet uns die Richtung; wir ſchauen darüber hinweg, denn wir ſind höher; doch am Pizzo Rotondo und Piz di Pesciora, welche hinter dem Lucendroſpitz hervorragen, hat das Tritthorn überlegene Nebenbuhler. Am minder hohen Winterhorn oder Piz Urſino gleitet der Blick links herab auf die Rodont-Alp und weiter hinauf zur Lucendro-Alp. Dann über den Proſagipfel zurückkehrend haftet er am Blauhorn oder Blauberge, deſſen uns zugewandte Seite den Guspis-Gletſcher zeigt, über den die grüne Alp Fortunei herüberſcheint, an der Nordflanke des Proſa. Alles ganz nahe vor uns.

Doch — „das Unglück ſchreitet ſchnell.“ Noch glänzte die Fortunei-Alp in hellem Sonnenſchein und ich wollte nun das mehr als Manneslänge betragende Heim'ſche Panorama auseinanderfalten, um, was ich in 10 Minuten nur ſchnell und flüchtig überſchauet hatte, recht gründlich im Einzelnen feſtzuſtellen: da waren die Berggeiſter unwirſch geworden, zogen erſt über die Teſſiner Schweiz, dann über die Walliſer und Berner Alpen einen häßlichen grauen Nebelſchleier und ließen zuletzt nur den Blick nach Norden und Oſten frei; bald war nur noch der Badus, der Scopi, der Piz Paradis und Furkla zu ſehen und endlich nur der Gletſcher zu unſeren Füßen und der „Kopf“, die etwas niedrigere Kuppe des Tritthorns, ein paar Schritte von uns entfernt. Ein eiſig kalter Wind wehte aus dem Sellathale herauf und brachte immer reichlichere Nebelmaſſen mit. Es fror uns an die ohnehin naſſen Füße und ich ſuchte nach meinen Handſchuhen. Mein Führer, dem die Zeit lang wurde, unterhielt ſich mit Hinabrollen der abbröckelnden Steine auf die ſchiefe, zum Theil mit halbfeſtem Schnee bedeckte Fläche des Unteralp-Gletſchers; ich folgte ihm in dieſer Beſchäftigung nach, um mich etwas zu erwärmen, gebot dann aber Halt, weil ich daran dachte, daß die Tritthornſpitze bereits bröcklig genug ſei und zu Nutz und Frommen kommender Geſchlechter geſchont werden müſſe.

Indeſſen hatte auch dieſe plötzliche Verwandelung des heiteren Sonnenhimmels in ein wogendes kaltes Nebelmeer ihren hohen Reiz. Wenn die Nebelwogen über uns auseinander gingen, blickten wir in die ſtrahlende Bläue des Himmelsgewölbes; zertheilten ſie ſich unter uns, ſo glänzten ſonnenhelle grüne Alpwieſen herauf, wir ſchauten

aus unſerer Winterluft auf eine warme Frühlingswelt hinab, die in unendlicher Tiefe zu liegen ſchien. Seitwärts erſchien bald dieſe Kuppe, bald jener Schneeberg, als ſei er uns beſonders gewogen und wolle den Ausſicht verlangenden Blick nicht ganz ohne Tröſtung laſſen. Endlich ſahen wir vom feſten Lande nur noch die paar Quadratmeter, auf denen wir ſtanden. Ich hatte, wenn der Himmel über mir ſich öffnete und von unten herauf ein heller Thalgrund ſichtbar wurde, das Gefühl, als ſchwebte ich frei im Luftraume über die Erdfläche hin.

Erwärmend war dieſe Luftfahrt freilich nicht und ſo wurde denn die Flaſche Aſti hervorgeholt, die uns Felix Lombardi mitgegeben hatte. An den Korkzieher hatte weder Wirth noch Bote gedacht und ich vollends nicht. Während wir ſo die wohlverſiegelte Weinflaſche mit Wehmuth betrachteten, tauchten zwei Männergeſtalten aus dem Nebel auf; es war der Ingenieur mit ſeinem Führer, der das Meßtiſchchen trug. Das Inſtrument wurde aufgeſtellt — hätte nur das Fernrohr die Tugend beſeſſen, auch durch Nebelwolken in die Welt hinausſchauen zu können! „Vielleicht verzieht ſich der Nebel bald!“ ſo tröſteten wir uns und tranken nun, da Wein und Korkzieher jetzt vorhanden waren, um die Wette auf baldige Heiterkeit des Himmels. Dann lagerte ſich der Ingenieur an einem vor dem Winde etwas geſchützten Abſatze des Tritthorns und zeichnete in Ermangelung entfernter Berge den „Kopf“ ab, den ſchon erwähnten zweiten Gipfel des Tritthorns, aus aufeinander geſchichteter ſchwarzgrauer Hornblende beſtehend, welche ſchon ſo locker iſt, daß der wohlgezielte Schuß eines Zwanzigpfünders dieſen Gipfel zertrümmern würde. Der ältere Herr aus Bern war unten am letzten Stufenrande ſitzen geblieben, weil ihm beim Berganſteigen übel geworden war; er wollte dort in geſchützter Lage abwarten, ob der Nebel ſich verziehen würde.

Nach einer Stunde vergeblichen Wartens beſchloſſen wir, wieder hinabzuſteigen; meine Viertelſtunde, die ich vor den beiden Herren voraus gewonnen hatte, war mir von höchſtem Werth geworden. Mein Führer ſagte voraus, es werde zum Regen kommen und dies ſchien mir nicht unwahrſcheinlich, da ich das „Brauen“ der hohen Gipfel ſchon längſt als ein verdächtiges Vorzeichen von Regen und Ungewitter kannte. So ging es denn mit ſchnellen Schritten ab-

wärts; wieder balancierten wir über den Gletscher, von welchem strömende kleine Bäche in's Sellathal rieselten; wieder übten wir unsere Gehkunst an den scharfkantigen Granitblöcken, gingen aber diesmal tiefer in's Thal hinab bis dahin, wo ich schon am ersten Tage meiner Exkursionen geweilt hatte. Bereits fielen einige Tropfen; wir verdoppelten unsere Schritte, doch brach, noch ehe wir das gastliche Dach erreicht hatten, das Gewitter los unter Donner und Blitz und strömendem Regen. Um 2 Uhr langten wir wieder im Hotel an. Das Hinaufsteigen zum Tritthorn hatte mit Einschluß der Momente des Ausruhens an schönen Aussichtspunkten 4 Stunden, der Rückweg 2 Stunden gedauert. Eine Viertelstunde nach uns kamen auch die beiden Berner bis auf die Haut durchnäßt an.

Nachdem ich den Anzug gewechselt und einen Teller Suppe genossen hatte — zu großem Appetit hatte ich's noch immer nicht gebracht — warf ich mich auf's Bett und machte ein Schläfchen. Unterdessen hatte sich das Gewitter verzogen, doch war die Temperatur noch immer 16° R. und eine empfindliche Abkühlung nicht erfolgt. Von weiterem Spazierengehen mußte ich schon um ein Paar Stiefel trocken zu erhalten, Abstand nehmen. So vergnügte ich mich Abends an dem idyllischen Bilde, das gegen 6 Uhr regelmäßig mir gegenüber am Gotthardstein, am anderen Ufer des kleinen Sees, sich entfaltete. Die Kuhheerde aus Airolo, die jeden Sommer auf die Gotthard-Alpen hinauf getrieben wird, erschien vor der Sennhütte, um sich melken zu lassen. Sie brauchte die Kleider nicht zu wechseln, war durch den Regen im Gegentheil viel schmucker geworden. In ihrem Gefolge hatte sie das übliche Kontingent Ziegen und einen Trupp Schweine, die von den bei der Käsebereitung abfallenden Molken dick und fett werden. Da das Melken von einigen 30 Stück Kühen keine geringe Arbeit ist, war nebst dem Senn noch ein Zusenn thätig und noch eine Magd griff hülfreich zu. Jede Kuh blieb geduldig und ruhig an ihrem Platze, bis die Milchentleerung an ihr vollzogen war und spreizte mitunter noch ihre Hinterfüße, wenn der Melkeimer schon zu ihrer Nachbarin gewandelt war. Das muthwillige Ziegenvolk hingegen war weniger geneigt, Ruhe zu halten und sich dem Herkommen zu fügen. Sie kletterten auf der schrägen Felswand auf und ab und sollte eine zum Melken abgeholt werden, so entsprang sie wieder und kletterte auf den äußersten schmalen

Felſenrand. Der kleine Gaisbub lief ihr nach und — was ich kaum geglaubt hätte — er kletterte nicht minder ſchnell die Felswand hinauf und jagte die Widerſtrebende hinab. Da ſah ich, daß der nackte Menſchenfuß noch mehr Mittel hat, ſchräg an einer geneigten Felſenfläche zu laufen und ſich anzuklammern, als der ſchmale Gaisfuß, obſchon auch dieſer zu großen Kunſtſtücken fähig iſt. In den Hochalpen geſchieht es nicht ſelten, daß ſich eine Ziege verklettert hat und nun wehklagend meckert, menſchliche Hülfe herbeizurufen. Dann holt der unerſchrockene Gaisbub ſie wieder herab.

Ich durfte mit dem Tage wohl zufrieden ſein; die einer ſo umfaſſenden Rundſchau, wie ſie das Tritthorn bietet, gebrachten Opfer waren gering im Vergleich mit dem Genuß und der gewonnenen Anſchauung. Wenige Alpengipfel von dieſer Höhe möchten ſo ſchnell und leicht zu beſteigen ſein, wie dieſer Centralpunkt der Gotthardgruppe, von welchem man faſt das ganze Alpengebäude überſchauet und in das wunderbar mannigfaltige Thallabyrinth, in die Streichungslinien der Hauptketten, wie ihre Durchkreuzung durch Nebenketten den klarſten Einblick gewinnt. Auf dem Rigi ſteht man vor der Alpenwelt; der Blick iſt zugleich groß und reizend, man hat die lieblichen Thäler mit ihren Seen, man hat die Ebene bis zum Schwarzwald im Kontraſt zu den Gipfeln der Hochalpen. Auf dem Piz Languard ſteht man wie am äußerſten Flügel und ſieht die Alpen wie eine lange Kette, auf deren entgegengeſetztem Flügel der Montblanc ſteht. Dieſer Anblick iſt noch impoſanter als der vom Rigi und die prächtige Bernina-Gruppe gegenüber in nächſter Nähe fügt zu der weiten Ausſicht noch die erhabenſte Anſicht. Die Anſchauung einer ſo großartigen Schnee- und Gletſcherwelt hat man auf dem Tritthorn nicht. Aber man ſteht faſt inmitten der Alpen auf einem gewaltigen Plateau; man iſt umringt von ihrem Wogenſchlage und hat in dieſem Wogenſchwall nach allen Richtungen die großartigſten Durchblicke. Das iſt auch erhaben.

Aus der Adula-Gruppe.

Das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein*)).

1. Topographiſches.

Wir haben bereits vom Tritthorn einen Blick geworfen auf die Gletſcherhöhen zu beiden Seiten des Lukmanierpaſſes — auf den Scopi, Piz Medel, Piz Criſtallina — und weiter ſüdöſtlich auf eine noch bedeutendere Gruppe von Schneehäuptern, aus denen hoch und ſcharf in blendender Weiße das Rheinwaldhorn (Piz Valrhein, auch wohl Piz Adula genannt) hervorragt. Es iſt das Adula-Gebirge mit der Quelle des Hinterrheins.

Das Rheinwaldhorn blickt auf zwei ſüdlich zur Riviera von Bellinzona hinabgehende Thäler, auf das Blegno- und Miſocco-Thal. Wer vom St. Gotthard herabfährt durch das maleriſche Livinenthal, der wird, bevor er die Riviera betritt, überraſcht, wenn er bei Biasca an den Ausgang des Blegno-Thales gelangt und ihm der ungeſtüme, kühle Gletſcherluft mitbringende Brennofluß entgegenrauſcht — er kommt von den Medelſer Alpen. Unwillkürlich richtet ſich der Blick aufwärts, wo hoch oben in der Tiefe des Thals rechter Hand der Schneegipfel des Piz Valrhein in das tiefe ſchwüle Thal des Teſſin großherrlich herabſchaut. Einige Stunden weiter abwärts mündet abermals ein Thal, aus welchem groß und voll die Moëſa hervorſtrömt, die vom Bernhardin, nahe der Quelle des nordwärts ziehenden Hinterrheins, herabkommt. Das Thal heißt Val Miſocco oder Miſoxer-Thal.

Gehen wir auf der nördlichen Seite von Reichenau, wo Vorder- und Hinterrhein zuſammenſtrömen, aufwärts der Rheinquelle zu, ſo kommen wir durch drei Landſchaften, welche ebenſo viel Thalſtufen des Hinterrheins bilden, nämlich durch das Domleſchg**), Schams-

*) Aus Val Rhein hat man „Rheinwald“ gemacht.

**) Aus dem rhätoromaniſchen Tomiliasca gebildet, das wieder vom Dorfe Tomils ſeinen Namen erhalten hat.

und Rheinwald-Thal. Die schauerlich schöne pittoreske Felsenge der Viamala führt in's Schamser-Thal, die höher gelegene Roffla-Schlucht in's Rheinwald-Thal, dessen Hintergrund in westlicher Richtung von der mächtigen Centralmasse des Adula geschlossen wird, während der Splügenpaß sich in südlicher Richtung zum Jakobs-Thal (Val Giacomo), beherrscht vom Tambo- oder Schneehorn, hinzieht.

Vom Dorfe Splügen, wo der Bernhardinpaß westlich sich abzweigt, gerade auf den Rheinwald-Gletscher zu, um dann südlich zum Misoxer-Thal umzubiegen, zieht sich das Rheinwald-Thal den Hinterrhein hinauf — 5 Stunden lang — über Nufenen (Novenna) zum Dörfchen Hinterrhein, der höchsten Ortschaft des Thals. Obschon bis 1600 Meter ansteigend, wird dies merkwürdige Thal noch von der fleißigen Hand des deutschen Völkchens, das in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters von ihm Besitz genommen und zu den freien Wallisern gehört, die bis in die Walser Thäler von Vorarlberg vordrangen, mit Flachs und Gerste, Kartoffeln und Hanf angebaut.

Vom Dörfchen Hinterrhein beginnt der Aufstieg zu den Rheinquellen. Nachdem man noch eine Strecke auf der Bernhardinstraße fortgewandert ist, geht der Weg bei der steinernen Brücke — der ersten, unter deren Joch das wilde Gletscherkind sich beugen muß — rechts ab in das grüne Thal der Zapport-Alp, das sich aber bald verengt und mit mächtigen Schneemassen, die von Lawinenstürzen zurückgeblieben, den Weg versperrt. Die Gegend wird immer öder und wilder, bald haben die mageren Grastriften, auf denen Bergamasker Schafe ihre spärliche Nahrung finden, ihr Ende erreicht. Ueber lockeres Geröll und finstere Abgründe, in deren Tiefe der Gletscherbach weißschäumend seine Sprünge macht, gelangt man zur „Hölle", eine für nicht schwindelfreie Wanderer unangenehme Stelle. Es ist ein grausiger von Eis umstarrter Schlund, aus welchem mit dumpfem Hall das Tosen des unsichtbaren Wassers emporbringt.*) Gegenüber liegt eine noch etwas Graswuchs bietende kleine, von Gletschereis eingefaßte Insel, das „Paradies" genannt, das jedoch nur noch in der Erinnerung an längst vergangene bessere Zeiten etwas Paradiesisches hat. Früher soll in der That das Klima dort oben milder,

*) In der Nähe befindet sich zur Bequemlichkeit der Reisenden eine Clubhütte, erbaut vom Schweizer Alpenclub.

die Alpenflora eine sehr reiche gewesen sein. Die Elster und die Schwalbe hatten früher im Rheinwald ihre Nester; jetzt haben sie sich in die tieferen Thäler hinabgezogen. Eine Hauptursache der Verschlechterung des Klimas mag die Entwaldung der Gegend sein — sie war wohl der eigentliche Sündenfall, der den Verlust des Paradieses zur Folge hatte. Das Volk glaubt nämlich, der Garten Eden, von welchem die heilige Schrift berichtet, sei nirgends anders als im Valrhein gewesen; durch die Sündhaftigkeit seiner Bewohner aber in eine Steinwüste verwandelt worden.

Noch vor 2000 Jahren sollen die „Nantuaten" am Hinterrhein ein vielbesuchtes den Nymphen geweihtes Heiligthum besessen haben, das in christlicher Zeit durch eine Kapelle ersetzt ward, deren Glöcklein jetzt im Kirchthurm zu Hinterrhein hängt. Der Zapportpaß sei viel begangen gewesen und auf seiner Höhe soll ein Wirthshaus „zum Port" gestanden haben. Daß der Bernhardinpaß den Römern bekannt war, ist sicher und sehr wahrscheinlich, daß ihn Arbetius, der Feldherr des Kaisers Constantius, überschritt, als er wider die Alemannen des Linzgaues (am Bodensee) in's Feld rückte. Den Bernhardin nebst der ganzen Gruppe der Rheinwaldhörner nannten die Römer mons avium, Vogelberg. Ihre Straße führte vom Lago Maggiore nach Bellenz durch das Misocco-Thal.

Auf sehr steilen und schmalen Pfaden, die an schroffen Abhängen hinführen, gelangt der Freund einer wildschönen Alpennatur auf einen Standpunkt, wo er den Rheinquell-Gletscher sich gerade gegenüber hat und in das Eisgewölbe hineinschaut, dessen dunkler Tiefe der junge Rhein entströmt. Von der anderen Seite kommt der Zapport-Gletscher heran und diese Eis- und Firnmassen werden umringt vom Rheinwaldhorn, Gufferhorn und Moschelhorn. Der ganze Bergkranz um die Rheinquelle sendet sieben Gletscher gegen Norden, sechs gegen Nordosten, fünf nach Osten, mehrere Arme nach Südwesten, so daß man im Umkreise von 5 Stunden 40 größere Gletscher zählt. Nach Süden fallen die Wände so steil und schroff ab, daß sich keine Schneelager bilden und keine größeren Gletscher entwickeln können.

Das Rheinwaldhorn ist der höchste Punkt der Gruppe; seine Spitze erreicht eine Höhe von 3398 Meter. Nur 5 Meter niedriger ist das Gufferhorn mit 3393 Meter. Der Vogelberg hat nur

3200 Meter. Beide, der höchſten Spitze des Piz Valrhein ganz nahe gerückt, werden von Touriſten und Führern oft mit dem Rheinwaldhorn verwechſelt.

2. Die erſten Beſteigungen.

Pater Placidus a Speſcha, ein Benedictinermönch des Kloſters Diſſentis, geb. 1752 geſt. 1833, der muthigſte und kenntnißreichſte Bergſteiger ſeiner Heimath und man darf wohl ſagen ein Virtuos in der Bergſteigekunſt (wir werden bei den Tödifahrten auf ihn zurückkommen) — beſtieg, wahrſcheinlich zuerſt, den Gipfel des Rheinwaldhorns im Sommer 1789. Er ward dazu veranlaßt durch drei Doktoren der Medicin: Rengger von Bern, Ackermann von Mainz und Donner von Hannover, welche es auf einen Beſuch des Hinterrhein-Gletſchers (Zapport-Gletſcher) abgeſehen, ſich aber nach Medels im Bündner Oberland verloren hatten. Speſcha nahm ſich der Verirrten an und führte ſie über den Valſerberg nach Rheinwald. Da er einmal im Zuge war, wollte er auch das Rheinwaldhorn beſteigen und die drei Doktoren bekamen Luſt, ihn zu begleiten. Sie nahmen den Weg über die Zapport-Alp durch die ſogenannte Hölle und dann über felſige Schafweiden, die man das Purgatorium (Fegefeuer) genannt hat. Nachdem ſie das Fegefeuer zurückgelegt, betraten ſie den Eisſtrom des Zapport-Gletſchers und ſtiegen durch eine thalähnliche Senkung zwiſchen dem Piz Valrhein und Gufferhorn bis auf den vergletſcherten Sattel, der nach dem Lenta-Thal und Zervreila hinüberführt. Hier, im Angeſicht der Eisgipfel, ging dem Führer der Muth aus; er wollte nicht mehr weiter ſteigen. Nun ſtellte ſich der beherzte Schafhirt von der Zapport-Alp an die Spitze der kleinen Geſellſchaft, Pater Placidus ihm nach und die drei Aerzte hintendrein. Bald ging es ſo ſteil aufwärts, daß der Nachfolger des Paters deſſen Kutte ergriff und die übrigen ſich gegenſeitig die Stöcke boten. Der Pater, um nicht herabzurutſchen, griff ſeinerſeits wieder nach dem Stock des Hirten. In ſeinem Bericht ſagt er: „Rengger, mein Hintermann, glitt aus, ich ſprang ihm nach, ergriff ihn, ſtellte ihn wieder in Reih und Glied. Dieſer Vorfall machte auf die Herren einen ſolchen Eindruck, daß ſie nicht weiter zu bringen waren. Damit ſie ſicher ausruhen könnten, machten wir

ihnen Sitze in den Firn und dann ging ich mit dem Schafhirten vorwärts bis über eine Gletscherspalte, in welche sein Stock fiel. Nun war auch er nicht mehr zu bewegen, die nicht mehr ferne höchste Spitze zu ersteigen. Auf alle meine Vorstellungen antwortete er kurz: „mi nô! mi nô!“ („ich nicht! ich nicht!“). So blieb dem Pater nichts übrig, als allein auf die Spitze emporzuklettern, welches Wagniß ihm auch vollkommen gelang.

Er hatte bei klarem Himmel und reiner Luft die umfassendste Aussicht und behauptet in seinem Reisebericht, nicht nur die Appenninen und die Bucht von Genua, sondern sogar das mittelländische Meer und die Insel Korsika gesehen zu haben.

Nachdem er von dem beeisten Gipfel glücklich wieder herabgekommen, traf er seine Gefährten noch genau an derselben Stelle, wo er sie verlassen. Sie hatten sich nicht zu rühren gewagt und fürchteten sich vor dem Abstieg. Der Pater ging voran und leistete die besten Führerdienste. Er hatte vollauf zu thun. „Rengger glitschte an einer Firnwand aus und fuhr gegen mich her wie ein Pfeil. Eiligst sprang ich auf ihn los und erfaßte ihn, bevor er das Steinlager erreicht hatte, in welchem er sich Hals und Bein hätte brechen können. Kaum war dieser aus der Gefahr gerettet, so glitschte Ackermann aus. Als ein sehr schwerer Herr war seine Niederfahrt um so schneller und heftiger. Ich sprang aber auf ihn wie ein Jochgeier, meine Glieder krachten, aber der Herr Doktor kam mit heiler Haut davon.“

Es vergingen Jahrzehnte, ohne daß man von einer Besteigung des Rheinwaldhornes hörte oder des Berges Erwähnung geschah. Im Jahr 1834 machte folgendes Abenteuer viel von sich reden, obwohl es in der Bündner Zeitung nur kurz berichtet wurde.

Zwei Gemsjäger aus Hinterrhein, Martin Loretz und Theodor Hößli, die im Gebiet des Rheinwald-Gletschers nach Gemsen jagten, machten daselbst einen eigenthümlichen Fund. Während der eine die Spitze des Rheinquellhornes (wohl am Rheinwaldhorn) bestieg, umging der andere die östliche Seite des Berges und bemerkte einen Gegenstand, der an einem Felsen lehnte. Es war ein langer stark verrosteter Degen. Die Scheide war nicht mehr vorhanden; nur die Metalltheile derselben lagen da. Der Jagdgefährte ward von der Gletscherspitze herabgerufen und da sich beide weiter umsahen,

fanden sie in der Nähe des Degens einen Schädel mit noch gut erhaltenen Zähnen und einem Büschel brauner Haare. Daneben lag, wahrscheinlich als Kopfkissen benutzt, ein zusammengerollter rother Mantel, der ein wollenes Leibchen und ein Hemd mit Manschetten enthielt. Beim Aufrollen zerfielen diese Kleidungsstücke wie mürber Zunder. Ferner lag ein schwarzer Filzhut in der Nähe mit gezopftem Band und einzelne Fetzen von Epauletten. Ueber dem Brustgerippe, das, gleich dem übrigen Gerippe, fest ins Eis eingefroren war, lagen ein Dolch und ein Stilet. Ein zur Zeit des Fundes durch Hinterrhein reisender Offizier bezeichnete die Waffen als diejenigen eines spanischen Reiters*).

Ein zweiter in der That tragischer Vorfall ereignete sich am 1. September 1854 auf dem Zapport-Gletscher.**) Sebastian Stoffel, ein kräftiger und gewandter Gemsjäger, während des Sommers Hirt in der Zapport-Alp, verließ in der Frühe des 1. Septembers mit dem Stutzen bewaffnet die Alphütte, ohne am Abend zurückzukehren. Als er auch am folgenden Tage ausblieb, zweifelte man nicht mehr daran, daß er verunglückt sei und sandte einen Hirten nach seinem Heimathdorf Vals, um Bericht zu erstatten. Von dort machten sich mehrere seiner Freunde auf, ihn zu suchen; sie durchstreiften Berg und Gletscher, ohne die geringste Spur eines Menschen zu finden. Am 9. September Morgens 2 Uhr zogen 18 Valser vereint aus, mit Seilen und Aexten versehen. Sie überstiegen die Plattenschlucht und gingen den Zapport-Gletscher hinauf in der von den Gemsjägern gewöhnlich eingeschlagenen Richtung. Als sie den sogenannten Paradies-Gletscher (einen Theil des Zapport-Gletschers) überschritten, erblickten sie am Rande einer trügerisch mit Schnee bedeckten Gletscherspalte einen Bergstock. Es war der Jagdstock des Gesuchten und man war an die Stelle gelangt, wo den verwegenen Jäger sein Unglück betroffen hatte. Es galt, in die tiefe Gletscherspalte hinunterzusteigen. Clemens Furger erbot sich sogleich, die Fahrt in die finstere Tiefe zu unternehmen. Man band ihn an ein langes aus 5 Heuseilen zusammengebundenes Seil und ließ ihn in die oben

*) Vgl. die Mittheilung des Forstinspektors Coaz im V. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Club. S. 80 und 81.

**) Vgl. den Bericht von „Coaz Valrhein Besteigung" (Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens, VII. Jahrgang (Chur 1862).

12 Decimeter breite, nach unten sich verengende Spalte hinabgleiten. Immer tiefer sinkend sah sich Furger endlich der starren Leiche seines Freundes gegenüber, etwa 20 Meter tief. Sie war aufrecht in die Spalte geklemmt und eingefroren. Neben ihm lag die erbeutete Gemse. Der Stutzen und das Waidmesser waren tiefer hinabgesunken. Vier in die Eiswände eingeschnittene Tritte gaben die entsetzliche Gewißheit, daß der Jäger nicht in Folge des Sturzes, sondern durch Kälte und Mangel an Nahrung seinen Tod gefunden. Mit vollem Bewußtsein, mit dem herzzerreißenden Gedanken an Weib und Kind, hatte der Arme sich dem unvermeidlichen Tode überliefern müssen.

Furger machte sich an die schwere Arbeit, den Leichnam seines Kameraden aus dem Eise zu lösen. Aber die Aufregung und die Anstrengung des Hauens hatten ihn fast ohnmächtig gemacht; er mußte sich hinaufziehen lassen an's Tageslicht, um in der warmen Luft wieder Athem zu schöpfen. Als er sich erholt hatte, ließ er sich zum zweiten Mal in die verhängnißvolle Spalte hinab und dies Mal gelang es ihm, sowohl die Leiche des Jägers als auch die Gemse aus dem zähen Eise zu befreien und aus der kalten Gruft emporzubringen. Noch am selben Tage wurde der Todte mit großer Anstrengung über die Plattenschlucht nach Vals hinuntergebracht und daselbst in geweihter Erde bestattet.

Die zweite beglaubigte Besteigung des Rheinwaldhornes führte ein dem Pater a Spescha ebenbürtiger Bergsteiger, J. J. Weilenmann von St. Gallen, im Juli 1859 aus — ohne jegliche Begleitung! Von der Schäferhütte der Zapport-Alp unternahm er zuvörderst eine Rekognoscierung, die ihn auf die Spitze des Vogelbergs führte. Durch tiefen aufgeweichten Schnee immer höher klimmend, wäre er fast vor Erschöpfung zusammengesunken, hätte ihm nicht der nahe Gipfel gewinkt und zu der äußersten Anstrengung entflammt. Abends 5 Uhr langte er wieder in der Schäferhütte an, deren Eingang ihm die Hunde wehrten, da der Inhaber sich entfernt hatte, um etwas Kleinholz heraufzubringen.

Am folgenden Tage (5. Juli), früh 4 Uhr, brach Weilenmann aus der gastfreundlichen Hütte wieder auf, nur von den guten Wünschen des Schafhirten begleitet. An derselben Stelle wie Tags zuvor betrat er den Gletscher, der erst schwach ansteigt und schneefrei

ist, dann aber mit Schnee sich deckt und steiler wird. Die wenigen unbedeutenden Spalten verschwinden bald und man kann das weite Firnplateau ohne Gefahr überschreiten. Nach einer Gletscherwanderung von $2^{3}/_{4}$ Stunden erklomm er die nassen Schnee- und Rasenhalden, für welche der Frühling noch nicht angebrochen war. In $^{3}/_{4}$ Stunden war die schneegefüllte Einsenkung gewonnen. Nun ging's an dem Felsgrat entlang, der sich rechts zum Gufferhorn emporhebt, bis eine Klippeninsel erreicht wurde, wo der muthige Wanderer $^{1}/_{4}$ Stunde rastete und alles Entbehrliche ablegte, auch seine Baarschaft, die noch 14 Tage reichen sollte, in ein Loch versteckte. Denn bei unvermeidlichen Rutschpartien entschlüpft Manches den Taschen und geht leicht auf dem Schnee verloren.

Auf dem Firnrücken, der zum Rheinwaldhorn hinaufführt, war der Schnee erweicht und das Waten sehr anstrengend. Der Kamm wurde immer schmaler, lief jedoch fast horizontal. Endlich hob er sich und weitete sich wieder zu einem breiten Rücken. Der Anblick der graziösen Pyramide beflügelte den Schritt, der Schnee wurde fester und seine Kruste erleichterte das Gehen. Einige Klüfte und Trichter wurden leicht umgangen. Wiederum ging es über eine scharfe Schneekante; zum Glück war sie noch weich genug, um auf der Westseite hinanklimmen zu können, ohne Stufen einzuhauen. Noch einige Schritte und um $9^{1}/_{2}$ Uhr ist die Gipfelschneide erreicht. Wegen des tiefen aufgelockerten Schnees ist jedoch kein Niedersitzen und Rasten möglich. So wird denn der Gipfel überschritten und auf einigen losen von der Sonne erwärmten Steinplatten*) Halt gemacht.

Vor Allem werden die nassen Schuhe und Strümpfe ausgezogen, ausgewunden und zum Trocknen hingelegt. Die eiskalten fast erstarrten Füße werden in die warmen Sonnenstrahlen gehalten und können sich bei vollkommener Windstille wieder etwas erwärmen.

Leider ist der Himmel nicht frei; ringsum Dunst und Wolken! Doch es bleibt noch genug zu sehen übrig! Ein Heer von Spitzen, zahllose, dichtverschlungene Gebirgszüge, duftige Thäler, mächtige Gebirgsknoten, blinkenden Eisinseln gleich, dem niedrigen im Dufte schwimmenden Bergesgewimmel enttauchend, füllen endlos den Raum.

*) Es ist glimmerreicher Gneis.

Am meiſten aber feſſelt der mächtige Zapport-Gletſcher mit ſeinen Firn- und Eisterraſſen im Vordergrunde den Blick. Gegen Weſten ſenkt ſich, im Glanze der Mittagsſonne funkelnd, der Bresciana-Gletſcher ab. Zu ſeinen Füßen liegt einſam abgeſchloſſen das teſſiniſche Thal Val Caraſſina. Kahle, verwitterte Felsgräte trennen es von den blauen Tiefen des Blegno-Thales und ein firnbeladener Höhenzug, aus welchem ſchwarze Klippen emporſtarren, trennt es vom bündneriſchen Lenta-Thale ab, das bis weit hinaus mit Eis bedeckt iſt.

Noch raſcher und ſchroffer als der Tödi nördlich zur Sandalp fällt das Rheinwaldhorn nach Süden in's Blegno-Thal. Die Höhe des Abſturzes bis Dangio, dicht am weſtlichen Fuß, beträgt 2592 Meter, bis Malvaglia über 2800 Meter — eine Höhe, die jener des Monte Roſa nach Macugnaga hinab gleichkommt! Der Blick in die Tiefen des Thales iſt ſchwindelerregend; man verfolgt den Thalgrund bis zur Riviera in der Nähe von Bellinzona.

Ein wahres Chaos von Spitzen, Gräten, Gletſchern bietet der Gebirgswall, der die Adula-Gruppe mit dem Gotthard verbindet, hinter welcher nordöſtlich der Tödi ſich erhebt, das Haupt der Glarner Alpen. Es iſt ein langer Gebirgszug, der nordwärts den Vorderrhein begleitet; er iſt, wie hinter ihm die Berge des Berner Oberlandes von Wolken umlagert; nur der Blick nach dem nahen vom Scopi beherrſchten Lukmanier und das von ihm herabkommende Val S. Maria iſt frei. Um Mittag war die Ausſicht nach Weſten ganz verſchloſſen, während ſie im Oſten ſich aufhellte. Zur Rechten des Tambohorns leuchteten die Schneekuppen und Eisfelder der Bernina-Kette und noch weit im Nordoſten die Sceſaplana auf.

„Daß eine ſo zugängliche Höhe", bemerkt Weilenmann in ſeinem Bericht*), „wie das Rheinwaldhorn, nicht ſchon erſtiegen worden, ſchien mir nicht wahrſcheinlich. Ein Steinmannli exiſtierte nicht, einige Steine jedoch lagen ſo beiſammen, wie ſie von ſelber kaum hingekommen ſein konnten. Ich legte einen beſchriebenen Zettel dazwiſchen, der aber entweder zu Grunde ging oder meinem Nachfolger, Herrn Forſtinſpektor Coaz, der im Jahre 1861 den Berg beſtieg, ſonſt nicht zu Geſichte kam."

*) J. J. Weilenmann. Aus der Firnenwelt. Leipzig, A. Liebeskind.

Um 1½ Uhr verließ er den Gipfel, ſtieg über den Kamm hinab und fuhr über eine ſteile Wand auf die Einſattlung am Fuße des Gufferhornes hinunter. Nachdem er die auf der Felſeninſel verborgenen Sachen wieder zu ſich geſteckt, ſtieg er auf den Zapport-Gletſcher hinab, der jetzt mühſamer und gefährlicher zu überſchreiten war, als in der Früh, wegen der offenen und theilweis verdeckten Spalten. Doch kam er wohlbehalten und munter Abends 6½ Uhr in die Schäferhütte zurück.

Herr Coaz, der mit dem Kreisförſter Zarro und zwei gerade in St. Bernhardin ſich aufhaltenden Herren am 13. September 1871 das Rheinwaldhorn beſtieg, war inſofern noch glücklicher als Herr Weilenmann, als er ſich einer durch keine Wolken und Nebel beſchränkten Ausſicht erfreuen konnte. Vom Matterhorn im Südweſten drang der Blick bis weit in die Berge Tirols nach Oſten, vom Finſteraarhorn und Tödi bis zu den Appenninen. Und nicht minder intereſſant als dieſer großartige Blick in die Ferne war das Hinabſchauen in die vier Thäler, welche nach den verſchiedenen Himmelsgegenden ausſtrahlen: in's Rheinwald- und Lenta-Thal, in's Val Caraſſina und Val Malvaglia. Im Piz Valrhein berühren ſich die Lepontiniſchen und Rhätiſchen Alpen und das Adula-Gebirge iſt gleich dem Monte Roſa, von welchem die Penniniſchen und Lepontiniſchen Alpen ausgehen, ein Hauptglied in der ſchweizeriſchen Alpenkette.

Fünfter Abschnitt.

Tödi-Gruppe.

1. Der Tödi und seine ersten Besteigungen.

Das Finsteraarhorn-Massiv setzt sich über die Furka und die nördliche Wand des Urserenthales, welche am Urner Loch von der Reuß durchbrochen wird, zum Oberalpstock und weiter zum Scheerhorn fort. In dieser Gruppe, zu welcher auch die Windgellen, der Ruchen und der Düssistock gehören, erhebt sich, westlich vom Claridengrat, östlich vom Bifertenstock flankiert, als höchstes Haupt die ganze Nordostschweiz beherrschend, der Tödi zu der ansehnlichen Höhe von 3623 Meter. Er bildet den mächtigen Grenzstein zwischen dem Bündner Vorderrheinthal und dem Glarner Linththal. Zwei Pässe führen von dem einen in's andere: der Sandgratpaß und der Kistenpaß, beide ziemlich beschwerlich, aber wildprächtig durch ihre großartige Umgebung.

Noch steiler als zum Vorderrheinthal fällt der Tödi nördlich über die obere und untere Sandalp in's tief geschnittene Linththal ab. Die ödeinsame Sandalp kann nur wenige Wochen des Hochsommers von den Heerden der Aelpler besucht werden; die kalte Jahreszeit dauert fast bis zum Juli und beginnt schon wieder im August. Die Alp galt in früheren Zeiten als verzaubert und von Geistern bewohnt, die sich mitunter in zauberischer Musik vernehmen ließen. Die Töne kamen und kommen noch immer vom Winde, der durch die lose geschichteten Steinplatten bläst. Die Umgebung der Sandalp könnte kaum wilder und großartiger sein. Aus den Gletscher- und Firnmassen, die sie umringen, ragt steil wie die Monte

Der Tödi.
Nach einer Original-Aufnahme von Math. Schmid.

Roſa-Kette aus dem Macugnaga-Thal der Bergrieſe Tödi zum Himmel empor, auf ſeiner Oſt- und Südſeite vom Bifertenfirn umgürtet. Auf der oberen Staffel entſpringt die Hauptquelle der Linth, der Oberſtaffelbach, der an der ſteilen, faſt 600 Meter hohen Raſenwand der Ochſenblanke einen großen und ſchönen Fall bildet. Tiefer unten ſtürzen ihm dann zwei andere Gletſcherbäche in eben ſo wilden als maleriſchen Kataraften zu, der Röthibach und der Biferten-Gletſcherbach. Erſt nach der Vereinigung mit dem Limmenbach erhält das Gletſcherkind den Namen Linth; ſie brauſt weiter in einen tiefen finſtern Abgrund hinab, in welchem ſie dem Auge entſchwindet. Noch kühner und höher über dem Waſſer, als die Teufelsbrücke über die junge Reuß, wölbt ſich (60 Meter über dem Grunde) über den jungen Linthſtrom die Pantenbrücke, umſtarrt von gewaltigen Felswänden: rechts der Altenoren, links die grauen Hänge der Baumgarten-Alp und gerade vor der kahle faſt ſenkrecht aufſteigende rieſige Kegel des Hintern Selbſanft.

Das ſchöne Linththal erhält ſeinen Hauptreiz durch den herrlichen Hintergrund der Tödimaſſen. Beſonders reizend iſt der Blick vom Balkon des Kurhauſes im Stachelberger Bad; gerade vor- und thalabwärts die hellen Ortſchaften mit ihren Wieſen, Baumgärten und Feldern; gegenüber ſteile und hohe Berge, auf deren Hängen dunkle Waldſtreifen mit grünen Alpweiden und ſchwarzbraunen Sennhütten anmuthig abwechſeln und die Waſſerfälle kleiner Bäche weithin glänzen. Im Hintergrunde des Thals aber ſtehen die maſſigen Formen des Altenoren, Hintern Selbſanft (3029 Meter) und Ruchi und zwiſchen ihnen ſchimmern die mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel der Klariden (3270 Meter), die Spitze des majeſtätiſchen Tödi und des ihm nahekommenden Bifertenſtocks hervor.

Das breite gewaltige Firnhaupt des Tödi iſt weithin ſichtbar bis über den Bodenſee hinaus und nach Baiern hinein. Es hat eine ſo ſtolze ſcharf markierte Form, daß man es auf den verſchiedenſten Standpunkten alsbald wieder erkennt. Von der Züricher Münſterbrücke und noch freier vom Bauſchänzli aus richtet ſich der Blick begierig auf die weißglänzenden Gipfel der Alpenwelt im Süden; der maſſige und doch höchſt maleriſche Glärniſch hält ihn einige Sekunden feſt, aber ſiehe! da erhebt ſich links von dieſem anſehnlichen Berge noch viel freier und höher wie mit Adlersfittigen eine Schneekuppe,

alle anderen überragend, noch im Abendroth glühend und ſelbſt lange nach Sonnenuntergang noch mit weißem Licht phosphoreſcierend, wenn alle übrigen Gipfel ringsumher dem Schatten der Nacht anheimgefallen ſind —: es iſt der Tödi, deſſen Bild ſich unvergeßlich der Seele einprägt. Von Friedrichshafen am Bodenſee feſſelt wiederum der Tödi mit dem Biſertenſtock den über die Waſſerfläche zu den Schweizer Alpen fliegenden Blick und beſonders ſchön ſtellt er ſich dar, wenn man vom Pfänder bei Bregenz ihn mit dem Fernrohr näher in's Auge faßt.

Die mächtige Kuppe theilt ſich durch eine gelinde Vertiefung in zwei Gipfel — die Knöpfe des Sattels —, nämlich den (Glarner) Tödi und den (Bündner) Piz Ruſein (Roſein); dieſer iſt ein wenig höher als jener. Am Nordende des Firnplateaus, „Sandfirn" genannt, ſteht unmittelbar über der oberen Sandalp, als dritte Spitze der Sandgipfel, merklich niedriger, denn er hat nur 3434 Meter.

Die nächſten Gipfel in der Umgebung ſind Stockgron (3418 Meter), Piz Urlaun (3372 Meter) und Bleiſasverdas (3424 Meter). Nach Weſten fällt der Piz Ruſein zum kleinen Tödi ab (Crap Glarun), zwiſchen dem und dem Piz Catſcharauls der Sandgratpaß nach Diſſentis hinunter führt.

Daß die Bewohner der benachbarten Thäler in Glarus und Bünden ehrfurchtsvoll zu dem ihnen ſo nahen Rieſenberge emporſchauten, aber auch verlangend, ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, iſt ſehr begreiflich. Die erſten Reiſenden, die ſich ihm nahten, ſonſt ſehr geübte und ausdauernde Alpenwanderer, bemühten ſich vergebens, ſeine höchſte Kuppe zu erklimmen. So der Pater Placidus a Speſcha aus Trons im Vorderrheinthal, der im Jahre 1788 den Stockgron, einen dem Tödigipfel ſehr nahe gerückten Felsthurm und 1793 auch den Piz Urlaun beſtieg. Er war auch der erſte Beſteiger des Oberalpſtocks (Piz Tgietſchen) und in ſeinem ſiebenzigſten Lebensjahre noch ſo rüſtig, daß er (1823, 19. Auguſt) in Gemeinſchaft mit dem Maler Iſenring abermals auszog, um die Tödiſpitze zu gewinnen. Sie übernachteten auf der Alp Gliems und ſtiegen dann in der Frühe des anderen Morgens den Gletſcher hinter dem Stockgron hinauf. Doch nun ſtellten ſich vergletſcherte Felſen und Eisſpitzen ihnen entgegen, diezu bewältigen für den Reiſegefährten des rüſtigen Paters eine Un-

möglichkeit war und da überdieß noch Nebel die freie Umschau hinderten, so mußte jede Hoffnung, auf den Gipfel des Tödi zu gelangen, aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Von dieser mißlungenen Unternehmung keineswegs abgeschreckt, ging Pater a Spescha am 1. September 1824 nochmals an's Werk und suchte die Tödi-Kuppe von der Ruseinalp zu erreichen; er wollte mit zwei Gemsjägern, Placi Curschellas aus Trons und Augustin Bisquolm von Dissentis dort zusammentreffen, verfehlte sie jedoch und die beiden Männer machten sich allein auf den Weg, überschritten den oberen Theil des Bifertenfirns und erreichten um 11 Uhr die Spitze (Piz Rusein). Der Tödigipfel sei etwas niedriger, erzählten sie, der Grad aber, der vom Piz Rusein zu ihm hinführe, gangbar. Ein Zeichen ihrer Ersteigung hatten sie jedoch nicht zurückgelassen, übrigens hatte der Pater aus dem später mit seinem Namen getauften Felsenthor ihnen zugeschaut, wie sie wirklich die Spitze erreichten. Es ist kein Grund vorhanden, die bestimmte Aussage des schlichten bescheidenen Mannes in Zweifel zu ziehen.

Unterdessen hatte von der anderen Seite her, nämlich vom Linththal und der Sandalp aus Dr. Hegetschweiler, Arzt in Zürich und verdienstvoller Botaniker, verschiedene Versuche gemacht, die Tödispitze zu erreichen, die theils durch plötzlichen Witterungswechsel vereitelt wurden, theils aber auch daran scheiterten, daß er über den Sandfirn hinaufkommen wollte, anstatt den Weg über den Bifertenfirn zu nehmen.

Wir wollen nur eine Scene aus seiner dritten Versuchsreise anführen. Er war von sechs Reisegefährten und Führern begleitet, am 12. August 1822 bis zu der „Schnee-Runse" gekommen, jenem über eine Viertelstunde langen Felsthal unter der „gelben Wand", das von einer steil abfallenden Eismauer geschlossen wird. Von dieser lösten sich nun plötzlich große Eisblöcke ab. Drei Personen der Gesellschaft standen geschützt unter überhängenden Felsen; die Führer waren eben beschäftigt, den Letzten am Seil durch die gefährlichste Stelle dieser Runse zu geleiten: da dröhnte und krachte es durch die Stille der Einöde dieser Hochgebirgswelt; ein Rauch von Schnee und Eissplitterchen ward sichtbar und wie Geschosse flogen die Eistrümmer über die unter den Fels sich schmiegenden Wanderer dahin. Sie wagten sich nicht weiter vorwärts.

War nun auch Dr. Hegetschweiler nicht auf den Gipfel des Tödi gelangt, so hatte er sich das Verdienst erworben, daß diese obersten Regionen des Tödigebirges bekannter wurden und man nun den Uebergang aus dem Linththal in's Vorderrheinthal nach Disentis wagte.

Die erste wirkliche Ersteigung von der Nordseite fand im Sommer des Jahres 1837 statt durch drei Hirten des Linththals; es waren Bernhard Vögeli, ein sechszigjähriger noch sehr rüstiger Mann, sein Sohn Gabriel und Thomas Thut, der Sohn von Hans Thut, dem treuen Führer des Dr. Hegetschweiler. Der alte Vögeli hatte schon in jungen Jahren als Jäger und Wildheuer die Steinwüsten und Firne des Tödi durchstreift und war mit den Schrecknissen in diesen Regionen des ewigen Schnees wohl vertraut. Einst wurde er, mit einer Ladung Schabzieger (Kräuterkäse) belastet, von einem Bisennebel*) überrascht, als er gerade den Kisten-Gletscher überschritt und konnte keinen Schritt mehr vorwärts noch rückwärts — nur durch fortgesetzte Bewegung mit den Händen und Füßen rettete er sich aus der Gefahr des Erfrierens. Die beiden jungen Leute waren von schlankem, doch sehr festem und federkräftigem Körperbau und hatten schon als Knaben bei der Gemsjagd das sehr gefährliche Geschäft des „Einthuns", d. h. der Einschließung der schlauen Thiere übernommen und sich im Erklettern der steilsten Felswände geübt.

Als nun die drei die Ersteigung des Tödi glücklich vollbracht hatten und dann wieder unten im Linththal anlangten, erzählte Vögeli sein Wagniß und die Beweggründe dazu etwa in folgender Weise**): „Schon als Bub hatte ich ein großes Verlangen, jenen Schneeberg zu erklettern, den wir in seiner ganzen Pracht von unseren Wohnungen aus erblicken; ich wollte von ihm über die Berge und Thäler unseres Landes hinweg in die weite Welt hinausschauen. Da er am Morgen sich zuerst entzündet und am Abend am längsten von der Sonne beschienen wird, so schloß ich, daß er bedeutend höher als seine Nachbarn sein müsse. Ich schob indessen die Ausführung meines Vorhabens von einem Jahr zum andern auf. Da erschien

*) Die Bise, Nordost-Wind.

**) Das Panorama von Zürich nebst Beschreibung der im Jahre 1837 ausgeführten Ersteigung des Tödiberges (von Dr. Ferd. Keller), Zürich, 1839.

in der nämlichen Absicht Hegetschweiler, ein kühner Bergmann (Alpenwanderer) und machte, von den tüchtigsten Führern begleitet, mehrere Versuche. Es blieben aber alle seine Anstrengungen unbelohnt und man bestärkte sich in Glarus und in Bünden in dem Glauben an die Unersteiglichkeit des Berges. Nun konnte ich meinen Wunsch nicht länger unterdrücken. In meinem Sohne Gabriel und meinem Nachbar Thut fand ich Genossen meines Vorhabens. Auch sie lockte der Ruhm, zuerst auf jene unbetretenen Höhen emporzusteigen, zugleich auch die Hoffnung, wenn die Erforschung eines Pfades gelänge, künftigen Besteigern als Wegweiser dienen zu können. Der erste Versuch sollte im Juli 1836 gemacht werden. Allein die Witterung war während des ganzen Jahres im Gebirge ungünstig. Erst am Ende des verflossenen Monats (Juli 1837) überzeugten wir uns beim Wildheuen*), daß die Beschaffenheit der Eisthäler den Zugang gestatte und setzten den Tag der Abfahrt fest.

„Am 31. Juli verließen wir unsere Heimath und stiegen zur oberen Sandalphütte auf, wo wir die Nacht zubrachten. Des folgenden Tages machten wir uns vor Sonnenaufgang wieder auf den Weg, schritten über den Biserten-Gletscher und gelangten bis an's Ende des Urlaun-Gletschers**), wo ein plötzlich sich verbreitender Bisenrauch (Nebel) uns die Rückkehr rathsam machte. Ueberzeugt von der Möglichkeit, unsern Zweck zu erreichen, traten wir wieder am 4. August von der nämlichen Sennhütte aus den Weg nach dem Tödikulm an; aber dieses Mal besser mit Lebensmitteln und Waffen (Geräthen) versehen und entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Wie früher überschritten wir, nur etwas tiefer unten, den Biserten-Gletscher, wo das Umgehen von etwa acht furchtbaren Klacken (Gletscherspalten) viel Zeit und Anstrengung erforderte, und gelangten erst spät zu einem Eisthurm, vielleicht Thut's Mütze***) und zu dem Gletscherabsatz, über den Hegetschweiler nicht emporgedrungen war. Nicht weit

*) Das auf den Felsbänken und Fluhen wachsende Gras wird von den sogenannten Wildheuern mit Lebensgefahr abgemäht und herabgebracht.

**) Es ist dies nur der höhere Theil des Bisertengletschers in der Nähe des Piz Urlaun.

***) Nach Hans Thut's, des Begleiters von Hegetschweiler, Zottelmütze so benannt.

von demſelben brachten wir, an eine Felswand gelagert und von der Kälte leidend, die Nacht unter freiem Himmel zu. In aller Frühe banden wir uns, wie am vorigen Tage, wieder an's Seil, um mit größerer Sicherheit die Eisfelder zu überſchreiten und hatten Urſache, über die Anwendung dieſer Vorſichtsmaßregel uns zu freuen, denn mein Sohn ſtürzte am Rande des Firns in eine Gletſcherſpalte und konnte nur mit Mühe aus derſelben herausgezogen werden. Bald ſtanden wir vor einer ſchroffen Felswand, dieſſeits des Firnwalles, der zwiſchen den beiden Gipfeln emporſteigt, an der ſich eine enge ſchornſteinähnliche Schlucht hinaufzog. Durch dieſe hofften wir den Weg nach der über uns hängenden Schneezinne erzwingen zu können. Ich kletterte voran und nach einigem Zaudern folgten mir auch meine Gefährten, denen dieſer Einfall allzu abenteuerlich vorkam. An dem faſt ſenkrechten Felſen leiſtete uns die mitgebrachte kleine Leiter gute Dienſte. Eben wollte ich mich aus der Mündung des Felſenrohres emporſchwingen, als eine furchtbare Schneemaſſe über mich weg nach dem Abgrund lief. Hätte ich nur mit der Hälfte des Leibes außerhalb der Runſe geſtanden, ſo wäre ich unfehlbar über die Fluhwand hinabgeſchleudert worden. Ein paar Minuten lang hielten mich meine Gefährten, da ich ganz in Schneegeſtöber eingehüllt und betäubt war, für verloren. Den Rückzug von hier zu bewerkſtelligen war keine geringe Arbeit. Auf dem Schneefelde wieder angekommen, ſahen wir Gewitterwolken im Anzuge und damit unſere Hoffnung vereitelt, an dieſem Tage den Tödigipfel zu erreichen.

Glücklicher waren wir auf unſerer dritten Reiſe. Donnerſtag den 10. Auguſt, Nachts um 12½ Uhr, zogen wir, wie früher, mit Fußeiſen, Heuſeilen, Flößhacken, einer Leiter und für unſeren Unterhalt mit Brod und Kümmelwaſſer verſehen, aus unſerer Heimath fort. Ohne Unfall erreichten wir Thut's Schlafmütze. Von hier aus auf der Bündner Seite den Berg hinankletternd, gelangten wir auf ein weites Schneefeld und hielten, von den Strahlen der Mittagsſonne erwärmt, auf einem von einer Lawine herabgeworfenen Felsſtück unſer einfaches Mittagseſſen. Immer ſteigend kamen wir zu einem ſteilen Abhang, der mit knietiefem friſchen Schnee bedeckt war, worin wir über eine Stunde lang zu waten hatten. Um 12 Uhr ſahen wir ein kleines Firnthal vor uns liegen, über das wir nicht ohne Beſorgniß hinwanderten. Ganz auf der Südſeite des Berges

erreichten wir dann, wie es uns ſchien, die oberſte Fläche deſſelben: da aber ein dichter Nebel uns jetzt umgab und wir nicht zehn Schritte vor uns ſehen konnten, marſchierten wir auf's Gerathewohl vorwärts. Hier war es, wo ich durch die große Arbeit erſchöpft, mich ſehr unwohl fühlte, auch, wie meine Begleiter mit Schrecken bemerkten, meine Geſichtsfarbe veränderte. Ein Froſt und heftiges Zittern hatte mich überfallen. Das Gefährliche meiner Lage einſehend, raffte ich meine letzten Kräfte zuſammen, fuhr fort, mich zu bewegen, nahm einige Schluck Kümmelwaſſer und hatte die Freude, mich in kurzer Zeit von dieſem Zuſtande befreien zu können. Noch eine Weile ſchritten wir auf dieſer Ebene fort; da theilten ſich plötzlich die Wolken und unſer Auge überſchaute eine zahlloſe Menge von Berggipfeln, von denen keiner zu uns emporreichte. Wir überzeugten uns faſt zu unſerem Schrecken, daß wir auf der Spitze des noch nie beſtiegenen Tödi ſtanden. Unſer Thal, in dem wir unſere Wohnung und das Stachelberger Bad ſchauten, lag in dunkler Tiefe zu unſeren Füßen und wir vergoſſen Thränen der Freude über das uns zu Theil gewordene Glück. In aller Eile wurde nun als Signal aus zwei Stöcken ein Kreuz verfertigt, an das wir einige Naſtücher mit Faden, die wir zu dieſem Zweck mitgebracht hatten, befeſtigten. Dann erſt ſetzten wir uns auf den glänzenden Firn, nach welchem wir ſo oft hinaufgeblickt hatten. Als wir noch eine Zeit lang durch die Riſſe der ſich häufenden Wolken in eine uns unbekannte Welt hineingeſchaut, traten wir, Gott dankend für die Erfüllung unſeres ſo lange genährten Wunſches, Nachmittags um 2 Uhr den Rückweg an."

Im Dorfe Linththal und im Stachelberger Bad waren, ſobald ſich die Kunde von der Erſteigung des Tödi und der Aufpflanzung eines Signals verbreitet hatte, aller Blicke mit und ohne Fernrohr auf den Gipfel gerichtet; doch vergebens ſtrengten ſich die Augen an, niemand vermochte das Signal auf der von den Beſteigern ſelbſt bezeichneten Stelle zu ſehen. Endlich kam der alte Thut vom Berge herab und verſicherte, die Stange mit dem Tuche ſowohl durch ſein kleines Fernrohr, wie auch mit bloßen Augen geſehen zu haben. Und wirklich, als man das Teleſkop nach der von ihm bezeichneten Stelle richtete, wurde nun das Signal deutlich wahrgenommen und auf überraſchende Weiſe die Ausſagen der Hirten beſtätigt.

Nach acht Tagen, Freitags den 18. Auguſt, erſchienen die muthigen drei „Tödimänner", wie man ſie jetzt nannte, abermals im Stachelberger Bad, um Herrn von Dürler aus Zürich auf dem von ihnen gefundenen Wege auch auf den Tödi zu führen. Alle Badegäſte beeiferten ſich zur Ausrüſtung etwas beizutragen; ſchnell war eine große rothe Fahne aus Tiſchteppichen verfertigt. Um 3 Uhr Nachmittags brach man auf und bei Anbruch der Nacht wurde die obere Sandalp erreicht. Die Bewohner der bequemſten Sennhütte nahmen die Wanderer freundlich auf und bereiteten ihnen — das Beſte, womit der Senn ſeine Gäſte zu bewirthen vermag — einen fetten Rahmbrei, „Fänz" genannt. In der Nacht war prachtvoller Mondſchein und der donnernde Wiederhall brechender Gletſcher verſprach einen heiteren Tag. Um halb 3 Uhr in der Frühe waren ſchon alle auf den Füßen. Ueber Schutthalden und Eisbänder ſtieg man auf's Bifertengrätli und von da mit Hülfe der Leiter an einer ſteilen Wand auf den Bifertenfirn hinunter. Dort wurden die Fußeiſen unter die Schuhe geſchnallt und die Stricke hervorgezogen, mit denen die Bergſteiger, je fünf Schritte von einander entfernt, ſich zuſammenbanden. Der friſch gefallene Schnee deckte trügeriſch manche Riſſe und Schründe und der Firn hatte ſich ſeit den acht Tagen bedeutend verändert, ſo daß die Leiter fleißig benutzt werden mußte. Von dem Gletſcher wieder auf ein Schneefeld tretend, nahten ſie ſich dem gefährlichen kleinen Felsthal, die „Schneerunſe" genannt. Fantaſtiſch geſtaltete Eispyramiden ſtanden auf der einen Seite, überhängende Schneemaſſen, die von Zeit zu Zeit herabſtürzten, drohten auf der anderen Seite. Um beſſer ausweichen zu können, band man ſich vom Seile los. Glücklich langten ſie oben an, außer dem Bereich der Schneeſtürze und auf einem vorſpringenden Felſenkopfe, von welchem ſparſam eine Quelle herabrieſelte, machten ſie Halt. Dort genoſſen ſie das ſeltene und impoſante Schauſpiel des Einſturzes eines gewaltigen Eisgewölbes, das unter ſchrecklichem Getöſe in tauſend Trümmerſtücken auseinanderflog.

Abermals mußte eine Felswand überklettert und ein Firnfeld am Seil überſchritten werden; dann kamen ſie an einer Felswand von röthlich gelber Farbe*) vorbei und weiter zu einem Eishügel

*) Während auf der (Bündner) Südſeite des Tödi noch das kryſtalliniſche Geſtein, Gneis und ſchöne halbkryſtalliniſche Schiefer vorherrſchen, bemerkt

von etwa 30 Meter Höhe; auf demſelben lagen einige todte Libellen und trockene Blätter, die der Wind aus weiter Ferne dorthin getragen hatte. Nicht weit davon ſaßen traurig zwei Krähen, die vielleicht auch auf einer Unterſuchungsreiſe begriffen waren und ſich nicht wenig wunderten, von Menſchen geſtört zu werden. Nun hielt man ſich rechts und kam um 12 Uhr zur Einſattlung zwiſchen dem Tödi und Ruſein. Um auf den Grat zu gelangen, mußten Tritte in das Eis gehauen werden; in einer halben Stunde erreichte man die Kuppenfläche und die Stelle, wo das Signal, das der Wind zu Boden geworfen hatte, aufgepflanzt worden war.

Der erſte Eindruck, den der erhabene Ausblick vom Tödigipfel auf das Gemüth machte, war ſo überwältigend, daß die Wanderer erſt gar nicht wagten, einzelne Berge in's Auge zu faſſen und erſt ſich ſammeln mußten, um mit der wunderbaren Welt ſich zu befreunden. Die Berner Alpen im Weſten, die Tiroler im Oſten, die Graubündner im Süden — ein Chaos von Bergen — und im Norden die unabſehbaren Ebenen der Schweiz und des ſüdlichen Deutſchlands. Doch nun hielt man es auch für Pflicht, die Freunde im Linththal von der glücklichen Ankunft in Kenntniß zu ſetzen und ſchwenkte die mitgebrachte Fahne ſo hoch und ſo lange wie möglich in der Luft. Das Thal lag ſo deutlich unten zu den Füßen des Berges, daß man nicht nur (durch's Fernrohr) die einzelnen Häuſer unterſcheiden, ſondern auch die Leute ſehen konnte, wie ſie zwiſchen dem Dorfe und Bade hin und her gingen und ſich Mittheilung machten von dem, was ſie auf dem Tödigipfel bemerkten.

Der alte Gemsjäger Vögeli hatte ſich auf den kalten Firn hingeſtreckt und ſchlief behaglich; die Temperatur war mild, 9° R. in der Sonne, 7° R. im Schatten. Der Hunger war gering, deſto größer der Durſt, den man jedoch nicht wohl befriedigen konnte, da die Spirituoſen und auch der Wein ihn nicht ſtillten. Um 3 Uhr trat man die Rückreiſe an, die, zwar minder beſchwerlich, aber nicht minder gefährlich war. Herr Dürler, wie die Führer ſtürzten mehr-

man auf der Kammhöhe von der Nordſeite abwärts kalkige Quarzitſchiefer; doch tritt auf der Sandalp noch einmal Gneis als Grundlage auf und darauf ruht der gelb angewitterte Röthikalk oder Unterjura einige hundert Meter mächtig, bis zum kleinen Tödi ſich hinaufziehend, deſſen Fuß er bildet.

mals in Spalten, wurden jedoch augenblicklich wieder herausgezogen Um halb 7 Uhr kamen sie wohlbehalten im Oberstaffel an; am folgenden Morgen zogen sie in's Linththal hinab, jubelnd bewillkommt. An der hinteren Linthbrücke erwartete sie eine Anzahl Kurgäste, um sie zu begrüßen. Durch die Freigebigkeit des Herrn Hauptmann Paravicini von Glarus hatte man ein kleines Fest bereitet und in einem Triumphzuge ging es bis zum Badgebäude.

Nun war die Bahn gebrochen, doch dauerte es bis zum Jahre 1853, wo im August die Herren G. Studer aus Bern, Professor Ulrich aus Zürich und Antiquar Siegfried von ebenda eine vollständig gelungene Tödibesteigung ausführten. Ihre Führer waren Gabriel Vögeli, Johann Madutz und Thomas Thut. Um 3 Uhr Morgens brachen sie von der oberen Sandalp auf, kamen glücklich durch die Schneerunse und gelangten, nachdem sie die drei Felsterrassen des Biferten-Gletschers überstiegen, um 11 Uhr Vormittags auf den Schneesattel zwischen Tödi und Rusein. Von da wandten sie sich am nördlichen sanften Gehänge der Tödispitze entlang gehend, von den Gästen im Stachelberger Bade gesehen, nach dem östlichen Plateau, wo die Führer und Herr von Dürler die Fahne im Jahr 1837 aufgepflanzt hatten. Von dort bis auf die Spitze hatte man noch 10 Minuten zu steigen und dieselbe war nach Vögeli's Aussage weder bei der ersten noch bei der zweiten Besteigung betreten worden. Das Thermometer zeigte 5° C, das freie 4° C.

Föhngewölk hatte die entfernteren Gebirgszüge umlagert und das tiefere Land war in ein trübes Dämmerlicht gehüllt, doch frei schweifte der Blick über die näheren Bergketten von Glarus, Schwyz und Uri und nach den Riesen des Berner Oberlandes. Fern im Wallis erhoben sich aus den Wolken Montblanc, Weißhorn, Mischabelhörner und in voller Majestät der Monte Rosa. Die ganze Kette, welche auf der Grenze zwischen Bünden und der Lombardei sich hinzieht, vom St. Gotthard bis zum Ortler, stand in voller Klarheit vor dem schwelgenden Blick.

Mit der Bildung des Schweizer Alpenclubs, der zu seinem ersten Erforschungsgebiet den Tödi erklärte und eine Clubhütte am sogenannten Grünhorn (Bifertengrätli), unweit der gefürchteten Schneerunse errichten ließ, kamen die Tödi-Ersteigungen wiederum in Auf-

nahme und am 11. Auguſt 1863 wurde von Dr. Simler, dem damaligen Centralpräſidenten, unter Führung von Heinrich Elmer, eine Tödifahrt veranſtaltet, welche durch die Porta da Speſcha den Gipfel erreichte. Dieſe Pforte iſt das vergletſcherte Felſenthor zwiſchen dem Stockgron und Piz Mellen; es wurde von Dr. Simler zu Ehren des verdienten Paters ſo benannt.

Bereits im Jahre 1861 hatten Dr. Simler und G. Sand (ein rüſtiger Bergſteiger aus St. Gallen) zum erſten Mal von der Tödiſpitze aus den Piz-Ruſein-Gipfel erreicht, indem ſie die ſchmale Eisbrücke paſſierten, welche den Tödifirn mit dem Ruſein verbindet und ſeitdem den Namen „Simlergrat" erhalten hat.

2. Eine neuere Tödifahrt.

Jetzt werden alle Jahre von rüſtigen Beſuchern des Linththals Tödibeſteigungen unternommen und 1865 betrat auch eine ſechszehnjährige Glarnerin als die erſte ihres Geſchlechts den Tödigipfel. Der kleine Tödi, 3070 Meter, wurde im Jahre 1868, der Sandgipfel im Jahre 1871 zum erſtenmale beſtiegen. In Begleitung von tüchtigen Führern iſt die Beſteigung des Tödi keine ſchwierige mehr zu nennen und in jedem Jahre finden Beſteigungen ſtatt. Im Jahre 1869 am 19. Juli beſtieg Herr Staatsanwalt Linſer, Herr Tſchavoll und Herr Maler M. Schmidt den Tödi; der erſtere ſchildert die Beſteigung folgendermaßen:

Wir waren unter ſtrömendem Regen im Stachelberger Bad angelangt. Unſere Sorge war auf Führer und Träger gerichtet. Jakob Stüßi (der leider im folgenden Jahre geſtorben iſt) und die Gebrüder Albrecht und Joachim Zweifel boten ſich als ſolche an und ſtellten zugleich beſtes Wetter für den folgenden Tag in Ausſicht. Sie hatten richtig vorausgeſagt, denn bald hatte die Abendſonne die Wolken aufgelöſt und begünſtigte einen Rundgang durch die hübſchen Anlagen des Bades. Es iſt wirklich ein allerliebſtes Stückchen Erde. Das Hotel ſelbſt iſt mit allem Comfort ausgeſtattet, die Anlagen ſind nett und ſauber gehalten und die Ausſicht nach Südweſt auf die Tödimaſſen iſt prachtvoll.

In seltsamen Kontraste zu dieser hehren Natur, an deren Schwelle das Leben der Großstädter sich nicht bleibend einnisten kann, stehen die aus aller Herren Ländern zusammengekommenen und zusammengetragenen Gesichter und Kostüme und einen geradezu komischen Eindruck machen die hochgestiefelten und kurz geschürzten Püppchen mit den gewaltigen Bergstöcken in der Hand; wohlweislich erklimmen sie nur die nächstgelegenen Alpen, um dann in den Touristen-Albums in läppischen Versen und nicht minder läppischer Prosa ihre kühne That zu feiern.

Im Speisesalon des Kurhauses steht den Gästen ein trefflicher Tubus zur Verfügung, welcher das Amt des unbestechlichen Zeugen und stillen Aufpassers verwaltet, denn er kontroliert alle Tödibesteiger und wehe dem, der durch die Gläser des Tubus nicht erspäht werden kann! Es ist so gut, als wäre er gar nicht oben gewesen.

Am späten Abend, nachdem Alles geordnet und vorbereitet war, überließen wir uns dem heitersten Frohsinn, denn der Himmel ließ klares Wetter hoffen.

Von Stachelberg aus läßt sich der Tödi in 11 Stunden besteigen. Man pflegt jedoch, um sich's bequemer zu machen, am ersten Tage nur bis zum 7 Stunden entfernten Grünhorn aufzusteigen, dort in der Clubhütte zu übernachten und am nächsten Morgen die Ersteigung des Tödigipfels zu unternehmen.

Der heiterste Sonnenhimmel wölbte sich über das Linththal. Wir waren nicht allzufrüh aufgebrochen, langten jedoch schon um 9 Uhr in der am Ende des Thales gelegenen „Pension Tödi" an, vor welcher sich eine üppig grüne Matte ausbreitet. Die Berge auf beiden Seiten drängen sich so nahe zusammen, daß für die Linth nur eine enge Schlucht bleibt. An der Brücke, die hinüberführt, betrachteten wir das kleine bescheidene Denkmal, das Elternliebe dem verlorenen Sohne errichtete. Es erinnert an den frühen Tod des Dr. Hugo Wislicenus aus Preußen, Privatdozenten an der Züricher Hochschule, der am 8. August 1866 ohne Führer auf seiner Wanderung in der Gletscherregion des Tödi, in der Nähe des Grünhorns, von einem dichten Nebel überfallen, sich verirrte und von einer Lawine begraben wurde. Erst nach mehreren Tagen und nach angestrengtem Suchen fand man seine Leiche.

Nach vierſtündigem Aufſteigen langten wir auf der Sandalp an, auf welche der Tödi ſeine eiſigen Ausläufer herunterſendet. Sobald wir dieſe hinter uns hatten, war aller Pflanzenwuchs erſtorben und unſere Füße betraten den Anfang einer ſchlüpferigen und ſchmutzigen Moräne. Der Aufſtieg wird immer beſchwerlicher und auf der ſogenannten „Meerenblanke“ muß man ſich über loſe Steine hinaufwinden. In den brennenden Sonnenſtrahlen war dieſe Arbeit doppelt beſchwerlich. Dann ging es wieder etwas abwärts über wellenförmig gelagerte Eisfelder, deren Oberfläche mit zerbröckeltem Geſtein und mit Schlamm bedeckt war. Vorſichtig bewegten wir uns vorwärts; einige Fahrläſſigkeiten hatten uns ſchon in eine unausſprechliche Situation gebracht, bei der die Beinkleider am ſchlimmſten gefahren waren — ſie wurden von ſcharfkantigen Steinen an mehreren Stellen durchſchnitten.

Das Grünhorn winkte; einige Schneelager, welche die Lawinen angehäuft hatten, waren bald überſchritten, da die Schneemaſſen noch ſehr compakt waren und um 5 Uhr Abends hatten wir die Clubhütte erreicht. Die Sonne ſtand noch hoch am tiefblauen Himmel und ſo war es mein Erſtes, mich auf einen in den Abſturz hinausgereckten Felsblock zu ſetzen und das vor den Augen aufgerollte Bild zu bewundern. Ziemlich tief unter uns lag der Biferten-Gletſcher, deſſen tiefe Klüfte unheimlich zu uns heraufgähnten. Er iſt furchtbar zerriſſen und ſeine Wildheit erinnert an den Rhone-Gletſcher.

Ich ſah lange auf dieſes in eiſige Starrheit gebannte Chaos hinab, ſeine grotesken Formen bewundernd, als ich plötzlich durch ein donnerartiges Getöſe aufgeſchreckt wurde. Ein mächtiger Eisblock hatte ſich den ihn umſchlingenden Armen entwunden und ſtürzte in gewaltigen Sätzen einer Gletſcherſpalte zu, in der er ſich verfing. Nicht lange nachher folgte ihm ein zweiter und ſo zeigte ſich auch in dieſer ſtarren Gletſcherwelt, daß Bewegung das ewige Geſetz des Lebens iſt und nirgends fehlt.

Nun zur Clubhütte zurück. Sie iſt einer widerſtrebenden Natur abgetrotzt, ein kleiner Rohbau von Steinen. Thür und Dach ſind von ſtarkem Eiſenblech. Im Innern befindet ſich ein kleiner Heerd, eine Pfanne und auf dem Boden ein Heulager, das jedoch ziemlich feucht geworden war. Dieſe Hütte gewährt, da ſie überdieß noch vor dem Lawinenſturz geſichert iſt, den Touriſten eine ſehr große Erleich-

terung ihrer Tödireisen.*) Früher konnte man am ersten Abend nur bis auf die obere Staffel der Sandalp gehen, von da man dann wiederum um Mitternacht aufbrechen und den drei Stunden langen sehr beschwerlichen Weg bis zum Grünhorn zurücklegen mußte, um nun erst das Emporklimmen auf Gletscherpfaden zu beginnen. Jetzt aber ruht man bequem von einem siebenstündigen Marsch des ersten Tages in der Hütte aus, kann länger schlafen und fühlt sich am andern Morgen gekräftigt.

Die Träger hatten von der Sandalp Holz hinaufgebracht und es loderte nun auf dem Heerde die trauliche Flamme. Bald war das Wasser in der Pfanne zum Sieden gebracht und wir freuten uns auf den Thee. Leider hatten wir das Sieb vergessen und mußten daher das Theekraut mit dem aromatischen Tranke als Zugemüse verkosten. Dennoch bewährte sich auch am Grünhorn der Theegenuß auf hohen Bergen als sehr wohlthuend und in behaglicher Stimmung lagerten wir uns nach unserem einfachen Abendmahl vor der Hütte, des herrlichen Abends uns freuend.

Die Abenddämmerung war kürzer als in der tiefen Ebene, doch es stand uns noch ein erhabenes Schauspiel bevor. Wie durch einen Zauberschlag erglüheten die weißen Spitzen und Kuppen um uns herum im feurigsten Roth. Der Eindruck dieses Phänomens mitten in der Eiswelt war noch viel ergreifender als unten vom Thale aus gesehen. Der Gegensatz dieser tiefrothen Gluth zu den weißen und bleichen Schneefeldern und der dunklen Dämmerung in der Tiefe wirkt auf das Gemüth noch intensiver.

Wir begaben uns zur Ruhe und jeder bettete sich in seine Plaids und Decken gehüllt, so gut er konnte. Der Raum für uns 6 Personen war schmal bemessen und in Folge meiner nicht eben bequemen Lage konnte ich lange nicht zum Einschlafen kommen. Auch die bereits schlafenden und schnarchenden Gefährten wurden wieder aus dem Schlafe gerüttelt, denn drei Lawinen gingen in nächster Nähe in die Tiefe nieder. Die Führer nannten das ein gutes Zeichen, weil es in der Vormitternacht eintraf. Nur die von der Tageswärme gelockerten Schichten hatten sich abgelöst. Erhebt

*) Die Hütte an vielen Mängeln leitend, wurde im Auftrage der Section Tödi in den Jahren 1870 und 1873 neu hergestellt. Die Mauern sind jetzt fest und undurchlässig, die Bedeckung ein gutes Schindeldach.

ſich aber in der Nacht der Föhn und es donnern nach Mitternacht die Lawinen, ſo iſt das ein übles Zeichen, das keine gelingende Fahrt verſpricht.

Nachdem wir dieſe beruhigende Erklärung vernommen, ſchliefen wir ruhig bis um 3 Uhr in der Früh, zu welcher Morgenſtunde der wackere Stüßi bereits geſchäftig war, uns den Thee zu bereiten. Das Frühſtück war bald verzehrt und nun ſchüttelten wir dem Maler die Hände — er wollte am Grünhorn zurückbleiben, um von einem günſtigen Standpunkte das Tödibild zu zeichnen — wir ſetzten uns etwas vor 4 Uhr in Bewegung.

Vom tiefſten Azurblau des Himmels leuchteten uns noch in hellſtem Glanze die Sterne; die Dämmerung war ſchwach. Zunächſt ſtiegen wir den ſteilen Felſen vor der Hütte hinab, eine Arbeit von 10 Minuten, da wir wegen des ſchwachen Morgenlichtes der Vorſicht bedurften. Wir ſtanden auf dem zerklüfteten Gletſcher, umgingen und überſprangen verſchiedene Spalten, bis wir an eine größere Kluft gelangten, hinter der ſich eine hohe Eiswand erhob. Ich muß geſtehen, daß ich bei dieſem Anblick etwas verdutzt war; denn an der Eiswand ſollten wir emporklimmen und beim Ausgleiten wäre ein Fall in die Kluft hinab unvermeidlich geweſen. Es blieb aber nichts übrig, als vorwärts zu dringen. Die Führer begannen die Stufen zu hauen, wir legten unſere Fußeiſen an und nachdem wir einige hundert Stufen glücklich zurückgelegt hatten, ſtanden wir oben und ſchauten wohlgemuth in die tiefe grinſende Spalte hinab.

Nun galt es wieder, eine Anzahl von Spalten zu überſchreiten und die Eisblöcke, die vor ihnen lagen, zu umgehen, bis wir zum Urlaunthor, der berüchtigten Runſe kamen. Sie zieht ſich kaminartig ſehr ſteil hinan, iſt auf beiden Seiten von ſchroffen Felſen begrenzt, auf deren Spitzen grün ſchimmernde Eisblöcke in den barockſten Formen aufgethürmt liegen, manche weit überhängend, als wollten ſie im Moment niederſtürzen. Das Aufſteigen wird in der Mitte durch die ſchlüpfrigen lehmartigen Schichten an der gelben Wand noch mehr erſchwert. Doch zum langen Verweilen und Bedenken hat man keine Zeit; wir eilten vorwärts und ſtiegen endlich über einen kleinen Felſen auf die Hegetſchweiler Platte, von der wir auf den Firn ausbiegen konnten. Dieſer zweiſtündige Kletter-

marſch bis zur Platte war offenbar das herbſte Stück Arbeit auf unſerer ganzen Fahrt.

Der Firnſchnee war noch hart gefroren, ſo daß an ſteileren Partien der Fuß ſich feſter einſtoßen mußte. Wir ſtiegen in der Richtung gegen den Piz Urlaun und die Bleiſasverdas an, deren Spitzen ſich immer mehr vor uns ſenkten. Dann lenkten wir in einem ſenkrechten Bogen rechts von ihnen ab und hatten um 8 Uhr ohne erhebliche Mühe das Rieſenhaupt unter unſeren Füßen.

Der erſte flüchtige Blick gab uns die frohe Kunde, daß ſo weit die Augen zu tragen vermochten, keine Wolke, kein Nebelſtreifen auf Bergen oder in Thälern lag; das Blau des Himmels war rein, doch von dunklerem Ton, ſo daß die Spannung ſeines Gewölbes noch eindringlicher ward und die unter ſolchem unendlichen Bogen in feſtgegliederten Reihen daſtehenden Alpenſpitzen um ſo ausdrucksvoller und erhabener erſchienen. Welch' eine ſeltene Gunſt und wie fühlten wir uns hundertfach beglückt für die überſtandenen Mühen der Wanderung!

Es wehte ein etwas ſcharfer Wind, der uns veranlaßte, unſere Plätze auf der nördlichen Seite des Gipfels zu nehmen, wo wir zugleich pflichtſchuldigſt im Geſichtsfelde des Tubus im Stachelberger Bade erſchienen.

Ein großes glänzendes Stück Erdoberfläche lag zu unſeren Füßen; die Herrlichkeit des Bildes zu zeichnen iſt die Feder unvermögend. Das Nächſte wie das Fernſte faſt gleich klar und rings um uns kein Berghaupt, das dem Tödi gleich käme.

Nördlich lehnen ſich unmittelbar an den Rieſen die Clariden, ihnen gegenüber thürmt ſich der Hausſtock auf. Eine Weile ſenkt ſich der Blick in das liebliche Linththal, durch welches das Tödikind, die Linth, ihren Silberfaden ſchlingt. Auf beiden Seiten heben die Glarner Berge ihre ſtattlichen Häupter und als der letzte Ausläufer des Hochalpenzuges ſtellt ſich der Säntis dar, hinter welchem die blaue Furche des Bodenſees aufblitzt.

Im Kreisbogen von Nord nach Weſt hebt ſich unter den Hügelketten ſehr maleriſch der Pilatus hervor. Deſto impoſanter wird das Bild weiter im Bogen von Weſt nach Süden. Genau im Weſtpunkte ſchimmert der Titlis-Gletſcher mit ſeinem breiten abgerundeten Kopfe; ſüdweſtlich recken die Rieſen des Berner Oberlandes ihre

ſchwarzblauen Häupter aus dem weiten Firnmeere empor. Tiefer am Horizonte nach Weſten und Süden zu zeigen ſich die ſtolzen Rieſen der Walliſer und Savoyer Eisberge. Deutlich ſahen wir die Spitzen des Montblanc und Monte Roſa.

Nun wenden wir uns von Süden nach Oſten und blicken ſtaunend auf die Graubündner Berge. Im Südoſten ſendet die Bernina-Gruppe ihre zahlloſen Hörner und Spitzen zum blauen Aether hinauf und genau gegen Oſten erglänzt die eisumgürtete Silvretta-Gruppe mit dem Fluchthorn, Piz Linard und Piz Buin.

Wir gehen weiter zum letzten Stück des Kreisbogens von Oſt nach Norden. Dort baut ſich der Rhätikon auf mit ſeinem höchſten Throne, der Sceſaplana. Dieſem Zuge ſchließen ſich in dichten Reihen die Spitzen der Kloſterthaler und Montafuner Berge an. Weit zurück am öſtlichen Geſichtskreiſe feſſelt ein dunkles mächtiges Berghaupt den Blick; es iſt der Ortler.

Nun ſuchen wir die heimiſchen bekannten Gipfel von Vorarlberg, aber dieſe verſchwinden faſt vor dem Lechthaler und baier'ſchen Hochgebirge. Nur die aus dem Walſer-Thale aufſteigende Rothe Wand iſt in vollſter Deutlichkeit ſichtbar.

Voll befriedigt von der reichen einzigen Ausſicht traten wir nach $1\frac{1}{2}$ ſtündigem Aufenthalt den Rückmarſch an. Während der kurzen Zwiſchenzeit hatte die Sonne ihre Macht an den Firnfeldern des Tödi erprobt und ſie ſo erweicht, daß wir ein über das andere Mal tief in den Schnee einſanken und unſere Ankunft bei der Runſe ſich verzögerte. Wir trafen eine Maſſe von Mücken aus der Ebene, die wahrſcheinlich von einem tückiſchen Winde in das ihnen jedenfalls verderbliche Schneerevier empor getragen waren.

Durch die Runſe eilten wir im vollen Lauf, denn die Führer ermahnten dringend zur Eile, bis wir ſchweißtriefend am Eingange ſtanden. Nun wollten wir ein wenig verſchnaufen und die zurückgelegte Bahn noch einmal überſchauen. Auch dies harmloſe Vergnügen ward uns nicht geſtattet; die grauſamen Führer packten uns am Arme, zogen uns fort und wiederum ging's im Dauerlauf der Turner über Blöcke und Spalten. Kein Stillſtand ward geduldet. Waren die Führer gar zu ängſtlich? Mit nichten. Kaum hatten wir die gefährlichen Stellen überſchritten, ſo ſahen wir aus der Runſe eine Lawine hervorſtürzen, die ihre Eisblöcke

noch weit auf den Gletſcher hinauswarf. Nun erkannten wir, wie verderblich uns ein Aufenthalt von nur 10 Minuten geworden wäre.

Wieder auf den Biferten-Gletſcher hinabgeſtiegen, konnten wir mit mehr Muße die Gletſchertiſche betrachten. Wiederum gelangten wir an die Eiswand, die uns am Morgen ſo viel Grauen erweckt hatte. Die Tritte waren von der Sonne weggeſchmolzen, doch es wurden neue gehauen und bald war auch dies letzte Hinderniß überwunden. Auf der Sandalp erwartete uns der wackere Maler: auch er hatte ſeine Aufgabe gelöſt und wahrhaft künſtleriſch vollendet. Das beiliegende Tödibild iſt von ihm gezeichnet.

Sechster Abschnitt.

Bernina.

1. Die Bernina-Gruppe.

Im großen Gebiet der Rhätischen Alpen, welche den Ostflügel des Schweizer Hochgebirges bilden, ist die Bernina-Gruppe im Ober-Engadin weitaus die schönste und durch ihre Thäler sowohl, wie auch durch die Höhe ihrer Gipfel die ausgezeichnetste. Ihre im reinsten Weiß schimmernden Firne, ihre nach allen Seiten mächtig ausströmenden Gletscher, eine große wildprächtige Schnee- und Eiswüste bildend, aus welcher dunkle Felsgrate und beeiste Felsspitzen emporragen, — erinnern an die Monte Rosa-Gruppe, nur daß in letzterer die Massen und Formen noch großartiger sind.

Hat man, über den Julierpaß dem schönen Ober-Engadin sich nahend, das lange und einförmige Oberhalbstein zurückgelegt, die Paßhöhe am Abhange des Piz Julier (P. Munteratsch) erreicht und fährt man nun mit willkommener Eile das enge trümmerreiche Thal abwärts: so liegt vor dem überraschten und entzückten Blick Silvaplana, ein städtisch gebauter Ort, mit seinem von grünen Wiesen und malerischen Arven-Gruppen umsäumten See, an dessen jenseitigem Ufer sich der dunkelgrüne Rücken des Mont Arlas und des 3187 Meter hohen Piz Surlej erhebt. Ueber diesen Vorbergen schimmern, am dunkelblauen Himmel scharf ihre Umrisse abzeichnend, die weißen Häupter des Piz Morteratsch, des Piz Bernina und des Piz Roseg*),

*) Sprich: Rosedsch.

es ſind die höchſten Spitzen der Bernina-Gruppe, die wir erblickt haben, deren Bild wir feſthalten möchten, das uns aber entſchwindet, ſobald wir das Ufer der kleinen Seen erreicht haben. Ihnen vorgelagert iſt der wie eine Burg geſtaltete Piz Caſtellatſch, über welchen der Piz Corvatſch aufſteigt.

Es war ein erſter Gruß, den uns die Bernina-Hörner zuſandten. Wir ziehen in dieſem merkwürdigen Hochthale, das höher liegt, als der Gipfel des Rigi, weiter nach dem weltberühmten St. Moritz, überſchreiten die Schwelle der oberſten Thalſtufe und biegen rechts in ein Seitenthal ein, aus welchem ein voller weißlichtrüber Gletſcherbach uns entgegenkommt, um ſich mit dem jungen Inn zu vereinen. Es iſt das Berninakind, deſſen Wiege der Morteratſch-Gletſcher iſt. Jenſeits des wilden Gletſcherſtromes erhebt ſich der Roſatſch mit ſeinen von Arven bewachſenen Hügelreihen. Wir nahen uns auf wohlgebauter Straße dem Flecken Pontreſina; kurz vor demſelben ſehen wir rechter Hand in ein von ſchroffen Bergen eingeengtes Thal, deſſen Hintergrund die blendend weißen Firne und Gletſcher des Piz Roſeg bilden. Wie ein menſchliches Geſicht ſchauen einige Felſen am Chapütſchin uns an, die aus dem Firne ſich hervorheben. Sie ſehen ſo nahe aus, als könnten wir ſie in einer kleinen Stunde erreichen; und doch ſind ſie volle drei Stunden von uns entfernt.

Das freundliche und wohnlich für Touriſten eingerichtete Pontreſina liegt ſo bequem, der Gletſcherwelt der Bernina ſo nahe gerückt, daß man ſich's kaum beſſer wünſchen kann. Die vornehme Welt fährt in eleganten Wagen auf der vortrefflich unterhaltenen Kunſtſtraße in einer halben Stunde bis zum Morteratſch-Gletſcher. Auch der minder rüſtige Fußgänger kann in einem Stündchen hingehen und an, oder was nicht räthlich iſt, in das hochgewölbte Gletſcherthor eintreten, das der mächtige Eisſtrom des Morteratſch in den Sommermonaten öffnet. Der Schuttwall — die Stirnmoräne des Gletſchers —, den der Eisſtrom mitgebracht und abgelagert hat, iſt freilich weniger maleriſch als das in blauen Farben ſchillernde Eisgewölbe mit ſeinen herabhängenden Zacken, von denen das Waſſer in kleineren und größeren Strahlen herabrinnt. Der ſchon genannte Berninabach ſtrömt ziemlich voll heraus und fließt auch noch im Winter, wenn oben auf dem Gletſcher alles Leben erſtorben iſt. Wie in einem Steinbruch ſcharfkantig abgehauen liegen die

Granitblöcke zu beiden Seiten des Gletscherthores, von den Hochgraten herabgetragen, so daß man die Gesteinsart der Gipfel schon an ihrem Fuße studieren kann. Wir steigen über den Stirnwall des Gletschers an der Seitenmoräne hinauf, halten uns hier und da beim Emporklimmen am Alpenrosen-Gesträuch oder an Legholzföhren fest und können dann unter gehöriger Vorsicht, am besten in Begleitung eines Führers, den Gletscher selber betreten und eine Zeit lang auf ihm fortwandern, nur um einen vorläufigen Begriff von der Ausdehnung dieser Eismassen zu bekommen und einen ehrfurchtsvollen Blick zu den Häuptern des Palü und des Bernina empor zu senden.

Steigt man bis zur Morteratsch-Alp auf, so hat man eins der großartigsten Gletscherbilder; doch schon am Fuße des Gletschers, bei den hübschen Wasserfällen des Berninabachs, wenn man bis auf den großen Felsen steigt, hat man eine herrliche Ansicht dieser Gletscherwelt. Geht man dann auf der höchst bequemen nur sanft ansteigenden Kunststraße zum Bernina-Wirthshaus hinauf, das bereits 2078 Meter über'm Meer liegt, so kann man von dort in kurzer Zeit auf freilich etwas anstrengendem und steilem Wege in das Val Diavolezza und auf den Gletscherfirn des Mont Pers gelangen, der sich zum Vadret da Pers (Pers-Gletscher) senkt, an dessen Seiten die riesigen Schneezacken des Piz Cambrena, Piz di Palü, Piz Bernina und Piz Morteratsch emporstarren — eine der lohnendsten Exkursionen, die man an den Flanken dieser einzigen Hochalpenwelt machen kann.*)

Nicht minder lohnend und doch leichter, darum auch alljährlich selbst von zarten Damenfüßen unternommen, ist die Besteigung des östlich vom Pontresina 3266 Meter sich erhebenden Felskegels, des berühmten Piz Languard, der gerade vor der Fronte des Eismeeres und der Spitze des Bernina steht. Zu der unermeßlichen Aussicht (vom Tödi nordwestlich bis zum Monte Rosa südwestlich, bei sehr heiterem Wetter sogar bis zum Montblanc) gesellt sich eine so erhabene Ansicht dieser compakten Berninagruppe, daß die Languardspitze allein schon eine Reise in's Ober-Engadin werth ist. Man sieht in das ganze Gletscherthal des Morteratsch hinein und nur der Ausgang desselben wird durch den Piz Albris verdeckt. Im Gegen-

*) Das beigefügte Bild mit der Unterschrift: „Mortaratsch" stellt den Morteratsch-Gletscher mit dem Piz Bernina dar.

ſatz zu dieſer wilden Pracht thut der freundliche Niederblick auf St. Moritz, Creſta und Campfér und deren Seen recht wohl und einen Gegenſatz anderer Art bilden wieder die gleichfalls ganz nahen grotesken Bergformen des Piz Ot, Piz Uertſch und Piz Reſch und weiter nördlich die ſchlanke Pyramide des Piz Linard: eine Alpennatur — ebenſo großartig als mannigfaltig, wenn auch das Große, Ernſte, überwiegt.

Doch das Kleinod bleibt die Bernina-Gruppe, welche mit ihrer prächtigen Erhabenheit und ſchönen Einfachheit den Blick bezaubert. Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß man in der Schweizer Alpenwelt hoch emporſteigen muß, um das Höchſte in ſeiner Größe recht würdigen zu können. So bekommt man erſt von einer Bergzinne, wie ſie der Piz Languard bietet, die Anſchauung der Höhenverhältniſſe des Bernina und ſeiner Trabanten. Ihre Rangordnung iſt dieſe: der Berninaſpitze (4052 Meter über dem Meer) ſteht zunächſt der Piz Zupo (das verborgene Horn) mit 3999 Meter, dann folgt Piz Roſeg (3943 Meter), Piz Palü (Sumpfhorn 3912 Meter), Piz Morteratſch mit 3754 Meter, Piz Cambrena (3607 Meter) Andere hervorragende Spitzen ſind: Piz Sella, Piz Tſchierva (Hirſchkuh), Il Chapütſchin (das Käppchen). Die äußerſten Gipfel der nördlichen Ausläufer ſind von Weſten nach Oſten gerechnet: Piz della Margna 3156 Meter, Piz Surlej 3187 Meter, Piz Chalchagn 3154 Meter, Mont Pers 3210 Meter.

Die alle Thaleinſchnitte des Bernina-Stocks erfüllenden Gletſcher bilden eigentlich einen großen Bernina-Gletſcher, der eine Oberflächenentwickelung von 151 qkm erreicht.

Seine Beſtandtheile ſind auf der nördlichen Gebirgsſeite

(Flußgebiet des Inn):

1.	der Morteratſch-Gletſcher,		23,2	qkm	umfaſſend
2.	„ Roſeg	„	28,7	„	„
3.	„ Fex	„	9·5	„	„
4.	„ Fedoz	„	6,4	„	„
5.	„ Forno	„	14,4	„	„
6.	„ Albigna	„	11	„	„
7.	„ Vondasca	„	2	„	„

Zuſammen: 95,2 qkm

	Am ſüdlichen Abhang zum Addagebiet gehörig:		
8.	der Cambrena-Gletſcher,	4,5	qkm
9.	„ Palü „	8,4	„
10.	„ Scerſcen „	9	„
11.	„ Fellaria „	9	„
12.	„ della Disgrazia „ mit ſeinen Nachbarn	25,2	„
	Zuſammen:	56,1	qkm
	Geſammtſumme:	151,3	„*)

Der größte Gletſcher iſt der Roſeg, der längſte der Morteratſch, der zerriſſenſte und farbenprächtigſte der Palü und Fex-Gletſcher.

Der Inn hat ſeine Wiege nicht, wie man früher annahm, gegen den Septimer hin am Monte di Gravaſalvas, ſondern am Gletſcher des Val Fedoz. Aus dieſem entlegenen ſtillen Hochthal ſtürzt ſich der Gletſcherbach ſchäumend zwiſchen Felſen hindurch mitten in die Flanke des romantiſchen, ebenſo lieblichen als prächtigen Silſer Sees, ein weites in den See ſich einſchiebendes Delta bildend, auf welchem der kleine Alpenhof Iſola (die Inſel) ſteht. Das zweite Quellflüßchen des Inn iſt der aus dem Val Fex kommende Gletſcherbach, der ſich in den Silvaplaner See ergießt.

Die Adda nimmt an der ſüdöſtlichen Seite des Gebirgsſtocks ihren Anfang, der Malero an der Oſtſeite der Disgraziagruppe.

Ausgezeichnet iſt die oberſte Thalfläche des Inn indem dieſelbe in Teraſſen abfallend, durch die auf denſelben befindlichen tiefgrünen Seen, herrliche Scenerien bietet. Dunkle Arven und lichtgrüne Lärchen ſpiegeln ſich nebſt den breiten Felswänden und Schneehäuptern in dieſen herrlichen Alpenſeen, von denen der oberſte, der von Sils, die größte Ausdehnung hat. Dann folgt der See von Silvaplana mit Einſchluß des Campferer Sees und darauf der See von St. Moritz.

In früheren Zeiten war wohl auch die unterſte Thalterraſſe bei Scanfs bis weit hinauf von einem See erfüllt, der dann bei der Thalſchwelle von Capella zum Durchbruch kam.

*) Die ganze Bernina-Gruppe umfaßt einen Raum von 385 qkm.

Auf der Höhe des Berninapasses liegen zwei kleinere Seen ganz nahe bei einander. Der eine, von dem weißen Wasser des Cambrena-Gletschers genährt, heißt Lago Bianco (weißer See) und der andere im schwärzlichen Torfgrund Lago Nero (schwarzer See). Außerdem finden sich noch in den Schluchten und Vertiefungen des Hochgebirges verborgen nahezu 30 kleinere Seen, von denen manche so hoch liegen, daß sie auch im Hochsommer ihre Eisdecke nicht verlieren.

2. Ersteigung des Piz Bernina durch Forstinspektor J. Coaz, am 13. September 1850.*)

Der kräftige mit Eis und Schnee der Hochgipfel seiner heimathlichen Bündner Alpen wohlvertraute Mann wagte sich in Begleitung zweier zuverlässiger Führer zuerst auf die höchste Spitze der Bernina-Gruppe. Es war ein Heldenstück, das wenige ihm gleichkommende hat. Denn diese Besteigung wurde in sehr vorgerückter Jahreszeit unternommen; sie brachte die kühnen Kletterer erst um 6 Uhr Abends auf den Gipfel und wurde ohne längere Ruhepausen in einem Gewaltmarsch in verhältnißmäßig kurzer Zeit ausgeführt.

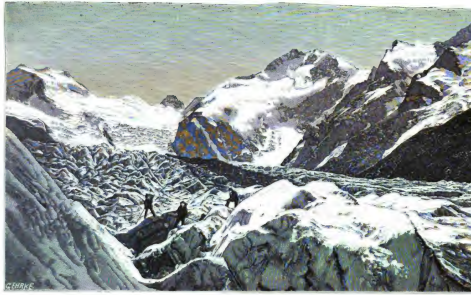
Auf den Wanderungen zum Monte Rosa, Finsteraarhorn, Schreckhorn ꝛc. sucht man Vormittags die Spitze zu erreichen, nachdem man das Nachtlager am Fuße derselben gehalten hat. Mitunter wird auch bei der Rückkehr wieder in der Hütte übernachtet.

Jetzt sind die Besteigungen in der Bernina-Gruppe dadurch erleichtert, daß man dicht an den Gletschern, vom Schweizer Alpenclub erbaute Unterkunftshütten findet; so die Bovalhütte am Morteratsch-Gletscher (2459 Meter) und die Mortelhütte am Roseg-Gletscher (2390 Meter). Coaz ging vom Bernina Wirthshaus aus, hatte daher den langen Weg längs des Morteratsch-Gletschers erst vor sich.

Hören wir aber den Berichterstatter selber.

Mit der topographischen Aufnahme des Bernina-Gebirgsstocks im Jahre 1850 beauftragt, ist es begreiflich, daß die bis dahin noch nicht gelungene Ersteigung der Bernina-Spitze mich mit dem all-

*) Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge I. Jahrgang (Chur, 1856).



Morteratsch.

Digitized by Google

gewaltigen Reiz anzog, welche gewagte Beſteigungen im Gebirge beſitzen.

Gegen das Val Roſeg fällt der Bernina faſt ſenkrecht ab und der Grat gegen den Piz Tſchierva iſt begletſchert und von ſo ſchroffen Abſätzen unterbrochen, daß an eine Erſteigung von dieſer Seite gar nicht zu denken war.

Es fand daher eine Rekognoſcierung der Morteratſch-Seite ſtatt, wozu der Piz Albris und Mont Pers die paſſendſten Standpunkte darboten.

Die Jahreszeit war aber unterdeſſen bereits weit vorgeſchritten. Mitte September rückte heran und obwohl das Wetter hell war, ſo wehte ſeit einiger Zeit ein ſo ſcharfer Nordwind, daß man ſich wenig in eine Höhe von über 4000 Meter hinaufſehnte.

Längeren Zuwartens endlich müde, wurde am 12. der Verſuch der Erſteigung unabänderlich auf den folgenden Tag feſtgeſetzt. Meine beiden Führer*) wohl ausgerüſtet, verſahen ſich mit dem nötigen Proviant.

Den 13. September verließen wir, nach einem kräftigen Frühſtück, um 6 Uhr das Bernina-Wirthshaus. Wie die früheren Tage war das Wetter rein, aber immer noch herrſchte Nordwind; das Thermometer zeigte — 2° R. Da die Seitenhänge des Morteratſch-Thales ziemlich ungangbar ſind, ſo ſuchten wir baldmöglichſt den Gletſcherſtrom zu erklettern, um über denſelben den Hintergrund des Thales zu erreichen.

Die Oberfläche des Gletſchers war, wie man dies im Herbſt nach dem Sommerſchmelz immer findet, uneben wellenförmig, dabei hart gefroren und rauh, ſo daß wir mit unſern gut genagelten Bergſtiefeln leicht und ſicher darüber hinſchritten.

Das eigenthümliche Leben, das hier während der Sommermonate den Gletſcherwanderer ſo angenehm beſchäftigt, war erſtarrt, oder ſchlug nur noch in ſchwachen Pulſen. Die kleineren Waſſerrieſel waren verſiegt, nur die größeren Bäche murmelten noch in ihren glänzenden, in's reine Eis gegrabenen und mannigfach gewundenen Betten und ſtürzten ihr ſpärliches Waſſer in tiefe Runſenlöcher.

*) John und Lorenz Ragut Tſcharner, beide von Scheid.

Die ſonderbaren Gebilde der Sandhügel und der Gletſchertiſche ſtanden bald vereinzelt, bald in Gruppen längs den Gufferlinien.

Etwas über der Mitte des Gletſcherſtromes findet ſich eine ſehr zerklüftete Stelle, durch ein ſteileres Gefäll der Thalſohle hervorgerufen. Wir glaubten uns über die Grate, die ſich lamellenartig zwiſchen den Spalten hinzogen, durcharbeiten zu können. Mußten wir auch bald von dieſem Vorhaben abſtehen, um die Stelle zu umgehen, ſo waren wir für unſere Mühe durch eine glänzende Erſcheinung hinlänglich belohnt. In einer Eiswand wölbte ſich eine weite Niſche, die von oben durch eine Spalte beleuchtet, vom zarteſten, reinſten Lichtblau erfüllt war; Streifen von einem tiefen Dunkelblau, ſogenannte blaue Bänder, durchzogen die kryſtallhellen Eisgewölbe.

Ungefähr um 9 Uhr langten wir an der zweiten Gletſcherregion an. Die Gufferlinien traten hier in einzelnen Trümmern zu Tage, große Gletſcherbäche mit weitläufigen Verzweigungen wanden ſich in tiefen Eiskanälen, bildeten kleine Seen, liefen von dieſen wieder aus, um am Gletſcherrand ſich zu verlieren oder in Runſenlöcher abzuſtürzen und unterirdiſch weiter zu fließen.

Die erſte Region verflacht. ſich hier, um ſchroff und zerriſſen ſich in das Firnmeer zu erheben. War der Weg bisher ziemlich leicht und gefahrlos, ſo traten uns von hier an Hinderniſſe und Gefahren entgegen, deren Ueberwältigung all' unſere Erfahrung, Willenskraft und Ausdauer erforderte.

Ein einziger Weg war zu nehmen, er führte mitten über den zerklüfteten Hauptſtrom des Gletſchers. Wie der Fluß in ſeinen Waſſerfällen ſich in Schaumwellen auflöſt, ſo hatte der Gletſcherſtrom hier ſeine Eismaſſen in Millionen Trümmer zertheilt, die ſich über einander aufthürmten. Unverzagt kletterten wir dieſen Gletſcherfall hinan. Die Arbeit war hart und je weiter wir nach oben vorrückten, deſto unüberwindlicher ſchienen die Hinderniſſe. Oft ſahen mich meine Führer ſtummfragend an, ob ich mich nicht zum Rückzuge neige, aber noch waren nicht alle Mittel erſchöpft und immer fand ſich entweder ein Umweg um eine unerklimmbare Trümmerwand, oder eine Stelle, die mit Hülfe unſerer Ausrüſtung erſteigbar war.

Es wurde nun Rath gepflogen, ob bis in's Firnmeer vorzudringen, oder aber die Felswand weſtlich zu erklettern und ſodann der Grat

derſelben zu verfolgen ſei. Das abſolute Stimmenmehr entſchied für den erſten Weg.

In nicht gar langer Zeit hatten wir die Höhe des Gletſcherſturzes erreicht. Die erſte Querſpalte, die vom Firnmeer ſich hier abbrach, übertraf an Schönheit Alles, was mein Auge in der Gletſcherwelt bisher geſehen.

Die Spalte ſah einer kleinen Thalſchlucht ähnlich, war mit Eistrümmern erfüllt und nach oben von einer ſenkrechten Wand bandartig begrenzt. Wie über Trümmer einer gefallenen Feſtung ſtiegen wir von der untern Seite in die Tiefe der Gletſcherſchlucht. Welch' feenhafter Ort! Nichts als Eismaſſen um uns, umwölbt vom reinen, blauen Himmel, die Sonne im Mittag. Die Gletſcherwände, Thürmchen, Blöcke und tauſend bizarren Eisgebilde, die ringsum den kleinen Horizont bildeten, glänzten im bunteſten, blendendſten Farbenſpiel, wie eine koloſſale Diamant-Krone. Die Luft war licht und warm (14° R.). Es war hier Alles ſo rein, es herrſchte eine ſo tiefe Stille, man wußte ſich von allem Treiben der Welt ſo vollkommen abgeſchloſſen, daß uns eine feierliche Stimmung ergriff.

Nur wenige Minuten waren uns vergönnt, in dieſem glänzenden Gletſchertempel zu verweilen. Die Zeit drängte, wir mußten weiter. Wir betraten das Firnmeer. Weite und tiefe Spalten durchzogen zunächſt am Fall den Gletſcher, der Firn hing in dieſelben über und ließ ihre Grenzen ſchwer erkennen. Aber mehr noch als dieſe halbgeöffneten Schründe ſind die kleineren Gletſcherſpalten zu fürchten, die unter ſchwacher Firndecke verborgen liegen. Wir banden uns daher an ein langes Seil und ſchritten, oft mit den Bergſtöcken ſondierend und die ſichtbaren Schründe umgehend, über das Firnmeer hinan. Der Reflex der Sonnenſtrahlen von der Firndecke war ſo ſtark, daß wir unter dem Schleier noch geblendet wurden, das Antlitz glühte uns vor Erhitzung.

Von der Firnmulde fanden wir die Bernina-Spitze, die jetzt zu unſerer Rechten lag, nicht erſteigbar. Es blieb uns ſomit kein anderer Weg als über die ſteile Gletſcherwand. Sie trat ſchroff aus dem Firnmeer empor, von dieſem durch einen breiten Schrund getrennt, der ſtellenweis verſchüttet war. Am Grat hingen von den Felsköpfen vorgeſchobene, dem Sturze nahe Eismaſſen über. Zwiſchen dieſer Scylla und Charybdis mußte durchgeſteuert werden.

Eine kurze Strecke weit hieben wir im Zickzack mit dem Beil Tritte in die Wand ein; da aber das Gletschereis hart und spröde war, rückten wir nur sehr langsam vor. Es wurde daher ein etwas verwegener Entschluß gefaßt. Wir banden uns vom Seil, das uns im Steigen hinderte, los, schlugen unsere Stiefel einige Mal kräftig in den circa 3 Centimeter hohen Firn ein und setzten auf diese Weise weit rascher, aber auch weit gefährlicher und anstrengender, die Ersteigung fort, denn der ganze Körper ruhte nur auf den Fußspitzen und nirgends war ein Ruhepunkt zu finden, als an einigen aus dem Eis hervorragenden Felsstücken, denen wir denn auch mit allen Kräften entgegenlavierten.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir den Gebirgsvorsprung. Wir lagerten uns auf einer großen, rauhen Granitplatte, Angesichts der höchsten Spitze und breiteten unsern Proviant zum Mittagsmahl aus.

Die Wärme, Erhitzung, Müdigkeit verursachten eine fast nicht zu bewältigende Schlafsucht und nur die Erkenntniß unserer sehr kritischen Lage vermochte uns wach zu erhalten.

Die Bernina-Spitze war zwar nicht mehr sehr fern, aber welche Hindernisse warteten unser in dem scharfen, steilen Grat, der sich zu derselben hinaufzog! Und wenn uns die Nacht auf dem Gletscher überfiele, was dann beginnen ohne Zelt und warme Decken? Auch mußte für die Rückreise ein anderer Weg ermittelt werden, denn es schien kaum thunlich, über den Hang, den wir eben erstiegen hatten, ohne die größte Gefahr hinunter zu gelangen.

All' diese ängstlichen Betrachtungen wurden kurz abgebrochen und nach etwa $^1/_4$ Stunde Ruhe und Stärkung zur Fortsetzung der Ersteigung geschritten. Die Gepäckstücke wurden auf der Steinplatte zurückgelassen und nur das Nothwendigste mitgenommen.

Der erwähnte Grat, unser Weg zur Ersteigung der Bernina-Spitze, fällt in schroffen Gletscherwänden gegen die Firnmulde ab; unten ist er felsig, weiter oben mit Gletscher und Firn bedeckt. Der untere Theil des Grates wurde ziemlich leicht erklettert, obwohl besonders an einer Stelle die senkrechte Wand eines Felsblocks von circa 3 Meter Höhe den Weg sperrte. Jeder von uns erstieg indeß dieselbe, mit feierlicher Protestation gegen jede Beihülfe, nur

die Geräthſchaften wurden einander geboten, um Arm und Hand frei zu haben. John kletterte kühn voraus.

Sehr ernſte Folgen hätte die Unvorſichtigkeit eines meiner Führer haben können. Von einem brennenden Durſt gequält, kletterte er einen Fels hinaus, über den Waſſer hinunter tröpfelte, während der andere Führer und ich längs der Gratkante weiter ſtiegen. Plötzlich hörten wir Hülferuf. Wir eilten zurück auf die Höhe des Felſens und erblickten unſern Gefährten regungslos an die Felswand angeklammert. Raſch warfen wir ihm das Seil zu und zogen ihn glücklich herauf. Er verſicherte uns, daß das Kniezittern (ein böſes Zeichen bei Gebirgsfahrten) ihn bereits ergriffen habe und er kaum noch einige Sekunden im Stande geweſen wäre, ſich zu halten.

Gefährlicher als der untere Theil des Grates iſt der obere mit Firn bedeckte. Der Firn hängt an mehreren Stellen über und bildet dabei ſo ſcharfe Kanten, daß wir uns nicht getrauten, den Fuß aufzuſetzen. An ſolchen Stellen mußten wir längs des Hanges uns hinarbeiten, der oft ſo ſteil war, daß man mit einem Arm den Grat umſchlingen konnte. Unweit unter der höchſten Spitze fanden wir zu unſerem Erſtaunen Spuren von Gemſen. Unzweifelhaft ſind dieſe Thiere durch die Jagd hierher verſprengt worden, denn weit und breit iſt kein Futter zu finden.

Erwartungsvoll näherten wir uns dem höchſten Grat, wir erhoben uns über denſelben, aber — zu unſerem großen Leidweſen, ſtanden wir noch nicht auf dem höchſten Punkt und wie im Märchen von Tauſend und einer Nacht häuften ſich die Schrecken, je näher wir dem Ziel zuſteuerten. Um zum höchſten Punkt zu gelangen, der allerdings ganz nahe und wenig höher lag, mußte ein ſcharfer Gletſchergrat, in den einzelne Steine eingefroren waren, paſſiert werden. Faſt ſenkrecht fiel die eine Seite, circa 600 Meter tief gegen das Val Roſeg, die andere gegen die Firnmulde ab.

Meine wackeren Führer hatten heute Ungewöhnliches geleiſtet, mehr als auf allen bisherigen gewagten Beſteigungen; das Ueberſetzen über dieſen Grat durfte ich von ihnen nicht verlangen. Lorenz hatte aber eine Scharte vom Gletſcherfall her auszuwetzen und wenige ſind wohl beſſer ausgefochten worden. Er als der Kleinſte und Leichteſte bot ſich an, hinüberzureiten. Ich ſuchte ihn zurückzuhalten, aber umſonſt, und da wir andern nicht zurück bleiben wollten, wurde

denn der kühne Ritt begonnen. Wir befestigten uns an das Seil und Lorenz begann die Reihe. Unterdessen stiegen von der Südseite Nebel auf, die bis an die Spitze sich erhoben und den Ritt etwas weniger schwindlig machten und wirklich erreichten wir glücklich die höchste Spitze 4052 Meter, die gerade so viel Raum bot, um bequem neben einander stehen zu können. Es war 6 Uhr Abends, 12 Stunden seit unserem Aufbruch vom Bernina-Wirthshaus.

Gierig schweifte nun der Blick über die Erde bis an den weiten Horizont, tausend und tausend Bergspitzen lagerten wie ein großes Heer um uns. Erstaunt und zugleich beklemmt sahen wir über dieses Bild großartiger Gebirgswelt hin, wir suchten nach Bündens Thälern, seinen Flüssen, Wohnungen, aber einzig Samaden und Bevers sandten uns einen heimatlichen Gruß zu; das übrige Bünden schien in Gletscher und rauhes Gebirge verwandelt.

Endlich begann das Auge sich zu orientieren. Das Panorama war in seinen Hauptumrissen gegen Norden durch den Rhätikon, das vom Silvretta nordöstlich auslaufende Gebirge und durch die Tödikette begrenzt, hinter welcher eine Anzahl Bergspitzen hervorragten.

Die Gletscherkette vom Septimer zum Gotthard, die sogenannte Adulakette, zeigte sich nur in der Längenrichtung. Die Bergspitzen waren in solcher Menge zusammengedrängt, daß wir nur wenige derselben aus diesem Gebirgsgebiet zu nennen in der Lage waren. Deutlich erkannten wir das Adula-Gebirge und in demselben die Felsenpyramide des Tambohorns (3276 Meter).

Im Osten machte sich hauptsächlich die begletscherte Ortler-Gruppe mit ihrer 3905 Meter hohen Spitze bemerkbar.

In diesem weiten Rahmen bildeten die unzähligen Bergspitzen Bündens ein erstarrtes Wellenmeer, umschäumt von Firn und Gletscher. Wir erkannten unter den hervorragendsten Spitzen der Albula-Kette den Piz Kesch (3417 Meter) zwischen Madulein und Bergün, den Piz Linard bei Lavin (3416 Meter), den Piz Munteratsch am Julier (3385 Meter), den Piz Ot (3249 Meter), den Piz d'Err im Oberhalbstein (3393 Meter), das Schwarzhorn in Davos (2678 Meter), die hohen Zacken des Silvretta-Gebirges; sodann die Seesaplana im Rhätikon (2968 Meter), den Tödi in der Tödikette (3623 Meter), den Beverin bei Thusis ꝛc.

Gegen Süden wanden und zogen sich dichte Nebel, drückten sich an's Gebirge an, ohne dasselbe zu übersteigen und nahmen uns leider alle Aussicht nach dieser Seite.

Der Bernina stand da wie ein gewaltiger Herrscher, umgeben von den Großen seines Reichs, anderen erhabenen Spitzen und Hörnern. Die Schneefelder der Gletscher von Roseg und Morteratsch lagen zu seinen Füßen und bepanzerten ihn bis an sein Haupt.

Ein kalter Windzug weckte uns aus unseren Betrachtungen und erinnerte uns, daß unser Bleibens hier nicht sei. Die Stiefel und die nassen Beinkleider waren hart gefroren, Haare und Bart mit Reif gepudert, der Thermometer stand einige Grade unter 0°. Die Luft war sehr trocken, die Gegenstände entglitten leicht der Hand und dieselbe in Berührung mit dem Eis gebracht, fand sich wie angeleimt. Von beschwerlichem Athem verspürten wir nichts.

Vom Fuß des Gletschers, über dem wir uns jetzt circa 2162 Meter befanden, hatten wir kein lebendes Wesen gesehen. Sonst trafen wir bis in bedeutende Höhen verirrte Schmetterlinge, Fliegen ꝛc. oder hörten von Felsköpfen herab Gemsen pfeifen, die wir in ihrer Ruhe gestört. Heute war alles organische Leben erstorben, nur eine Bergdohle flog kreisend um die höchste Spitze.

Bevor die Rückreise angetreten wurde, erbauten wir aus einigen, mit Mühe aus dem Eis gegrabenen Steinen ein kleines Signal und pflanzten, als Zeichen der faktischen Eroberung der Bernina-Spitze, die eidgenössische Fahne auf. In eine Vertiefung am Fuße des Signals wurde eine Flasche gelegt mit einigen Bündner Münzen, einem Blatt Papier mit Datum der Ersteigung und unseren Namen. Sodann wurde von der Höhe Abschied genommen, der Fahne der letzte Gruß gebracht und so rasch als möglich gratabwärts gestiegen. Die Kenntniß des Terrains und die hie und da eingehauenen Tritte erleichterten das Hinuntersteigen sehr.

Von hier weg verfolgten wir den angegebenen Weg, den gleichen, der bei der Abstimmung in Minderheit geblieben war. Schreckten uns auch hie und da dunkle Schrundtiefen zurück, so gelangten wir dennoch wohlbehalten bei den Felsen an. Die nahe Dämmerung beflügelte unsere Schritte und wie Verfolgte kletterten wir die von unten kaum ersteigbar gehaltene Felswand hinunter. Wir befanden uns jetzt unweit zwischen Fels und Gletscher, wo sich aber eine breite

Oeffnung hinzog; die eingebrochene Dämmerung ließ uns das Terrain nicht mehr deutlich erkennen, unsere Lage verdüsterte sich. Die Eisblöcke des Gletscherfalls, die im Sonnenschein heute so herrlich geglänzt, hatten unheimliche, verschwebende Umrisse angenommen und schienen uns gespenstisch anzuglotzen. Je dunkler der Gletscher in die Nacht sich hüllte, desto verzweifelter wurde unsere Lage.

Da ergoß sich plötzlich ein heller Lichtstrom über den ganzen Gletscher. Der gute Mond hatte sich unser erbarmt und schob seine Scheibe, im vollen Abglanz der Sonne langsam hinter einer Gletscherkuppel hervor, gleich als ob er Liebenden ihre einsamen Pfade beleuchten wollte.

Bald war jetzt ein Uebergang über den Abgrund gefunden, der nach mühsamem Uebersteigen einiger großen Gletschertrümmer glücklich überwunden wurde. Das Mondlicht strahlte so hell von der weißen Firndecke zurück, daß wir unseren Weg vom Morgen verfolgen konnten; an den gefährlicheren Stellen wurde Lorenz am Stricke zur Rekognoscierung vorgelassen. Wir wandten uns sodann raschen Schrittes links dem Abhang zu, um möglichst bald vom Gletscher zu kommen.

Und merkwürdig, eben als wir unsern Fuß vom Eis wieder auf sichern Boden setzten, versank die Mondscheibe hinter das Gebirge. Finstere Nacht umgab uns, es war jetzt 10 Uhr Abends. Ueber Steingeröll, Felstrümmer, Erdschlüpfe und durch steile mit Wachholder und Alpenrosen-Gebüsch bewachsene Halden mußten wir uns nun mühsam weiter Bahn brechen, aber die größten Gefahren waren hinter uns, wir waren sicher, noch dieselbe Nacht unser Quartier zu erreichen, — wir athmeten freier.

Nach dreistündigem Klettern durch diese wilde Gebirgswand erreichten wir endlich die Tiefe des Thales und bald darauf die Bernina-Straße. Auch die kleine Stunde bis zum Bernina-Wirthshaus schleppten wir noch unsern müden Körper hinauf und kamen, Nachts 2 Uhr, nach 20stündiger Abwesenheit in unserem Quartier wieder an.

Dieselbe Nacht noch wurden alle Mühseligkeiten der Ersteigung in altem Veltliner in Vergessenheit getrunken und nur der unauslöschliche Reiz der Erinnerung mit zur Ruhe genommen.

Der Piz Bernina besteht aus einem hochaufgerichteten von Norden nach Süden verlaufenden Felsgrat, der auf seinem nördlichen Theile eine starke Schneebedeckung hat und sich hier zu einem Vorgipfel erhebt, dem schneebedeckten Pizzo Bianco (3998 Meter). Ein durch eine tiefe Scharte unterbrochener, sehr schmaler und scharfer Felsgrat läuft vom Pizzo Bianco in südlicher Richtung zu dem eigentlichen Hauptgipfel, dem felsigen und nur an den Flanken mit Schnee eingehüllten Piz Bernina (4052 Meter). Von ihm senkt sich nach Osten ein schmaler Felsgrat auf die oberen Terrassen des Morteratsch-Gletschers herab. Ueber diesen Grat werden nach dem Vorgange von Coaz auch heute noch die Berninabesteigungen regelmäßig ausgeführt. Längere Zeit galt dieser für den einzigen möglichen Weg. Unternehmende Bergsteiger haben sich dann auch direkt von Norden dem Piz Bernina genähert und zunächst wenigstens die Schneehaube des Pizzo Bianco erreicht; endlich gelang es im Jahre 1878 dem hervorragenden Alpenreisenden Dr. Güßfeldt mit dem vortrefflichen Führer Hans Graß aus Pontresina auch die gefürchtete Berninascharte zu überwinden und sich den Weg zum Gipfel des Bernina über den nördlichen Grat zu bahnen. Nur einmal ist bis jetzt dieser Weg von Professor Dr. K. Schulz aus Leipzig wiederholt worden, dessen Schilderung seiner Fahrt hier mitgetheilt wird.*)

3. Der Piz Bernina über Pizzo Bianco und Berninascharte.

Die Umgebung von Pontresina ist immer ein etwas abgeschlossenes Gebiet für bergsteigerische Thätigkeit gewesen. Die wichtigsten Erstlingsbesteigungen sind dort von bündnerischen Landeskindern und nicht von Engländern ausgeführt worden. Eine zahlreiche Führergilde beschränkt sich auf ihre Thätigkeit im Bernina-Gebiet, auch die hervorragenderen von ihnen gehen nicht in andere Gruppen der Alpen und entbehren daher einer allgemeineren Erfahrung und des damit verbundenen intelligenteren und reiferen Urtheils. Die Taxen für die Bergtouren, auf deren Feststellung bezeichnender Weise der Schweizerische Alpenclub und die Sektion Rhätia einen Einfluß nicht hat

*) Zuerst abgedruckt in der Oesterreichischen Alpenzeitung, VI. Jahrgang Nr. 144 und 145.

gewinnen können, sind vom Führer-Verein in Pontresina normiert und sind höher als irgendwo in der Schweiz. Dieses abgeschlossene kleine Reich ist jedoch keine Republik, wie man in der Schweiz annehmen sollte, es ist eine eigenthümliche Monarchie. Pontresina hat einen König unter den Führern, das ist Hans Graß, und einen König unter den Touristen, das ist Dr. Güßfeldt.

Der erstere pflegt noch jedes Jahr die wichtigeren Besteigungen zu eröffnen, z. B. zum ersten Male durch das Gletscherlabyrinth auf den Bernina zu gehen. Wenn „der Hans" gegangen ist, gehen dann auch die anderen Führer. Eine bedeutendere oder gar eine neue Besteigung kann eigentlich nicht ohne den Hans gemacht werden; wollen Touristen das nicht anerkennen, so spielt ihnen wohl der alte Rübezahl, der Beherrscher seiner Berge, den Streich, daß er sich heimlich vor ihnen aufmacht und ihnen die neue Besteigung vor der Nase wegkapert. Der König unter den Touristen hat mit Besteigungen in der Umgebung von Pontresina seinen wohlverdienten alpinen Ruhm begründet. 1869 hat er den von ihm für jungfräulich gehaltenen Roseg bestiegen — in der That war es die zweite Besteigung der höchsten Spitze — 1872 gelang es ihm, die Fuorcla da Roseg zu überschreiten, 1877 folgte die erste Ersteigung des Monte Rosso di Scerscen, 1878 die Ueberwindung der Berninascharte. Damit war die letzte Festung gefallen, alle Gipfel beugten sich vor dem Eroberer und das Bewußtsein der errungenen Herrschaft drückte sich in den Worten aus: „Die Reihe der großen Unternehmungen in diesem Theile der Alpen ist mit der Ueberwindung der Berninascharte und dem Erreichen des Piz Bernina von Norden her zum Abschluß gebracht und die Kette schließt sich an eben dem Punkte, von dem sie einst ausging — auf dem höchsten Gipfel. Eine kurze Spanne Zeit, nur 28 Jahre, hat genügt, uns das zu enthüllen, was der vorangegangenen, nach Jahrhunderten zählenden historischen Periode ein furchtbares Geheimniß geblieben war."*) Auch von den Attributen einer unumschränkten Herrschaft, dem Recht des Gebietens und Verbietens wurde Gebrauch gemacht, die Ueberwindung der Berninascharte sollte nicht wiederholt werden. „Die Erinnerung an die Vorgänge und Eindrücke, welche mit der Ueberwindung der Berninascharte ver-

*) Jahrbuch des S. A.-C. XIV. Jahrgang S. 130.

knüpft ſind, zwingt mich, auszuſprechen, daß die voranſtehenden Zeilen ihren Zweck verfehlt hätten, wenn ſie irgend jemand zu einer Wiederholung des Unternehmens veranlaſſen würden. Es iſt genug, daß die Art der Zuſammengehörigkeit des Pizzo Bianco und des Piz Bernina einmal feſtgeſtellt iſt; und es bedarf keines zweiten Unternehmens, um ſie von Neuem feſtzuſtellen. Zwar wird der nachfolgende Beſteiger, nachdem nicht nur die Möglichkeit an ſich nachgewieſen, ſondern auch der Weg angegeben iſt, nur die kleinere Hälfte der Schwierigkeiten kennen lernen, aber dieſe ſind noch immer groß genug, um ihn ſelbſt, wie ſeine Führer zu Fall zu bringen. Auch wird ein weit größerer Zeitaufwand, als der von uns benöthigte, erforderlich ſein, ſelbſt wenn das eigentlich ſchlimme Stück in 2 ſtatt in $3^1/_4$ Stunden zurückgelegt werden kann und aller Wahrſcheinlichkeit nach würde ſich der Abſtieg vom Piz Bernina zu einem Nachtmarſche geſtalten."*) Güßfeldt hat ſeine Touren in außerordentlich lebensvoller und ſtyliſtiſch meiſterhafter Weiſe im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub beſchrieben, der Ruhm von Hans Graß war weit hinaus in die Welt gedrungen, in jedem photographiſchen Album von Pontreſina prangt ſein bärtiger Kopf als typiſcher Repräſentant der dortigen Führer, die Fuorcla da Roſeg empfing den Namen Güßfeldtpforte und es bildete ſich nach und nach die Legende von der Unnahbarkeit namentlich der Berninaſcharte, eine Sagenbildung, die noch dadurch begünſtigt wurde, daß ein tüchtiger ſchweizeriſcher Bergſteiger den Monte Scerſcen und die Berninaſcharte als Beſteigungen bezeichnete, „die er nie nachzumachen verſuchen werde."**)

Das Bernina-Gebiet war ſo ein Zauberland geworden, zu deſſen großartigſten Beſteigungen Hans Graß die Schlüſſel in der Hand hielt. Zwar war die Güßfeldtpforte wohl dreimal wieder überſtiegen, auch der Monte Scerſcen war zwei- oder dreimal wieder erklommen worden, aber auf der Berninaſcharte ruhte „auf einem der unzugänglichſten Punkte der Erde" die Flaſche noch, in die Güßfeldt und Graß die Daten ihrer Beſteigung geborgen hatten, „die vielleicht nie zur Hebung gelangen wird". Meines Wiſſens war es nur einmal im Auguſt 1880 verſucht worden, den Weg über die Berninaſcharte

*) A. a. O. S. 128.
**) A. a. O. S. 82.

zum Gipfel des Bernina zu wiederholen, aber ſchlechte Witterung verhinderte es, daß eine wohlbekannte, ebenſo liebenswürdige als vortreffliche Bergſteigerin (Frau Dr. Tauſcher aus Preßburg) ihre Abſicht, die Flaſche zu heben und den in ihr geborgenen Inhalt ſeinem Urheber zu überſenden, ausführen konnte. Gerade die Schilderung der beſtandenen Schwierigkeiten und die Warnung vor der Wiederholung der Tour hatten die tapfere und unternehmende Frau zu dem Unternehmen gereizt und ſie in einem ihrer poeſievollen Aufſätze über Bergwanderungen ſagen laſſen: „Iſt es doch nicht meine Art, gleich jenen Egoiſten, die, wie mir dünkt, ausſchließlich allein genießen wollen, durch haarſträubende Schilderungen dem Unerfahrenen die Luſt zum Bergſteigen vorwegzunehmen.“ Unter dem Eindruck der Güßfeldt'ſchen Schilderung hatte inzwiſchen der vortreffliche Senior der Alpenkunde, Herr G. Studer, halb tadelnd in ſeinem Repertorium der ſchweizeriſchen Bergbeſteigungen*) die Tour über die Berninaſcharte referiert. Er ſchreibt: „Kaum wird jemand anders als etwa ein eiferſüchtiger Albionsſohn Luſt haben, ihren (Güßfeldt's und ſeiner Führer) Fußſtapfen zu folgen. Aber es drängt ſich doch unwillkürlich die Frage auf, ob ſolche Wagniſſe zu verantworten ſeien.“

Nach den Erfahrungen, die man zum Beiſpiel im Zermatter Gebiet mit ſchwierigen Beſteigungen gemacht hat — man braucht nur an Matterhorn, Ober-Gabelhorn, Zinal-Rothhorn oder Weißhorn zu denken, — ſchien es mir immer, als wenn im Bernina-Gebiet die an ſich berechtigten Eindrücke der erſten Erſteigungen eine ungewöhnlich lange und mit der weiteren Entwickelung des Bergſteigens nicht im Einklang ſtehende Dauer behauptet hätten. Merkwürdigerweiſe ſind in den letzten Jahren nur wenige hervorragende, namentlich auch ſehr wenige engliſche Bergſteiger nach Pontreſina gekommen. Gegenüber Zermatt behielt das kleine Königreich des Bernina-Gebietes ſeine abgeſchloſſene Stellung, ſo daß es mir nicht ſowohl eine Aufgabe perſönlichen Ehrgeizes, als vielmehr ein Ziel eines allgemeinen alpinen Intereſſes ſchien, die Tour über die Berninaſcharte zu wiederholen und namentlich auch feſtzuſtellen, daß die großen Unternehmungen in dieſem Alpengebiete noch nicht erſchöpft ſeien und daß ein unter-

*) Studer. Ueber Eis und Schnee. Supplementband, Bern 1883 S. 305—306.

nehmender alpiner Sinn noch dankbare Aufgaben hier finden könne. Zweimal hatte ich das Bernina-Gebiet bereits besucht, eine angenehme Erinnerung und das geschilderte Interesse führten mich im Sommer 1883 wieder dahin.

Der viele Schnee, der im Juli dieses Jahres noch auf den Bergen lag und die ungünstige Witterung dieses Monats schienen freilich meinen Plänen wenig förderlich zu sein. Ich machte Spaziergänge auf den Languard und den Aguaglious und ein leises Anklopfen wegen der Berninascharte ließ mich von Johann Groß, dem zweiten Führer Güßfeldt's bei jener Tour, erfahren, daß er nicht um 2000 Francs die Partie wiederholen werde. Von Hans Graß sagte mir sein Sohn, er glaube daß er vielleicht wieder gehen wolle, aber seine Familie werde es niemals leiden. Die Legende bestand also noch in ihrem vollen Umfange. Es war daher gut, daß ich mir meinen alten Führer Alexander Burgener und Clemens Perren aus dem Wallis nach Pontresina bestellt hatte. Da der Schnee noch gar zu dick auf den Bergen lag, gingen wir erst auf acht Tage in's Disgrazia-Albigna-Gebiet und kehrten erst am 3. August nach Pontresina zurück.

Burgener hatte von der Berninascharte schon durch Güßfeldt gehört. Das Wort Scharte giebt es in seinem Lexikon nicht, er nannte sie daher immer die Schachtel oder vielmehr in seinem Walliser Dialekt die „Tschachtel". Er war gern bereit, die Tour zu probieren, wollte aber wegen des vielen Schnees noch ein paar schöne Tage abwarten. Am 4. August war es bewölkt, am 5. wurde es schön. Ich sprach von der Cresť Agüzza, als wir beim Schuster unsere Stiefeln benageln ließen. Indeß bei dem Schoppen Veltliner, den wir dann in einer kleinen Pinte (Schenke) tranken, meinte Burgener, als der Himmel immer klarer wurde: „Wollen wir sie anfassen die Tschachtel?" Ich stimmte sofort zu und eilig liefen wir in's Hôtel, die Zurüstung zu besorgen.

Um 11 Uhr stand das Wägelchen bereit, uns nach der Roseg-Restauration zu fahren. Herrn Gredig in der Krone hatte ich für alle vorkommenden Fälle von unserem Vorhaben unterrichtet, gegenüber den Führern behaupteten wir jedoch unbefangen, wir wollten den Roseg besteigen. Der alte Schlaufuchs Hans Graß hatte freilich längst gemerkt, um was es sich handelte, gab uns jedoch mit schmun-

zelndem Geſichte die Hand, glaubte er doch feſt, daß wir nicht durchkommen würden. Vor zwei Tagen hatte er zum erſten Mal in dieſem Jahre den Bernina auf dem gewöhnlichen Wege durch's Labyrinth mit einem Schweizer Herrn beſtiegen, aber ſo viel mit dem Schnee zu thun gehabt, daß er erſt ſpät Abends zurückgekehrt war.

Im Val Roſeg ſaß bald auf jedem dritten Stein ein Murmelthier, ſie waren ſo dreiſt, daß man ſie gut beobachten konnte. Auf der Roſeg-Reſtauration verſahen wir uns mit Proviant, überſchritten 3 Uhr 30 Minuten etwas unterhalb der Reſtauration den Roſegbach und gingen am Abhang zu deſſen Rechten über die Alp Miſaum (2005 Meter) das Thal hinauf. Unſer Ziel war das kleine Schäferhüttchen am Tſchierva-Gletſcher, wo Tauſchers und Minnigerode vor ihrem „Wettlauf über den Wolken" geſchlafen*) und von Hans Graß im Morgengrauen ſich hatten überholen laſſen. Vom Aguaglious aus war mir einige Tage vorher die ungefähre Lage des Hüttchens gezeigt worden. Burgener und Perren waren hier niemals geweſen, der von uns zum Transport von Decken mitgenommene Träger kannte den Ort auch nicht. Ein Stück über die Alp Miſaum hinaus führt ein neugebahnter Weg, dann hört er plötzlich auf. Wieder ſahen wir mehrere Murmelthiere, eines davon kroch in die Blöcke der Moräne. In Burgener und Perren erwachte die Jagdluſt, ſchnell waren ſie dahinter her und räumten unter großer Anſtrengung die Blöcke weg, um zum Schlupfwinkel des Thieres zu kommen. Ich amüſirte mich über den fanatiſchen Eifer und mußte meine Führer tüchtig auslachen, als nach viertelſtündiger Arbeit das Murmelthier zehn Schritte hinter ihnen pfeifend herausfuhr und ſich von Neuem verkroch. Mit dem erhofften Murmelthierbraten für heute Abends war es nichts.

Wir ſammelten uns Holz und erreichten 4 Uhr 40 Minuten eine verfallene Schäferhütte, meines Erachtens der Punkt 2255 Meter, auf dem topographiſchen Atlas mit der Bezeichnung: Margum Miſaum. Der Träger wollte hier durchaus bleiben, der von mir für die Lage der Hütte gemerkte Schneeſtreifen war aber etwas weiter oben, ſo gingen wir noch 15 bis 20 Minuten weiter und fanden auch richtig

*) Vergl. Oeſterreichiſche Alpenzeitung III. Jahrgang Nr. 69 und 70.

um 5 Uhr ein etwa ein Meter hohes Hüttchen aus losen Steinen mit einem dürftigen Bretterdach dicht an der hohen Moräne (ca. 2300 bis 2320 Meter nach meinem Aneroid). Der Abhang war voll von Murmelthierlöchern. Wie wir an die Hütte kamen, hörten wir ein lautes Quikſen und ſahen gerade noch, wie ein Fuchs hinter mehreren Murmelthieren her war, die ſich eilig in ihre Löcher verkrochen.

Der Abend war wunderſchön. Während die Führer Feuer machten — der Träger ging zurück, um am folgenden Morgen die Decken zu holen — ſtieg ich auf die Moräne und ſaß lange in ſtaunender Bewunderung der herrlichen Abendbeleuchtung und des gewaltig großartigen Landſchaftsbildes, welches hier Piz Bernina, Monte Scerſcen und Piz Roſeg bilden. Die Röthung der Berge von der untergehenden Sonne war entzückend ſchön. Wir genoſſen dann unſere Suppe und richteten uns in dem winzigen Hüttchen häuslich ein. Als es ſchon dunkelte, krabbelte plötzlich etwas vor der Hütte an der Erde. Burgener fuhr ſchnell darauf zu und hatte ein junges Murmelthier gefaßt, ein reizendes kleines Geſchöpfchen. Er war ſchon daran ihm den Garaus zu machen, um es zu kochen, auf meine Fürbitte ließ er es jedoch laufen.

Wir ſchliefen ganz gut in unſerem Loche, erwachten leider erſt um 2 Uhr und brachen am 6. Auguſt bei einem ſtrahlend ſchönen Morgen um 2 Uhr 50 Minuten von der Hütte auf. Eine Zeit lang beim Schein der Laterne gingen wir am Abhang über Schneeflecken, betraten dann den Gletſcher, hörten verſchiedene Gemſen auf den Felsabhängen des Morteratſch erſt pfeifen, ſahen ſie dann auch und erreichten, in ruhigem Tempo marſchierend, um 5 Uhr 15 Minuten die Fuorcla Prievluſa (3452 Meter).

Hier machten wir eine halbe Stunde Halt. Auf dem der Sonne zugekehrten öſtlichen Felſen des Sattels frühſtückte es ſich prächtig Angeſichts des großartigen Beckens, in dem Pers-Gletſcher und Morteratſch-Gletſcher zuſammenſtrömen und aus dem ſich die Gipfel des Cambrena, des Palü und der Bellaviſta erheben.

Um 5 Uhr 45 Minuten brachen wir wieder auf und erkletterten die Felſen in direkter Richtung nach Süden, erreichten die Höhe des Kammes und traverſierten dann etwas unterhalb ſeiner Höhe auf der Morteratſchſeite. Die Hänge ſind zum Theil ſteil, aber der Weg

iſt nicht gerade ſchwierig, nur der loſe Schnee, der ſchon anfing ſich in der Sonne zu erweichen, erforderte Vorſicht.

Am 4. Auguſt hatte ich in Pontreſina die Mitglieder des Oeſterreichiſchen Alpenclub, Herren L. Purtſcheller, Dr. C. Diener, Dr. A. Böhm, L. Friedmann und E. Suchaneck, kennen gelernt. Sie hatten mir geſagt, daß ſie den Bernina ohne Führer beſteigen wollten. Bei dem ſchönen Wetter waren ſie gewiß gegangen, aber vergebens ſah ich mich nach ihnen um. Da plötzlich tauchten auf den weiten Schneefeldern rechts oberhalb des Labyrinths fünf ſchwarze Pünktchen in einer Reihe auf. Dort ſind die Wiener Herren! Schon wollte ich auf die weite Entfernung zurufen, als Perren ſagte: „Still, Still! Wer weiß, ob wir durchkommen, dann iſt es beſſer, ſie merken uns gar nicht“.

Um 6 Uhr 45 Minuten betraten wir den großen, charakteriſtiſchen Schneekamm, der zum Piz Bianco hinaufführt. Der Schnee war größtentheils gut, nur an einigen Stellen pulverig. Der Weg auf dem Kamm, bald zur Rechten, bald zur Linken der faſt durchgängig ſanft abgeflachten Schneide iſt entzückend ſchön und ohne jede Schwierigkeit. Mit vollem Genuß kann man ſich den herrlichen Einblicken rechts in den Cirkus des Tſchierva-Gletſchers, links in den des Morteratſch hingeben. Schlank und graziös gebogen ſteigt der Grat zum Gipfel des Piz Bianco hinan, nur an einigen Stellen mäßig ſteil. Oefter waren Stufen im feſten Schnee zu ſchlagen, an mehreren Punkten auch im Eis. Von der Fuorcla Prievluſa an war ich der letzte am Seil, Burgener und Perren wechſelten im Stufenſchlagen ab. Um 7 Uhr 5 Minuten kamen wir an die erſte Einbiegung im Schneegrat, um 7 Uhr 20 Minuten überſchritten wir den erſten Bergſchrund, der den Kamm mitten durchzog und kamen an die zweite Einbiegung, um 7 Uhr 35 Minuten waren wir an der dritten Beugung des Grates. Um 7 Uhr 45 Minuten überſchritten wir den zweiten Bergſchrund dicht rechts an der Schneide; er ſtand etwas weiter offen als der erſte und verurſachte etwas mehr Mühe. 8 Uhr 20 Minuten hatten wir den Vorgipfel erreicht, an dem eine hohe Gwächte weit nach Oſten überhing, 8 Uhr 35 Minuten betraten wir den oberſten Gipfel (3998 Meter). Eine herrliche Fernſicht belohnte uns, aber über Alles erhaben und wild dräute uns der Gipfel des Bernina entgegen.

Bis jetzt standen unsere Chancen günstig. Güßfeldt hatte den Gipfel des Piz Bianco trotz von ihm angewandter Steigeisen, die Burgener und ich für unnöthig gehalten hatten, erst kurz nach 10 Uhr erreicht. Um 1 Uhr von der Alp Misaum aufgebrochen, hatte er unter Einschlagung des kürzesten Weges und bei aller Beschleunigung*), die Pausen eingerechnet, 9 Stunden und 2 Minuten bis zum Piz Bianco gebraucht, wir von unserer Schäferhütte, die Pause eingerechnet, 5 Stunden und 45 Minuten. Ohne jede Uebereilung sind wir gegangen, völlig frisch und vergnügt und nicht „mit fahlen und verfärbten Gesichtern" stehen wir auf dem Gipfel und trinken einen Schluck Veltliner auf das Gelingen unserer Tour. Alexander zündete seine ihm von — Güßfeldt in Süd-Amerika geschenkte Pfeife an. Wenn wir unsere Tour so fortsetzen können, brauchen wir uns vor dem „Nachtmarsch" nicht zu fürchten.

Nur 10 Minuten hielten wir uns auf dem Pizzo Bianco auf, um 8 Uhr 45 Minuten betraten wir den nach Süden führenden Grat, der sich jetzt bis zur Scharte wieder etwas abwärts senkt. Während der Körper des Piz Bianco noch massig und breit ist, werden die Flanken des Berges jetzt sehr steil und der Grat schmal und hochaufgerichtet. Dick sitzt der Schnee darauf mit phantastisch geformten Gwächten; meistens können wir auf der Ostseite auf zu Tage tretendem Gestein dicht an ihnen hingehen, aber der Fels ist sehr lose und bröckelig, die allergrößte Vorsicht ist nothwendig. Perren geht voraus an's Seil gebunden — um ihn ganz frei klettern und agieren zu lassen, nehme ich seinen Rucksack auf den Rücken — Burgener ist in der Mitte, er hat das Seil in der Hand, ohne daran gebunden zu sein, er kann so freier und fester halten, ich zuletzt bin wieder am Seil. Besorgt sieht sich Alexander häufig nach mir um. Jetzt lassen sich die Gwächten nicht mehr umgehen, Perren muß sie

*) Jahrbuch des S. A.-C., XIV. Jahrgang, S. 115. G. hat augenscheinlich die eine gute Stunde unter unserer Schäferhütte gelegene Alp Misaum, 20 Minuten von der Roseg-Restauration (warum bleibt man dann nicht auf dieser?) zum Nachtquartier gewählt, ist aber auch beinahe 2 Stunden früher aufgebrochen. Die ersten Besteiger des Piz Bianco (H. Cordier und Th. Middlemore 1876, Minnigerode mit Hans Graß 1877) haben 11½ Stunden gebraucht. Beide Besteigungen wurden unternommen in der Absicht, den Piz Bernina über die Scharte zu erreichen.

weghauen, Alexander macht ſich thunlichſt feſt und hält ihn am geſpannten Seil, ich darf mich nicht rühren. Nur ſehr langſam kommen wir vorwärts, ſtets bewegt ſich nur einer und bis Alexander ganz feſt iſt, haben wir beide zu warten. Dann geht Perren wieder vor; wenn er wieder feſt iſt, wendet Alexander ſeine ganze Aufmerkſamkeit mir zu und ich folge nach.

Da tönt plötzlich ein Ruf vom großen Grat des Bernina zu uns herüber: „Die Scharte wird gemacht, die Scharte wird gemacht! Der Burgener! Sie ſind ſchon weit, aber das ſchlimmſte Stück kommt noch!“ Erſt jetzt hatten uns die Wiener Herren bemerkt, während wir ihren Weg lange hatten verfolgen können und ſie noch vor dem großen Grat in den Trümmern einer Lawine eine längere Raſt hatten machen ſehen.

Wir hatten jetzt eine apere Stelle des Grates von großer Schärfe erreicht, nach der Tſchiervaſeite war der Abfall ſenkrecht, nach dem Morteratſch zu ſehr ſteil. Wir mußten auf dem Grat reiten und räumten fortwährend das loſe Geſtein vor uns ab, das in unergründliche Tiefen hinunterpraſſelte. Jetzt hingen einige loſe Felsköpfe nach Weſten über, wir durften uns ihnen nicht anvertrauen. Vorſichtig kriecht einer nach dem anderen unter ihnen hin. Als Alexander an einer beſſeren Stelle war, trete ich den heiklen Marſch an; um mir Halt zu geben, wirft Alexander das Seil über einen der Köpfe. Mit meinem Vorwärtsſchreiten zieht er das Seil an; da, wie ich gerade unter dem Kopf bin, fängt derſelbe unter dem Ziehen des Seiles an zu weichen und droht auf mich herabzuſtürzen. Iſt er auch nur einen Meter über mir, ſo iſt doch die Laſt wohl ein halber Centner oder mehr. Erſchreckt läßt Alexander das Seil nach und ich kann gerade noch hinaufgreifen und das Seil in die Höhe heben — die bereits in Bewegung gerathene Maſſe bleibt ſitzen und ich komme ungefährdet unter ihr fort.

Zwei der Wiener Herren — ich glaube es waren Friedmann und Purtſcheller — waren unterdeſſen nach dem Gipfel des Bernina vorausgeeilt und ſahen nun von ſeinem erhabenen Scheitel unſerer mühſamen Arbeit zu. Wir riefen und jodelten uns luſtig zu — Burgener rauchte ſeine zum zweiten Mal geſtopfte Pfeife. Wir waren jetzt dicht vor der Scharte. Aus ihr ragte der Thurm hervor, dahinter in imponierender Furchtbarkeit der Gipfel des Bernina.

Noch jetzt ſagte Perren: „Da ſehe ich kein Durchkommen!“ und ſelbſt Burgener ſah ſich die Sache mit ernſtem Geſichte an. Da machte ſich aber der Vortheil geltend, den der zweite Beſteiger aus den Erfahrungen und Beobachtungen des erſten ziehen kann. Ich ſagte zu Burgener, hinter dem Thurme müſſe es verhältnißmäßig leicht und ohne Gefahr auf den Gipfel gehen, das habe Güßfeldt ſo geſchrieben; auch ſeien Tauſchers und Minnigerode über die Wand des Tſchierva-Gletſchers hinauf und hinter dem Thurme leicht auf den Gipfel gelangt. Die Zugänglichkeit der Stelle vom Thurme zum Gipfel kann man übrigens vom Roſeg aus deutlich mit dem Fernrohr erkennen und ich glaube wohl annehmen zu können, daß Hans Graß, ehe er ſeinen Weg mit Güßfeldt antrat, dieſe Einſicht vom Roſeg aus gewonnen hatte. Nachdem er das Problem mit Minnigerode zu löſen verſucht hatte*), mußte ihm bei jeder der öfteren Roſegbeſteigungen daſſelbe vor die Augen treten und ſeine Aufmerkſamkeit anſpannen.

Vor der Scharte erhob ſich ein ſchmaler Felskopf, der dann beinahe ſenkrecht in ſie abfiel. Die Wand nach Oſten war zu ſteil, als daß ſie hätte paſſiert werden können. Auf dem Grat ſelbſt aber ſaß bis zum Kopf hinauf eine mächtige nach Weſten überhängende Gwächte. Anfänglich ſaß ſie auf feſtem Fels, ſo daß wir ſie betreten durften, dann aber ragte ſie in die Luft hinaus, dick und mächtig, aber doch nicht fähig, einen Menſchen zu tragen. Es half nichts, ſie mußte auf eine Länge von wohl drei Meter abgehauen werden. In großen, gewaltigen Brocken fielen die Schneemaſſen auf den Tſchierva-Gletſcher hinab, ein von Burgener auf die andere Seite nach dem Morteratſch zu hinabgeworfener großer Stein löſte eine mächtige Lawine, deren Ziſchen wir hörten und die auf der Diavolezzahöhe von Touriſten und Führern beobachtet wurde. Perren hielt ſich für gefährdet und meinte, er werde mit dem ganzen Schnee hinunterfallen. Aber Burgener meinte, der Schnee ſei geſpannt und werde nicht brechen.

Endlich war klare Bahn. Burgener trat auf den Kopf und ließ Perren am geſpannten Seile in die Scharte hinunterklettern, dann

*) Daß er es dann mit einem anderen ausführte, gehört in das Gebiet alpiner Führerdiplomatie, die ebenſo verſchlungene Pfade kennt, wie die der Politik.

kam ich. Die Stelle war nicht so schlimm, als sie aussah, überall fand ich guten Griff und keinen Fuß weit brauchte ich abgeseilt zu werden. In der Scharte war gut und sicher zu stehen. Jetzt kam aber das Schwierigste. Der allein oben gebliebene Burgener stieg einen Schritt abwärts, dann schlang er das Seil, von dem wir beide, als wir in der Scharte standen, uns losgebunden hatten, um einen Felskopf und ließ sich an demselben leicht und sicher kletternd in die Scharte herab, seinen und meinen Eispickel hatte er dabei in der Hand.

Ein „Bravo Burgener! Bravo Burgener!“ tönte von der inzwischen vollzählig gewordenen Gruppe auf dem Gipfel des Bernina herab. Es war 10 Uhr 55 Minuten, als wir uns in der Scharte die Hände schüttelten und einen Schluck Wein mit einem Imbiß nahmen. Die Höhe des Abstieges in die Scharte kann, da mein Seil 21 Meter mißt und Burgener es doppelt nahm, nicht mehr als 10 bis 11 Meter betragen. Wir hatten uns auf eine größere Höhe eingerichtet, hatten deshalb ein zweites Seil mitgenommen, was jedoch in dem von mir bis auf den Gipfel des Bernina getragenen Rucksack Perren's blieb.

Als wir in der Scharte saßen, schaute ich eifrig umher: Wo mag Güßfeldt's Flasche sein? Die müssen wir finden. Schon glaubte ich sie zwischen den Steinen zu sehen, aber bei näherem Zusehen war es ein blinkendes Stück Eis. Da sagte Burgener plötzlich: „Ich sehe die Flasche!“ Wirklich? Ja, bestimmt! Nach 10 Minuten brachen wir wieder auf, Perren schlug einige Stufen auf dem mit Eis ausgekleideten Boden der Scharte und nach wenigen Schritten standen wir am Fuße des Thurmes (11 Uhr 10 Minuten). Hier lag richtig die Flasche mit dem Zettel lose in die Steine gesteckt. Der Zettel war feucht, aber mit der Säge, die sich an Perren's Messer befand, ließ er sich leicht herauspraktiziren. Ich nahm ihn zu mir, nachdem ich ihn durch eine sorgfältige wörtliche Abschrift ersetzt hatte und fügte meine Visitenkarte mit den Daten unserer Besteigung hinzu.

Von dem Gestein des Thurmes nahm ich mir ein Stück mit, welches ein sehr feinkörniger Hornblendegranit ist. Es enthält ziemlich viel Quarz. Wegen zu feiner Körnung ist ein feldspäthiger Gemengtheil (Plagioklas) schwer zu erkennen, so daß eine Charakterisierung als

Syenit-Diorit, aus welchem der Gipfel des Bernina nach den bisherigen Beobachtungen besteht, ausgeschlossen erscheint.

Etwas rechts von dem Thurme ist die Stelle, wo man vom Tschierva-Gletscher aus die Berninascharte betritt. Die Hebung von Güßfeldt's Flasche wäre daher für die Partie Tauscher-Minnigerode leicht gewesen. Der so „unzugängliche Punkt der Erde" ist daher auch vom Tschierva-Gletscher aus zu erreichen. Die Eiswand, die nach demselben hinabführt, sieht von oben sehr steil aus. Die Umgehung des Thurmes ist ohne alle Schwierigkeit, nur ist das an seinem Fuße lagernde Gestein sehr lose. Fortwährend gingen unter unseren Füßen Steine los und stürzten in eilender Jagd die Eiswand hinunter. Ein um die Wette Klettern ist daher an der Wand eine sehr bedenkliche Sache und ich glaube gerne, daß Hans Graß bei dem erwähnten „Wettlauf über den Wolken" keine Schuld traf, als Steine auf die hinter ihm kletternde Tauscher'sche Partie hinabflogen.

Weiß ich es doch noch wie heute, wie ich damals am 26. August 1880 mit Hans Graß und Tauschers auf dem Gipfel des Bernina saß — ich hatte damals den gewöhnlichen Weg von der Boval-Hütte aus zum Aufstieg eingeschlagen — und wie Frau Tauscher sich bei dem bösen Hans über die herabgesendeten Steine beschwerte. Trotzdem der Führerkönig der Bernina-Gruppe den fremden Eindringlingen einen nicht gerade schönen Streich gespielt hatte, bekam er damals von der leicht verzeihenden Bergsteigerin das erste Glas Champagner kredenzt.

Dicht an dem Thurme erhebt sich der Gipfel des Bernina. Wir verließen das Steingetrümmer am Thurme, überschritten das schmale mit Eis ausgekleidete Couloir zwischen Thurm und Gipfel auf eingehauenen Stufen und stiegen nun in tiefem Schnee an dem sehr steilen Gipfel empor. Aus der Wand entwickelte sich bald ein Grat, wir gehen eine Strecke dicht zur Rechten am Kamm, betreten dann diesen selbst, übersehen nun den Ostgrat und erreichen bald den nördlichen Ausläufer des beinahe ebenen, in mehreren Winkeln eingebogenen Gipfelgrates. Er ist dick mit Schnee bedeckt. Der ganze Weg von der Scharte aus erforderte Vorsicht, war aber nicht mehr schwierig. Um 12 Uhr 10 Minuten stehen wir in frohester Stimmung auf dem Gipfel des Bernina.

Das herrlichſte Wetter mit unbegrenzter prachtvollſter Ausſicht, dazu eine warme und milde Luft, machte den Aufenthalt auf dem Gipfel zu einem höchſt genußreichen. Die Wiener Herren, die den Gipfel um 11 Uhr 5 Minuten verlaſſen hatten, waren noch auf dem großen Grat. Wir juchzeten uns zu und einer der Herren rief zu uns herauf: „Wir hatten die Abſicht, über die Berninaſcharte abzuſteigen, aber wir haben einen Pfründner (d. h. einen ſchlechten Gänger) unter uns, der nicht vorwärts kommen kann und mit dem wir jenen Abſtieg nicht wagen können.“ Burgener, der ſich über das langſame Gehen der Herren auf dem Grat wunderte, brummte etwas ingrimmig zu ihnen hinab: „Jawohl, dort kann jeder gehen!“

Weit in die Ferne ſchweifte unſer Blick, aber mit beſonderer Freude hafteten die Augen an den zierlichen Schlangenlinien unſerer Fußſpuren, die ſich bis an den Piz Bianco deutlich verfolgen ließen. Von dieſem bis zum Bernina-Gipfel hatten wir, die Pauſe eingeſchloſſen, 3 Stunden und 25 Minuten gebraucht — 12 Minuten mehr als Güßfeldt, was ſich hinreichend erklärt durch die ſchwierigen Schneeverhältniſſe auf dem Grat und den Aufenthalt, den uns das Abhauen der Gwächten verurſachte.

Wohl niemals hat mir ein Mittagbrod beſſer geſchmeckt als auf dem hohen Throne des eisumgürteten Bernina-Gipfels. Jetzt waren ja alle Schwierigkeiten überwunden, der bequeme Rückweg über den Oſtgrat lag offen vor uns — ſo ſangen wir froh in die Welt hinaus:

„Niene geiht's ſo ſchön und luſtig,
Als bei uns auf Bernina.“

Dann erklang Burgener's Leiblied:

„O Napoleon, du Schuſtergeſelle“ u. ſ. w.

Und ebenſo wenig ließ es ſich der brave Alexander nehmen, auf ſeiner Mundharmonika den Garibaldimarſch zu ſpielen — eine Huldigung an die vor uns ausgebreiteten Gefilde Italiens — woran er ſelbſt freilich ſchwerlich gedacht hat.

Endlich mußte geſchieden ſein. Um 12 Uhr 55 Minuten brachen wir vom Gipfel auf und gingen auf dem in beſtem Zuſtande befindlichen Oſtgrat raſch wie auf einem Fußpfad hinab. Nach wenigen Minuten hatten wir die Wiener Herren nahe am Ende des großen Grates eingeholt. Wir wollten an ihnen, die in begreiflicher Ver-

ſtimmung über den ihnen durch die völlige Hinfälligkeit eines Mitgliedes der Geſellſchaft bereiteten Aufenthalt waren, raſch vorübergehen, als Herr Friedmann mich bat, ihnen einen meiner Führer abzutreten, da mit dieſem der Betreffende vielleicht beſſer gehen würde. Ich ſagte ſofort zu meinen Leuten, es möge ſich einer, am beſten Perren, losbinden und mit den Herren gehen, aber Burgener proteſtierte dagegen, indem er meinte, er könnte die Verantwortung nicht übernehmen, mit mir allein durch das Labyrinth zu gehen. Da meines Erachtens auch nicht entfernt eine Gefährdung der Partie vorlag, ſetzten wir unſeren Marſch fort und verließen den großen Grat kurz nach 1 Uhr bei einer kleinen Eiswand, in die Herr Purtſcheller und ſeine Freunde beim Aufſtieg Stufen geſchlagen hatten. Wir ſprangen über den nur wenig geöffneten Bergſchrund und trollten in großen Sprüngen durch den tiefen Schnee die Firn-Terraſſen hinab. An einigen Stellen kam der Schnee mit uns in's Weichen, da es aber nicht ſteil war, ließen wir uns von dem rutſchenden Schnee tragen und erreichten bald den das Labyrinth dominierenden Felskopf (Saß dell Pos; die Stelle wird auch Gamsbrünnle genannt). Wir ſtanden vor den gigantiſchen Séracs und Eisthürmen des Labyrinths. Es war 2 Uhr, die Sonne ſchien heiß und wie Burgener eben ſagte: „Es hilft nichts, wir können das Labyrinth nicht mehr umgehen, wir müſſen durch!“ neigte eine Eisnadel nahe am Rand ihr Haupt und fiel unter lautem Krachen zuſammen.

Wie ich näher zuſah, hatten die Trümmer gerade die Fußſpuren des Aufſtieges bedeckt.

Nach einer kurzen Raſt und nachdem Burgener kommandiert hatte: „Jetzt ſo ſchnell als möglich!“ betraten wir 2 Uhr 10 Minuten das Eis, ſprangen in wilder Haſt durch die Trümmer und kamen glücklich ohne Wiederholung des eben genoſſenen Schauſpiels durch.

Auf dem ebenen Gletſcher feſſelte uns das ſchön entwickelte Phänomen des rothen Schnees; an einem ſmaragdgrünen Bächlein lagerten wir eine halbe Stunde und erquickten uns mit Limonade von Citronenſaft. Auf dem Wege nach der Boval-Hütte ſahen wir noch zu, wie auch die Herren vom Oeſterreichiſchen Alpenclub das Labyrinth zu unſerer großen Freude glücklich paſſierten. Um 3 Uhr 40 Minuten wurde die Boval-Hütte erreicht. In einer Flaſche ſtak ein Papier mit einem herzlichen Glückwunſch für uns Seitens eines

Pontreſiner Führers, der eine Partie über die Diavolezza geführt und unſere Partie beobachtet hatte.

Um 5 Uhr waren wir auf der Morteratſch-Reſtauration, von wo uns ein Wägelchen um 5 Uhr 45 Minuten nach Pontreſina brachte. Wer ſtand da am Wege? Die bekannten Tiroler Führer Alois Pinggera und Ranggetiner. Wir wußten ſogleich, daß Dr. Tauſchers mit ihnen da waren und ich mußte mich fragen, ob diesmal ich es nicht geweſen ſei, der Anderen, wenn auch ohne böſe Abſicht, einen Streich geſpielt und Güßfeldt's Zettel geholt hatte.

Hans Graß, der bei der Abfahrt nach dem Roſeg-Thale ſo vergnügt und freundlich geweſen war, ließ ſich nicht ſehen. Erſt am anderen Tage traf ich ihn auf der Straße in häuslichen Geſchäften und mit einem großen Korbe bewaffnet. „Hans", ſagte ich ihm, „ich habe ein Briefchen für Sie von der Berninaſcharte." Ganz brummig erwiderte er: „Ja, ja; ich weiß ſchon, ich will nichts ſehen! Sie ſind früh auf dem Piz Bianco geweſen, ich habe Sie geſehen!" Und fort war er. Ein Zufall hatte ihn noch am 5. Auguſt in's Roſeg-Thal geführt, dort hatte er in der Reſtauration geſchlafen und war am Morgen, mit einem Fernrohr bewaffnet, auf die Alp Ota gegangen, um uns zu beobachten.

So endete unſere Expedition. Einige Pontreſiner Führer waren ſo einſichtig, mir zu ſagen, daß ſie ſich freuten, daß wir die Tour ſo gut durchgeführt und die Sage von der Unnahbarkeit der Berninaſcharte zerſtört hätten. Burgener war für ein paar Tage der angeſehenſte Mann in Pontreſina — die Könige waren depoſſediert — und mußte Manchem, namentlich auch der Frau Tauſcher, von der „Tſchachtel" erzählen.

Am 7. Auguſt war es trüb, am 8. wurde es wieder wunderbar ſchön und wir zogen wieder hinaus nach der Boval-Hütte, um einen weiteren Theil unſeres Programmes auszuführen und durch die That zu beweiſen, daß die großen Unternehmungen in dieſem Theile der Alpen mit der Ueberwindung der Berninaſcharte nicht zum Abſchluß gebracht ſeien. Wir wollten den Palü über ſeine mittlere Rippe vom Pers-Gletſcher aus erſteigen. Burgener glaubte das Gelingen verbürgen zu können. Aber ſo ſchön der Abend des 8. Auguſt war, ſo trüb und ſtürmiſch war der Morgen des 9. Wir gingen gar nicht von der Hütte fort. Als es gegen 7 Uhr etwas aufhellte und

Burgener vorſchlug, den Morteratſch auf neuem Wege direkt von der Boval-Hütte in den Felſen hinauf zu erſteigen, hielt ich es für zu ſpät. Das ſchlechte Wetter hielt am 9. und 10. an, ſo fuhr ich hinunter nach den italieniſchen Seen.

Andere mögen noch neue Wege in der Bernina-Gruppe einſchlagen, außer den beiden genannten und dem noch ungelöſten Problem Scerſcen-Bernina würde ich noch eine Reihe anderer gerne aufzählen, wenn eben nicht der Hauptreiz bei ſolchen Partien darin läge, die Aufgabe nicht blos ſelbſt zu löſen, ſondern ſie auch ſich ſelbſt zu ſtellen.

Siebenter Abschnitt.

Aus der Silvretta-Gruppe.

1. Zur Orientierung.

Von Maloja, jenem äußersten Rande des Silser Sees im Ober-Engadin, wo der steile Abfall nach Süden in's Bergell (Val Bregaglia) beginnt und der junge Inn in entgegengesetzter Richtung seinen Weg nach Nordosten nimmt, zieht sich auf dem linken Ufer des Inn die lange Bergkette der Albula-Gruppe hin, deren Häupter Piz Julier (Munteratsch), Piz d'Err, Piz Kesch und Piz Vadred (Gletscher-Spitze) sind. Von Norden her gelangt man über vier Pässe, welche diese Kette durchschneiden, in's Engadin, nämlich den Julier-, Albula-, Scaletta- und Flüela-Paß. Der Flüela-Paß führt vom Hochthal Davos nach Süs im Unter-Engadin und trennt die Albula-Gruppe von der Silvretta-Gruppe. Das Gletschergebiet der letzteren ist das zweitgrößte des Engadin, denn es hat eine Ausdehnung von 7 bis 8 Stunden.

Die Berge der Silvretta-Gruppe bilden den Knotenpunkt zwischen dem Prättigau, dem Engadin und den vorarlbergischen Alpenthälern von Montavon und Trisanna. Der nordwestlich von ihr sich abzweigende Stock ist die Rhätikon-Kette mit der Scesaplana, welche im Falknis (gegenüber von Ragatz) in's Rheinthal abfällt und auf ihrer Nordseite von der Ill, auf ihrer Südseite von der Landquart begrenzt wird, welche beide aus den Gletschern der Silvretta entspringen.

Die Landquart durchfließt das schöne Prättigau-Thal, dessen oberstes Pfarrdorf Klosters ist. Zwei einsame rauhe Pässe führen von dort in die Bergwelt der Silvretta-Gruppe: der Vereina- und der

Vernela-Paß — nach Süs und Lavin im Unter-Engadin. Ferner der Silvretta-Paß, am Silvretta-Gletscher vorbei durch das Val Tuoi nach Guarda. Eine Viertelstunde unter dem Gletscher hat der Schweizer Alpenclub eine Hütte, die Silvretta-Clubhütte, bauen lassen, sehr solid aus Stein gemauert, mit einem dichten Schindeldach. Rechts vom Eingang steht der Heerd und daneben ein Tisch mit Bänken, auf der andern Seite sind Lagerstätten für 16 bis 18 Personen angebracht und unter denselben liegt trockenes Holz von Legföhren. Die Silvretta-Gruppe gehört mit zu den ersten Alpengebieten, die sich der Schweizer Alpenclub für seine Thätigkeit auserkor, da sie lange ganz unbekannt war. Jetzt wird sie häufig auch von der Vorarlberger Seite her aufgesucht, da der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein dort mehrere Hütten gebaut hat. (Jamthal-Hütte bei Galthür, Konstanzer-Hütte im oberen Vermuntthal.

In diese Gletscher- und Felswüsten führen keine bequemen Pfade wie etwa im Oberengadin. Die Hôtels sind in den Dörfern tief unten im Thale und weiter oben sind nur einige spärliche Alphütten zu finden. Da findet man auch keine von Baum und Wiesengrün eingefaßten Seen, nur einige kleine Gletscher-Seen, welche keine Fische beherbergen und der Alpweiden kann sich das Auge kaum freuen, da die Gneis- und Glimmerschieferblöcke sie so wild überlagern und die hohen Felshörner, mitunter von Eisenschwärze, so ernst und drohend auf den winzigen Menschen herabschauen, als solle und müsse derselbe ewig ein Fremdling in dieser Gebirgseinöde bleiben. Mit einer gewissen Scheu betrachten auch die Einwohner der umliegenden Thäler diese Natur wie eine ihnen fremde; ihre Sagen deuten die Vergletscherung der Alpen als Verzauberung; sie wissen von Gespenster- und Hexenspuk auf Alpweiden und in Felshöhlen, von fremden Menschen, die sich in einsame Klüfte des Hochgebirges zurückzogen und mit den Thalbewohnern keine Gemeinschaft hatten, zu erzählen. Vielleicht deutet die Sage von Baretto und seinen beiden Töchtern, die sich aus Italien in diese Bergwildniß flüchteten, auf geschichtliche Thatsachen von Volksresten, die mit späteren Einwanderern und anderen Volksstämmen sich nicht einigen mochten.

Alfonso di Baretto — so erzählt man sich in Klosters — war ein reicher und vornehmer Edelmann, der in Italien wohnte, aber das schöne Land verließ, weil er von seinen Standesgenossen betrogen

und verfolgt wurde. Er zog nach Norden in das Alpengebirge hinauf und nahm nur seine beiden Töchter mit; sie hießen Silvretta und Vereina. In dem Thal, das nach der zweiten Tochter noch jetzt das Vereina-Thal heißt, fand er eine trockene wohl geschützte Felshöhle, die Baretto-Balme; dort richtete er sich wohnlich ein und fristete durch Jagd, durch die Wurzeln und Früchte des Waldes sein Leben. Als er in hohem Alter starb, begruben ihn seine Töchter in genannter Höhle. Silvretta aber zog wieder heim nach Italien und das Gebirge, über welches sie ihren Weg nahm, erhielt von ihr den Namen. Vereina konnte sich anfangs von ihrem geliebten Thal nicht trennen; doch bald wurde es auch ihr zu einsam und sie beschloß, ihrer Schwester nachzuziehen. Noch einmal bestieg sie die Anhöhe, um ihrem (dem Vereina-) Thal und dem Prättigau ein Lebewohl zuzurufen. Lebt wohl! so rief sie, ihr glücklichen Ortschaften, die heut' mein Auge zum letzten Mal sieht! Nehmt hin meine Thäler mit ihren ausgedehnten Weiden! Es waren die Ortschaften: Saas, Conters, Küblis, Puz, Buchen und Jenatz, welche Vereina beim Abschied gesehen und die sich nun in die Vereina-Alp theilten. Nur das hinter einem Bergvorsprung versteckte Dorf Fideris, das sie nicht hatte sehen können, ging leer aus.

Sprachforscher leiten den Namen Silvretta von Sylva rhaeta (rhätischer Wald) ab; nur ist bei dieser etymologischen Erklärung schwer abzusehen, wie man kahle Alpen und vergletscherte und mit weißem Firn überzogene Höhen einen „Wald" zu nennen sich versucht fühlen konnte. Der romanische Name des Gebirges ist Suvreta, der wohl, wie Palliopi meint, auf das lateinische salubreta zurückweist. Uebrigens war früher mehr die Schreibung Selvretta in Gebrauch.

Die höchste Erhebung innerhalb der Kette erreicht die Silvretta im Piz Buin oder Albuinkopf (3327 Meter), dessen majestätische Gestalt im Hintergrund des Tuoi-Thals erscheint, das sich unterhalb Lavin öffnet. Der Piz Buin bildet den Grenzwall zwischen dem südlichsten Zipfel von Vorarlberg, dem Prättigau und Unter-Engadin. Aus dem Vorarlberger Montavon führt der Vermuntpaß durch das Vermunt-Thal über Gletscher in's Ochsen-Thal nach Guarda im Unter-Engadin. Diese Einsenkung des Vermuntpasses theilt das ganze Gebirge in zwei fast ganz gleiche Hälften, eine österreichische und schweizerische.

Noch höher als der Piz Buin erhebt sich die schlanke, eckige Pyramide des Piz Linard, der aus der Kette heraustretend, sich in's Val Lavinuoz bis nahe zum Inn-Thal vorschiebt und eine Meereshöhe von 3416 Meter erreicht: Kommt man von Zernetz herab nach Süs (sprich Susch) und passiert den Engpaß, so überrascht der Anblick dieses prachtvollen und riesenhaften Kegels, dessen schwarze Hornblende- und graue Gneisbänder mit weißen Schnee- und Gletscherstreifen abwechseln und wie das ganze Gebirge drohend und ernst auf den Wanderer niederschauen, so daß nur kühne Bergsteiger die Lust anwandeln mag, ihre Kraft an solch' einem Riesen zu messen.

Die Engadiner haben sich wenig versucht gefühlt, eine Besteigung des Piz Linard durchzusetzen; sie haben sich mit der den Namen Linard deutenden Sage begnügt, ein Pfarrer Leonhard (Linhard) Zodrell, der zugleich (!) das Kirchspiel von Lavin und Klosters versorgte und Sonntags an beiden Orten predigte, habe es unternommen, den nach ihm benannten Felskegel zu ersteigen, auf seinem Gipfel ein paar Fußeisen gefunden, zum Andenken diese mitgenommen und dafür die seinigen zurückgelassen. Man sieht auch aus dieser durchaus mythischen Erzählung — ein Pfarrer, der Sonntags hinter einander in Klosters und Lavin predigen konnte, müßte im Besitz von Siebenmeilenstiefeln gewesen sein! — wie sehr der gewaltige Berg den Thalleuten imponierte. Es schien ihnen nahezu unmöglich, daß ein gewöhnlicher Mensch da oben hinaufklettern könne.

Da kam ein einfacher schlichter Mann, aus dem kleinen Orte Matt im Kanton Glarus gebürtig, ein Mann der Wissenschaft, dem man's von Außen kaum ansah, daß er einer der größten Gelehrten und berühmtesten Naturforscher des Schweizerlandes sei: es war Dr. Oswald Heer, Professor der Botanik an der Züricher Universität. Der hatte sich zum Begleiter und Führer seinen Landsmann, den in seinem Fache allerdings auch sehr berühmten Joh. Madutz, wir kennen ihn bereits vom Monte Rosa her, mitgenommen, — einen Führer, auf den er sich verlassen konnte, da er instinktmäßig auch zu den Hochgipfeln den Weg fand, die sein Fuß nie zuvor betreten hatte. Im Engadin würde Professor Heer schwerlich einen Führer zu der für jene Zeit allerdings gefährlichen und ganz neuen Bergfahrt gefunden haben.

In einem kurzen Aufsatze*) hat uns der gelehrte, im Durchwandern des großen Alpengebäudes unermüdliche Botaniker seine Fahrt geschildert, die, wie alle ersten Besteigungen hoher Alpengipfel, kein geringes Maß von kühner Entschlossenheit und ausdauerndem Muthe verlangte. Die Opfer an Mühe und Anstrengung waren nicht vergebens gebracht worden; das Unternehmen wurde glücklich zu Ende geführt, wenn auch — damit ein humoristischer Schluß nicht fehlte — die Laviner Wirthin den beiden fremden Männern, die in völlig verwahrlostem Zustande mit zerrissenen Kleidern über die Schwelle ihres gastlichen Hauses traten, kein Nachtlager bewilligen wollte, da sie dieselben für Landstreicher hielt.

2. Besteigung des Piz Linard durch Professor O. Heer, am 1. August 1835.

„Wei mer's probieren?" sagte mein Begleiter Joh. Madutz zu mir, als wir an einem schönen Sommermorgen (es war am 31. Juli 1835) von Zernetz nach Süs wanderten und der Piz Linard im vollen Glanze der Morgensonne uns entgegentrat. Wir hatten schon im vorigen Jahr die Bekanntschaft dieses Gebirgsriesen gemacht und uns auf dem Piz Minschun bei Fettan (3071 Meter) überzeugt, daß er alle Berge des Unter-Engadins an Höhe überrage.

„Mer wänd's probieren", war meine Antwort, aber meine Hoffnung, diesen Riesen zu bezwingen, war gering, da mir's wohl bekannt war, daß in den letzten Jahren mehrere vergebliche Versuche gemacht wurden, und die Sage, die sich im Volke erhalten hatte, daß vor langer Zeit ein Pfarrer Zodrell auf der Spitze gewesen sei und dort seine Fußeisen gelassen habe, nur wenig Gewähr des Gelingens bot.

Mit der Ausmittlung der Höhengrenzen der Pflanzen und Thiere unserer Alpen beschäftigt, schien mir der Piz Linard für solche Untersuchungen besonders geeignet, da die ganze obere Partie der ungeheuren Felspyramide von Schnee befreit war; es interessierte mich lebhaft, nachzusehen, was für Pflanzen auf jenen abgelegenen wild zerrissenen Felshörnern sich angesiedelt, und überdies lag mir daran, die damals noch nicht bekannte Höhe des Berges zu messen.

*) Mitgetheilt im 3. Jahrgang des Jahrbuches des Schweizer Alpenclubs. (Bern, 1866.)

Nachdem wir in Süs bei einem Bauer unſer Gepäck untergebracht, begaben wir uns, der Suſaska folgend, in's Fleß-Thal. Obwohl bei Süs, (1430 Meter), die Thalſohle etwa 300 Meter tiefer liegt als im Ober-Engadin, hat die Flora doch manche Alpenformen behalten. Im Lärchenwald blüht gar lieblich die zierliche Linnaea, in den Wieſen das große rothköpfige Cirsium heterophyllum, während die Felſen oberhalb des Dorfes mit Alpenprimeln, Steinbrecharten und der haarigen Hauswurz (Sempervivum arachnoideum) bekränzt waren.

Wir wanderten in dem Seiten-Thal, in welchem Lärchenwälder und Weidgründe mit Steinbändern und Schluchten wechſeln, bis zur Alphütte im Hintergrunde des Thales. Von da aus beſtiegen wir den weſtlich gelegenen Berg, um von dieſem aus eine Anſicht des Piz Linard zu gewinnen und nachzuſehen, von welcher Seite eine Beſteigung in Angriff zu nehmen ſei. Der Abhang war bis zu 1895 Meter über dem Meer ſtellenweiſe noch mit Lärchen und Arven bewaldet und noch 200 Meter höher reichten die Alpenroſen (Rhododendron ferrugineum — das roſtfarbene) und der Zwergwachholder; in ihrer Geſellſchaft war die Bärentraube, Türkenbundlilie und Senecio Fuchsii, ſtellenweis auch der pyrenäiſche Ranunkel in auffallend üppiger Entwickelung, indem er bis $^1/_2$ Meter hohe Stengel beſaß.

Eine Quelle, die bei 1939 Meter über dem Meer aus dem Geſtein hervorſprudelte, zeigte die auffallend niedrige Temperatur von 2° R.

Bei circa 2360 Meter über dem Meere überraſchte mich die in Bünden ſeltene ſpargelartige Willemetia (Willemetia apargoides), die mit der Pedicularis recutita und Carex Michlihoferi eine verſumpfte Stelle einnahm. Die Flora zeigte ſonſt den gewöhnlichen hochalpinen Charakter; doch verdient Erwähnung, daß ich noch in der Höhe von 2455 Meter über dem Meer dreiunddreißig Arten von Blüthenpflanzen verzeichnen konnte, von denen der carniolfarbene Senecio, die Neogaya simplex, Phyteuma globulariaefolium (die Zwerg-Rapunzel) und ein Gras, die Sesleria disticha, zu den ſeltneren Alpenpflanzen gehören. Selbſt einige holzartige Pflanzen fanden ſich noch in dieſer Höhe; die zierliche Azalea (A. procumbens) und ein paar Zwergweiden (Salix herbacea und retusa) ſtreckten noch hier

und da ihre Zweige aus dem Rasen der Seslerien, der Poa laxa, Luzula spadicea, der Saxifraga bryoides hervor. Sehr ärmlich war dagegen die Insektenwelt vertreten; nur die Nebris castanea und die schöne Chrysomela gloriosa (ein Blattkäfer) hatten sich unter Steinen angesiedelt.

Auf den Abend kehrten wir zur Sennhütte zurück, welche aber unbewohnt und verrammelt war. Da wir Vieh an dem östlichen Abhange bemerkt hatten, stiegen wir zu diesem hinauf und trafen hier wirklich die Sennen. Die kleine Sennhütte liegt 2173 Meter über dem Meer. Die Hirten waren eben mit dem Melken des Viehs beschäftigt, empfingen uns aber sehr unfreundlich, wie dies in den Bündner Alpen meistens der Fall ist. Wir hatten Mühe, einige Speisen zu bekommen und das Nachtquartier wurde uns in der Hütte verweigert. Wir mußten in der Nacht zu der unteren Hütte herabsteigen, wo wir ein leidliches Unterkommen fanden.

Am frühen Morgen brachen wir auf. Als Proviant hatten wir für den ganzen Tag nur etwas steinhartes Roggenbrod bekommen; doch stiegen wir frohen Muthes zu dem Gebirgskamm hinan, welcher das Prättigau vom Engadin trennt, denn der Himmel war uns günstig und breitete sein dunkelblaues Zelt über die großartige Gebirgswelt aus. Die Thalsohle steigt anfangs nur schwach an und war höher oben von Schneefeldern bedeckt, welche durch ihre prächtige karmoisinrothe Färbung sich auszeichneten. Bekanntlich wird diese durch Myriaden kleiner einzelliger Pflänzchen (die Schnee-Alge, Protococcus nivalis Br. Sp.) hervorgebracht, welche bis zu einige Centimeter Tiefe im Schnee drin liegen, dort leben und sich entwickeln. Ich hatte diesen rothen Schnee schon an verschiedenen Stellen beobachtet — so am Hinterglärnisch, auf den Rufenen und den Kalfeusen*) — doch nirgends die Felder so weithin färbend, wie hier.

Wir gelangten zu drei kleinen Seen, von denen der mittlere 2293 Meter über dem Meer liegt. Dieser und der obere waren zum Theil noch mit Eis bedeckt. Auf der Höhe des mit Schnee bekleideten Val Torta öffnet sich das nach Lavin auslaufende Val Sagliains und nach West das im Prättigau ausmündende Süser-Thal. Hier trat uns zuerst der Piz Linard mit seinen fast eben so hohen

*) Sie liegen zwischen den grauen Hörnern und dem Sardonagebirge.

Nachbarn, den beiden Plattenhörnern, entgegen, welche mit dem Linard eine gewaltige, aus lauter grauen kryſtalliniſchen Steinen beſtehende, von großen Gletſchern umgürtete Felſenmauer darſtellen. Während aber der Linard nach Süden und Oſten in wild zerriſſenen Felswänden ſich jäh in's Engadin hinabſenkt und von dort als himmelhohe Pyramide ſich darſtellt, ſind die Plattenhörner in ein großartiges Gebirgsſyſtem eingefügt, in welchem ſie trotz ihrer gewaltigen Felsmaſſen nicht zu gleicher Geltung gelangen können. --

Wir benutzten ein ſteiles Schneefeld und rutſchten zum Val Sagliains hinab. Hier begann die Arbeit des Aufſteigens, denn hier waren wir an den Weſtfuß unſeres Bergrieſen gekommen. Nachdem wir über Geröll und Steinbänder in die Höhe geſtiegen, betraten wir den ſüdlichen Ausläufer des Gletſchers, welcher um die Nordſeite des Linard gelagert iſt. Ueber demſelben folgte wieder ein mit Geröll bedeckter Felsabhang, welcher noch in der Höhe von 2545 Meter über dem Meer eine nicht geringe Anzahl von Pflanzen beherbergte. In den Felsritzen klebten dichte Raſen eines feinen Graſes (Agrostis rupestris), die runden Polſter der kleinen Cherleria und die liebliche hochrothe Silene (S. acaulis); mehrere Steinbrecharten waren noch bemüht, den nackten Fels zu bekleiden und auch noch eine Zwerg-Rapunzel ſteckte ihr blaues Köpfchen hervor. In feuchtem Geröll dominierten ſchon hier das überaus liebliche Gemsblümchen (die Gletſcher-Androſacee: A. glacialis), das uns zuerſt etwa 30 Meter tiefer unten begegnet war und nun uns bis an die Spitze begleitete. Zu ihm geſellte ſich der Gletſcher-Ranunkel (R. glacialis), ein Hornkraut (Cerastium glaciale var.) und als ſehr auffallende Erſcheinung in ſolcher Höhe die gelbe Hain-Simſe (Luzula lutea).

An einigen Stellen war es ſogar noch zu einer eigentlichen Raſenbildung gekommen, an welcher acht Pflanzenarten ſich betheiligten. Ein Gras (Sesleria disticha), eine Segge (Carex curvula) und eine Hain-Simſe (Luzula spicata) bildeten den Zeddel (Aufzug), die Pedicularis rostrata, Alsine verna, Chrysanthemum alpinum, Senecio carniolicus und Polygonum viviparum den bunten Einſchlag für dieſen allerdings ſehr dünnen Pflanzenteppich, der nur auf eine Strecke weit das öde Geſtein bekleidete und die oberſte zuſammenhängende Gemsweide bildete.

Sehr bald verloren ſich die Kinder der Flora; wir kletterten über ganz kahle und wild zerklüftete Felſen hinauf und gelangten an ein ſehr ſteiles Schneefeld. Der Schnee war hart gefroren und daher das Vorrücken auf demſelben ſehr mühſam und gefährlich, denn unten gähnte ein tiefer Abgrund, welcher uns verſchlungen hätte, wenn wir ausgeglitſcht wären. Es wurde glücklich beſtanden; als wir aber oben wieder auf feſtem Grund anlangten, ſahen wir uns bedenklich an und ſagten: hier gehen wir nicht hinab und ſuchen uns einen andern Rückweg! Der Felsabhang über uns war ſehr ſteil, doch ſtark verwittert, ſo daß wir ohne Gefahr bis zu etwa 3000 Meter Höhe hinaufgelangten. Die Blüthenpflanzen waren ſehr ſelten geworden und die wenigen kleinen grünen Flecken verſchwanden in der verödeten Felswüſte. Bei 2848 Meter ſah ich noch zwei Steinbrecharten (Sax. bryoides und oppositifolia) und im feuchten Geröll das Gemsblümchen, den Gletſcher-Ranunkel, das Gletſcher-Hornkraut (Cerastium glaciale) und ein Gras (Poa laxa). Als wir 60 Meter über dieſe Stelle hinaufgeklettert, überraſchte uns eine dunkelblaue Enziane (Gentiana bavarica imbricata Schl.), aber auch noch vom Ranunculus glacialis, Cerastium glaciale und Poa laxa waren noch einige Stöcke da; dann aber verſchwand jede Spur von Pflanzenwuchs, bis nach einigem Steigen abermals einige verlorene Kinder der hochalpinen Flora erſchienen — am Fels die Cherleria und Saxifraga bryoides, in einer feuchten Rille das immer dunklerroth werdende Gemsblümchen. Mehrere kleine Raſen der ſchon genannten Ranunkel, Hornkraut, Steinbrech und Enzian erſchienen und auf denſelben auch ein Hungerblümchen (Draba fladniziensis) mit faſt reifen Früchten.

Um ein halb 12 Uhr waren wir auf einer Felskante von 3091 Meter Höhe angelangt und fanden ſelbſt da noch Blüthenpflanzen; außer dem Gemsblümchen und Gletſcher-Ranunkel die Saxifraga bryoides und Poa laxa und die Alpen-Wucherblume (Chrysanthemum alpinum). Flechten waren häufig und die Lecidea geographica und die Parmelia stygia überzogen das Geſtein weithin mit gelben und ſchwarzen Kruſten.

Wir ſetzten uns auf eine Steinplatte und ſuchten uns in unſerer großartigen, aber ſchauerlich wilden Umgebung zu orientieren. An der weſtlichen Seite des Berges waren wir nun ſchon manche

Stunde in die Höhe geſtiegen; die Berge der uns umgebenden Thäler hatten ihre Häupter geſenkt: während wir am Morgen ihre ſteil aufſtrebenden Felshörner, ihre mit einem Schneemantel bekleideten Terraſſen und Schluchten von unten uns angeſchaut hatten, ſahen wir jetzt von unſerer Felſenzinne kühn auf ſie herab. Doch ſtand im Oſten die höchſte Kuppe des Linard immer noch in beträchtlicher Entfernung über uns. Wie wir ſo da ſaßen und an unſerem harten Roggenbrod kauten, äußerte ich mein lebhaftes Bedauern, daß wir nicht von den „Weckli", die wir vor zwei Tagen bei Landammann Vili in Zernetz uns gar wohl hatten ſchmecken laſſen, einige mitgenommen. „Da heid Sie eis!" (Da haben Sie eins!) rief erfreut Madutz, indem er ein ſolches aus der Rocktaſche zog; „wollte es Ihnen erſt auf dem Gipfel des Berges geben, nun aber müſſen Sie es jetzt haben!" Ich wollte es natürlich mit ihm theilen; dazu vermochte ich ihn aber nicht zu bringen, auch nur einen Biſſen davon zu nehmen. Ich kann nicht ohne Rührung der treuen Anhänglichkeit des braven Mannes gedenken, mit welchem ich Monate lang die abgelegenſten Gegenden unſerer Alpen durchwandert habe; er war nicht blos mein Führer, er war mein Freund geworden.

Nun aber war die ſchwierigſte Partie zu beſtehen. Wir mußten quer über eine ſchauerliche Felswand klettern; fanden zwar für Fuß- und Fingerſpitzen Haltpunkte an den Spalten und vorſtehenden Kanten, da das Geſtein zerklüftet iſt, — doch war es kahl und bei jedem Mißgriff wären wir in eine gräßliche Tiefe gefallen. Wir gelangten zum letzten Abſatz unter dem Gipfel und hatten nun gewonnenes Spiel. Wir ſtiegen auf ein kleines Schneefeld hinab, von dem aus die letzte Kuppe über verwitterte Felſen und Geröll nun leicht zu erreichen war.

Um 12¾ Uhr langten wir oben an: das Barometer zeigte, auf Zürich berechnet, die Höhe von 3474,6 Meter*), das freie Thermometer ſtand auf + 7° R. Die Bergſpitze wird von einem ſchmalen Grat gebildet, der mit loſen Geſteinen bedeckt iſt, welche durch verglaſte Stellen Spuren des hier häufig einſchlagenden Blitzes zeigen. Etwa

*) Die ſpäter von Denzler vorgenommene trigonometriſche Meſſung ergab 3416 Meter, daher die barometriſche Meſſung um 58 Meter zu hoch gegriffen hatte.

60 Meter unter der Höhe ſtanden noch vereinzelte Raſen des Gletſcher-Ranunkels und des Gemsblümchens, doch reichte nur letzteres bis auf den Gipfel hinauf und zwar nur in einem einzelnen Raſen, der aber in vollſter Blüthe ſtand. Die lieblichen roſenrothen Blümchen wagten ſich aber nur wenig über das dichtgedrängte Blattpolſter hinaus, ſo daß die Pflanze in dieſer Höhe faſt die Tracht der weißblühenden Androsace helvetica L. erhielt. — Es iſt die Androsace glacialis an die Grenze der Blüthenpflanzen unſerer Alpen geſtellt; ſie allein ſah ich noch auf dem Gipfel des Hausſtockes (3152 Meter über dem Meer); ſie allein brachte Profeſſor Eſcher von der Linth von der Höhe des Schreckhorns (4080 Meter über dem Meer) mit; in Bünden habe ich ſie an 23 von mir gemeſſenen Punkten zwiſchen 2575 Meter und 3300 Meter über dem Meer beobachtet; ſie iſt über dieſe Höhen auch in den Gebirgen von Uri, Bern und Wallis verbreitet und wird daher mit Recht als das Gletſcherblümchen und von den Bündner Jägern als das Gemsblümchen bezeichnet, denn nirgends ſteigt es unter die ſubnivale Region hinab. Es iſt zudem ein eigentliches Kind unſerer Hochalpen. Während der Gletſcher-Ranunkel, die ſtengelloſe Silene und die erwähnten Steinbrecharten auch im hohen Norden vorkommen und über die ganze arktiſche Zone verbreitet ſind, fehlt dem Norden die ganze Gruppe der hochalpinen Androſaceen, welche man unter der Gattung Aretia zuſammengefaßt hat. Es iſt dies ein ausſchließlich alpiner Pflanzentypus, der in unſeren Gebirgslanden entſtanden ſein muß und wohl zu den älteſten Inſaſſen unſeres Landes gehört.

An blüthenloſen Pflanzen waren es die früher genannten Flechten, welche das Geſtein hier oben noch theilweis überzogen und von Thieren fand ſich nur eine Spinnenart (Opilio glacialis Hr.), welche unter Steinen ſich angeſiedelt hatte. Ich habe dieſe Gletſcherſpinnen an vielen Punkten unſerer Alpen und immer in ſehr beträchtlicher Höhe gefunden, kann mir aber zur Zeit keine Rechenſchaft geben, wovon dieſe Thiere in ſolcher Höhe leben. Ob ſie nur auf die Inſekten angewieſen ſind, welche zufällig vom Wind vertragen einmal in dieſe Höhe gelangen?

Doch für die Mehrzahl meiner Leſer wird dieſe Frage ſehr gleichgültig ſein. Vielleicht daß ſie aber noch vernehmen möchten, wie die

Aussicht beschaffen sei und ob diese die Mühen und Gefahren der Besteigung lohnen.

Sie ist von überwältigender Großartigkeit. Wir haben in der Schweiz viele Gebirgshöhen, welche eine mächtigere Gletscherwelt vor uns ausbreiten und in dieser Beziehung kann sich der Linard weder mit dem sehr leicht zugänglichen Gornergrat, noch mit den Riesen des Berner Oberlandes, noch auch mit den Bernina-Hörnern messen. Was ihm aber vor den meisten Gebirgszinnen unseres Landes zu eigen ist, das ist die überaus schauerliche Wildheit seiner nächsten Umgebung. Wir stehen auf der Kante einer furchtbaren Felswand, über die wir nach Osten in die schwindlige Tiefe des Val Lavinuoz hinabschauen und nach Nord und Süd überall jäh abfallende, von unzähligen Trümmern bedeckte Felsgehänge! Ueberall im großartigsten Maßstabe das schauerliche Bild der wildesten Zerstörung und der kalten leblosen Natur, das uns fast mit Schrecken erfüllt. Nur auf der Spitze des Kärpfstockes*) machte die nächste Umgebung auf mich einen ähnlichen Eindruck. Das durch die Pflanzenwelt gewirkte Grün liegt tief, tief unter uns und noch viel tiefer unter uns die oberste Grenze des Baumwuchses, wir sind hoch über dem grünen Teppich der lebendigen Schöpfung.

Erheben wir aber unsere Blicke von unserer nähern uns fast erdrückenden Umgebung, so öffnet sich uns ein fast unermeßlicher Horizont, der durch die wunderbare Fülle von Bergformen, die er vor uns entfaltet, uns zu größter Bewunderung hinreißt und damit unser Gemüth wieder besänftigt. Uns gerade gegenüber erheben sich nach Süden die formenreichen Kalkberge des Scarl- und Münsterthales, die wir früher besucht und die von Livigno, welche wir vor wenigen Tagen durchwandert hatten; an sie reiht sich weiter nach Westen**) das ganze Heer von Gebirgen des Ober-Engadins, aus dem die Kette des Bernina als gewaltige schneeweiße Masse hervortritt. Ueber den Ortler und die Oetzthaler Gletscher (im Südosten) hatten sich dunkle Wolken gelagert und auch der äußerste Westen war verschleiert, so daß sich die Berner Alpen unseren Blicken entzogen. Dagegen traten uns im Osten zwischen den Gebirgsstöcken

*) Zur Tödi-Gruppe gehörig.

**) Die Bernina-Gruppe liegt fast südlich vom Piz Linard.

des Unter-Engadin mehrere Reihen von fernen Tiroler Bergen entgegen, die wir nicht zu enträthseln vermochten.

Nach Osten, Süden und Westen überragt der Linard alle anderen Berge, so daß man sie alle überschaut, aber auch nach Norden vermögen das vergletscherte Schwarzhorn und die gewaltigen Plattenhörner die Aussicht nicht zu verdecken; man sieht über sie und die zahlreichen Gebirgshöhen des Davos weit in's Land hinaus. Wir erkannten den Calanda und die in bläulichen Duft gehüllten Kurfirsten; den Hütliberg (bei Zürich) vermochten wir aber nicht zu unterscheiden.

Wer möchte nicht gern lange auf solcher Gebirgszinne weilen, um dieses wunderbare Bild recht tief in seine Seele zu prägen! Aber der Gedanke an den gefährlichen Rückweg und ein kalter Windzug, der eine dunkle Wolke hertrieb und selbst Schneeflocken durch die Luft wirbelte, mahnte zum Aufbruch. Nachdem wir noch in aller Eile aus losen Steinen ein „Steinmannli" errichtet, traten wir den Rückzug an. Bald waren wir bei der gefährlichen Felswand angelangt, über die wir klettern mußten. Eine Stelle war besonders schwierig; Madutz war glücklich hinübergekommen; ich aber vermochte längere Zeit die aus der glatten Felswand hervorstehende Kante mit dem Fuße nicht zu erreichen und schwebte eine Zeit lang in nicht gerade behaglicher Lage über dem schauerlichen Abgrund. Endlich ging es. Von da an schlugen wir den Rückweg in anderer mehr südlicher Richtung ein. Es boten sich keine großen Schwierigkeiten dar, bis wir an eine Felswand gelangten. Unterhalb derselben war zwischen hohen Felsen ein großes sehr steiles Schneefeld, das weit hinabreichte und von keinen Felsabstürzen unterbrochen war. Wir suchten zu demselben hinabzugelangen, konnten aber längere Zeit keine Stelle finden, die das Hinabklettern ermöglichte. Endlich entdeckten wir eine Schlucht, durch welche ein kleines Bächlein in lustigen Sätzen der Tiefe zueilte und mußten uns entschließen, durch diese hinabzuklettern. Wir langten ganz durchnäßt auf dem Schneefeld an und fuhren auf demselben in die Tiefe. Dort hatte ein Trupp Gemsen sich gelagert, welche laut pfeifend auseinander sprangen, als wir so unerwartet von der Höhe herunterkamen. Wir gelangten über Schutthalden und Schneefelder, ohne weitere Gefahren zu bestehen, in die Alpenregion hinab. Bei 1990 Meter über dem Meer er-

reichten wir die Arven- und Lärchengrenze und kamen wieder in den Bereich menſchlicher Kultur, nachdem wir den ganzen Tag in den einſamſten und abgelegenſten Wildniſſen zugebracht hatten. Da trafen wir den Ziegenhirten von Lavin, der ſeine Heerde heimwärts trieb und zogen mit derſelben in's Thal hinab, wo wir in der Dämmerung anlangten, doch kurz vor Lavin noch durch einen Regenſchauer begrüßt wurden.

Wir hatten einige Mühe, in dem Wirthshaus unterzukommen. Da wir während des ganzen Tages an den Felſen herumgeklettert, hatten wir unſere Kleider arg zugerichtet; die Wirthin wollte ſo verlumpten Leuten keine Betten geben und uns in den Stall placieren. Nach einiger Unterhandlung gelang es indeſſen, ihr eine beſſere Meinung von uns beizubringen. Am folgenden Morgen kam Madutz ganz entrüſtet auf mein Zimmer, wo ich mit dem Einlegen der geſammelten Pflanzen beſchäftigt war und erzählte, daß die Laviner unſere Beſteigung des Linard nicht glauben wollten. Eben ſitze ein Haufen Männer in der Wirthsſtube, um vor der Kirche (es war Sonntag) noch einen Schnaps zu nehmen und dieſe hätten ihn einen Lügner und Aufſchneider geſcholten und das laſſe er ſich nicht gefallen. Ich beruhigte ihn, daß wir ja nicht um der Laviner willen den Berg beſtiegen und daß uns ihr Urtheil ganz gleichgültig ſein könne; überdies hätten wir ja auch ein Steinmannli errichtet, welches man, wenn der Berg ſeinen Nebelhut abgezogen, von Lavin aus mit einem Fernrohr ſehen müſſe.

Nach der Kirche erſchien Landammann Steiner mit ſeinem Sohne, der damals auf der Kantonsſchule in Chur war; er hatte von der Sache gehört und wollte Näheres erfahren. Ich erzählte dieſem freundlichen Manne den ganzen Hergang und welchen Weg wir beim Hinauf- und Heruntergehen eingeſchlagen hatten. Mein ehrliches Geſicht ſchien ihm Vertrauen einzuflößen und er lud mich auf den Nachmittag zu ſich ein, wo ich eine Geſellſchaft von Honoratioren des Dorfes traf. Hier mußte ich meine Erzählung wiederholen, fand aber hartnäckigen Widerſpruch. Der Bruder des Landammanns hatte mit dem Gemsjäger von Guarda, der in ſolchen Dingen als Autorität galt, umſonſt verſucht, die Höhe zu erklimmen und wollte es nicht gelten laſſen, daß Fremden ohne der Gegend kundige Führer eine ſo ſchwierige Bergbeſteigung gelungen ſein ſollte. Zudem

konnten wir die Fußeisen nicht vorweisen, die Pfarrer Zodrell in alter Zeit auf dem Gipfel des Berges abgelegt haben sollte und die wir dort nothwendig hätten finden müssen!

Als ich dann später auf der Rückreise aus dem Unter-Engadin und Samnaun wieder durch Lavin kam, hatte das Steinmannli seine Wirkung gethan; man hatte es mit dem Fernrohr erkannt. Zwölf Jahre später wurde der Berg von dem jungen unterdessen zum Regierungsrath vorgerückten Steiner mit mehreren Gemsjägern bestiegen und im Jahre 1859 von Herrn J. J. Weilenmann. Im Jahre 1864 war Herr Siber-Gysi von Zürich mit Herrn Enderli von Pontresina und dem Gemsjäger Planta von Süs auf der Spitze des Berges und fand daselbst, außer dem Gemsblümchen, den Gletscher-Ranunkel und das Chrysanthemum alpinum*). Letzteres hatte ich zuletzt 100, ersteres 65 Meter tiefer unten gesehen. Sie waren daher in den letzten dreißig Jahren um so viel Meter höher hinaufgerückt, so daß gegenwärtig drei Blüthenpflanzenarten auf dem Gipfel des Berges sich angesiedelt haben, während früher nur eine dort zu finden war.

*) Jedes Kind kennt unsere weiße Wucherblume (Chrysanthemum leucanthemum), welche die Wiesen der Ebene und des Hügellandes beherrscht; eine andere Art, auf Aeckern unter der Saat wachsend, hat gelbe Strahlenblüthen und heißt Chr. segetum. Nun gewinnen bekanntlich die Blüthen der Alpenpflanzen eine viel tiefere, goldgelbe, purpurrothe oder satt braune Färbung und diese erscheint in dem Alpen-Chrysanthemum zu reinstem Schwarz gesteigert. Wiederum kommt bei Geschlechtern, die in der Ebene mit gefärbten Blüthen erscheinen, wie bei der Ranunkel, das reine Weiß zum Durchbruch: so beim Gletscher-Ranunkel (R. glacialis).

Alpenwanderungen.

Zweiter Theil.

Einleitung.

Die Hoch-Alpen in den österreichischen Kronländern Tirol, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain schließen sich nordöstlich an die Schweizer Central-Alpen an; da sie zumeist von einer deutschsprechenden Bevölkerung bewohnt sind, nennt man sie auch „deutsche Alpen". In Bezug auf das Verhältnis ihrer Lage zu den Schweizer Alpen nennen wir sie insgesammt Ost-Alpen, wie sie denn auch fast ganz dem Kaiserthume Oesterreich, der deutschen Ostmark angehören. Sie sind auch schon vorwiegend unter den Einfluß der trockneren Luft des Ostens gestellt, im Gegensatze zu den West- und Mittel-Alpen, die von der atlantischen Meerluft einen größeren Antheil gewinnen und dem oceanischen Klima mehr anheimfallen, indem die Niederschlag bringenden Winde meist westlich bis südwestlich streichen, also in der Richtung der Kette selbst. Daraus folgt und erklärt sich, daß in den West-Alpen nicht nur die jährliche Regenmenge, sondern auch der Schneefall im Winter größer ist, als in den Ost-Alpen und darum die Schneelinie nach Osten zu höher steigt und die Gletscherenden weniger tief zu Thale reichen. In den Hoch-Alpen der Schweiz beträgt der winterliche Schneefall mehr als das Doppelte von dem in den Hochregionen Tirol's und das ganze Quantum der Winterniederschläge ist im westlichen Theile der Alpen der vierte Theil, im östlichen Theile der Alpen nur der achte Theil der jährlichen Regenmenge.

Dies Verhältnis ist auf die Dicke der Firnschichten, die in der Schweiz noch einmal so stark ist und auf die Ausdehnung und Entwickelung der Gletscher von entscheidendem Einfluß. Die Schweiz hat mehr primäre Gletscher als Tirol, die, was Längen- und Breiten-

Ausdehnung anlangt, die primären Gletscher in Tirol weit übertreffen. Der Gepaatschferner in der Oetzthaler Gruppe, der längste unter den deutschen Gletschern, ist in der Reihe der europäischen Gletscher erst der siebente; der Aletsch-Gletscher, der größte der Schweiz, ist mehr als doppelt so lang wie jener.

Oberst von Sonklar, der sachkundige, unermüdlich thätige Erforscher der Gletscherwelt der deutschen Alpen, hat 26 primäre Gletscher nach ihrer Rangordnung zusammengestellt; sie gehören der Finsteraarhorn-, Monte-Rosa-, Montblanc-, Oetzthaler, Bernina- und Tauern-Gruppe nebst den Kjölen in Norwegen an. In dieser Reihe gewinnt der zweitgrößte Gletscher der deutschen Alpen, nämlich die Pasterze, erst die Zahl neun — immerhin noch eine respektable Zahl, da der größte Gletscher der eisumpanzerten Bernina-Gruppe erst die Ziffer 14 gewinnt.

Die Gesammtlänge folgender Gletscher beträgt:

1.	Groß. Aletsch-Gletscher (F.-A.) . . .	24	Kilometer.
2.	Gorner-Gletscher (M.-R.)	15,29	„
3.	Viescher-Gletscher (F.-A.)	14,81	„
4.	Glacier de Bois (M.-B.)	14,64	„
5.	Unteraar-Gletscher (F.-A.)	14,29	„
6.	Ferpècle-Gletscher (M.-R.)	14,21	„
7.	Gepaatsch-Gletscher (Oe.)	11,30	„
8.	Zinal-Gletscher (M.-R.)	10,69	„
9.	Pasterze (T.)	10,26	„
10.	Findelen-Gletscher (M.-R.)	10,15	„
11.	Gurgler-Gletscher (Oe.)	9,99	„
12.	Glacier d'Argentière (M.-B.) . . .	9,72	„
13.	Bionnassay-Gletscher (M.-B.)	9,55	„
14.	Morteratsch-Gletscher (B.)	9,27	„
15.	Hintereis-Gletscher (Oe.)	9,18	„
16.	Lodal-Gletscher (Kj.)	9,00	„
17.	Marzell-Gletscher (Oe.)	8,82	„
18.	Vedretta del Forno (B.)	8,76	„
19.	Tschingel-Gletscher (F.-A.)	8,65	„
20.	Zmutt-Gletscher (M.-R.)	8,60	„
21.	Lötschen-Gletscher (F.-A.)	7,83	„
22.	Mittelberg-Gletscher (Oe.)	7,82	„

23. Oberaar-Gletſcher (F.-A.) . . . . . 7,73 Kilometer
24. Turtmann-Gletſcher (M.-R.) . . . . 7,63 „
25. Ried-Gletſcher (M.-R.) . . . . . 7,62 „
26. Vernagt-Gletſcher (Oe.) . . . . . 7,56 „

Von dieſen Haupt-Gletſchern kommen alſo ſieben auf die Monte-Roſa-Gruppe (M.-R.), je ſechs auf die Finſteraarhorn- und Oetzthaler Gruppe (F.-A. und Oe.), drei auf die Montblanc-Gruppe (M.-B.), zwei auf die Bernina-Gruppe (B.) und je einer auf die Tauern und Kjölen (T. und Kj.). Im Ganzen entfallen von den 26 Gletſchern ſieben auf die deutſchen Alpen. Keiner in der aufgeſtellten Reihe geht in ſeiner Länge unter 7,58 Kilometer herab. Selbſtverſtändlich ſind die aufgeſtellten Zahlen keine konſtanten Größen, da die Länge der Gletſcher wechſelt; ſie ſind aber nichtsdeſtoweniger Verhältnißzahlen.*)

Die reichere Firnmaſſe in Folge des größeren Schneefalls im Winter treibt auch die Gletſcherſtröme kräftiger abwärts, wobei freilich die lokalen Verhältniſſe, die Richtung des Gletſcherbettes nach Norden, der größere Neigungswinkel deſſelben entſcheidend mitwirken. So finden nach A. Heim (Handbuch der Gletſcherkunde) in den Schweizer und Tiroler Alpen bezüglich der Schneegrenze und der Meereshöhe des tiefſten Gletſcherendes folgende Verhältniſſe ſtatt.

Schneegrenze in Metern.

Schweizer Central-Alpen . . .	2750—2800
Tiroler Central-Alpen	2820
Hohe Tauern	2860

Gletſcherende bei Meter

Schweizer Central-Alpen . . .	983—1000
Tiroler Central-Alpen	1550
Hohe Tauern	1700—2000

Wie in den Alpen der Schweiz werden auch in den deutſchen Alpen bedeutende Schwankungen (Oſcillationen) der Gletſcher beob-

*) Nach den neueſten Meſſungen ergeben ſich bei einzelnen Gletſchern etwas andere Längendimenſionen. Der Maudron-Gletſcher im Adamellogebiete, die Vedretta del Forno im ſüdlichen Zuge des Ortlermaſſivs mit je einer Geſammtlänge von 8,22 Kilometer wurden nicht mit angeführt, da dieſe Gebiete erſt 1864 bezeichnungsweiſe 1867 von J. Payer erforſcht wurden.

achtet, d. h. ein zeitweiliges Vorrücken und Zurückweichen derselben. Die Abnahme der Firn- und Gletschermassen ist aber bei letzteren viel bedeutender und auffallender. In neurer Zeit werden auch an vielen größeren Gletschern der Ost-Alpen Beobachtungen angestellt, um das Zurückweichen oder Vorgehen genau zu konstatieren. Prof. E. Richter stellte z. B. Beobachtungen am Karlinger und Obersulzbach-Gletscher an und fand, daß sich bei letzterem die Gletscherzunge seit 1850 um 411 Meter zurückgezogen hat; annähernd berechnet erhält man, die frühern Querprofile zu Grunde gelegt, eine räumliche Abnahme des Eiskörpers um 51 Millionen Kubikmeter. Weitere Beobachtungen wurden angestellt am Pasterzen- und Schwarzenstein-Gletscher, dem Langthaler- und Alpeinerferner, an den Gletschern des Dachsteingebietes u. s. w. und überall fand man, daß die Gletscher im Volumen abnehmen und zurücktreten.

Nach Forel in Morges findet bei folgenden Gletschern ein Vorwärtsschreiten statt: der Fee-Gletscher im Saasthal seit 1881, der Orny-Gletscher im Ferrethal seit 1882, der Glacier des Bossons, der von 1880—1883 um 54,8 Meter vorwärts gegangen ist.

Da in den deutschen Alpen die Schneelinie höher liegt als in der Schweiz, also auch mehr schneefreies Land der Einwirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist: so liegt dort im Durchschnitt auch die Baumgrenze höher als in der Schweiz, welche überhaupt im Vergleich mit den deutschen Alpenländern waldarm zu nennen ist. Ober-Gurgl, das höchst gelegene Dorf Tirols — 1900 Meter absoluter Höhe —, erfreut sich noch hoch über seiner hochgelegenen Kirche eines (leider bereits sehr gelichteten) Hains von Zirbelnußkiefern in einer Höhe von 2152 Meter. Herr von Sonklar fand noch 158 Meter über dem Ende des Vernagt-Gletschers, also nicht unter 2215 Meter, die letzten Bäume.

Die ganze Südhälfte Tirols hat bekanntlich sehr warme Thäler, in denen der warme Luftstrom aus Italien sich geltend macht. Der Weinbau kann sich in Brixen (Eisackthal) und in Schlanders (oberes Etschthal) bis 630 Meter über dem Meer erheben. Bei Heiligenkreuz im Venter Thale steigt der Getreidebau bis auf 1644 Meter und in Langtaufers sogar bis zu 1872 Meter absoluter Höhe.

Wenn man erwägt, daß der Ortler, der höchste Gipfel der deutschen Alpen, unter den gemessenen Hochgipfeln der Alpen erst

die dreißigste Stelle einnimmt, daß also bei weitem mehr Gipfel der Schweizer Alpen von perennierendem Schnee und Eis umpanzert sind und über die Schneelinie emporragen, mithin dort ein bei Weitem größeres Areal unter der Firndecke liegt: so wird man leicht begreifen, daß die Schweizer Firnwelt einen viel bedeutenderen Kälteheerd haben, d. h., daß die Rückwirkung der Eis- und Schneemassen auf ihre Umgebung viel größer sein muß, als in den deutschen Alpen.

Auch die Einschnitte der Kammlinien liegen im Osten tiefer als im Westen; die Paßthäler der deutschen Alpen haben eine geringere Höhe als die der Schweizer Alpen, deren Pässe durchschnittlich zwischen 1950 und 2280 Meter hoch sind, während in den Ost-Alpen der Brenner auf 1367 Meter herabsinkt und der Semmeringpaß auf 950 Meter.

Die Höhenabstufung nachstehender 5 Hauptgipfel ist folgende:

Der Montblanc	hat	4810	Meter
Der Monte Rosa	„	4638	„
Das Finsteraarhorn	„	4275	„
Die Jungfrau	„	4167	„
Der Ortler	„	3905	„

Die granitischen Gesteine des sogenannten Urgebirges (Alpengranit, Gneis, Gneisgranit) treten in den deutschen Alpen nicht mehr so massenhaft auf, als wie z. B. in der Montblanc-Gruppe oder am St. Gotthard; es herrschen in ihnen neben dem Gneis, der den Kern des Hochgebirges bildet, die krystallinischen und halbkrystallinischen Schiefer, Kalke und Dolomite vor. Sie erscheinen jedoch nicht minder großartig in ihrer Höhe und Massenhaftigkeit, Eis- und Schneegewandung, in dem ruhigen majestätischen Ernst, der auf ihren Stirnen thront, in der Strenge, Kühnheit und Mannigfaltigkeit ihrer Formen und Umrisse.

Und welche ansehnliche Eisdecken die Central-Gruppen der deutschen Alpen immer noch tragen, erhellt aus folgender vergleichender Zusammenstellung der Summen ihrer Firn- und Gletscher-Areale:*)

Oetzthaler	mit Stubaier Gruppe	575,162	qkm
„	ohne „ „	405,296	„

*) Nach R. Sonklar.

Stubaier Gruppe allein	169,866 qkm
Zillerthaler Gruppe	178,9 „
Hohe Tauern	422,25 „

Die Gesammtsumme mag sich auf etwa 1572,57 Quadratkilometer Eisland belaufen. Nach den Messungen des schweizerischen statistischen Bureaus im Jahre 1877 belief sich die mit Eis bedeckte Fläche auf 1838,9 Quadratkilometer.

In der gesammten Oetzthaler Gruppe beträgt die Zahl sämmtlicher Gletscher über 300, davon sind 16 primäre Gletscher; in der Zillerthaler Gruppe 132, davon 5 primäre; in den Hohen Tauern 254, davon 13 primäre. Die Ortler-Gruppe zählt etwa 70 Gletscher; von ihren Eiswüsten gehört ein Areal von 137,6 Quadratkilometer zu Tirol.

Die Centralketten werden nördlich und südlich von einem ansehnlichen Kalkalpengürtel umschlossen, dessen Hochgipfel nicht selten die Schneelinie übersteigen und imposante Alpenhöhen bilden. Zu dem Zuge der nördlichen Kalk-Alpen gehören: die Vorarlberger Alpen (Rothe Wand 2568 Meter), die Algäuer Alpen (Mädelsgabel 2643 Meter), die nordtiroler (Parseyer Spitz 3021 Meter) und baierischen Kalk-Alpen (Zugspitze 2960 Meter), die Salzburger Alpen (Ewig-Schneeberg — übergossene Alm — 2938 Meter, Watzmann 2658 Meter), die österreichischen Kalk-Alpen (Dachstein 2996 Meter).

Im Süden steigt die begletscherte Marmolade (in den Venetianer Alpen) bis zu 3366 Meter empor und noch manche Dolomitgipfel gehen über 3200 Meter hinaus. Der äußerste Nordostflügel, der sich von der Tauernkette nach dem Wiener Donaubecken, sowie der Südostflügel, der sich zum adriatischen Meere umbiegt (die Karnischen und Julischen Alpen umfassend), sinken unter die Firnlinie herab und verlieren somit den großartigen Charakter des Centralgebietes. Doch gewinnen die Julischen Alpen in Krain noch einmal ein firngekröntes Haupt im dreigipfeligen Triglav, der 2864 Meter (die Höhe des Glärnisch im Schweizer Kanton Glarus) erreicht.

Die deutschen Nord-Alpen kehren ihre pralligen Felswände den Centralstöcken zu, sind aber von diesen durch beträchtliche Längenthäler (Oberer Inn, Salza, Enns ꝛc.) getrennt und bilden eine Verbindung paralleler Ketten, hier und da durch mächtig emporgehobene Hochplatten unterbrochen, die wiederum von tiefen Thaleinschnitten

durchfurcht ſind. So ſtellen ſie ſich dar entweder als lange nackte Felsmauern und als jäh aus dem Thalgrunde aufſteigende Felswände, oder als Zacken und Spitzen mit öden Karrenfeldern wechſelnd, die ohne den Uebergang grüner Vorberge in aller Schroffheit und Wildheit dem Auge des Wanderers entgegenſtarren, aber auch jene wunderbare Plaſtik des ſtarren Geſteins entwickeln, welche die Phantaſie ſo mächtig ergreift.

In der Schweiz ſind die Kalk-Alpen den kryſtalliniſchen Maſſen viel näher gerückt, bilden bedeutende Höhen mit ewigem Schnee — ſo im Kanton Glarus, Uri, Berner Oberland, an der Nordgrenze des unteren Wallis —; das Auge ſieht ſie zunächſt wie die firnbedeckten Höhen des Urgebirges an und ſie bilden nicht ſo entſchiedene Gegenſätze zu demſelben, wie es in den deutſchen Alpen der Fall iſt.

Bis vor zwei Jahrzehnten, ſogar noch weiter herein reichend, war die Schweiz faſt das alleinige Reiſeziel der Hochgebirgstouriſten; man hatte dort viel früher als in Tirol verſucht, die höchſten Spitzen der unnahbar erſcheinenden Bergeskoloſſe zu erklimmen. Die Urſachen dafür mögen wohl darin zu ſuchen ſein, daß die Schweiz, früher politiſch ſelbſtändig, Charaktere zeitigte, die ſtolz auf ihr Vaterland, im wiſſenſchaftlichen Drange darnach ſtrebten, die noch von keines Menſchen Fuß betretenen Spitzen zu erreichen und die Wiſſenſchaften mit den dabei gewonnenen Reſultaten zu bereichern. Auch wohl hatte der freie Schweizer bald erkannt, welchen großen volkswirthſchaftlichen Werth es mit ſich bringt, wenn den Reiſenden bezüglich Unterkunft und Verpflegung etwas geboten wird. So entſtanden ſchon, als in Tirol noch Niemand daran dachte, an den beſuchteſten Orten der Schweiz Hotels und Gaſthäuſer, die dem Fremden, trotz der manchmal ſehr exponierten Lage, es an nichts fehlen ließen.

Vierzehn Jahre ſpäter, als der Rieſe der Savoyiſchen Alpen, wurde — am Schluß des vorigen Jahrhunderts — der höchſte Gipfel der Hohen Tauern zum erſten Mal beſtiegen und zwar (ſehr charakteriſtiſch) durch die Anregung und Freigebigkeit eines Kirchenfürſten; vier Jahre darauf auch die Ortlerſpitze unter Anregung und Unterſtützung eines öſterreichiſchen Prinzen. Die Kriegszeit bis zum Sturz Napoleon's war überhaupt den Bergbeſteigungen nicht

günſtig. Vom Jahre 1818 bis 1865 konnte man aber doch 70 Glocknerbeſteigungen verzeichnen, faſt doppelt ſo viel als der Montblanc ſeit 1786*).

Die touriſtiſchen Verhältniſſe ſind in den deutſchen Alpen nun auch ganz andere geworden; die Gletſcherwelt Oeſterreichs wird nun nach Gebühr geſchätzt und jährlich wandern Tauſende aus Deutſchlands und Oeſterreichs Gauen in die Alpen, um dort im frohen Wandern den arbeitsmüden Geiſt und Leib zu ſtärken. Haben doch die deutſchen Alpen ſo Vieles, womit ſie ſich ſtolz den ſchönſten Schweizer Partien an die Seite ſtellen können. Wilde Pracht, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Bergformen, die Schönheiten und Fülle der Bergſtröme und Waſſerfälle, die Ueppigkeit der Alpwieſen und die Mächtigkeit der Wälder ſind die Anziehungspunkte für den Deutſchen, dem die Sehnſucht nach dem Hochgebirge ja tief im Blute ſteckt und der mit einem feinen Naturſinne begabt, all' die Herrlichkeiten wohl zu würdigen weiß.

Die Eiſenſchienen haben von Jahr zu Jahr den Zugang in die deutſchen Alpen mehr erleichtert. Faſt überall iſt Sorge getragen worden, dem reiſenden Publikum Bequemlichkeiten zu ſchaffen, ſo daß jetzt faſt allerorts der Reiſende ein gutes Unterkommen, gute Verpflegung und vor Allem für ſeine touriſtiſche Thätigkeit wohl unterrichtete und verläßliche Bergführer vorfindet. Alle dieſe genannten Vortheile ſind in erſter Linie dem Wirken der alpinen Vereine zu verdanken, die mit vieler Mühe und großen Geldopfern es dahin gebracht haben, daß die deutſche Alpenwelt faſt in allen Winkeln erſchloſſen wurde. Ueberall findet man die Spuren der Thätigkeit dieſer ſo äußerſt rührigen Vereine; wo es nöthig iſt, legt man Wege an, baut hoch oben am Rande der Gletſcher Unterkunftshütten, von wo man aus dann leichter die Spitzen der Bergrieſen erreichen kann.

Zu nennen ſind vor allem der deutſche und öſterreichiſche Alpenverein mit einer Mitgliederzahl von über 14600, die in 120 Sektionen über ganz Oeſterreich und Deutſchland verbreitet ſind. Dieſelben Intereſſen verfolgend ſchließen ſich an: der öſterreichiſche Alpenclub, die Società degli Alpinisti Tridentini und der öſterreichiſche

*) Vgl. A. Egger: „Geſchichte der Glocknerfahrten" im Jahrbuch des Oeſterreichiſchen Alpenvereins, I.

Touriſtenclub. War in früheren Jahrzehnten nur etwa das Salzkammergut den Iſchler und Gaſteiner Kurgäſten vertraut geworden und ein Abſtecher nach Berchtesgaden und dem Königsſee den von Berlin oder aus den Rheinlanden nach Süden eilenden Reiſenden als des Beſuches werth erſchienen — und wurden die Reize des Hallſtädter- und Zeller- und Atterſees meiſt nur von Wienern und Innsbruckern, Linzern und Grazern, die eine Sommerfriſche am Fuß der Alpen zu machen gewohnt waren, gewürdigt, doch ohne daß man ſich viel Mühe gab, bis in's Allerheiligſte der firngekrönten Dome der Central-Alpen vorzudringen: ſo iſt jetzt der Beſuch der deutſchen Alpen ein ſolch' allgemeiner geworden, daß man in jedem Jahre die Beſucher zu Tauſenden zählen kann. Sind ja die Erleichterungen, die den Alpenreiſenden gewährt werden, ſo enorme, daß es ſich auch ein minder Bemittelter geſtatten kann, die herrliche Alpenwelt in der Nähe anzuſehen.

Wie im erſten Theile des Werkes nur Beſteigungen geſchildert wurden, die ſich meiſt auf die Hauptgipfel der betreffenden Gebirgsgruppen bezogen, ſo ſollen auch im Gebiete der deutſchen Alpen in gleicher Weiſe nur ſolche Beſteigungen erwähnt werden, die vorgeführt durch eine eingehende und inſtruktive Schilderung belehrend und anregend wirken, anderſeits durch die Kühnheit der Ausführung Bewunderung erregen.

Die Verhältniſſe, unter welchen die erſten Beſteigungen der Bergrieſen in den Oſt-Alpen ſtattfanden, waren allerdings ganz andere, als wie wir ſie jetzt kennen. Man ſtellte ſich die Gefahren der Gletſcher ungeheuer vor und nur ſelten traute man ſich auf die ſpaltenreiche, trügeriſche Eisdecke. Man kannte noch nicht die vervollkommnete Ausrüſtung des heutigen Touriſten und ſo war jeder auf ſeine Kraft und Gewandtheit angewieſen. In dieſem Sinne ſind die erſten Beſteigungen des Ortlers, Großglockners, Großvenedigers geſchildert; es beſtand eben damals noch keine wohlorganiſierte Führergilde wie jetzt, deren Mitglieder gut unterrichtet, für eine feſte Taxe die Touriſten auf die höchſten Bergesgipfel führen. Die erſten Beſteiger waren Leute, die begeiſtert für das Großartige und Schöne in der Natur, freiwillig ſich der ſchweren Aufgabe unterzogen. Wenn man nun auch jetzt bei der Beurtheilung der Schwierigkeiten einer Beſteigung einen andern Maaßſtab anlegt, ſo darf man doch die

Namen derer nicht vergeſſen, die den Anfang zur Erſchließung des ſchönen Tiroler Alpenlandes machten und damals der Welt ſchon mittheilten, was für wundervolle Reize die deutſchen Alpen bergen.

Unter den jetzt zahlreichen Beſuchern der Alpen wird es wohl Niemanden geben, der, zurückgekehrt aus den Bergen und Thälern, unbefriedigt auf das Geſehene und Erlebte zurückblicken würde. Oft genug hört man freilich, namentlich wenn ein Unglücksfall beim Bergſteigen vorgekommen iſt, die Frage: Was habt ihr auf den hohen Bergen zu ſuchen? Dieſe Frageſteller haben die Alpennatur niemals aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Weht doch dort eine friſche Alpenluft in's Herz hinein, Körper und Geiſt ſtärkend und erhebend.

So mögen denn die folgenden Schilderungen im Geiſte des Leſers Manches auffriſchen, anderſeits Wünſche wachrufen, hinzugehen und auch Theil zu nehmen an den Hochgenüſſen, die das Leben in den Alpen gewährt.

Erſter Abſchnitt.

Aus der Ortler-Gruppe.

1. Ueberſicht.

Die Ortler-Alpen im engern Sinne umfaſſen das Gebiet zwiſchen der Etſch, dem Trafoier Thal, Val Furva, Val Gavia, Val di Sole, Val di Rabi und dem obern Ultenthal.

Als Erhebungscentrum iſt der Monte Cevedale (3795 Meter) zu betrachten, von welchem vier Strahlen und zwar in nordweſtlicher, nördlicher, nordöſtlicher und ſüdlicher Richtung ausgehen.

Der nordweſtlich gerichtete Gebirgszug enthält die gewaltigſten Spitzen der ganzen Gruppe, nämlich die Suldenſpitze (3385 Meter), Königſpitze (3854 Meter), Monte Zebru (3740 Meter) und den Ortler (3905 Meter).

In dem nördlichen Zuge finden wir die ſo häufig beſuchte hintere Schöntauſpitze (3319 Meter) Innere Pederſpitze (3281 Meter), Plattenſpitze (3440 Meter), Vertainſpitze (3540 Meter), Hohe Angelusſpitze (3532 Meter).

Der nordöſtlich gerichtete Strahl enthält keine beſonders großartigen Erhebungen, zu nennen wären Venetiaſpitze (3380 Meter), Rothſpitze (3342 Meter).

Der vierte nach Süden ſich abzweigende Gebirgszug, durch das Val di Sole vom Preſanella und Adamellogebiete abgeſchloſſen, zeigt eine großartige Gletſcherentwicklung, aus welcher bedeutende Spitzen hervorragen, ſo der Monte Roſole (3369 Meter), Palon della Mare (3784 Meter), Monte Vios (3631 Meter), Treſéro (3616 Meter) u. a. m.

Die Gletscherbedeckung ist in der Ortler-Gruppe eine ziemlich große; man zählt an 70 Gletscher mit einem Flächeninhalte von nahezu 200 Quadratkilometer. Die größten primären Gletscher sind: Vedretta del Forno, La Mare, Gavia, Cedeh, Zebru, Madatsch, Trafoier, Sulden und Laaser Ferner.

Wie überall in den deutschen Alpen, sind auch im Ortlergebiete die Gletscher stark im Rückgange befindlich. Herr Curat Eller in St. Gertraud im Suldenthale beobachtete den Sulden-Gletscher vom Jahre 1865 an und konnte dabei konstatieren, daß derselbe seit 1872 um 180—200 Meter zurückgewichen ist (bis 1877 gerechnet).

Was die geologischen Verhältnisse im Ortlergebiete anlangt, so gehört nach J. Payer der größte Theil des Suldengebiets und der angrenzenden Theile den Schieferbildungen an. Das Erhebungscentrum derselben liegt im Monte Cevedale, mantelartig umschließen sie den keilförmig eingelagerten Kalkstock des Ortler. Die Grundmasse, die den Kern des Cevedale bildet, ist ein gneisartiges Gestein, das gegen den Ortler zu ansteigt.

Der dolomitische Kalk des Ortler hat eine graue bis schwarzblaue Färbung, ist feinkörnig, häufig von Kalk und Bitterspathadern durchsetzt. Die südlichen Ortler-Alpen gehören vorherrschend dem Glimmerschiefer und seinen Varietäten an, welche Gesteinsmassen auch den centralen Theil derselben und die Vorberge des Ortlermassivs bilden.

Der landschaftliche Charakter der ganzen Ortler-Gruppe ist großartig und imposant. J. Payer, der dieses Gebiet zuerst eingehend studierte und genaue Karten davon herstellte, sagt: „Die Ortler-Alpen sind das höchste Gebirge Oesterreichs und Deutschlands. Gewaltige Felsmassen mit scharf ausgezackten Kronen, steil abstürzende Eiskämme, wilde Spitzen mit in den Ost-Alpen seltener relativer Höhe umspannen die geborstenen Flächen ansehnlicher Ferner, welche als wundervolle Draperien die obersten Stufen der Thalsohlen bekleiden und bilden eine Welt eisigen Ernstes, ohne Laut, als jenen abbrechender Firnlasten — eine schauervoll großartige Wildniß voll Wechsel in den Gestalten und Monotonie in den Farben. Hier sind es die pyramidalen Gipfelbauten des Schiefers, welche das Suldenthal östlich und südlich umstellen, dort sind es die klippigen Gräte und kahlen zerrissenen Wände der Dolomits, welcher als riesiger Felswall die Thaleinschnitte von Sulden und Trafoi scheidet.

Der Hintergrund des Suldenthals ist ernst und gigantisch, sein Anblick ist düster im Vergleiche mit dem des nachbarlichen Trafoi."

Zwei Thäler rahmen im Westen und Osten den Ortler mit seinen benachbarten Spitzen ein, es ist das Trafoier und das Suldenthal. Beide, das Thal von Sulden und das von Trafoi sind rauhe unwirthliche Hochthäler, aber mit großartigem Gletscherschluß und prachtvoller Umrahmung von Berghäuptern ersten Ranges. Das Suldenthal hat den Vorzug, daß man die Riesen in ihrer ganzen Herrlichkeit von der Thalsohle aus sehen kann. Von seinem Ostrande nach Süden und weiter zum Westrande übergehend stehen da die Vertain-, Peder-, Platten-, Schöntauf, Suldenspitze, der Monte Cevedale, die Königspitze (der große Zebru), Monte Zebru (der kleine Zebru) und der Ortler.

Die Umrahmung des Trafoier Thales von Norden nach Süden bilden: der Tartscherkogl (2941 Meter), Korspitze (2927 Meter), Stilfser Joch (2757 Meter), Monte Scorluzzo (3150 Meter), Große Naglerspitze (3256 Meter), Hohe Schneide (3440 Meter), Tuckerspitze (3475 Meter), Krystallspitzen (3448 Meter), Schneeglocke (3427 Meter), Trafoier Eiswand (3563 Meter), Thurwieser Spitze (3658 Meter).

Das Trafoier Thal hat auch ein bedeutendes Gletschergebiet. Von der Tuckerspitze und dem Kamme, der die Madatschspitzen verbindet, zieht sich in nördlicher Richtung der Madatsch-Ferner mit einer Längenachse von über 3000 Meter. Getrennt durch den genannten Kamm befindet sich der Trafoier-Ferner und sein Nachbar, der untere Ortler-Gletscher. Zu erwähnen wären noch die südlich liegenden Gletscher, die Vedretta Zebru und der Krystallferner, ebenso die westlich liegende Vedretta del Mt. Cristallo und Vedretta Scorluzzo.

Der Hauptgletscher des Suldenthales ist der Suldenferner, mit einer Längenachse (von der Suldenspitze aus gerechnet) von über 4000 Meter. Dieser Ferner ist durch seine verheerenden Oscillationen fast so berüchtigt geworden, wie der Hochvernagtferner im Oetzthaler Gebirge. Der heftigste Ausbruch in diesem Jahrhundert fiel in das Jahr 1818, in welchem der Gletscher den Gampenhöfen bis auf 250 Schritt Entfernung sich näherte. Jetzt befindet sich der Gletscher, wie schon erwähnt wurde, im starken Zurückgehen, nachdem im Jahre 1856 noch einmal ein Vorstoß stattgefunden hatte.

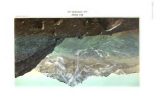
Dem Sulden-Gletſcher entſtrömt der Suldenbach, der wild durch das Thal brauſend, ſich am Thaleingange in den Trafoibach ergießt. Das Pfarrdörfchen St. Gertraud liegt auf grüner Matte in der Mitte des oberen Thals, in einer Meereshöhe von 1845 Meter.

Trafoi, der Hauptort des nach ihm benannten Thales, hat 1548 Meter Meereshöhe. St. Gertraud iſt jetzt während der Hauptreiſezeit ſehr beſucht; iſt doch der Thalſchluß des Sulden-Thales großartig und einzig in den Oſt-Alpen. Die Alpenvereine haben es ſich auch ſehr angelegen ſein laſſen, dieſen herrlichen Erdenwinkel für das große Reiſepublikum zugänglich zu machen, ſo daß jetzt auch weniger unternehmenden Bergtouriſten die Gelegenheit geboten iſt, mit geringen Anſtrengungen den begletſcherten Rieſen einen Beſuch abſtatten zu können. Die Sektion Dresden des deutſchen und öſterreichiſchen Alpenvereins hat dafür geſorgt, daß der angenehme Zugang in's Sulden-Thal, über das Madritſch-Joch von Jedermann leicht benützt werden kann, indem ſie im obern Thalboden des Martell-Thales eine Hütte baute, die ſehr gut bewirthſchaftet und eingerichtet, eine bequeme Zwiſchenſtation für die Reiſenden in's Sulden-Thal iſt. Weiter hat man auf derſelben Tour jenſeits des Madritſch-Jochs die Schaubachhütte, von der man die ganzen gewaltigen Bergrieſen und den großartigen eisumpanzerten Thalſchluß vorzüglich überſehen kann. In St. Gertraud ſelbſt iſt man beim Curaten und im Gaſthauſe des Angerer ſehr gut aufgehoben und findet man auch daſelbſt ſtets die bekannten guten Führer des Ortler-Gebietes. Die Beſteigung des Ortlers iſt nun jetzt im Vergleiche zu früheren Beſteigungen ſehr erleichtert worden, indem die Sektion Prag des deutſchen und öſterreiſchen Alpenvereins die Payerhütte nahe am Kamme der Tabarettawände erbaute, ſo daß man von da ab bequem die Ortler-Spitze erreichen und zur Stilfſer Jochſtraße abſteigend auf den neu hergeſtellten Wegen ſehr gut nach Trafoi oder zur Franzenshöhe gelangen kann*).

In den reichen Arven-, Lärchen- und Fichtenwäldern des Trafoier Thals richten die Lawinen hier und da großen Schaden an; auch der Bau der Stilfſer Jochſtraße hat die Wälder ſehr gelichtet.

Dieſe Kunſtſtraße, die höchſte in Europa, iſt ein ſtaunenswerthes Werk der Straßenbaukunſt, um ſo wunderbarer, wenn man erwägt,

*) Im Sommer 1884 beſuchten 250 Touriſten die Payerhütte, von denen die meiſten den Ortler beſtiegen.



daß sie in 4 Jahren zu Stande gebracht wurde und nur 4 Sommermonate das Bauen gestatteten. Um Truppen schneller nach Mailand befördern zu können, wurde sie auf Befehl des Kaisers Franz vom Ingenieur Donegani erbaut und im Jahre 1825 eröffnet. Hinter Trafoi beginnen die Windungen, 44 an der Zahl. Zwei Stunden von Trafoi liegt die Franzenshöhe, bereits 2183 Meter — der Baumwuchs hört da auf —, dann beginnen die 21 letzten Wendungen, die zur Paßhöhe führen, eine fast senkrecht über der anderen, alle untermauert. Das Ganze, wenn man emporblickt, gleicht einem ungeheuren Terrassen-Thurme; es ist, als habe die gigantische Naturumgebung auch die Menschen zu Riesenwerken begeistert.

Nach zwei Stunden Steigens von der Franzenshöhe wird die Höhe des Jochs, 2757 Meter, die Wasserscheide zwischen Adda und Etsch, die Grenze von Tirol, Graubünden und Italien erreicht und nun geht es ziemlich langsam bergab; die vierte Cantoniere (Zufluchtshaus) ist Santa Maria, 2485 Meter hoch, die höchste Wohnung in Europa. Die Straße nach Bormio führt in's Val Muranza. Von Bormio (Worms) hat das Wormser Joch seinen Namen und wird auch die ganze Straße die „Wormser Joch-Straße" genannt.

Als im Jahre 1859 die Lombardei an Italien kam, wurde das Fort Gomagoi erbaut und die Straße nur bis dahin als solche erhalten; bis Trafoi wurde sie Schützenweg und von da ab war sie dem Verfalle anheim gegeben worden. Da nun in der Folge der Fremdenzuzug ein immer größerer wurde, faßten einige Postmeister und Wirthe, denen es darum zu thun war, immer mehr Reisende heranzuziehen, den Entschluß, auf eigene Kosten in jedem Frühjahre die schon sehr baufällige Straße so weit herstellen zu lassen, daß ein Wagen zur Noth den Weg benützen könne. Trotz dieser Maßregeln verfielen die Kunstbauten der Straße immer mehr und würde wohl jetzt der Weg absolut ungangbar sein, wenn die österreichische Regierung im Jahre 1870 auf Betreiben der Bewohner der anliegenden Thäler nicht 5000 Gulden bewilligt hätte, mit welcher Summe die Hauptschäden ausgebessert und die Straße für die Sommermonate wieder offen gehalten werden sollte. Trotzdem die bewilligte Summe eine verhältnismäßig geringe war, gelang es doch dem Leiter dieser

Arbeiten, Herrn Oberingenieur Stern, vom Juli 1870 bis September d. J. die Straße fahrbar herzustellen, die denn auch jetzt einen Hauptanziehungspunkt der Ortlerreisenden bildet.

So erhabene Aus- und Rückblicke bietet wohl keine Bergstraße in den Ost-Alpen wie die des Stilfser Jochs. Vor sich sieht man die gewaltigen Spitzen mit ihren Gletschern allmählich auf der Bildfläche erscheinen, während man beim Rückblicke einen Theil der Ötzthaler-Gruppe mit der Weißkugel erblickt.

Das Alles sahen wohl die früher von Italien nach Tirol oder von Tirol nach Italien Reisenden und manche von ihnen mochten solche Scenerie auch bewundern; doch diese Bergwelt war zu großartig wild und abschreckend, um zu längerem Bleiben zu reizen; und auf Vergnügungsreisende war man in Gomagoi und St. Gertraud nicht eingerichtet.

Doch an einzelnen kühnen Bergsteigern und warmen Freunden der Hochalpenwelt fehlte es schon lange vor dem Bau der Joch-Straße nicht, welche bis hoch an den Flanken des Bergriesen hinaufkletterten, von welchem in richtiger Schätzung schon Peter Anich in seinem Atlas tyroliensis vom Jahre 1774 ausgesagt hatte, daß es die „Höchste Spiz im ganzen Tyrol" sei. Nur bis auf den Gipfel wagte sich niemand; die Steilwände waren zu schreckhaft und man hielt den Ortler für unersteiglich.

2. Die ersten Besteigungen im Jahre 1804 und 1805.

Ein glücklicher Zufall fügte es, daß Erzherzog Johann von Oesterreich auf seiner ersten Reise nach Tirol in die Nähe des Ortlers kam und von dem erhabenen Anblicke desselben so ergriffen wurde, daß er beschloß, diesen Berg und seine Umgebung näher erforschen zu lassen.

Er beauftragte den Botaniker Dr. Gebhard mit der Erforschung und wo möglich mit der Besteigung des Ortlers.

In Begleitung zweier Zillerthaler Bauern (Klausner und Leitner) kam der „Bergoffizier" Gebhard am 28. August 1804 in Sulden an und suchte sogleich die Bewohner des Dörfchens St. Gertraud für

das Unternehmen zu gewinnen. Doch jeder war von der Unmöglichkeit, auf die Ortlerspitze zu gelangen, überzeugt. Am folgenden Tage ließen sich zwar einige Männer herbei, einen Versuch zu wagen, blieben aber weit hinter dem Zillerthaler, den ihnen Gebhard mitgegeben, zurück. Gebhard, der am Fuß des Ortler ein Zelt hatte errichten lassen, erkrankte in demselben und mußte sich in das Haus des Curaten von St. Gertraud hinübertragen lassen. Dann fuhr er nach Mals, wo er bis zum 13. September das Bett hüten mußte. „Schon waren alle meine Hoffnungen verschwunden", so erzählt er in seinem Briefe an den Erzherzog Johann*), schon sehnte ich mich nach der Möglichkeit, Mals verlassen zu können, um aus der Gegend wegzukommen, wo ich von meinem Fenster aus jede Minute den Berg sehen mußte, dessen Unersteigbarkeit mir so viele mißvergnügte Tage machte — als den 26. September gegen Mittag der kleine Passeyrer, Joseph Pichler, zu mir kam und sagte: nun wolle er es wagen, die Ortlerspitze zu besteigen; ich solle ihm also nur meine zwei Männer zur Begleitung mitgeben.

Uneigennützig fügte der „Pseyrer Josele", wie man ihn kurzweg nannte, hinzu, daß im Fall es ihm nicht gelingen sollte, sein Ziel zu erreichen, er auch keinen Lohn für seine Mühe verlangen, ja daß er nicht einmal zu Dr. Gebhard nach Mals zurückkehren werde. Welche freudige Ueberraschung dies für Gebhard und dessen beide Zillerthaler war, kann man sich denken. Nachdem „der Josele" sich zuvörderst mit Speise und Trank hatte stärken müssen, traten diese 3 Männer muthvoll ihre Reise nach Trafoi an, um von dort am 27. September ihre Fahrt auf den Ortler zu unternehmen.

Gebhard hatte ihnen zwei Barometer mitgegeben und seinen älteren Begleiter unterwiesen, wie man den Stand der Queckfilbersäule beobachten und notieren müsse. Sonst nahmen sie nichts von Beilen, Leitern und Seilen mit; doch glücklich gelangten sie, an den Steilwänden emporkletternd und die gefährlichen Stellen alle überwindend, um 10 Uhr Vormittags auf die Ortlerspitze. Sie hatten zu dieser Kletterarbeit 8 Stunden gebraucht, da sie von Trafoi um 2 Uhr Morgens aufgebrochen waren.

*) Monatliche Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelkunde, herausgegeben von Freiherr von Zach. Erster Band. Gotha, 1805.

„Den wackeren Steigern war es nur 4 Minuten möglich, auf der höchsten Spitze zu bleiben. Schon innerhalb dieser kurzen Zeit erstarrten Pichler'n die Zehen und einer meiner Leute", berichtet Gebhard „brachte vor Kälte geschwollene und erstarrte Finger nach Hause. Alle drei sahen wie Schneemänner aus; sie waren ganz mit einer Kruste von Schnee überzogen und der Sprache beraubt, da gerade ein heftiger Wind ging und den losen Schnee auf sie blies. Auf der höchsten Spitze mußten sie sich während der Messung wechselseitig halten, um nicht vom Winde überstürzt zu werden. Die treuen Leute, sie wagten viel, recht viel, mehr als ein Mal ihr Leben!"

Nach den Barometer-Beobachtungen der beiden Zillerthaler, die bei dem Unwetter auch wohl nicht ganz genau zu notieren waren, ward die Höhe des Ortler auf 4613 Meter bestimmt. Eine viel zu hohe Angabe! Herr von Fallon, der Adjutant des Erzherzogs, welcher an Freiherr von Zach über die Ortlerbesteigung berichtete, hatte die Höhe schon etwas niedriger berechnet, nämlich zu 4549 Meter. Mals zu 998,7 Meter.

War nun auch die erste und vornehmste Aufgabe gelöst, den Ortlergipfel überhaupt zu erreichen: so waren doch die erlangten Ergebnisse noch sehr mangelhaft und vor Allem war dem Erzherzog daran gelegen, einen besseren Weg ausfindig zu machen und denselben auch für minder geübte Bergsteiger gangbar herstellen zu lassen.

So erhielt Gebhard den Befehl, im nächsten Sommer wiederum seine Ortlerforschungen zu beginnen. Seine Leute, dazu noch ein Gemsenjäger aus Langtaufers, trafen schon am 15. Juni 1805 in Sulden ein und Josele führte sie auf dem neuen Wege zwei Mal auf den Gipfel des Berges. Als Gebhard am 10. August in Mals eintraf, fand er schon den Weg gebahnt und in bedeutender Höhe unter einer überhängenden Felswand eine Hütte errichtet. Doch das Publikum hatte allen diesen Erfolgen Zweifel und Unglauben entgegengesetzt. Gebhard ließ deßwegen in aller Stille eine große Fahne aus rother und schwarzer Leinwand anfertigen und schickte sie an seine Arbeiter in Sulden mit dem Auftrage, dieselbe, sobald sie die höchste Spitze erreichen würden, alldort aufzustecken. In

ſeinem größeren Bericht — mitgetheilt in Hormayr's Archiv, 1817 — erzählt er:

„Den 27. Auguſt, gerade um 12 Uhr Mittags, ſtand ich wieder forſchend an meinem Fenſter; welche Freude! ich ſah meine Arbeiter wie ein kleines ſchwarzes Steinmännchen auf der höchſten Spitze des Ortler. Ich eilte freudig in das Gaſtzimmer, wo eben ein k. k. Stabsoffizier, mit dem ich ſchon einige Tage früher über mein Unternehmen auf dem Ortler ſprach, zu Mittag ſpeiſte; ich machte ihm meine glückliche Entdeckung bekannt und nun lief Alles, was Füße hatte, an die Fenſter, man ſuchte alle Perſpektive hervor, ſah und ſah wieder, wurde mit ſich ſelbſt nicht einig und ich mußte auch jetzt noch hören, daß ich mich täuſche, daß die ſchwarzen Flecken, die ich für meine Leute halte, nichts Anderes ſeien, als der Schatten eines nicht ferne an der Ortlerſpitze vorüberziehenden Wölkchens. — Ich ſchwieg und ließ mir dieſen Einwurf gefallen, denn ich merkte nur zu deutlich, daß man mir aus Vorſatz nicht glauben wolle.

„Den 28. gegen 9 Uhr hatte ich ſchon keine Ruhe; wie angekettet ſtand ich am Fenſter, ſchaute, forſchte, aber leider vergebens. Schon ging es auf 11 Uhr und ich konnte noch keine Fahne auf der Spitze entdecken. Mein Aerger nahm mit jeder Minute zu, um ſo mehr, da mir mehrere unter meinem Fenſter vorübergehende Herren Offiziere immer zuriefen: „Iſt die Fahne auf dem Ortler ſchon zu ſehen?“ Ich ſchlich mich aus dem Hauſe und eilte auf die Straße, mein Fernrohr in der Taſche. So wie ich mich ein paar hundert Schritte von Mals entfernt hatte, zog ich daſſelbe hervor und ſah nach dem Ortler hin.

„Welch' eine Freude verbunden mit Aerger über den unglücklichen Gedanken meiner Arbeiter! Ich erblickte nämlich die Fahne auf dem Ortler, aber nicht auf dem höchſten Punkte, ſondern an der weſtlichen Seite unter deſſen Spitze. Da ich nun zum Theil beruhigt war, ſo kehrte ich wieder in meine Wohnung zurück und konnte doch jedem, der mich um die Fahne auf dem Ortler befragen würde, ſagen, wo er dieſelbe ſehen könne. Aber meine Freude ward um ſo größer, als ich mein Zimmer betrat, wieder nach dem Ortler ſah und nun die Fahne wirklich auf dem höchſten Punkte ſtehend ſah. — Nun ging es von Mund zu Mund, auf der Straße hörte

man von nichts Anderem, als: Seht, seht, auf dem Ortler ist eine Fahne!"

Bald fand sich auch J. Klausner, der Zillerthaler, in Mals ein, um Gebhard die erfreuliche Mittheilung zu machen, daß der Weg auf den Ortler nun hergestellt wäre und er nun nach Sulden kommen solle.

Am 28. August traf Gebhard in Sulden ein und in der Frühe des 29. August trat er, begleitet von einem Herrn Rechenmacher, Hülfspriester in Stilfs und geführt von seinen fünf Leuten, seine erste Ortlerfahrt an.

In der Hütte wurde gerastet und ein Imbiß genommen, das kalte Schneewasser mit Weinbranntwein gemischt, war ein Labsal für die Durstigen. Das Ueberklettern der Steilwände dauerte eine volle Stunde, dann betrat man das Firnfeld, das von unten so kurz erschienen war und sich nun in seiner ungeheueren Ausdehnung zeigte. Als die Gesellschaft an die fast senkrecht emporstarrenden Eiswände kam, entfiel dem jungen Geistlichen der Muth und nur durch das dringende Zureden der Führer konnte er endlich bewogen werden, die Reise fortzusetzen. An den gefährlichsten Stellen waren Seile angebracht.

Die Spitze ward glücklich erreicht und auf das Wohl des Erzherzogs Johann getrunken. Die Fahne war von den heftigen Winden bereits arg zerzaust, auch jetzt wehte ein rauher Nordwind. Gebhard blieb fast zwei Stunden auf dem Gipfel und bestimmte den Platz, wo auf Befehl des Erzherzogs eine 8 bis 10 Meter hohe Steinpyramide errichtet werden sollte.

Schnell genug ging die Abfahrt von Statten, von den Wänden am Schwarzen Kopf aus in einer Klamm, die zum Suldenferner führte.

Da Alles so wohl gelungen war, so gedachte Gebhard den Bewohnern des oberen Vintschgaues und den zur Zeit anwesenden kaiserlichen Offizieren noch ein ganz unerhörtes Schauspiel zu geben. Seine Arbeiter erhielten den Auftrag, so viel als möglich trockenes Holz (von Sulden aus) auf die Spitze zu tragen; er selber ließ in Mals Stroh und Holzwerk in Bündel zusammenbinden und mit geschmolzenem Pech überziehen. Dies wurde in aller Stille nach Sulden geschafft. Auf dem Ortlergipfel sollte ein Feuerwerk ab-

gebrannt werden. Am 9. September waren schon alle Vorbereitungen vollendet, doch erst am 13. trat heiteres Wetter ein. Der Abend kam, sternenhell; um 8 Uhr erblickte Gebhard durch das Fernrohr seine Arbeiter an den Felswänden unter dem Schwarzen Kopfe, wie sie mit Pechfackeln vorrückten — er machte sogleich die Malser auf das bevorstehende Feuerwerk aufmerksam. In gespannter Erwartung standen alle an den Fenstern, vor den Häusern, auf den Straßen. Da sah man die kühnen Bergsteiger auf dem Schneefelde, nicht mehr weit vom Gipfel, dreimal im Kreise ihre Pechfackeln schwingen. Sie gingen immer höher und bald stieg von der höchsten Spitze des Berges eine prächtige Feuersäule empor. Die frohe Jugend brach in jauchzendes Freudengeschrei aus, Alt und Jung ließ den Erzherzog Johann leben. Als das Feuer herabgebrannt war, schien der Schnee im Schimmer der feurigen Kohlen noch fortzuglühen — das Eisfeld war zu einer durchsichtigen Opferschale geworden auf dem 3905 Meter in die Luft ragenden Opferaltar.

3. Professor Thurwieser's Besteigung der Ortlerspitze
am 13. August 1834.

Peter Karl Thurwieser, geb. 1789 in der Mühle von Kramsach bei Brixlegg (in Tirol), gestorben am 25. Januar 1865 als Professor und Custos der theologischen Studienanstalt in Salzburg, hatte in seinem Wesen viel Originelles und Urkräftiges, obwohl ihn seine Eltern wegen seiner Schwächlichkeit zum Studium bestimmten. Seine Liebe zu den Bergen, seine Neigung zur Ersteigung der höchsten Gipfel machte sich schon in früher Jugend bemerkbar, so daß er schon als Knabe das 2226 Meter hohe Sonnenwendjoch bestieg. Als Lehrer an der theologischen Fakultät benutzte er jede Ferienzeit, um in die Salzburger und Tiroler Alpen Ausflüge zu unternehmen. Fast kein bedeutender Gipfel blieb von ihm unerstiegen und manche besuchte er zwei und dreimal und den Groß-Glockner hatte er schon im Jahre 1828 bezwungen; im schönen Sommer von 1834 sollte auch der noch höhere Ortler an die Reihe kommen.

Den Reiſebericht, welchen Profeſſor Thurwieſer in der Ferdinandeums-Zeitſchrift von 1837 veröffentlichte, iſt ausgezeichnet durch ſeine Anſchaulichkeit und Lebendigkeit und für die damalige Zeit, welche für Alpenſchilderungen noch keine ſo durchgebildete Kunſtſprache hatte, als unſere Gegenwart, wirklich muſterhaft. Er iſt aber zu lang, um vollſtändig hier mitgetheilt werden zu können; doch die Hauptmomente laſſen wir folgen.

Am 18. Juli 1834 hatte Thurwieſer den Dachſtein, die höchſte Felſenpyramide des Hallſtädter Gebirges (2996 Meter hoch), glücklich erſtiegen. „Viel ärger", dachte er, „kann der tiroliſche Bergrieſe auch nicht ſein; er iſt ja ſchon von einigen bezwungen worden; in der nächſten Vakanz will ich's auch mit ihm verſuchen".

Am 6. Auguſt verließ er Salzburg mit dem Eilwagen, übernachtete am 7. in Telfs, am 8. in Landeck. Dort erkundigte er ſich nach dem Jäger Joſeph Pichler, dem einzigen verläßlichen Ortlerführer und hörte zu ſeiner Befriedigung, er ſei geſund. „Aber auf den Ortler geht er nimmer", hieß es; „er iſt ſchon zu alt, faſt ſiebenzig und die letzte Erſteigung hat ihn gewitzigt." Das lautete weniger erbaulich.

In der Nacht auf den 9. Auguſt brach ein heftiges Gewitter los, welches das ganze obere Etſchthal mit Nebel füllte. Unter wechſelndem Regen und Sonnenſchein wurde die Innſchlucht von Finſtermünz paſſiert; dann ging's über Nauders auf die Reſchenſcheideck, der Himmel ward wieder klar und wo die Straße hart am See hinführt und der Ortler zum erſten Mal erſcheint, war zwar der Nebelvorhang noch nicht ganz gefallen, aber ſchon der öſtliche Theil der Gruppe frei. Bald ſchaute auch der Ortlergipfel im reinſten Schneeglanze über den ſich ballenden Nebel hervor und raſcher ſchlug das Herz des muthigen Alpenwanderers beim Anblick des erhabenen Reiſeziels.

In Graun wurde übernachtet. Am 10. Auguſt — es war Sonntag — lachte ein blauer Sonnenhimmel auf die Erde herab; die Ortlergruppe ſtand in ihrer vollen Schönheit da. Thurwieſer fand das Bild des Ortler, von Graun geſehen, noch großartiger, als das des Montblanc von Genf aus, da der ſavoyiſche Rieſe nur auf der einen Flanke den weißen Firn zeigt, während der

tiroler Koloß mitten inne zwiſchen den Firnhäuptern ſteht und ſie doch alle rieſig überragt.

Auf der Fahrt nach Mals behält man den Ortler immer vor Augen, bis ihn in Burgeis der Glurnſer Berg zum Theil verdeckt. Von Mals bis Churburg wird die Ausſicht wieder frei, doch rückt der Ortler nun rechts und drängt den Suldener Ferner nach Oſten.

In Mals meinte man, der „Joſele“ ſei vielleicht in Churburg oder zu Schluderns in der Meſſe. Den Weg nach Churburg machte Thurwieſer mit ſchnellen Schritten zu Fuß und begab ſich dort auf das von der gräflichen Familie von Trapp bewohnte Schloß, wo er, obwohl ein Fremder, die freundlichſte Aufnahme fand. Sein Unternehmen ward gebilligt, der Himmel ſchien es zu begünſtigen, denn es wehte (von Reſchen her) der Schönwetterwind; leichtes Gewölk ſpielte um den Ortler. Nur eine Sorge bedrückte das Herz: wie wird es mit dem Joſele gehen?

Dieſer befand ſich im Dorfe Matſch, $1^1/_4$ Stunde von Churburg entfernt. Sein Sohn Felix (kurzweg Lex oder Lexel genannt) wurde gerufen — ein derber Junge von 21 Jahren, nicht groß, aber feſt gebaut. Dieſer ward nach dem Vater ausgeſandt und erſchien Nachmittags 3 Uhr mit dem Alten, der in ſeiner ſchon gebückten Haltung und in dem grauen ſtruppigen Barte nicht gerade vertrauenerweckend ausſah. Auf die Anfrage des Grafen, ob er ſich wohl getraue, noch einmal auf den Ortler zu gehen, erwiderte er, daß er ſich wohl getraue; aber mit einem ſolchen, wie das letzte mal, ginge er nimmer. Nun ward ihm der Salzburger Profeſſor vorgeſtellt, den er vom Kopf bis zu den Zehen ſich anſchaute. Das Taxieren der Menſchen ſei eine ſchwere Sache — meinte er. Endlich ſagte er zu, zur großen Freude des Sohnes und zu noch größerer Thurwieſer's.

Sogleich wurde zu den Vorbereitungen geſchritten. Beide Pichler hatten ihre Steigeiſen und Jägerpicken, deren ſie bedurften, im innerſten Matſcher Alpenhofe, $3^1/_4$ Stunden von Churburg. Lex, der bereits einen tüchtigen Marſch gemacht hatte, blieb dabei, er wolle das Zeug holen; er könne bis morgen früh um 9 Uhr wieder zurück ſein. Dann wurde der Schmied von Schluderns gerufen, um dem Alpenwanderer Fußeiſen anzumeſſen. Da es ein Sonntag war, ſo konnte die Arbeit erſt am andern Morgen vorgenommen werden.

Der Graf, welcher gerade nach Mals fuhr, verſprach die zur Bergreiſe gewünſchte Chokolade, ferner Haller's Säure mit Himbeerſaft gemiſcht (zur Stillung des Durſtes) einzukaufen. Joſele ging, um ſich vorläufig den Bart abnehmen zu laſſen.

Montags, den 11. Auguſt, war das Wetter abermals nach Wunſch und Lex hatte ſich ſchon zeitig eingefunden; ſein Vater, durch den Schlaf erquickt, ſah viel jünger aus und ſo war alles voll froher Hoffnung. Um Mittag wurden die Steigeiſen für den Herrn Profeſſor gebracht. Leider waren die Riemen zu kurz. Man wollte neue machen. „Warum nicht gar? Sollte ich noch eine Stunde verlieren?“ meinte ihr ungeduldiger Beſitzer und ließ ſie ſo viel als möglich ſtrecken.

Um 12½ Uhr fuhren die drei fort und lenkten bei der Sponiniger Brücke in's Trafoier Thal ein, nun auf der Prachtſtraße des Wormſer Joches wie auf ebener feſter Tenne fahrend, überall ſanft bergan. In Prad nahm Joſele ſeine Jägerpicke in Empfang, die ſchon einmal auf dem Ortler geweſen war und nach vieljähriger Ruhe abermals hinaufwandern ſollte. Thurwieſer, der ſchon in Churburg und Schluderns vergebens nach einem Stecken ſich umgeſehen, verlangte in Prad einen Bergſtock und erhielt zur Antwort: man habe keinen!

Von Prad fuhren ſie (um 2 Uhr) im Poſtwagen weiter, erreichten bald die Stilfſer Brücke, dann Gomagoi und nach einer Fahrt, die 1 Stunde 10 Minuten gedauert, Trafoi. Der Weg von Prad bis Trafoi ſchlängelt ſich über dem Suldenbach hin und her, deſſen Ufer fünf gewölbte Brücken verbinden. Das Thal wird immer enger, der Bach, welcher vom Schmelzen der Ferner ſehr angeſchwollen war, brauſte immer ungeſtümer. Gomagoi beſtand damals nur aus einem Wirths- und einem Wachthauſe rechts an der Straße und einem Bauernhauſe links. Halbwegs bis Trafoi zeigte ſich rechts das letzte Aehrenfeld, auf welchem gerade Getreide geſchnitten wurde, in dieſem Jahre 3 bis 4 Wochen früher als gewöhnlich.

„Im Poſthauſe zu Trafoi waren wir ſchon als Gäſte willkommen, noch mehr wegen des Vorhabens, den Ortlergipfel zu beſteigen; denn ſolche kommen äußerſt ſelten und den Leuten mag es ſchmeicheln, daß man bei ihnen zuſprechen muß, wenn man in Tirol, welches doch von Bergen und Eisgipfeln ſtrotzt, das Höchſte erreichen will!

Dies wollten wir eben. Doch war noch ein dritter Begleiter zu ſuchen und zwar hatte ſich Joſele ſchon am vorigen Tage für Michael Gamper (gewöhnlich Strimmer genannt) erklärt, welcher bereits vor 8 Jahren mit ihm den Ortler beſtiegen hatte. „Dem müſſen wir in Trafoi nachfragen, wenn wir ihn nicht früher auf der Straße arbeiten ſehen. Wenn wir dieſen bekommen, ſind unſer genug; viele Leute mitzubringen, iſt nichts nutz.“ — Strimmer befand ſich auf der Tartſcher Alp, $^1/_2$ Stunde innerhalb Trafoi. Sogleich wurde er herbeigeholt und erklärte ſich ohne Anſtand bereit, die Bergreiſe mitzumachen. Er mochte etwa 50 Jahre alt ſein; ein ſtarker Mann von mittler Größe.

„Da Gamper erſt gegen 5 Uhr kam und Joſele darauf beſtand, mit ihm und dem Lex vorläufig einen minder gefährlichen Weg über den oberen Theil des Ortler zu ſuchen, ſo konnte an jenem Abend nichts mehr unternommen werden. Gern hätte ich ihnen dieſes Umſuchen geſchenkt, weil ich wenig davon hoffte, den alten Steig nicht ſcheute und einen Tag — nach allen Vorzeichen den herrlichſten — verlor. Wir hätten ja noch am nämlichen Abend das Nachtlager auf dem „Bergl“ erreichen können, um gleich am nächſten Tage die Spitze zu erſteigen. Allein ich wollte dem braven Manne, der in ſeinem hohen Alter meinetwegen noch ſo viel unternahm und für das Leben von 4 Perſonen beſorgt war, durch keinen Widerſpruch läſtig fallen, ſondern lieber im Stillen meine Ungeduld bezähmen und auf die Vorſehung vertrauen, ſie werde uns noch zwei ganz ſchöne Tage verleihen und deſto gewiſſer ihren Segen zur Reiſe geben, je vorſichtiger wir dabei zu Werke gingen.

„Am 12. früh, ſchon vor 4 Uhr, rückten meine Führer aus. Ich las gegen 7 Uhr Meſſe um Glück zum Unternehmen, wartete auf eine Nachricht und betrachtete indeß die wildſchöne Gegend.

„Die Umgebungen des kleinen Ortes Trafoi, den eine hübſche grüne Wieſe einfaßt, ſteigen raſch empor. Das Gebirge rechts ſteht drückend nahe, ſo daß man ſeine Höhe und ſeinen Lauf nicht erkennen kann. Vorn am inneren Ende des Thals erhebt ſich der Madatſch, nur an ſeinem oberen Theile ſichtbar, ein ganz nackter, düſtrer, ungeheurer Felſenkegel, welcher den langen Gletſcherbogen zu theilen ſcheint, links in den Trafoier, rechts in den Madatſcher Ferner Jenen ſieht man in Geſtalt eines großen Dreiecks, von dieſem

hing damals nur ein Stück herab, ſtark zerriſſen, in's Bläuliche ſchimmernd.

„Der ſchreckliche Gletſcherabhang des Trafoier Ferners reicht (wie ich durch barometriſche Meſſungen und durch Nivellieren fand) bis zu 1624 Meter Meereshöhe herab. Der Ferner ſtürzt in der ganzen ſichtbaren Breite, von ſeinem oberſten Theile faſt wie eine Mauer ab, dringt dann eine beträchtliche — für Trafoi verborgene — Strecke vor, tritt nun, noch immer breit, auf die Bauchung des Berges heraus, ſenkt ſich wieder ſteil, wird durch einen großen, mitten aus dem Hange aufragenden Felſenklotz (den „Ziegerballen") auseinander geſchoben, drängt ſich aber unter demſelben wieder zuſammen und geht bis in's Thal nieder. Nach der ſeltenen Sommerhitze zeigte mir der Eisberg ſeinen ganzen oberſten Abſturz noch vollkommen weiß und eine breite Stelle davon mit lauter geraden Rinnen und Leiſten, wie Orgelpfeifen ſtehend. Im nächſten Hervortreten erſchien der Ferner hellgrau, weiter herab immer dunkler durch ſtärkere Beimiſchung von Steinen, Sand und Erde, endlich übergehend in das Finſtergraue und Schwarze. Je tiefer abwärts, deſto ärger gebrochen durch Druck und Bewegung, deſto tiefer ausgefreſſen von Wärme und Regen, deſto enger eingezwängt zwiſchen die Fußgeſtelle des Madatſch und Ortler.

„Nun folgt links der tiroliſche Montblanc, ſich durch Höhe, wie durch Wildheit auszeichnend. Gleich vom Boden an ſteigt er jäh hinauf, ſtellenweiſe mit dünnem Nadelwalde und magerem Graſe bekleidet, übrigens ſchon trotzend mit unerſteigbaren Felſen und ihren Trümmern. Rechts, auf der Schneide des Berges, ſtarren in ſchwindelnder Höhe Felſennadeln („die Riffeln") empor. Links über ihnen beginnt der Gletſcher, der ſich bis zur Spitze noch $1^1/_2$ Stunde hinanzieht.

„Es war mir gegönnt, hier die Natur nicht nur in ihrer erſtaunlichen Größe zu ſchauen, ſondern auch in mannigfaltiger Beleuchtung; beim fahlen Lichte des erſten Mondviertels und in tiefer Nacht beim bloßen Sternenglanze, bei verſchiedener Tageshelle, während des Abends und des Morgens, beim frühen wie beim ſpäten Glühen der höchſten Zacken und Abhänge, beim hellſten Sonnenſchein und reinſten Himmel, welcher die immer ſich ändernden Schattenſtellen der Felſen und Ferner bläulich färbte. Ein herrliches Schauſpiel!

Welcher neue Reiz zur Ausführung meines Vorhabens! Schon hocherfreut über die engen Umgebungen dieses Thals, was mußte ich erst auf der Ortlerspitze selbst, welche im weiten Umkreise alle Berge überragt, erwarten?"

„Nach 12 Uhr kam Lex von der Untersuchung zurück und berichtete, es sei unmöglich, an der vordern Seite über die Felsenwände und Eismauern des Ortler hinaufzukommen*). Sein Vater warte mit Schrimmer auf dem Bergl. Der Herr Professor solle, falls er auf die Besteigung verzichte, zum Zeichen ein weißes Tuch auf der Wiese ausbreiten lassen; sonst würden sie oben bleiben und Holz zum Uebernachten herrichten.

„Jetzt den Ortler aufgeben?" dawider sträubte sich Herz und Sinn des kühnen Bergsteigers, der sogleich zu den Hausleuten lief, ihnen einzuschärfen, sie möchten, wenn etwas zu trocknen wäre, ja nichts hinaus legen oder hängen, damit keine Irrung entstehe.

„Nun machten wir ernstlich Anstalt zur Bergreise. Der nöthige Mundvorrath wurde bereitet und dazu ein Träger bis zum Nachtlager bestellt, um den jungen Pichler, der ohnehin schon am stärksten angestrengt war, zu schonen, was er selbst kaum zugeben wollte. Zur Verhüllung unserer Gesichter verschaffte ich mir zwei grüne Schleier und einen schwarzen Flor. Da endlich erhielt ich einen Bergstock, eigentlich einen plumpen Hüterstecken, kaum bis mitten an meine Brust reichend, voll Astknoten und durchaus krumm, ohne ein Gramm Eisen. Ich machte mir ein Vergnügen daraus, diese hölzerne Mißgestalt auf die Ortlerspitze mitzunehmen, befand mich recht wohl dabei und bewahre ihn noch als Reisegefährten. Jeder meiner Führer hatte eine Jägerpicke, d. i. ein etwas eingebogenes Eisen, 20 Centimeter lang, in der Mitte 3,25 Centimeter breit und vorn spitzig, mit einem 1 Meter langen Stiele.

„Den ehrwürdigen greisen Seelsorger Frank ersuchte ich, die Messe am folgenden Tage für uns Bergsteiger zu lesen. Der Postmeister erklärte, daß er am nächsten Morgen auf die Franzenshöhe sich begeben werde, um von dort, wo man den Ortlerferner bis

*) Josele hatte im Sinn, von der Tabarettaspitze nach Norden vorzudringen und von dieser Seite den Ortlergipfel zu gewinnen.

auf die Spitze überſieht, uns zu beobachten. Scherzend fragte ich: „Muß ich ihnen für dieſen Gang das Poſtgeld bezahlen?“ „Nein — ſagte er — Sie dürfen nicht einmal danken; denn ich gehe aus eigenem Antriebe und freundſchaftlicher Theilnahme.“

„Um 2½ Uhr verließen wir das Poſthaus, wobei uns von den Bewohnern des Ortes und den anweſenden Fremden viele Glückwünſche nachgerufen wurden. Mich rührten die herzlichen Ausdrücke der für uns Beſorgten. Wir ließen die Straße rechts, gingen über die Wieſe thaleinwärts auf einem guten Bergwege, welcher uns zur Linken den Trafoier Bach in der Tiefe zeigte und endlich uns hinabführte auf den Thalboden, in eine Sand- und Steinwüſte, den Spielraum unbändiger Gewäſſer, der drei Quellbäche des Trafoier Baches. Nachdem dieſe überſchritten, waren wir bei den „drei heiligen Brunnen“.

Links am Wege ſind unter einem Dache drei Standbilder errichtet, welche den Erlöſer, ſeine Mutter und den geliebten Jünger vorſtellen, jedes mit einer eiſernen Röhre in der Bruſt, woraus das Waſſer eines friſchen Bergquells ſtrömt. Nahebei ſteht das einſt von einem Einſiedler bewohnte Haus, jetzt zur Einkehr für den Geiſtlichen von Trafoi beſtimmt, daneben die Kapelle und gerade vorn die Kirche, ein Wallfahrtsort „zur Mutter Gottes“. Die Anhöhe vom Boden bei den drei heiligen Brunnen bis zu den großen Wänden des Ortlers hinauf heißt „das Bergl“. Dieſes, faſt durchaus ſteil, doch größtentheils mit Wald beſtanden, erhebt ſich etwa 650 Meter hoch; die Meereshöhe iſt 2014 Meter. Es wurde in anderthalb Stunden erſtiegen. Oben trafen die beiden Ankömmlinge den Joſele und Strimmer auf dem Lagerplätzchen bei einer verfallenen Schafhütte.

Als es an's Auspacken ging, bemerkte Joſele ſogleich, daß die Nachtdecke für den Herrn fehlte und glaubte, Lex habe ſie vergeſſen. Der rüſtige Profeſſor erklärte ihm aber, daß er abſichtlich habe keine mitnehmen laſſen. „Nur nichts Unnöthiges!“ In derſelben Tracht eines Weltgeiſtlichen, in welcher er in Salzburg einherging, wollte er auch ſeinen Spaziergang auf den Ortler machen — im einfachen Frack, in ſchwarzen Strümpfen und Schnallſchuhen. Freilich war das Wetter ſehr warm; doch wehte auf dem Berge nach 6 Uhr ein kühles Lüftchen und die Nacht wurde noch kühler. Viel ſchmerzlicher für den Herrn, der gerne ſeinen Kaffee mit Zucker verſüßte,

war die Entdeckung, daß wohl Chokolade, Kaffeepulver, Brod, Braten und Schmalz, aber kein Zucker mitgenommen sei. Da mußte denn in den Kaffee Chokolade gethan werden und ein Stück Schmalz ersetzte den Rahm. In der Mitte einer kleinen Vertiefung wurde das Feuer unterhalten, an welchem sich die vier über Nacht, so gut es gehen wollte, erwärmten.

Um $3^1/_2$ Uhr früh stand Josele auf und bereitete wieder eine Pfanne voll Chokoladen-Kaffee. Um 4 Uhr begann der Nebel sich zu verziehen, es wehte ein frischer Wind vom Ortler nieder, das Thermometer zeigte 3° R. Die kleine Gesellschaft brach auf; die Führer in Jacken, der Professor in bloßen Hemdärmeln — wie er's bei allen Bergbesteigungen gewohnt war. Er vermied auf diese Weise das starke Schwitzen und somit auch die Gefahr der Erkältung. Er wollte im Vertrauen auf das gute Wetter sogar seinen Frack zurücklassen, was jedoch die anderen nicht litten und ihn lieber selber trugen.

„Nachdem die hohe Eiswildniß über dem Dobretta*)-Thal und die vor uns aufgerichteten Stoßwände uns augenscheinlich gezeigt hatten, daß mit ihnen nichts anzufangen sei: so mußten wir uns rechts wenden, um, zunächst in südlicher Richtung, über den obern Rücken des Berges hin die nordwestlich abfallende Schneide des Ortlers zu umgehen und den dahinter liegenden Ferner zu gewinnen. Wir stiegen also den Rest des Waldes und Krummholzes hinan und zogen uns dicht unter einer kleinen Wand hinum, wobei wir Trafoi immer weiter aus den Augen verloren. Eine breite Plaite**), auf welcher wir quer hinüber mußten, mahnte uns, die Steigeisen anzulegen; denn das lockere Geschiebe wich fast unter jedem Tritte und die Steine sprangen dem tief unten auslaufenden Ferner zu. Doch auf dem losen Hange halfen die Spitzen wenig. Josele führte uns in ziemlich gleicher Höhe fort, allmählich links einlenkend. Indessen schlug die Sonne auf den höchsten Eiskuppen und Felsenspitzen an, welche nun, vom Dunkelblau des Himmels scharf begrenzt, im grellen Morgenlicht herumstanden, wie Opferfeuer zum Preise des Schöpfers! Solche Erscheinungen hat der Wanderer auf Bergen viel näher, klarer und ausgebreiteter vor sich, als der Beobachter im

*) Tabaretta.

**) Pleiß-Steilhang.

Thale und das auf Höhen ohnehin schon rege Gemüth empfindet das Große und Hehre viel stärker und inniger und strömt von frommen Gefühlen viel leichter über, als unten im alltäglichen Leben.

Das Flammenartige war wieder vergangen und schon weit herab reichte die Sonne, als wir, 18 Minuten nach 5 Uhr, den hinteren oder unteren Ortlerferner betraten, froh, von den vier natürlichen Abtheilungen unserer Bergreise nun eine, nämlich das Bergl, den Riesenfuß des Ortler, hinter uns zu wissen."

Der Anfang des Gletschers zeigte ein Gemisch von Steinen, Sand und Erde — alles zusammengefroren. Die Wanderer gingen schräg über den Ferner hin, bis an den von ihm herabströmenden Bach, den sie aufwärts verfolgten.

„Das Eisthal zieht sich in südöstlicher Richtung hinauf und bildet oben, gegen das Innerste des Suldenthales, eine große Scharte; hinter uns senkte es sich dem Fuße des Madatsch zu, an welchem Berge vorbei wir die obere Strecke der neuen Straße mit ihrem vielfachen Zickzack sahen — ein freundlicher Rückblick aus unserer öden Schlucht. Rechts und vorwärts bis zur großen Scharte erhob sich der mächtige Trafoier Ferner noch fast 1300 Meter über uns, durchgehends sehr steil, mannigfaltig zerrissen, im hellsten Sonnenschein fast blendend. Desto dunkler wölbte sich darüber das Blau des Himmels. Links und vor uns hin stand trotzigen Ernstes der Ortler mit seinen nackten schwärzlich grauen und noch vollends beschatteten Wänden, die nach der ganzen Länge des Berges in einer Reihe fortlaufen, tief in's Thal hinein 1000 bis 1100 Meter hoch und erst gegen den Hintergrund niederer, weil dieser stark ansteigt und der um die höchste Spitze ausgebreitete Ferner weit herabreicht. Das ungeheure Felsengemäuer hängt an vielen Stellen über und zeigte uns in Menge Lücken von ausgefallenen Massen, wovon noch Trümmer auf dem Eise lagen. Aeußerst kühn hat hier die Natur gebaut und langsam bricht sie ihren Bau wieder ab.

In höheren und rauheren Gegenden des Alpengebirgs kein Fremdling mehr, hatte ich doch nie zuvor ein so schauerlich wildes und zugleich so majestätisch erhabenes Thal betreten. Mit Staunen und Vergnügen wanderte ich in dieser Wüste, meine Augen schweiften beständig auf den Fels- und Eisgebilden herum, schwelgend im seltenem Genusse, welchen mir die sonderbaren und großartigen Umgebungen,

bei ſtets wechſelnder Gruppierung und Beleuchtung der Gegenſtände, in reichem Maße gewährte."

Doch bald hörte das Betrachten auf. Das Gletſchereis klaffte in Spalten und Riſſen, der vor einigen Tagen gefallene Schnee verdeckte manche gefährliche Stelle und nur mühſam drang man weiter. Endlich waren die Steilwände erreicht, die erklommen werden mußten. Aber vor ihnen gähnte eine mehrere Meter breite „Bergkluft". Ueber ein lockeres Gerölle, das in die Kluft hinabgerutſcht war und auf welches ein Bächlein niederplätſcherte, ward der Uebergang verſucht.

„Lex!" ſprach Joſele, „nimm das Seil, knüpfe dies beim End' an und ſteig' voraus!" Er that, wie ihm befohlen und zog im Klettern den 16 Meter langen Strick nach. „So hoch wir reichen konnten, hielten wir ihm Stock und Picke zum Daraufſtreten an die Wand hin und ſchoben ihn aufwärts. Für die weit größere Strecke aber blieb er ſich ſelbſt überlaſſen. Wiederholt ſchien es, als käme er nicht mehr fort; er mußte immer erſt — nicht nur ſchauen, wo er ſich mit den Fingerſpitzen anhalten und eine Zinke des Fußeiſens einſetzen könne, ſondern auch prüfen, ob er dieſen kleinen Vorſprüngen des verwitterten, durchklüfteten und faſt ſenkrechten Felſens trauen dürfe. Doch arbeitete er ſich glücklich empor und kroch oben, da ſich endlich die Wand etwas zurücklegte, über dieſelbe hinein. Bevor uns aber das Seil ganz entwich, mußte er niederſitzen, ſich anſtemmen und daſſelbe für die Nachkommenden feſt halten, um dieſen Erleichterung zu verſchaffen. — Zunächſt folgte ich dem jungen Pichler. Beide hielten wir nun das Seil dem Gamper, — und nach Aufziehung des Reiſegeräthes — alle drei dem Joſele. Dieſer entdeckte mir jetzt ſeine frühere Beſorgniß, wie ich bei dieſer Wand mich benehmen werde und meinte nun: „Weil es ſo geht, iſt der Handel ſchon gewonnen.""

Thurwieſer war ſo in Eifer gekommen, daß er immer haſtiger fortſtürmte. Der gute vorſichtige Alte erinnerte jedoch daran, daß es nun Zeit ſei, etwas zu eſſen und zu trinken, damit dann der Weg auf den oberen Ferner in einem Zuge zurückgelegt werden könne. Im Stehen wurde das zweite Frühſtück verzehrt. Lex mit dem Lederbecher des Profeſſors, den er aus dem vorbeieilenden Bache füllte, machte den Mundſchenk.

Josele schritt wieder voran, die Keule (ein Holzscheit, mit dem er oben auf dem Ortler ein Feuer anzünden wollte) in der Rechten, auf der linken Schulter die Pfanne, deren Stiel nach der Bergspitze wies. Es ging durch einen Engpaß, einen der gefährlichsten am Ortler, wegen der unaufhörlich niederfahrenden Felsbrocken. Wieder kam eine Steilwand, welcher Josele links ausbog, während Thurwieser und Lex sich rechts zu einem zwischen Eiszapfen herabrieselnden Bächlein wandten, um ihren Durst zu löschen. „Dort dürft ihr nicht hin!" rief der Alte; „es möchten Steine sich ablösen!" Ringsum standen rissige Felsen und Eissäulen. Der Professor mußte seinen brennenden Durst überwinden.

Abermals gelangten sie an einen Felsenvorsprung, der sie bis an den Rand des Abgrundes hindrängte, aber auch vor Steinfällen aus der Höhe sicherte, denn diese wären über sie hinweggegangen. Dann mußten sie wieder ein enges und sehr steiles Thal durchwandern, eine Art Rinne, bei deren Beginn Josele sagte: „Da müssen wir schauen, daß wir bald aus dieser Gurgel kommen!" Schon war die Sonne hoch genug gestiegen, um das Eis, in welchem die hohen Steine eingebackt waren, zu schmelzen, und bald sausten auch am Kopf des Lex ein paar Steinkugeln vorüber. Es dauerte etwa über eine Viertelstunde, bis dieser sehr schlüpfrige Engpaß durchschritten war. Beim Austritt aus demselben öffnete sich plötzlich die Aussicht, welche schon mehr als einen Halbkreis umfaßte und fast senkrecht zu den Füßen lag 300 Meter tief der Gletscher in wilder Zerklüftung.

Es war 9 Uhr, als dieser Standpunkt erreicht war; nur 5 Minuten ward gerastet, denn das obere Eisfeld war noch 2 Stunden entfernt und von dort hatte man noch $1^1/_2$ Stunden bis auf die Spitze.

Der Weg zum oberen Ferner ging nun nordöstlich in einem unregelmäßigen Zickzack über die „Wandln" und „Stellen", welche von den ungeheuren Felsenschichten des Bergkolosses gebildet, sich terrassenförmig erheben. „Wandl" (das Diminutiv von Wand) heißt der mehr oder weniger senkrechte Absturz, — „Stelle" die zwischen dem oberen und unteren Wandl dachförmig ablaufende Oberfläche einer Schicht, die gewöhnlich mit Steingeröll überschüttet ist.

Die Stellen waren oft sehr jäh und glatt, noch schwerer aber die ungefähr 20 Meter hohen Wände zu erklettern, an denen mit Mühe schräge Spalten, kleine Absätze oder Löcher aufgesucht wurden, um den Fuß einsetzen zu können. Zahlreiche Eiszapfen hingen da herab, von denen Thurwieser manches Stück abbrach, um die lechzende Zunge zu kühlen. Hier und da mußten in einen Eisstreifen auch Stufen eingehauen werden, oder es galt, unter einer glatten Fläche über hervorstehende Felszacken hinweg zu klettern. Trotz allem Steigen und Mühen sah man drüben den Trafoier Ferner noch immer in ansehnlicher Höhe und Thurwieser ward ganz ärgerlich über die Bergspitze, welche sich durchaus nicht beugen wollte. Sie ward später ihm zu Ehren die „Thurwieserspitze" genannt. Josele bemerkte dem Ungeduldigen: „Wir sind noch nicht droben; haben wir erst den oberen Ferner erreicht, dann wird sie schon nachgeben!"

Noch einmal mußte eine Steilschlucht durchschritten werden mit tiefem Sande und Geröll, dann wurde, 11 Uhr 7 Minuten, der obere Gletscher erreicht, — die ewige, nie gelüftete Eisdecke des Ortlerhauptes. Der Abhang, von der Sonne beschienen, stand in blendender Weiße da, bei 8 Meter hoch, 60 bis 65 Grad geneigt, unten hartes Eis, aufwärts allmählich übergehend in körnigen, zu oberst in lockeren Schnee. Im Eise wurden mit den Picken einige Staffeln gemacht, höher hinauf stieß Gamper mit seinen derben Schuhen Tritte ein, in welchen die übrigen folgten.

Oben angelangt, zogen sich die Wanderer bald links hinter einer kleinen „Riffel" oder zackigen Felsenschneide durch und betraten am Ende derselben eine steinige Ebene von etwa 33 Quadratmeter — die Sonne hatte dort den Winterschnee und das Eis weggeschmolzen. Dort legte Josele den Ranzen und das Holzscheit ab, da wollte er nach der Rückkehr von der Spitze Kaffee kochen. Zu einer Rast gönnte man sich keine Zeit, einiger Mundvorrath wurde gleich mitgenommen und im Gehen verzehrt.

Als die erste Höhe des Gletschers genommen war, gingen dem Blicke drüben die eisigen Oetzthaler- und Matschergebirge auf, bereits gedemüthigt. Der Gipfel des Ortler war unsichtbar geworden, er mußte nordsüdöstlich liegen; doch direkt war in dieser Richtung nicht vorzudringen; man konnte erst später links umbiegen.

Die Sonnenstrahlen, von dem Gletscher zurückgeworfen, blendeten die Augen und brannten, bei völliger Windstille, stark ins Gesicht. Thurwieser hatte zwei Schleier und schwarzen Flor mitgenommen und wollte diesen mit seinen Begleitern theilen. Allein Josele und Gamper lehnten ab; ihnen thue der Sonnenschein auf Fernern nichts, meinten sie und Lex nahm nur aus Gnade ein Stück Flor an. Der Herr Professor jedoch band sich, mit Recht vorsichtig, beide Netze unter das Kinn und schlug sie rings unter den Hut auf.

Der Weg wurde steiler und beschwerlicher und Josele fühlte sich angegriffen. „Geht nur fort", sprach er, „ihr braucht mich jetzt ohnehin nicht mehr; ich lasse mir Zeit und komme schon nach!" Thurwieser redete ihm zu, nach dem Kochplatze zurückzukehren und dort zu rasten; er aber wollte so lange als möglich auf den Füßen bleiben. Doch es dauerte nicht lange, so ließen die Kräfte den guten Alten im Stich und er war aus den Augen der drei schneller vorwärts eilenden Männer entschwunden. „Sein Zustand bekümmerte mich — schreibt Thurwieser — meinetwegen hat der brave Alte die Strapaze übernommen, welche ihm nun zu stark wird. Wenn er uns in dieser unwegsamen Wildniß nur nicht erkrankt!"

Es war allerdings ein kritischer Augenblick, als die drei ohne den kundigsten Führer in den Eisklüften vordrangen. Gamper, der schon einmal auf dem Ortler gewesen, war indeß voll Zuversicht, trotzdem, daß die Klüfte am linken Rande des Gletschers immer breiter und tiefer wurden. Nicht ohne Grausen schaute der kühne Thurwieser in dieses wilde Geklüft und wendete dann gerne wieder seine Blicke nach rechts, gegen den Trafoier Ferner, dessen höchste Kuppen, jene Trotzköpfe, die sich so lange nicht beugen wollten, nun auch vor solcher Höhe niedersanken.

Der Schnee wurde immer lockerer und tiefer, je näher sie dem Gipfel kamen; das anhaltende Steigen und Klettern hatte beide Männer matt gemacht und Thurwieser hatte noch überdies am Beginn des Ferners Steine gesammelt, die er bis auf die Spitze des Bergriesen tragen, dort in den Schnee legen und dann nach Hause mitnehmen wollte! Als sie die Schneide des Bergrückens betraten, öffnete sich die Aussicht gegen Osten und zu ihren Füßen zog ein steiler Schneehang über ein Eislager, das sich in's Innere des Sulden-Thales niedersenkte. Hier mußte Gamper des Professors Frack

niederlegen. „Da laß ihn", ſagte Thurwieſer lachend, „bis wir wiederkommen, über die Schneide halb ins Sulden-Thal, halb ins Trafoier-Thal ſchauen."

Die ſo lange erſehnte Spitze war nur noch einen Scheibenſchuß entfernt; dahin wateten ſie im halbweichen Schnee, hart an dem Schneebret hin, das der aus Weſtnordweſt wehende Wind nach Oſten hin abgelagert hatte und das nun ein 0,8 bis 1 Meter ausſpringendes Vordach bildete, welches der ſchräg eingeſtoßene Stock leicht durchbrach. Um 12 Uhr 36 Minuten war das Ziel erreicht — leider ohne den braven alten Pichler, der vor Mattigkeit zurückgeblieben war. Lex eilte ſogleich zur Unterſtützung des alten Vaters zurück.

Profeſſor Thurwieſer berichtet: „Wir ebneten ſogleich mit Hand und Fuß den — wie es ſchien, 8 bis 10 Meter hoch über den Felsboden — aufgethürmten Schnee, um auf dem gewonnenen, höchſtens 2 Meter im Durchſchnitt haltenden Raum neben einander ſtehen und mit einiger Sicherheit uns bewegen zu können. Mein Bergſtock wurde eingeſteckt, daran Barometer und Thermometer, aber auch, um dieſen Schatten zu geben, Gamper's Jacke gehängt. Bis jetzt hatte ich abſichtlich wenig in die Ferne geſchaut; nun aber rückte ich den Hut, die lichtdämpfenden Schleier fielen und eine unermeßliche Ausſicht ſtrahlte mir plötzlich entgegen: — ein freudiger, tief ergreifender, ja faſt betäubender Eindruck! Kaum hatte einſt der Anblick des adriatiſchen Meeres ſo ſtark auf mich eingewirkt, wenigſtens des Brauſens der Wogen und des einförmigen Anſehens wegen nicht ſo belebend und erheiternd; da hingegen von dieſem hohen Adlerſitze meines Vaterlandes Tirol alles in dem weiten Umkreiſe im heiterſten Lichte, in ſtiller Majeſtät, in unbeſchreiblicher Mannigfaltigkeit unter mir ſich ausbreitete und der Blick, über mächtige Koloſſe hinweg, in faſt unbegrenzte Räume ſchweifte. Hoch ſchlug mir das Herz, von innigem Dankgefühl netzte und hob ſich das Auge gen Himmel, der uns näher gerückt ſchien, tiefblau über den blendend weißen Gehängen ruhte und von dem die Sonne ſtrahlenloſer herableuchtete. Um mich her ſtrotzte mit geringer Ausnahme alles von Bergen und faſt nach jeder Seite hin ſtanden, wie ungeheure in einem Augenblick erſtarrte Wellen eines in höchſter Wuth tobenden Meeres, Gipfel über Gipfel bis in's Unabſehbare; bei der großen Klarheit der Luft verſchwammen die Gegenſtände in bläulichem Duft. Deutlich ſah ich die Hochgebirge des größten

Theiles von Tirol und über dieſelben hinaus die eiſige Grenzlinie Salzburgs und Oberkärntens, noch abwärts vom Groß-Glockner. Aber leider konnte ich den Spiegel des adriatiſchen Meeres, in welchen doch die Ausſichtsweite fällt, nicht mehr unterſcheiden: ebenſowenig den noch im Geſichtskreiſe ſtehenden Apenninenzug längs dem Meerbuſen Genuas, jedoch beſtimmt die Gletſcherhöhen der Lombardei, Piemonts, wahrſcheinlich auch Savoyens, dann die Hörner und Kuppen der Schweiz, größtentheils aus Eis und Schnee auftauchend, bis endlich zwiſchen dieſen und dem Fernerſtock des Oetzthales das Auge über den Rand des Gebirgslandes in Badens, Württembergs und Baierns Ebenen ſich verlor.

„Hoch ſchweifte der Blick über die ſtolzen Nachbarn des Ortlers, über den Suldner Ferner, ſeine Aeſte und Hochgipfel: die Pederſpitzen, die Köpfe des Trafoier Ferners und ſogar über die Königswand hinweg; die Zufallſpitze (Monte Cevedale), ein gewaltiger Eisberg, hatte eine Nebelhaube aufgeſetzt, welche, oben hellweiß beleuchtet mit graulichem Rande ſeine Kuppe umfing.

„Am meiſten erregte meine Aufmerkſamkeit die Linie über das Berninagebirge und ſeine furchtbaren Schneegipfel; denn jenſeits derſelben erſchienen entfernte und in langem Zuge fortlaufende Gletſcher, der gewaltige Eisſtock des Monte Roſa und ſeine Fortſetzung bis zum Montblanc. Da die vom leicht erkennbaren Monte Roſa ſich rechts darſtellenden Höhen durch einen merklich ſtärkeren Luftſchleier ihre größere Entfernung andeuteten, ſo glaube ich, in jener Reihe von Gletſchern auch das ehrwürdige Haupt des höchſten europäiſchen Rieſen geſehen zu haben.“ *)

Nach einer ſchmalen ſchneefreien Lücke zeigte ſich rechts der Gletſcherzug nordöſtlich vom Simplon und ſogleich das majeſtätiſche Eisgebirge des Berner Oberlandes mit der Jungfrau, dem Finſteraarhorn, Schreckhorn ꝛc. ꝛc. Dann folgte eine dreifache Reihe von Schneeſpitzen — die Nordgrenze Ober-Engadins, die Rheinquellen und die Reuß in Uri umfaſſend. Weiter nach Norden vereinzelten ſich die weißen Gipfel und der hohe Sentis in Appenzell ſchloß die

*) Ortler und Montblanc ſind 2145 Kilometer von einander entfernt. Dieſe Entfernung wäre kein Hinderniß, den einen Gipfel vom andern aus zu ſehen, wenn nicht die Monte Roſa-Gruppe in die Geſichtslinie hineinträte.

Reihe. Der Blick ging über die Höhen Vorarlbergs und des nordwestlichen Tirols in graue Nebelferne und kehrte dann zu den nahen Oetzthaler Gletschern zurück, bis endlich die Augen auf dem üppig grünen Thale von Schlanders bis Reschen mit seinen freundlichen Ortschaften Ruhe fanden."

Das Wetter konnte nicht schöner sein. Beide Männer waren in Hemdärmeln und spürten durchaus keine Kälte. Das Thermometer zeigte im Schatten auf nahezu 4° R. Die Luft war ganz still und nur hier und da wehte ein kühles, aber sehr erquickendes Lüftchen von der Oetzthaler Gruppe herüber. Sobald sich der Professor die nöthigen Notizen gemacht hatte, mußte an den Rückzug gedacht werden. Um ½12 Uhr verließen die beiden Männer den Gipfel, Thurwieser nicht ohne Wehmuth, doch voll innigen Dankes, daß ihm ein solcher Blick vergönnt worden sei. Wiederum verhüllte er sein Gesicht und nachdem sein Gefährte wieder den Frack in Empfang genommen hatte, rutschten beide an abschüssigen Stellen auf dem Gesäß herab und langten schon um 2 Uhr bei der zweispitzigen Riffel an, wo sie die beiden Pichler am Feuer beschäftigt fanden. Josele fühlte sich noch nicht ganz wohl und sagte: „Mir hat der Wein nicht getaugt; meine Sache wäre bisweilen ein Schluck Branntwein gewesen." Es dauerte etwas lange, bis das Eiswasser zum Sieden gebracht wurde und der „Ortlerkaffee" fertig war, der jedoch allen mundete.

Josele übernahm wieder das Führeramt. Als sie an das bröcklige Wandel gekommen waren, befahl er dem Lex, dem Herrn das Seil um die Brust zu schlingen. Dieser wollte davon nichts wissen und gab nur nach, weil ihn der Alte dringend bat. Aber der Strick erwies sich in der That als ein Hemmschuh, denn Lex zog ihn so straff an, daß Thurwieser immer schreien mußte, er möchte nachgeben. Mit größter Umsicht leitete Josele den ferneren Rückzug; auch der untere Gletscher, der „Thalferner" wurde glücklich überschritten und um 8¼ Uhr, als schon die einbrechende Nacht das Gehen auf dem rauhen Boden und in dem Gehölz unsicher gemacht hatte, ward das Nachtlager auf dem Bergl erreicht.

Schon beim Herabsteigen über die Wandln hatten sich einige Wolken gezeigt, vom untern Ferner sah man Nebel über dem obern aufsteigen und bald war der ganze Himmel bedeckt. Dieser Umstand hatte das Dunkelwerden sehr beschleunigt.

„Unſern Lagerplatz fanden wir unberührt; es wurde Feuer angemacht, gekocht und zugleich beſtimmt, daß Gamper in aller Frühe nach Trafoi herabgehen ſolle, um Anſtalt zu treffen, daß ich in der Kirche bei den drei heiligen Brunnen Meſſe leſen könne.

„Im Verhältniß zu der großen Anſtrengung fühlte ich wenig Müdigkeit und ſelbſt dieſe wurde durch das Schlafen auf dem kühlen Boden ſo vollkommen ausgezogen, daß ich am folgenden Morgen nicht das Geringſte mehr davon empfand und beinahe Luſt gehabt hätte, den Ortler wieder zu beſteigen."

Der Führerlohn war vor der Reiſe gar nicht erwähnt worden. Thurwieſer, voll Freude über das gelungene Werk, zahlte dem Gamper 4 Dukaten, ebenſoviel dem Lex und 50 Gulden dem wackeren Joſele.

Die vom Ortler mitgenommenen Steine (feinkörniger Dolomitkalk) ſchliff und polierte er in Salzburg und zwei der ſchönſten ließ er zu Uhrgehängen in Gold faſſen.

4. Aus Julius Payer's Wanderungen in den Ortler-Alpen.

Unter den kühnſten und ausdauernſten und zugleich fach- und fachkundigſten Alpenbeſteigern der neuern Zeit muß man J. Payer nennen, der ſich als k. k. Oberlieutenant zuerſt durch Erforſchung großer Gletſchergebiete in den Oſt-Alpen unvergängliche Lorbeeren errungen, dann durch ſeine Theilnahme an der Nordpolexpedition ſich in den weiteſten Kreiſen bekannt gemacht hat. Auf Männer ſeines Schlages darf die deutſche Nation ſtolz ſein. Mit der Abſicht, die Ortler-Alpen und das angrenzende Adamellogebiet eingehend geographiſch zu unterſuchen und Detailkarten dieſer Gebiete zu zeichnen, begann er im Sommer 1864 ſeine Wanderungen und Forſchungen im Preſanella- und Adamellogebiete, an das ſich dann in den nächſten Jahren die Unterſuchungen der Ortlergruppe anſchloſſen. Nachdem er ſich bereits 1865 in den Petermann'ſchen Mittheilungen (Ergänzungsheft 17) durch ſeine gründliche Arbeit Arbeit über die Adamello-Preſanella-Alpen die literariſchen Sporen verdient hatte, erſchien 1867 (Ergänzungsheft 18) ſeine Arbeit über die öſtlichen, 1868 (Ergänzungsheft 23) über die weſtlichen, 1869 (Ergänzungsheft 27) über die ſüdlichen Ortler-Alpen, 1872 über die

Centralen Ortler-Alpen (Ergänzungsheft 31), mit Originalkarten, Farbendruckbildern, Profilen, Höhen- und Gletschermessungen, genauen statistischen Angaben und kurzen prägnanten Schilderungen der Gipfelbesteigungen. Welche Elastizität des Geistes und Körpers gehörte dazu, daß ein Mann, ohne wissenschaftliche Gehülfen in jeder Beziehung nur auf die eigenen Hülfsmittel verwiesen, das alles in so kurzer Zeit zu Stande brachte! Denn die Zeit für die Wanderungen in der Hochalpenregion war kurz zugemessen, auf wenige Wochen beschränkt. Payer eroberte aber frischweg einen Hochgipfel nach dem andern; war er heute auf dem Ortler gewesen, so stand er übermorgen schon auf der Königsspitze; in den Süd-Alpen der Ortler-Gruppe erstieg er in 30 Tagen nicht weniger als 21 Hauptgipfel, von denen 10 über 3200 Meter hoch waren! War er nach halsbrechenden Klettereien auf der Bergspitze angelangt, dann durfte er sich nicht lange dem Genuß der herrlichen Aussicht hingeben, vielmehr mußte er sogleich seine Arbeit des Zeichnens und Winkelmessens, welche hauptsächlich der Zweck seiner Besteigung war, beginnen, oft in schneidend kaltem Winde mit erstarrten Händen. Auf dem Ortler arbeitete er fast zwei Stunden lang, während sein getreuer Führer Pinggera — ein Deutschtiroler aus Sulden — ihm Fleisch und Brod zum Munde reichte.

J. Payer benützte bei seiner Ortlerbesteigung den jetzt so häufig begangenen Weg von Sulden aus über die Tabarettawände. Sie umgingen auf einem Eishange die wilden Zacken der Tabarettaspitze und stiegen am Steilrande der Tabarettaschlucht aufwärts, auf deren anderen Seite die mit Glatteis bedeckte Pleiß (Steilhang) des Tabaretta-Gletschers sich herabsenkte. Wie Pinggera bemerkte, war diese im Juni noch mit hohem Schnee bedeckt gewesen, jetzt (am 4. September 1865) mit ihrem Geklüfte ganz bloßgelegt. In schräger Linie klommen sie an derselben empor und Pinggera mußte $^3/_4$ Stunden lang Stufen einhauen.

Darauf ging es über Gletscherterrassen und durch Felsschluchten den Gebirgskamm hinauf, bis eine neue noch steilere Pleiß (wohl von 50° Neigung) sich entgegenstellte, in welche, quer aufsteigend abermals Stufen gehauen wurden. Ueber mäßig abfallende Firnfelder gelangten sie auf das obere Ortlerplateau; eine pralle Eiswand wurde umgangen und dann das Eisdach des Ortler auf der

flacheren Südseite betreten, die sich aber auch bald zu einer scharfen Schneide zusammenfaßte.

Um 10 Uhr erreichten sie den Gipfel nach $7\frac{1}{2}$ stündigem Marsche (die Rasten abgerechnet) und Payer begann sogleich an der Karte zu arbeiten.

Der heitere sonnige Herbsttag ließ nichts zu wünschen übrig, die ganze Ortler-Gruppe lag in schärfsten Umrissen dem Blicke offen. „Tiefen und Fernen schienen unendlich, 2060 Meter unmittelbar unter uns sahen wir das Kirchlein von St. Gertraud, auf den warmen Tönen der hellgrünen Thalsohle haftete das Auge mit freudiger Erregung und mit erhabenem Gefühl durcheilte der Blick den Raum von Steiermark bis nahe zum Jura." Eine Welt von Bergen und Bergketten, unendlich gegliedert und durchbrochen, ein Stück Erdoberfläche von ca. 165 200 Quadratkilometer (Montblanc 220 300 Quadratkilometer) lag ausgebreitet ringsum.

Die Aussicht vom Glockner hält Payer dennoch für die schönere. „Am Ortler sieht man nur Gebirge, am Glockner Hoch-, Mittel- und Kleingebirge, auch Ebenen und einen Theil der Adria (freilich nur an äußerst günstigen Tagen, daher von Vielen bestritten)."

Der 5. September ward der Erholung gewidmet, am 6. und 7. September sollte die Königsspitze (der zweithöchste Gipfel der deutschen Alpen) und die Cevedalespitzen erstiegen werden. Die Erkletterung der schönen stolzen Pyramide der Königsspitze, welche bei zureichender Schneefülle keine allzugroßen Schwierigkeiten bietet, aber bei Mangel derselben höchst gefährlich wird, weil der Aufstieg dann über die scharfen Eiskanten genommen werden muß, ist jedenfalls das höchste Bravourstück unter allen Bergfahrten, welche der unermüdliche, schwindelfreie, kniefeste Payer unternommen hat.

Als Träger für diese Partie war noch ein großer starker Mann, Joseph Rainstadler, angeworben. In sternheller Nacht um $3\frac{1}{4}$ Uhr Morgens des 6. September verließen die Männer das Vidum (die Pfarrwohnung) von St. Gertrud und wanderten bei Laternenlicht über die rauhen Steinhalden am Abhange des hinteren Grates den schlechten Pfad hinan über die Schönleitenhütte, aus welcher der Schäfer verwundert hervorkroch, zum aperen Boden (eisfreien Feld), dann betraten sie den Gletscher und stiegen über Moränen und Eis-

wellen in der Richtung des Fornopasses aufwärts. Weiter ging es an den nordwestlichen Abfällen des Schrötterhornes über sehr steile zersprungene Eishalden, über die nur eine 6 Centimeter dicke Firndecke lag. Bis dahin waren zwei Schafböcke aus der Schönleitenhütte den Wanderern gefolgt und wollten sich durch keine Steinwürfe zurücktreiben lassen. Nun aber war es den Thieren doch zu bedenklich und sie kehrten um.

Obwohl der Fornopaß unzugänglich schien und das Königsjoch besser aussah, wandten sich die Wanderer nun zum Fuß des Schrötterhorns über einen 55° steilen Eishang und überschritten die Grenze der Lombardei. Vor Ueberschreitung einer mit Glatteis bedeckten Pleiß und trümmerbedeckter Abhänge verbanden sie sich durch ein Seil. Plötzlich rutschte Rainstadler aus und riß seinen Vormann Payer rücklings mit. Doch Pinggera, obgleich schwer bepackt, stand felsenfest; er hielt die beiden jäh Abrutschenden fest im Momente, da sie schon an den Rand einer Schlucht gekommen waren.

„Den wackeren Mann belobend, ließ ich den Strick sogleich einrollen und gelobte, mich nie wieder mit dem ungeschickten Rainstadler zusammenzubinden. Beim weiteren Absteigen auf das Firnplateau, südstöstlich der Königsspitze, bewies er seine Unverläßlichkeit noch mehrmals, deshalb fragte ich ihn, ob er bestimmt versprechen könne, auf der Königsspitze selbst nicht wieder auszurutschen. Er entgegnete: „Na, sell (selbes, dies) woaß i nit g'wiß!“ und mußte deshalb bei dem Gepäck auf dem weiten Schneefeld zurückbleiben, um 6 Stunden lang auf unsere Rückkunft zu warten.“

Um 11¼ Uhr ward der Fuß der Königsspitze erreicht, um 12 Uhr die Schulter derselben. Sie schien so niedrig und nahe, daß Pinggera sie in einer halben Stunde erreichen zu können meinte. Allein die rechten Schwierigkeiten und Gefahren sollten nun erst kommen und weder der Herr Oberlieutenant, noch sein Führer hatten eine Ahnung davon. Der einzig mögliche Weg war ein Eisgrat, der Anfangs noch einen halben Meter breit, bald in eine völlig scharfe Schneide überging. Es war ein Gang auf Tod und Leben, denn zu beiden Seiten sanken grauenvolle Eiswände jäh hinab und Pinggera hieb deshalb Stufen auf der Schneide selber ein. Aber jeder Fehltritt, jedes Zittern mit den Knieen würde unfehlbar den Sturz in die

Tiefe zur Folge gehabt haben. Um die Gefahr noch zu vermehren, erhob sich ein eisig kalter Wind, dem ein Hagelwetter folgte.

Da begann selbst der brave Pinggera, der unverdrossen die Stufen einhieb, zu klagen; er drängte zur Eile und sagte: „Wird der Wind stärker, so müssen wir uns hersetzen und können hin werden!“

Nachdem die beiden Männer eine volle Stunde langsam emporsteigend auf der steilen Kante balanciert hatten, wurde endlich der Neigungswinkel geringer und sie standen um 2 Uhr 25 Minuten, starr vor Kälte und Nässe, auf dem ziemlich geräumigen Gipfel. Die Wanderung hatte 11 Stunden gedauert. Payer machte einige flüchtige Skizzen und Notizen, während sein Begleiter einen Zweig, an den ein Fläschchen gebunden war, in den Firn steckte. Das Absteigen erforderte die größte Vorsicht und das Balancieren dauerte $^3/_4$ Stunden. Unter strömendem Regen kamen sie, über Gletscher und Moränen, an dem kleinen Lago Zebru vorbei und gelangten endlich, schon bei eingebrochener Dunkelheit, zur Alpe Forno, die von italienischen Sennen bewirtschaftet wird.

Oberlieutenant Payer, des Italienischen vollkommen mächtig, gewann durch seine Höflichkeit den Besitzer, Padrone Battista, eine jener komischen Figuren, wie man sie nur in Italien trifft; beim flackernden Feuer wurde geplaudert, die Italiener nahmen mit großer Delikatesse keinen Wein von den Alpenwanderern, die allerdings ihn selber nicht wohl entbehren konnten, um sich nach der großen Strapaze wieder etwas zu stärken; dann, noch immer nicht trocken, streckten sich die beiden auf das Heulager.

Die Alpe Forno liegt an 2215 Meter hoch und unendlich schön, hart daneben zieht die prächtige gleichnamige Vedretta hinab, darüber ausgespannt ein Kranz wundervoller Berge, Pallon della Mare, Monte Tresero u. s. w.“

Hatten die beiden geübten und taktfesten Bergsteiger in dieser Tour auf die Königsspitze die „Eisprobe“ bestanden, so sollten sie auch noch eine „Schneeprobe“ über sich ergehen lassen. Diese lief jedoch minder glücklich ab und brachte sie dem Untergange nahe. Die Katastrophe fand im Sommer 1867 am Monte Tresero statt und der Held derselben hat sie mit gewohnter gedrängter Kürze in

Nr. 27 der Ergänzungshefte zu Dr. Petermann's Mittheilungen geſchildert.

Nachdem ſie am Vormittage des 20. September den Monte Giumella (Zwillingsberg) beſtiegen, kamen ſie gegen 11 Uhr auf den Col Giumella herab.

„Inzwiſchen hatte ſich auch das Wetter entſchieden verſchlimmert, der Wind brachte dichte, die Spitze umhüllende Nebelballen, deren momentanes Zerreißen uns über den einzuſchlagenden Kurs nach der Punta di S. Matteo belehrte, einem mächtigen Gletſcherhorn (3633 Meter), welches nahe weſtlich aufragte und deſſen Spitze wir, zuletzt etwas ſteiler anſteigend, um 11 Uhr 5 Minuten betraten.

„Wir verweilten eine Viertelſtunde auf derſelben und ich entwarf während einer Zertheilung der Wolken einige flüchtige Skizzen, dann ſahen wir uns durch den undurchdringlichſten Nebel von den tieferen Landſchaften völlig abgeſchloſſen.

„Da wir auch den Treſero nicht ſahen, ſondern ſeine Lage nur muthmaßen konnten, ſo entſchloß ich mich für die Beſteigung desſelben über jene lange, beide Gipfel verbindende, uns ſchon bekannte, im Augenblick jedoch ebenfalls unſichtbare Eisſchneide. Dies war ein arger Fehler, welcher uns beinahe den Tod gebracht hätte. Pinggera, welcher richtiger den Abſtieg über Felſen nach der Vedretta Gavia, alſo eine Umgehung der ſchauerlichen Eismauer, vorgeſchlagen hatte, drang diesmal nicht durch, weil ich ſeine Bevormundung entbehren zu können wähnte.

„Wir ſtiegen alſo von der Spitze über den 50° ſteilen Firn herab, je anderthalb Schritt ſeitwärts befanden ſich ungeheuere Abgründe. Ungeachtet der Weichheit des Schnees hieß es, wie ich jetzt erkenne, das Geſchick herausfordern, als ich dieſen Hang hinabfuhr; Pinggera rief in Verzweiflung darüber erzürnt aus: „Sie ſind ja dümmer als die Nacht!“ welcher Schmeichelei ich jedoch unter geſchilderten Umſtänden kein Gewicht beilegte.

„Nun folgte ein denkwürdiger Gang über die lange Schneide, umrandet von furchtbaren Tiefen und verhüllt durch Nebel. Ohne die Gefährlichkeit deſſelben zu erwägen, wanderten wir — zum Glück unangebunden, wie immer — die Hände in der Taſche,

rauchend und den Bergstock unter dem Arm, arglos auf einer über den Berggrat nach der Seite des Forno-Gletschers überhängenden Schneegwächte fort. Da brach plötzlich ein Stück derselben ab, Pinggera stürzte, erhielt sich jedoch noch wunderbar zwischen Schneebeulen am obersten Saume der kolossalen Eiswand und schwang sich wieder auf die Schneide hinauf.

„So furchtbar ernst die Mahnung auch war, wir achteten ihrer nicht, schritten vielmehr, ohne den Vorfall zu erörtern, weiter. Wieder hielt sich Pinggera, welcher ungefähr fünf Schritt vor mir herging, zu nahe am Rande der Schneegwächte; ich machte ihn darauf aufmerksam, er aber erwiderte: „Besser zu weit rechts, als links, denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen.“ Genau in dem Augenblicke, wo ich die erneute Warnung: „Wenn es hier jetzt wieder eine Schneegwächte gäbe!“ ausgesprochen, erfolgte ein dumpfer Knall, verursacht durch die Ablösung des gesammten Schneeüberhanges, auf welchem wir uns befanden — ich sah Pinggera lautlos kopfüber die Eiswand auf den Forno-Gletscher hinabstürzen und folgte ihm mit dem Bewußtsein des Unterganges im selben Momente nach. Sogleich verlor ich Hut, Brille und Bergstock und schneeumhüllt, gewissermaßen in einer Lawine, glitten wir im raschen Fluge die Abhänge hernieder, wurden an senkrechten Abbrüchen hinausgeschleudert und momentan befanden wir uns dann in freier Luft, mit bangem Gefühl das Auffallen, möglicher Weise auf ein Felsriff, erwartend. Während dieses nur wenige Augenblicke dauernden Sturzes hatte ich Anfangs den Kopf voraus, sah nichts, und alles, an was ich mich anzuklammern suchte, war geballter, mitfliegender, aufwirbelnder Schnee. Unwillkürlich fiel mir die Matterhornkatastrophe ein, doch auch ein ähnliches von Engländern überstandenes Abenteuer am Monte Rosa. Ich selbst erreichte, zuletzt über einer an 25 Meter hohen senkrechten Absatz des Eises herabstürzend, in horizontaler Seitenlage eine tiefe Schneegrube und blieb darin stecken — zu meinem Glück!

Im ersten Augenblick fühlte ich mich wie erschlagen. Obgleich heftig erschüttert, stöhnend, aus Mund und Nase blutend, war ich doch unverletzt, zu welcher Ueberzeugung ich jedoch erst kam, als ich mich aufrichtete und von der erstarrenden Schneeumhüllung frei machte. Der nächste Gedanke galt Pinggera. Mit halb einge-

frorener Stimme rief ich ſeinen Namen — die Eiswände gaben das Echo — lautloſe Stille folgte. Ich fand es überhaupt unmöglich, daß auch er lebend davongekommen ſein könnte. Am nächſten lag die Annahme, daß er in eine der unmittelbar am Fuße der Eiswände beginnenden Schluchten gefallen ſei. Knapp hinter mir gähnte ein tiefer weiter Spalt, über welchen mich der letzte Eisabſatz geſchleudert hatte. Bei dieſem ſo lieblichen Anblick erkannte ich erſt die Größe der überſtandenen Gefahr; hätte mich nicht die Thatſache überzeugt, ſo würde ich's für undenkbar gehalten haben, dem Untergange an dieſer Stelle entrinnen zu können. Am Rande der Schlucht lag mein Hut, daneben noch das gefüllte Weinfläſchchen, welches Pinggera getragen hatte — es war von einem feinen Schnee- und Eisgewebe größtentheils überzogen. Ich ging von Schlucht zu Schlucht, vergeblich den Namen meines Führers rufend.

„Die Situation begann grauenhaft zu werden; gelang es mir nicht, ſeinen Aufenthalt zu entdecken, war er in eine Spalte geſtürzt, ſo war er unrettbar verloren. Menſchliche Hülfe konnte vor 12 Stunden nicht eintreten, bis dahin mußte er der Kälte unterliegen.

„Eine tiefere Gletſcherſpalte zu unterſuchen, fuhr ich einen ſchroffen, ohne Steigeiſen ungangbaren Firnhang hinab, um nicht hinabzufallen. Endlich antwortete mir eine ſchwache Stimme, durch das zweite Augenglas erkannte ich etwa 100 Meter über mir eine ſchwarze kleine Figur, es war Pinggera, welcher ſich langſam und mit großer Mühe abwärts bewegte.

„Den bangen Augenblicken folgte das freudigſte Wiederſehen: Pinggera lachte, weinte, gab mir die Hand, wir prieſen unſer Glück. Unſere Sturzhöhe läßt ſich nicht genau angeben, doch dürfte ſie nicht unter 250 Meter betragen haben. Pinggera hatte alles, was er getragen, eingebüßt und ſich durch die Steigeiſen am linken Oberſchenkel nicht unerheblich verletzt; auch ihn hatte das Fallen in eine Schneegrube gerettet."

Wie wenig dieſer Vorfall den Unternehmungsgeiſt der kühnen Männer zu ſchwächen vermochte, bewies der ſogleich gefaßte Entſchluß, den 3616 Meter hohen Monte Treſero von der ſo ungünſtigen Seite des Forno-Gletſchers zu beſteigen. Dies Unternehmen ward

glücklich ausgeführt, trotzdem ihnen Axt, Steigeisen und der so nöthige Bergstock fehlten.

Der frisch gefallene Schnee gewährte ihnen beim Aufsteigen an den eisigen Steilhängen wesentliche Hülfe. Am kleinen Tresero-gipfel hingen Eisklippen lawinendrohend herab; so schnell als möglich mußte die vermuthliche Bahn derselben verlassen werden. Doch hielten sie noch und erst beim Herabsteigen vom Monte Tresero nach Süden auf die Vedretta Gavia (Gavia-Gletscher) brach die Eislawine donnernd los und rollte auf die Vedretta del Forno herab.

Digitized by Google

Zweiter Abschnitt.

Aus der Oetzthaler-Gruppe.

1. Uebersicht.

Die Oetzthaler Gruppe im weitesten Sinne wird begrenzt vom Inn, Sill, Brenner, Eisack, Etsch und Reschenscheideck. Das ganze gewaltige Massiv gliedert sich durch tiefe Thaleinschnitte und niedere Pässe in drei Theile: die eigentlichen Oetzthaler Alpen, die Stubaier und die Sarnthaler Gebirgsgruppe. Die ersteren, westlich vom Oetzthale liegend, werden durch dieses Thal bis Zwieselstein, dann durch das Thal von Gurgl, das Timblerjoch und das Passeyerthal begrenzt. Oestlich von der Oetz, nördlich vom Timbljoch, Jaufenpaß und Jaufenthal liegen die Stubaier Alpen, während die Sarnthaler durch das Passeyer- und Eisackthal im Westen und Osten ihre Abgrenzung finden. Vergleicht man die durch den Brenner vom Oetzthaler Massiv getrennten Zillerthaler Alpen und die Hohen Tauern bezüglich ihrer Massenentwicklung, so müssen die beiden letztern als Kettengebirge bezeichnet werden, während das erstere als Massengebirge erscheint. Der Oetzthaler Gebirgsstock, einschließlich der Stubaier Gruppe nimmt einen Flächenraum von 4117,54 Quadratkilometer ein; hiervon entfallen auf die eigentliche Oetzthaler Gruppe 2394,41 Quadratkilometer, auf die Stubaier Alpen 1723,13 Quadratkilometer.

Beide Gruppen zusammengenommen bilden durch ihre Begrenzung eine Ellipse, deren große Achse eine südwestliche Richtung hat. In

dem südlich gelegenen Brennpunkte dieser Ellipse befinden sich nun die Haupterhebungen der ganzen Gruppe, nämlich die Wildspitze (3776 Meter), die Weißkugel (3741 Meter), der hintere Brochkogel (3635 Meter), hintere Schwärze (3627 Meter) u. s. w., umlagert von ganz gewaltigen Eismassen. Die größten Erhebungen im Stubaier Gebiete sind: Zuckerhütl (3500 Meter), Schrankogl (3498 Meter), Wilder Pfaff (3466 Meter) u. a. m. Die Sarnthaler Gruppe ist weniger ausgezeichnet durch die Großartigkeit ihrer Formen, als durch ausgedehnte Alpenmatten und freundliche Thäler. Die Erhebungen sind geringer, doch befinden sich unter ihnen vorzügliche, leicht erreichbare Aussichtspunkte. Zu nennen sind hier der Hirzer (2782 Meter), Iffinger (2576 Meter), Plattenspitze (2700 Meter) u. s. w. Vergleicht man die Gebiete der gesammten Gruppe mit gleichen absoluten Höhen, so findet man, daß 511,6 Quadratkilometer unter dem Niveau von 1264,4 Meter, 316,99 Quadratkilometer zwischen 1264,4 Meter und 1580,5 Meter, 435,99 Quadratkilometer zwischen 1580,5 Meter und 1896,6 Meter und 2851,78 Quadratkilometer über dem Niveau von 1896,6 Meter liegen.*) Unter den eingemessenen Spitzen liegen 16 bis 17 in einer Höhe bis zu 3477 Meter, 75 zwischen 3477 Meter und 3161 Meter.

Da nun ein so verhältnismäßig großer Theil des ganzen Massivs eine relativ hohe Lage hat, ist auch die Gletscherentwicklung eine außergewöhnlich große. An 550 Quadratkilometer des ganzen Flächeninhalts der Oetzthaler Gebirgsgruppe sind mit Firn und Gletschern bedeckt, deren man über 300 zählt; darunter sind 16 primäre, die andern sind sekundäre Gletscher. Die größten Gletscher der ganzen Gruppe sind: Gepaatsch-Gletscher mit einer Länge von über 11 Kilometer, der Gurgler-Gletscher, Hintereis-Gletscher, Marzell-Gletscher, Vernagt-Gletscher, Hochjoch-Gletscher, Uebelthal-Gletscher u. a. Betrachtet man die einzelnen Thäler bezüglich ihrer Gletscherbedeckung, so findet man, daß diese aus natürlichen Gründen in den nördlichen und westlichen Thälern viel großartiger ist, als in den südlich gelegenen. Nach dem Flächeninhalte auf der Karte ist das Langtauferthal $^1/_5$, das Pitzthal $^1/_4$, das Gurglerthal $^2/_5$, das Venterthal zur Hälfte des Inhalts mit Schnee und Eis bedeckt.

*) Sonklar, die Oetzthaler Gebirgsgruppe.

Auch in der Oetzthaler Gruppe sind die Gletscher bedeutenden Oscillationen unterworfen. Der merkwürdigste und gefürchtetste ist der Vernagt-Gletscher, der sich in's Rosenthal niedersenkt. Von Zwieselstein zieht sich südwestlich das Venterthal, das durch die Thalleitspitze mit dem Kreuzkamm in das Nieder- und Rosenthal geschieden wird. Im rechten Winkel zu diesen mündet das Vernagtthal, ausgefüllt von dem genannten Gletscher; der Mündung gegenüber liegt eine hohe Felsenwand, die Zwerchwand genannt.

Zu wiederholten Malen brach nun dieser gefürchtete Vernagtferner aus seinen weiten Hochmulden hervor, stemmte sich an die Zwerchwand, breitete sich zu beiden Seiten aus und versperrte damit den Abfluß des Kreuz-, Hochjoch-, und Hintereisferners.

Die Folge davon war, daß sich im obern Theile des Rosenthals ein See bildete, der die Eisdämme durchbrechend, das ganze Thal verheerte.

Nach vorhandenen geschichtlichen Daten fand ein solches ungestümes Vorrücken der Gletscher mit einem verhängnißvollen Ausbruche des gebildeten Gletscherssees statt in der Zeit von 1599 bis 1601, 1678 bis 1680, 1770 bis 1772, 1843 bis 1848.

Die Verheerungen bei dem letzten Ausbruche waren ungeheuer. Im Jahre 1842 fing der Rosenthal-Gletscher zuerst an, sich rasch vorwärts zu bewegen; ihm folgte im nächsten Jahre der Hochvernagtferner nach. Die beiden Gletscher vereinigten sich und versperrten Anfang Juni 1845 die Rosenthaler Ache. Der gewaltige See, der sich nun bildete, brach am 14. Juni 1845, 14 Tage nach dem Anfange der Stauung durch und überflutete nun die Thalbecken von Sölden, Zwieselstein, Lengenfeld, fruchtbare Felder in eine öde Steinwüste verwandelnd. Wenn man das berechnete Wasserquantum von 2 297 820 Kubikmeter in Betracht zieht und bedenkt, daß die kolossale Flüssigkeitsmenge in einer Stunde abfloß, so kann man ermessen, welche Kräfte da thätig waren, um solche Verwüstungen anzurichten.

Was den geologischen Aufbau der ganzen Gruppe anlangt, so findet man Glimmerschiefer als das vorherrschende Gestein, daneben gangartig oder massig Gneis und Hornblendegesteine; nur der südliche und westliche Theil der Sarnthaler Alpen macht eine Ausnahme, indem daselbst Bozner Porphyr und am Iffinger Tonalit ansteht.

Das leicht verwitterbare Gestein bringt es nun mit sich, daß der Boden fruchtbar und ertragsfähig ist, so daß die Thäler bis hoch hinauf mit reicher Vegetation bedeckt sind. Der Getreidebau reicht im Mittel bis 1600 Meter, der Baumwuchs bis 2080 Meter, die Sträucher bis 2300 Meter und bis zu den Gletschern hinauf findet man üppige Bergwiesen. Die Thäler sind denn auch gut bevölkert und die vielen netten Ortschaften zeigen, daß die Bewohner des Thals fleißig und arbeitsam sind. Neben dem Oetz- und Stubaithale, als den Hauptthälern der betreffenden Gebirgsgruppen, sind dann noch zu erwähnen das Pitz-, Kaunser-, Langtauferer-, Matscher- und Schnalserthal und in der Stubaier Gruppe das Selrain-, Gschnitz-, Pflersch- und Ridnaunthal.

Kein engeres Alpengebiet ist von allen Seiten so leicht zu erreichen, wie die gesammte Oetzthaler Gebirgsgruppe. Nördlich zieht sich die Oberinnthalbahn, östlich die Brennerbahn, südlich bis Meran die Bozen-Meraner-Bahn; westlich stellt die Straße durch das Vintschgau über die Reschenscheideck die Verbindung der Bahnlinien her.

Fährt man von Innsbruck bis zur Station Oetz, so steht man vor dem Eingange eines der schönsten Thäler Tirols. Beim Aufwärtswandern in diesem Thale wechseln in kurzer Zeit die herrlichsten Alpenbilder mit einander. Auf blühende Ortschaften, umgeben von üppigen Fruchtfeldern, folgen rasch wilde Thalengen, dann wieder liebliche Waldlandschaften, überragt von mächtigen Spitzen. Den Schluß bilden die eisumgürteten Höhen, aus deren Eispanzern die Wasseradern fließen, welche die Quellen und Bäche speisen. Das ganze Thal ist ausgezeichnet durch eine ausgesprochene Stufenbildung; die Stufen von Oetz, Umhausen, Lengenfeld und Sölden sind vortrefflich bebaut mit Flachs und Getreide, so daß die Bewohner des Thales als wohlhabend bezeichnet werden können. Bei Zwieselstein spaltet sich das Thal in das von Gurgl (1901 Meter) und Vent (1892 Meter), welche beiden Orte die höchstgelegenen in Tirol sind.

Das Oetzthal und das Stubaithal sind jetzt in erster Linie Hauptanziehungspunkte der Touristen geworden.*) Selbst weniger geübten Touristen ist es hier möglich gemacht, die herrlichsten Alpen-

*) Das Oetzthal wurde im Jahre 1884 von nahezu 3000 Touristen besucht.

partien ohne große Anstrengung zu unternehmen. Ohne jede Gefahr kann man die bequemen vergletscherten Pässe (Hochjoch, Niederjoch) überschreiten*), um nach Süden absteigend, in das Etschthal zu gelangen. Eine Reihe Unterkunftshütten, zumeist erbaut von Sektionen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, ermöglichen, daß man bei Hochtouren die Pässe oder Spitzen in kürzerer Zeit, also noch früh am Tage erreicht. So befindet sich an dem größten Gletscher der Ost-Alpen, dem Gepaatsch-Gletscher, das Gepaatschhaus, im oberen Pitzthale die Taschachhütte, am Hochjochferner das Hochjoch-Hospiz, am Urkundsattel die Breslauer Hütte, die Samnoarhütte im Niederthale, die Dresdner Hütte in der Obern Fernau (Stubaithal), die Franz-Sennhütte im Alpeinerthale u. s. w.

Wie in allen bisher geschilderten Gebieten, waren es auch hier die Hauptriesen der Gruppe, die Wildspitze und die Weißkugel, deren Besteigung zuerst versucht wurde.

Die Venter Wildspitze (3770 Meter) wurde im Jahre 1848 zum ersten Male von Leander Klotz aus Vent und einem Bauer aus Rofen erstiegen, indem sie durch das Mitterkar über den Urkundsattel und dann über die Südwestkante zur Spitze aufstiegen.**)

Die folgende Besteigung wurde ausgeführt im Jahre 1857 von Herrn J. A. Specht aus Wien und am 29. August 1861 unternahmen der bekannte Alpentourist und Alpenforscher Dr. v. Ruthner und Herr F. v. Enderes mit den Führern Nicodem und Leander Klotz die Besteigung. Aus der Beschreibung dieser Tour läßt sich erkennen, daß die Schnee- und Eisverhältnisse damals verhältnismäßig schwierig gewesen sein müssen, da diese Besteigung jetzt für einigermaßen geübte Bergsteiger keine großen Schwierigkeiten mehr bietet.

Ruthner ging von den Rofner Höfen aus nördlich bis zum Rofenkar-Ferner, wandte sich dann westlich, stieg auf den Rücken, der den Mitterkar-Ferner vom Rofenkar-Ferner trennt, betrat von hier abwärtssteigend den Mitterkar-Ferner, stieg an der Westseite dieses Gletschers aufwärts und erklomm dann mit seinen Gefährten

*) Im Sommer 1885 konnte man, bequem auf einem Schlitten sitzend, den Uebergang über den Hochjoch-Gletscher bewerkstelligen.

**) Dr. C. Diener. Ueber Wildspitze und Weißkugel. Oesterreichische Alpenzeitung, Jahrgang V Nr. 109.

mühsam das Mitterkarjoch. Da man beschlossen hatte, den südlichen Gipfel zu besteigen, wandten sie sich gegen den Hauptgrat des Weißkammes und betraten diesen hart am Beginne der steilen Erhebung zur Spitze. Von hier aus erreichten sie die westliche Seite des Berges und die südliche Wildspitze, nach einer Marschdauer von $6^3/_4$ Stunden. Leander Klotz überschritt dann noch den etwa 150 Meter langen Grat, der die Venter Wildspitze mit der höhern Taschacher Wildspitze (3776 Meter) verbindet und war somit der erste Besteiger der letzteren. Die nach Ruthner's Schilderung zu überwindenden Schwierigkeiten bei der Besteigung reizten unternehmende Bergsteiger, anderseits suchte man bequemere Aufstiegsrouten zu finden, so daß bald eine Reihe Besteigungen folgten. Zu nennen sind hier: J. Stüdl, Dr. Petersen, F. F. Tuckett, D. W. Freshfield, v. Déchy, Dr. Hecht u. s. w.

Alle diese bekannten kühnen Bergsteiger benutzten entweder dieselbe Aufstiegsroute wie Dr. Ruthner oder sie suchten nun auf neuen Wegen die Spitzen zu erreichen; so der Kurat Franz Senn, ebenso die Herren M. v. Déchy und Dr. Hecht, die die nördliche Spitze direkt vom Taschach-Gletscher aus erstiegen. M. Umlauft erreichte am 4. September 1880 die nördliche Spitze direkt vom Rofenkar-Gletscher ausgehend. Dr. C. Diener verband eine Besteigung des Hinteren Brochkogels mit der der Wildspitze, welche Tour er am 20. Juli 1881 glücklich durchführte.

Durch die Erbauung der Breslauer Hütte am Urkund haben sich die Verhältnisse bezüglich der Besteigung der Wildspitze wesentlich geändert. Die Hütte, in einer Höhe von circa 2900 Meter auf einer etwa 100 Quadratmeter großen Terrasse des Urkund errichtet, ist von Vent aus auf einem sehr bequemen Wege leicht zu erreichen und bietet an und für sich schon sehr Vieles, da man von da eine herrliche Fernsicht genießt. Dadurch, daß man von hier nur noch eine Steigung von 900 Meter bis zur Spitze zu überwinden hat und die Schwierigkeiten beim Aufstiege, wie schon erwähnt, keine allzu großen sind, ist die Besteigung der Wildspitze nichts Seltenes mehr.

Die Weißkugel, die zweithöchste Erhebung in der Oetzthaler Gruppe, wurde in demselben Jahre zum ersten Male erstiegen, als die Wildspitze bezwungen wurde. J. A. Specht aus Wien war der erste, der mit den Führern J. Raffeiner und Leander Klotz aus Vent zu-

erſt ihren Gipfel erreichte. Ihnen folgten F. F. Tuckett, C. Fox und D. W. Freſhfield u. ſ. w. Am 14. Auguſt 1868 unternahmen die Herren Johann und Carl Stüdl aus Prag die Beſteigung mit dem Abſtiege ins Matſcherthal. Johann Stüdl, der in allen alpinen Kreiſen durch ſeine unermüdliche und erfolgreiche Thätigkeit bekannt iſt, durch welche er es zuwege brachte, daß ganze Gebiete in den Alpen erſt ſo eigentlich dem großen Publikum erſchloſſen wurden, ſchildert ſeine Beſteigung in einer lebensvollen Weiſe. Wir laſſen die Schilderung hier folgen:

Erſteigung der Weißkugel (3741 Meter).

Als ich im Jahre 1867 das Oetzthal verließ, hegte ich keinen ſehnlicheren Wunſch, als recht bald wieder dahin zurückkehren zu können, um jene Touren auszuführen, die ein plötzlich eingetretener, lang anhaltender Regen buchſtäblich zu Waſſer machte.

So fand mich denn auch der 8. Auguſt des folgenden Jahres in Begleitung meines jüngeren Bruders Carl unter einer Karawane von nicht weniger als 16 Perſonen, worunter ſogar eine junge ſchöne Frau, auf dem Wege nach Vent über das Ramoljoch, das wohl noch nie vorher von einer ſo zahlreichen Touriſtenſchaar überſchritten ward. In Vent trafen wir Herrn J. J. Weilenmann aus St. Gallen, dieſen berühmten Bergſteiger und vorzüglichen Kenner der Schweizer Alpen. Wir befreundeten uns recht bald und faßten den Beſchluß, alle Touren im Oetzthaler Gebiete gemeinſchaftlich zu unternehmen. Leider ſtand der vorzügliche Führer Cyprer nicht zur Verfügung, indem er erſt in zwei Tagen zurück erwartet wurde, was uns nöthigte, vor allem die ſtolze Wildſpitze zu erſteigen, da hierfür taugliche Führer zur Hand waren. Binnen 5 Stunden war der Gipfel am 10. erklommen, auf welchem wir, dank der herrlichen Witterung, eine prachtvolle Ausſicht genoſſen. Nicht ſo gut erging es uns am folgenden Tage auf der Kreuzſpitze.*) Dort begrüßte uns Hagel und Regen, letzterer begleitete uns bis nach Vent und verdarb ſogar zwei volle Tage. Trotzdem verfloß die Zeit auf das Angenehmſte in der

*) Dieſe beiden Spitzen hatte ich bereits im Vorjahre erſtiegen.

Gesellschaft des überaus liebenswürdigen Herrn Kurat Senn und der vielen Gäste, die das Widum beherbergte.

Von all' den Plänen, die während dieser Zeit ausgeheckt wurden, blieb die Ersteigung der Weißkugel, des zweithöchsten Gipfels in der Oetzthaler Gebirgsgruppe, als erster Gegenstand auf der Tagesordnung, mit welcher Tour Herr Weilenmann seine Reise nach Meran zu verbinden gedachte, während mein Bruder und ich beabsichtigten, möglichst direkt dem Ortler zuzuwandern.

Endlich gab das rasche Steigen des Barometers einigermaßen Hoffnung auf besseres Wetter, was uns veranlaßte, noch am Abende des 13. August die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Als Führer wurden vor allen der tüchtigste derselben: Cyprian Granpichler, ferner Scheiber und schließlich Raffeiner aquiriert, von denen der letztere mit Herrn Weilenmann von der Weißkugel aus einen Uebergang über den Steinschlagferner nach Kurzras aufzufinden hatte, während erstere zwei die Aufgabe übernahmen, mit uns Brüdern von der Weißkugel jenen Hinabweg über den steilen und wild zerklüfteten Matscher-Gletscher in das Thal gleichen Namens zu versuchen, der bisher nur ein einziges Mal und zwar von den Engländern F. F. Tuckett, D. W. Freshfield, G. H. Fox mit den Führern François Devouassoud aus Chamounix und Peter Michel aus Grindelwald im Jahre 1865 ausgeführt wurde*) — Wege, die keinem der Oetzthaler Führer bekannt waren.

Wie gewöhnlich auf der Höhe der Saison, so auch an diesem letzten Abende fanden sich viele Touristen in dem gemüthlichen Gaststübchen versammelt und rasch verflog die Zeit in der angenehmsten Unterhaltung, so daß es bereits 11 Uhr Nachts geworden, ehe wir unser Zimmer aufsuchten, um für ein Stündchen, wenn auch vollständig angekleidet, der Ruhe zu pflegen. Der Herr Kurat, der das lebhafteste Interesse an unserem Vorhaben nahm, blieb uns zu Liebe wach, damit wir ja zur rechten Zeit geweckt würden und stand auch Schlag 12 Uhr leise pochend an unserer Thüre.

Nicht lange darauf waren wir, so wie unsere drei Führer, zu unserem schweren Tagewerke vollständig gerüstet und reichlich verproviantiert. Mit schwerem Herzen nahmen wir von unserem lieben

*) Siehe Alpine Journal, Vol. II, pag. 143.

Wirthe Abſchied, deſſen Gaſtfreundſchaft uns und ſo manchem Beſucher des Oetzthales unvergeßlich bleibt.

Es war gerade 1 Uhr, als wir bei dem ſpärlichen Lichte zweier Laternen in die pechfinſtere Nacht hinaustraten. Hie und da ſchimmerten die Sterne durch das dichte Gewölk, welches unſere Hoffnung auf einen klaren Morgen ſehr herabdrückte. Wir betraten den Saumweg und ſchritten durch das Roſenthal bei den Roſenhöfen vorbei, überſetzten mit Mühe mehrere Wildbäche und verließen um 3 Uhr den Weg, um über den rieſigen Schuttwall der Endmoräne des Vernagt-Ferners zu klettern. Das unſtete Licht der Laternen und deren kleiner Lichtkreis, außer welchem kein Gegenſtand zu erkennen war, machte das Auf- und Abſteigen über dieſe koloſſalen Trümmer äußerſt unangenehm.

Es fing bereits an, über den Stubaiern ein fahler Schimmer des erwachenden Tages ſich zu verbreiten, als wir um 3 Uhr 45 Minuten die Hintereishütte (2330 Meter) erreichten, wo die Laternen ausgelöſcht und zurückgelaſſen wurden. Noch eine kurze Strecke und das Ende des vereinigten Keſſelwand- und Hintereis-Gletſchers lag zu unſeren Füßen ausgebreitet. Wir überblickten einen Theil des letzteren, der als rieſiger Eisſtrom in ſanfter Neigung ſich bogenförmig anfangs gegen Weſten, weiterhin gegen Südweſten ausbreitet und nach Sonklar's Berechnung einen Flächenraum von 143,7 Hektar umfaßt. Seiner Länge (9,2 Kilometer) nach iſt er einer der ausgedehnteſten Gletſcher der öſterreichiſchen Alpen, indem er unter ihnen den vierten Rang einnimmt und ſogar dem Morteratſch-Gletſcher in der Bernina-Gruppe nur um weniges nachſteht.

Auch jener beſitzt — wie alle Gletſcher des Oetzthales — die merkwürdige Eigenſchaft, daß ſein Firnfeld viermal ſo groß iſt als der eigentliche Gletſcher ſelbſt. Vor uns thürmte ſich der Neußberg auf, zu deſſen Linken der Hochjochferner hervorlugte. Geſpenſterhaft und düſter blickten die ſteilen Abhänge des Kreuzkammes hernieder und gaben dem ganzen Bild jenen wilden und öden Charakter, den man ſo häufig in Hochgebirgsthälern antrifft.

Durch das Zuſammenfließen des Hintereis- und Guslar-Ferners bildet ſich ein rieſiger Schuttwall, über welchen wir vor allem klettern mußten, um den erſteren der beiden Gletſcher zu betreten, welchen die Regen der vorhergehenden Tage derart glatt und ſchlüpfrig

gemacht hatten, daß wir gezwungen waren, alsbald unsere Steigeisen anzuschnallen, um rascher vorwärts zu kommen. Da übrigens der Gletscher sanft ansteigt und keine Klüfte besitzt, so suchte sich jeder seinen Weg zwischen den wellenförmigen Erhebungen, so gut es eben ging.

Je weiter wir vordrangen, desto mehr erweiterte sich der Gletscher und ließ, als wir mehr gegen Südwesten einbogen, aus seiner Firnregion die Langtaufererspitze und hinter derselben die Weißkugel erkennen, welche letztere mit ihrem wandartigen Aussehen und dem dachfirstähnlichen Eisgrat sich scharf gegen den Horizont abhob. Die erstere baut sich nicht minder stolz und imposant aus dem Eismeere des Gletschers empor und ich kann es Herrn Tuckett nicht verargen, daß er, in der Meinung, es sei die Weißkugel — selbe (Langtaufererspitze) erstieg und erst auf dem Gipfel angekommen, seinen Irrthum gewahrte.

Gegen Süden ist der Gletscher durch unbedeutende Schneehäupter begrenzt, welche sich in ähnlicher Form, wie dessen westliche Umwallung bis zum Neußberg fortsetzen, zwischen welchen letzteren ohne viele Mühe ein Uebergang zum Hochjoch-Ferner bewerkstelligt werden könnte.

Deutlich erkennt man das 3170 Meter hohe Langtaufererjöchl, das sich in Form eines scharfen Einschnittes zwischen der Langtaufererspitze und den Ausläufern der Hochvernagtwand kennzeichnet und den Uebergang in das Langtaufererthal ermöglicht.

Während wir so fortwanderten, hatte sich die Sonne mühsam zwischen den Wolken Bahn gebrochen und erfreute uns dann und wann mit einem freundlichen Blicke, der aber nicht viel Trost bringen konnte, da über dem Kreuzkamme sich ein dichter Regen niederließ. Hie und da streiften die Wolken tief herab und nur der Umstand, daß die beiden Spitzen im Hintergrunde des Gletschers frei blieben, konnte uns einzig und allein bewegen, unserm Ziele unverdrossen zuzusteuern. Um 5 Uhr 50 Minuten erreichten wir eine Mittelmoräne, die sich vom Langtauferer Joch herabzieht. Hinter einem Riesenfelsblocke vor dem eisigen Winde geschützt, wurde die erste Rast gemacht und der Proviant hervorgeholt. Herr Weilenmann machte, wie auf allen Touren, mit gewohnter Liebenswürdigkeit den Mundschenk und kredenzte

allen den guten Rothwein, welchen uns Herr Kurat Senn mitgegeben hatte.

Dieſes gemüthliche Plätzchen, welches einen prachtvollen Ueberblick über den bereits zurückgelegten Weg und weit in die Ferne zu den Stubaiern geſtattete, war ſo verführeriſch, daß wir unſere Raſt wider Willen bis $6^1/_2$ Uhr ausdehnten.

Doppelt geſtärkt ſchritten wir deſto raſcher vorwärts und namentlich war die beginnende Schneedecke am Gletſcher hiezu weſentlich förderlich. Allmählich fingen aber auch die Klüfte an, ſich heimtückiſch unter dem zunehmenden Schnee zu verſtecken, was uns nöthigte, das Seil zu benützen und in einem großen Bogen nach links der Weißkugel zuzuſteuern. Dieſelbe erhebt ſich unmittelbar aus dem Firne in faſt ſenkrechten Eis- und Schneewänden in der weſtlichſten Ecke des Hintereis-Gletſchers, ähnlich einem ſteilen Dache und zeigt in der Form ihres oberſten Kammes eine gerade Linie, die ſich gegen Süden neigt und ſodann ſteil zum Matſcherjoche — ſo nennt Tuckett die Einſattelung zwiſchen dem genannten Gipfel und der inneren Quellſpitze — abfällt. Zwiſchen der Langtaufererſpitze und der Weißkugel befindet ſich ebenfalls eine Einſattelung, von welcher die Führer erzählten, daß in früheren Zeiten dieſelbe beim Schaftrieb als Uebergang aus dem Langtaufererthale über das obere Firnplateau des Hintereis-Gletſchers, ferner über den Steinſchlag-Gletſcher nach Kurzras benützt wurde, was ich jedoch ſehr bezweifeln muß.

Je mehr wir uns in ſtetig weſtlicher Richtung der Weißkugel näherten, deſto mehr nahm das Firnfeld an Steilheit zu. Herr Weilenmann ließ ſchließlich ſein Gepäck zurück, da er — wie bereits erwähnt — den Rückweg von der Weißkugel in das Schnalſerthal über einen der vielen Einſchnitte beabſichtigte, welche die Firnregion des Hintereis-Gletſchers gegen Süden begrenzen und daher zu dieſer Stelle wieder zurückzukommen genöthigt war.

Es mochte etwa 9 Uhr geweſen ſein, als wir zum Fuße der Weißkugel und zwar zu jenem ſteilen Schneehange kamen, der ſich vom Matſcherjoche zum Gletſcher hinabzieht. Hier erſt begann ein ſteiles mühſames Emporklimmen, welches ſchließlich durch Zuhülfenahme der Eisaxt ermöglicht wurde.

Nach $^3/_4$ſtündigem forcierten Steigen, wobei uns das Stufenhauen im Eiſe ſehr lange aufhielt, erreichten wir das Matſcherjoch (9 Uhr

45 Minuten) und waren für die langwierige Wanderung schon hier reichlich belohnt durch die prachtvolle Fernsicht, die sich unseren Blicken nach drei Seiten hin darbot. Hier zeigt sich die Ortler-Gruppe in ihrer ganzen überwältigenden Majestät in einer Klarheit und Schärfe, daß man vermeint, selbe leicht zu erreichen. Den Madatsch-Gletscher, den massigen Bau der Ortlerspitze, die stolze Königswand, die beiden Cevedalespitzen erkennt man sogleich.

Nicht minder interessant ist der Blick über die Oetzthaler Schneehäupter. In nächster Nähe macht die Langtaufererspitze einen imposanten Eindruck, der aber durch die stolz in die Lüfte ragende, einem riesigen Zeltdache ähnliche Wildspitze bedeutend abgeschwächt wird. Aus dem mächtigen Firnmeere des Gepaatscher-Ferners, das man zum großen Theil übersieht, baut sich eine sanftgewölbte Eiskuppe empor, welche ich für die Weiß-Seespitze hielt.

Die übrigen Kämme waren von Zeit zu Zeit in Wolken gehüllt und vereitelten den Gesammtanblick, obwohl das stellenweise Herausragen aus dem Wolkenschleier selbe noch imposanter machte.

Hier im Angesichte eines so herrlichen Panoramas wurde die zweite größere Rast gehalten und abermals dem Proviante zugesprochen.

Nach kaum 1½stündigem Aufenthalte zwang uns die Kälte, den eingenommenen Sitz zu verlassen und unserem Ziele näher zu rücken.

Vom Joche aus zieht sich in nordwestlicher Richtung ein anfangs mäßig geneigtes Firnfeld empor, welches, je höher, desto mehr an Steilheit zunimmt und schließlich sich in einem scharfen steilen Felsgrat fortsetzt.

Wir betraten um 10 Uhr jenen Schneehang, nachdem wir vorher unser Gepäck am Joche zurückgelassen hatten, wurden aber bald durch zunehmende Steilheit gezwungen, Stufen in das Eis zu hauen und schließlich dem Felsen zuzusteuern. Derselbe ist aber so steil und zudem von so morscher Beschaffenheit, daß die größte Vorsicht gebraucht werden muß. Auch fehlt es nicht an scharf geneigten Platten, auf welchen die Steigeisen schwer einen sicheren Tritt vermitteln können.

Etwa eine halbe Stunde so fortkletternd, erreichten wir den obersten Kamm der Weißkugel, der sich als ein scharfer, sehr schmaler Eis- und Felsgrat dachfirstartig bis zur höchsten Spitze fortsetzt und diesem Gipfel jenes originelle wandartige Aussehen giebt. Vor allem betraten wir einen ganz schmalen, etwa 50 Schritte langen Eiskamm, welcher die Vermittelung zwischen dem nächsten Felskopfe bildet, der

abermals überklettert werden mußte. Sodann ſetzt ſich dieſe Schneide noch ſchmäler — kaum einige Decimeter breit — fort, über welche wir mit großer Vorſicht hinbalancierten.

Die uns dicht umhüllenden Nebel machten den Anblick der nach rechts und links in fürchterlicher Steilheit abfallenden Schneewände minder grauſenerregend, auch iſt zum Glück die Strecke kaum 15 Schritte lang, denn abermals tritt ein Felskopf hervor, der hinlänglichen Platz zum Sitzen bietet und auf welchem wir eine grüne Flaſche fanden. Noch hatten wir nicht den höchſten Punkt erreicht. Wenige Schritte von dieſem Felſen erhebt ſich ein gegen den Hintereis-Gletſcher überhängendes, durch einen kurzen Eiskamm mit erſterem in Verbindung ſtehendes Schneehorn, ähnlich dem höchſten Gipfel des Groß-Venedigers (jedoch leichter zugänglich), welches wir um $11^1/_2$ Uhr, ſomit nach $1^1/_2$ſtündigem Steigen vom Sattel aus und nach einer $10^1/_2$ſtündigen Wanderung glücklich erreichten.

Hier ſtanden wir nun, eingehüllt in dichten Nebel, einem ſcharfen eiſigen Winde ausgeſetzt, troſtlos über unſer Mißgeſchick.

Da dieſer Ort kaum Platz für drei Perſonen bietet, ſo kehrten wir zum Felſen zurück und unterſuchten vor allem den Inhalt der Flaſche. Derſelbe beſtand aus einem mit Bleiſtift beſchriebenen Zettel von Herrn Erneſt Pfeiffer aus Wien, welcher am 13. Auguſt 1867 dieſen Gipfel erreichte. Herr Weilenmann nahm dieſes Dokument zu ſich und wir erſetzten daſſelbe durch unſere Karten mit den betreffenden Notizen.

Jeder machte es ſich nun ſo bequem, als es eben das Terrain zuließ, und geduldig harrten wir einer beſſeren Witterung entgegen. Schon waren $^3/_4$ Stunden vergangen und noch immer war unſere Situation nicht beſſer geworden. Statt mit trunkenen Blicken die ſo gerühmte Ausſicht zu genießen, ſtarrten wir mit trüben Geſichtern in den dichten Nebel, der uns umwogte. Zu all' dem wurde die Kälte unerträglich und als es ſchließlich anfing zu ſchneien, da riß unſere Geduld und wir begannen ungeſäumt den Rückzug. In derſelben Ordnung, wie wir hinangeſtiegen, wurde der Hinabſtieg bewerkſtelligt. Doppelte Vorſicht erforderte die Paſſage über den ſteilen Felsabhang, der uns bereits beim Hinaufklettern einige Schwierigkeiten verurſachte. Trotz all' dem erreichten wir binnen einer Stunde das Matſcherjoch.

Kaum waren wir aber daſelbſt angelangt und beſahen uns den ſoeben zurückgelegten Weg, als ſich — wie zum bitteren Hohne — die Weißkugel ihrer Wolkenhülle entledigte und klar in den tiefblauen Himmel emporragte.

Welch' Schickſals Tücke! Daß uns gerade in jener Zeit, wo wir auf der Spitze ſtanden, dichter Nebel umhüllen mußte, während vor wie nachher dieſelbe frei von jeglicher Wolke blieb!

Allein wir gaben uns nicht erſt langen trüben Reflexionen hin, ſondern genoſſen die ſich uns darbietende, im höchſten Grade entzückende Fernſicht mit vollen Zügen. Von keinem Standpunkte bildet der Ortler mit ſeinen Trabanten und den herrlichen Gletſchern, die Berninakette, ſowie die Graubündener Berge ein ſo großartiges Bild, wie eben von da. Jedenfalls kann die Ausſicht von der Weißkugel jener der Wildſpitze kühn an die Seite geſtellt werden, ja übertrifft ſelbe in ſo mancher Hinſicht.

Ihre Lage, die ein Knotenpunkt des Weißkammes, mit dem Schnalſer- und Matſcherkamme, ja gewiſſermaßen auch mit dem Salurukamme iſt, macht den Eindruck, was die unmittelbare Umgebung anbelangt, zu einem großartigen. Hat ſich aber das Auge an dem Gletſchermeere des Hintereis-, Gepaatſcher-, Langtauferer- und Matſcher-Ferners, ſowie an den unzähligen Eis- und Felsgipfeln geſättigt, ſo bietet der theilweiſe Einblick in die Thäler, wie z. B. in das Vintſchgau, Matſcher-, Langtauferer-, Kaunſer-, Oetz- und Schnalſerthal, wo hie und da aus dem ſanften Grün der Matten die zerſtreuten Häuſer der Dörfer hervorſchimmern, eine reizende Abwechslung, die man auf der Wildſpitze gänzlich vermiſſen muß. Die Weißkugel vereinigt die Großartigkeit der Umgebung der Kreuzſpitze mit der unermeßlichen Fernſicht der Wildſpitze zu einem ſolch' prachtvollen Panorama, daß ihr, nach den Ausſagen des Engländers Mrs. Tuckett ſowohl, als nach jenen des Herrn Kurat Senn der erſte Rang in den Oetzthaler, ja vielleicht in den öſterreichiſchen Alpen gebührt.*)

*) Tuckett ſchrieb nach ſeiner Weißkugelerſteigung von Trafoi aus an Herrn Curat Senn über den Erfolg derſelben und fällt auch das Urtheil über die Fernſicht, indem er ſagt: „daß er nie etwas Schöneres geſehen hätte" — gewiß ein gewichtiges Wort von einem ſo berühmten Bergſteiger, der bereits eine Unzahl von Hochſpitzen in der geſammten Alpenwelt erklommen hat.

So fesselnd auch das Bild war, das sich unserem Auge darbot, mahnte uns dennoch die vorgerückte Stunde — es war $2^1/_2$ Uhr Nachmittags — um so mehr an unseren Rückweg zu denken, als keiner der Führer weder den Weg, welchen Herr Weilenmann in das Schnalserthal, noch jenen, den ich mit meinem Bruder in das Matscherthal einzuschlagen beabsichtigte, kannte, daher es rathsam erschien, bei Zeiten aufzubrechen.

Mit schwerem Herzen trennten wir uns von Herrn Weilenmann, unserem liebenswürdigen Reisegenossen, mit dem Versprechen, uns in St. Gertraud im Suldenthale wiederzusehen. Bald entschwand er sammt seinem braven Führer Raffeiner unseren Blicken.

Nicht lange darauf rüsteten auch wir uns zum Hinabwege über den zerklüfteten und äußerst steil abfallenden Matscher-Gletscher, welcher Herrn Tuckett bereits nicht unbedeutende Schwierigkeiten verursachte — wie er selbst in einem Schreiben an Herrn Kurat Senn erwähnt. Zu all' dem lag die Vermuthung nahe, daß die Zerklüftung des Gletschers heuer eine noch bedeutendere sein werde, als im Jahre 1865.

Das Firngebiet dieses Ferners steigt anfangs in sanfter Neigung hinab und wird durch einen aus der Mitte hervorragenden, mächtigen, arg zerklüfteten Felskamm in zwei Arme getheilt, davon der östliche weniger steil sich niedersenkt, als der westliche Arm, daher wir uns auch entschlossen, den ersteren zu betreten.

Anfangs stiegen wir ohne Hindernisse in südlicher Richtung, in den aufgeweichten Firnschnee tief einsinkend, hinab, bis die zunehmende Steilheit des Firnes uns zwang, nach rechts dem verwitterten Felskamme zuzusteuern. Cyper war, wie immer, der Pfadfinder und eifrig bemüht, die zugänglichste Passage aufzusuchen.

Als wir den Felsabhang betraten, begann ein mühseliges Klettern von Fels zu Fels, endlich brach derselbe in jähen Wänden ab und wir mußten durch eine sehr steile, ganz schmale Felsschlucht hinabkriechen, wobei wir eine ganze Masse Trümmergestein, welche sich in dieser Rinne befand, in Bewegung brachten. Wir gelangten auf diesem Wege zu einer Einbuchtung des Felskamms, welche durch ein Schneefeld ausgefüllt ist, das wir nun übersetzten und von demselben auf den Gletscher kamen. Leider wurde unsere Absicht, auf diesem fortzuwandern, bald vereitelt, denn die Zerklüftung wurde so arg, daß wir abermals zum Felsen unsere Zuflucht nehmen mußten, um

wo möglich die am meiſten zerklüfteten Stellen zu umgehen. Nachdem wir ein Stück weit in entſetzlicher Steilheit hinabgeklettert waren, gelangten wir auf einen Felsvorſprung, wo ein Weiterklimmen nicht denkbar war.

Zudem wurde die Zerklüftung des Gletſchers eine noch gräßlichere. Rechts himmelhoher Felsabhang, links koloſſale, uns überragende Eiswände mit weit klaffenden Spalten, in denen ganze Häuſerreihen Platz gefunden hätten. Da war guter Rath theuer.

Den braven Cyper brachte dies alles keinen Augenblick aus ſeiner Ruhe. Ohne ſich lange zu beſinnen, übergab er das Seil und Gepäck dem Scheiber und ſtieg mit ſeiner Eisaxt in die zu unſeren Füßen gähnende Schlucht hinab, wo ſich die Gletſcherwand an den Felſen anfügt. Bald war er unſeren Blicken entſchwunden und es verging eine lange bange Zeit, ehe wir ein Lebenszeichen von ihm vernahmen. Endlich hörten wir das regelmäßige Hacken im Eiſe, das uns hoffen ließ, Cyper habe einen Ausweg gefunden, der uns aus dieſer unerquicklichen Situation befreien ſollte.

Und richtig — nach etwa halbſtündigem Warten rief Cyper uns zu, ihm nachzufolgen. Wir kletterten behutſam zur Eiswand hinab und ſahen zu unſeren Füßen eine faſt ſenkrechte, etwa 60 Meter tiefe Eisrinne, in deren Mitte Cyper ſtand und ruhig das Eis mit ſeinem Pickel bearbeitete, während von der Oberfläche des Gletſchers beſtändig Steine und Eisſtücke hinabkollerten und ihren Weg durch dieſes Couloir nahmen, wodurch ſich aber Cyper keinen Augenblick ſtören ließ. Nachdem er einen Haltepunkt in Form eines Eisſattels in einer Gletſcherſpalte gefunden hatte, bedeutete er uns, zu ihm hinabzuklettern. Ich ließ mich von Scheiber an das Seil binden und ſtieg behutſam hinab, die gehauenen Stufen benützend, während Scheiber am Eingange zu dieſer unheimlichen Schlucht ſtand und das Seil weiter hinabgleiten ließ. Noch hatte ich Cyper nicht erreicht, als mir Scheiber herabrief, daß das Seil zu Ende ſei und ich mich losknüpfen müſſe. So ſehr ich mich beeilte, dies zu thun, um aus dem Bereiche der Stein- und Eislawinen zu kommen, die an mir vorbeiſauſten, ſo war es mir nicht möglich, ſelbſt als mir Cyper zu Hülfe kam, den gordiſchen Knoten zu löſen. Endlich nach langem Hin- und Herzerren wurde ich vom Seile befreit und mit Hülfe Cyper's trat ich aus der gefährlichen Bahn. Nun folgte mein Bruder, in derſelben

Weiſe von Scheiber am Seile geführt. Kaum hatte aber mein Bruder uns erreicht und der Führer von oben das Seil hinabgleiten laſſen, um uns auf demſelben Wege zu folgen, als ein Ruf von ihm ertönte und in demſelben Augenblicke ein rieſiger Felsblock ganz knapp an Scheiber vorbei über die ſteile Bahn hinabſchoß. Wenige Augenblicke früher oder ſpäter und einer von uns wäre zerſchmettert hinabgeſchleudert worden.

Dies benahm dem Scheiber alle Courage, uns auf einem ſolchen lebensgefährlichen Wege zu folgen. Nach kurzem Beſinnen rief er uns zu: er werde ſich einen andern Hinabweg ſuchen; jenen betrete er nimmermehr. — Wir ſahen ihn alsbald die Felſen hinanklettern und bald war er unſeren Blicken entſchwunden.

Vom Herzen froh, einer ſolchen Gefahr entronnen zu ſein, verließen wir unſeren Standpunkt und betraten nochmals die verhängnisvolle Eisrinne, diesmal aber bloß, um ſelbe der Quere zu überklettern und längs der etwas zurückweichenden Felswand hinabzuſteigen. Bald erreichten wir einen großen, am Ausgange des Couloirs befindlichen mächtigen Wall von Steinen und Eisblöcken, die alle ihre Bahn durch dieſen ſoeben herabgekommenen Weg genommen hatten. Damit ſtanden wir auch — es war 4 Uhr 20 Minuten — am Ende des Felskammes, der den Matſcher-Gletſcher in zwei Arme trennt, die nun vereint eine rieſige Mittelmoräne zu Thale führten. Aufwärts blickend erſchrak ich faſt über die immenſe Steilheit des eingeſchlagenen Weges. Nun ging es am Gletſcher, der mäßig zerklüftet war, raſch vorwärts. Doch nicht lange ſollten wir uns deſſen erfreuen, denn als wir uns mehr in der Mitte des Gletſchers, links von der eben erwähnten Moräne hielten, bereiteten uns Klüfte und Abſtürze des Gletſchers neue Schwierigkeiten. Unterdeſſen war Scheiber, nachdem er ſich durch das Labyrinth des ſoeben verlaſſenen Eisfalles einen Weg gebahnt hatte, wieder zu uns geſtoßen und wir begannen unſere Irrfahrt zwiſchen den Eisſpalten und Eiswänden von neuem, bis wir endlich nach zwei Richtungen hin durch einen großartigen Gletſcherbruch von weiterem Vordringen abgehalten wurden. Derſelbe iſt in Form eines rechten Winkels, wodurch ein tiefes Eisbecken eingeſchloſſen wird, das nach dieſer Richtung den einzig möglichen Uebergang zur Thalſohle bildet. Da hinab zu gelangen war nun unſere Aufgabe. Demzufolge gingen beide

Führer auf Rekognoscierung aus. Während Cyper sich nach rechts wandte, um einen Ausweg zu finden und alsbald auch zwischen den Eisschluchten verschwand, erklomm Scheiber den äußersten Rand des Eisfalles, welchen entlang er hin- und herstieg. Seine Gesten waren nicht sehr ermuthigend.

Endlich winkte er uns, heranzukommen und rief auch Cyper zu sich. Dies war leichter gedacht, als gethan, denn uns trennte ein großes Stück Weges und eine zahllose Menge der verschiedenartigsten Eisspalten und Wälle, die nur durch kühnen Sprung und schlaue Combination überwunden werden konnten. Endlich standen wir alle beim Scheiber am Rande einer tief hinabgehenden Eiswand, über welche der Abstieg erzwungen werden mußte. Durch festes Einsetzen der Steigeisen gelang es nach vieler Mühe zu dem niederen Theil des Gletschers hinabzuklettern, der, obwohl ebenfalls zerklüftet — wenigstens eben bis zu einer kolossalen Randmoräne sich fortsetzte. Es war 5 Uhr 15 Minuten, als wir letztere überkletterten und uns zur rechten Thalwand hielten. Noch einmal mußten wir die unterste, mit Schutt und Schlamm bedeckte Zunge des Gletschers überschreiten, bis wir endlich den Grasboden des Thales erreichten. Eine schwere Last war uns vom Herzen gefallen, als wir den wilden Gesellen im Rücken und die feste Thalsohle unter den Füßen hatten und nun lustig einen Steig entlang fortwandern konnten.

Der oberste Theil des Matscherthales bietet wenig Interessantes. Rechts und links kahle, hoch aufstrebende Abhänge, deren Spitzen und Kämme tief in den Wolken staken. Zuerst ging es am rechten Ufer den Bach entlang über üppigen Grasboden, später über eine breite feste Brücke zur linken Thalwand, bis wir um 6 Uhr 45 Minuten Abends die erste menschliche Wohnung erreichten.

Es war dies eine große Sennhütte, neben welcher innerhalb einer Umzäunung gegen 60 Stück Kühe soeben von vier Knechten gemolken wurden. Natürlich konnten wir hier nicht vorbeigehen, ohne uns an einem tüchtigen Trunke frischer Milch zu laben. Auf unsere Bitten brachte ein alter mürrischer Senner aus der Vorrathskammer eine große Schüssel Milch, die bald geleert wurde. Als die Führer um etwas Käse und Brod ersuchten, erklärte der Senner ganz unwirsch: die Alm gehöre nicht ihm, sondern sei Eigenthum der Gemeinde Matsch, von welcher er gezahlt werde. Er dürfe hier nichts verkaufen

und ſomit auch für die Milch kein Geld annehmen. Er ſei aber auch nicht gewillt, uns noch Mehres zu ſchenken.

Dieſe Erklärung verſetzte uns in nicht geringe Verlegenheit, um ſo mehr, als trotz allen Zuredens der Senner darauf beharrte, von uns weder Geld noch Geldeswerth annehmen zu wollen. Es blieb uns daher nichts anderes übrig als aufzubrechen und unſeren Durſt und Hunger ſpäter zu ſtillen. Da der Abend herangebrochen und der Weg nach dem Dorfe Matſch für den heutigen Tag zu weit war, ſo erkundigten wir uns, wo wir im Nothfalle übernachten könnten. Man nannte uns das nächſte, eine gute Stunde entfernte Bauernhaus, in welchem wir Unterkunft finden würden. Ehe wir aufbrachen, ließen wir uns den dahin einzuſchlagenden Weg näher beſchreiben und nahmen unter Dankesbezeigungen von dem originellen Senner Abſchied.

Mittlerweile war es 7 Uhr geworden und wir mußten uns ſputen, um vor Einbruch der Nacht an unſerem heutigen Ziele zu ſein. Der Weg ging ziemlich breit und bequem gleich von der Sennhütte weg über eine Brücke an das rechte Ufer, anfangs ſanft bergan über Wieſen, ſpäter — wo ſich das Thal verengt, den Bergabhang entlang durch Wald, hoch über dem Bache, den wir in der Tiefe rauſchen hörten.

Die Thalſohle erweitert ſich wieder zu ſchönen Wieſenmatten, auf welchen wir tief unter uns einen ſtattlichen Bauernhof mit vielen Nebengebäuden, alles ſorgfältig umzäunt — erblickten, den wir bei tiefer Dämmerung um 8 Uhr, ſomit nach 19ſtündiger Wanderung erreichten, darunter 13 Stunden über Eis und Schnee, während welcher Zeit die Steigeiſen nicht von den Füßen kamen.

Die freundliche Aufnahme, die wir daſelbſt fanden, ließ uns bald alle Strapazen vergeſſen.

Obwohl ich mich ſchon bei früheren Exkurſionen von der Vorzüglichkeit des braven Cyper als Führer überzeugte, ſo kann ich nicht umhin, zu erwähnen, daß gerade dieſer Hinabweg ſein eminentes Führertalent zur noch größeren Geltung brachte und wir es ihm zum großen Theile verdanken, ſo glücklich über den Matſcher-Gletſcher hinabgeſtiegen zu ſein. Ebenſo anerkennenswerth iſt die Umſicht und Ausdauer unſeres zweiten Führers Scheiber und ich kann es ihm nicht verübeln, daß der Gedanke an ſein Weib und Kind die Urſache

ſein mochte, warum er es vorzog, an der berüchtigten Stelle lieber umzukehren und einen anderen Weg zu ſuchen, als Gefahr zu laufen, von den herabfallenden Steinen und Eisſtücken erſchlagen zu werden.

Nicht minder war ich mit der Haltung meines Bruders Carl zufrieden, der — zum erſten Male im Gebirge — dieſe ſtrapaziöſe Tour mit einer ſolchen Ausdauer, Ruhe und Beſonnenheit mitmachte, — die wohl bei Neulingen im Bergſteigen nur ſelten anzutreffen iſt, daß ſie ſogar Herrn Weilenmann in Erſtaunen ſetzte.

Ich will gerade nicht behaupten, daß dieſer Hinabweg über den Matſcher-Gletſcher der einzig mögliche ſei, ja ich glaube ſogar, wenn wir — wie Tuckett — gleich vom Matſcherjoche aus uns mehr links gegen die Innere Quellſpitze gehalten hätten, keine ſo großen Schwierigkeiten uns entgegengetreten wären, aber jedenfalls war die Zerklüftung deſſelben im heurigen Jahre durch die beſtändigen heißen Südwinde eine viel größere, als im Juni 1865, wo ihn Tuckett paſſierte, auch mangelte es uns an Zeit, hierzu langwierige Rekognoſcierungen zu veranſtalten. Zudem iſt es äußerſt ſchwer, von oben herab ſich über die Beſchaffenheit eines ſo ſteil abfallenden Gletſchers Kenntniß zu verſchaffen.

Während das Nachteſſen für uns zubereitet wurde, ſchrieb ich meinem Verſprechen gemäß einige Zeilen über den Erfolg unſerer Exkurſion an Herrn Curat Senn, tauſchte mit Cyper die Photographien und zahlte jedem der Führer den bedungenen Lohn von 15 fl. Als ich einige Worte der Anerkennung in Cyper's Buch einſchrieb, hatte ich damals wohl keine Ahnung, daß ich einer der Letzte ſein ſollte, welche dieſer brave Mann ſo aufopfernd geführt, um wenige Monate ſpäter (8. November) das Opfer ſeines ſchweren Berufes zu werden.

Auch der Führer des Herrn J. J. Weilenmann, Joſef Raffeiner (vulgo Schmiedle), iſt — wie ich nachträglich erfahre — in demſelben Monate am Typhus in Vent geſtorben. Beide ſind ein ſchwerer Verluſt für zukünftige größere Exkurſionen in den Oetzthaler Bergen.

An und für ſich iſt die Weißkugelerſteigung weder ein ſchwieriges noch ſehr waghalſiges Unternehmen, wenn die nöthige Vorſicht gebraucht wird, wohl aber eine ſehr langwierige Exkurſion, im Falle Vent den Ausgangspunkt bildet. Dem dürfte inſoferne abgeholfen werden, als die Brüder Klotz mit der Idee umgehen, im Roſenthale am Ausgange des Hochjoch-Ferners eine Unterkunftshütte zu bauen,

von welcher aus die Ersteigungsdauer um ein Bedeutendes abgekürzt würde.*) Am gerathensten ist es, die Weißkugel von Kurzras (im Schnalserthale) über den Steinschlag-Ferner zu ersteigen, was leicht binnen 5 bis 6 Stunden ausgeführt werden könnte, während von Vent aus der Anstieg immerhin 10 bis 12 Stunden in Anspruch nimmt. Herr Weilenmann erreichte damals Kurzras vom Matscherjoche aus über den Steinschlag-Ferner binnen 2 Stunden.

Es sollen auch nicht lange nach unserer Ersteigung mehrere Engländer von Kurzras die Weißkugel erklommen haben und wieder dahin zurückgekehrt sein.

Auch bezüglich der Weißkugel enthält die zweite Auflage von Schaubach's „Deutsche Alpen" unrichtige Angaben, da in diesem sonst ganz vorzüglichen Werke behauptet wird, daß bis zum Jahre 1866 noch keine Ersteigung dieses stolzen Gipfels stattgefunden habe, indem dieser unnahbar sei. Was das erstere anbelangt, so wurde die allererste Ersteigung bereits im Jahre 1861 durch den berühmten österreichischen Bergsteiger Herrn Specht aus Wien unternommen.**) Im Jahre 1865 erstiegen — wie schon erwähnt — Herr Tuckett und Konsorten diese Spitze und nahmen ihren Hinabweg nach Matsch. Im Jahre 1866 betrat Herr Curat Senn aus Vent unter Führung des braven Cyper's die Weißkugel. Ihnen folgte das Jahr darauf Herr Ernest Pfeiffer aus Wien mit demselben Führer und mit Benedict Klotz, dessen Zettel wir, wie bereits erwähnt, am Gipfel auch richtig vorfanden.

Hoffentlich werden in Zukunft die äußerst genußvollen Ersteigungen der Weißkugel nicht so vereinzelt dastehen, wie bisher, sondern von den Touristen sich jener Würdigung erfreuen, welche diese Perle der Oetzthaler Riesen im vollsten Maße verdient.

*) Man benützt jetzt meist als Ausgangspunkt das Hochjoch-Hospiz, das an der angegebenen Stelle befindlich ist.

**) Siehe „das Allgemeine" über die Oetzthaler Gruppe.

Dritter Abschnitt.

Aus der Zillerthaler Gruppe.

1. Charakteristisches.

Wandert man von der Station Jenbach im Unter-Innthale in südöstlicher Richtung über die breite Thalsohle, überschreitet den Innfluß, so steht man bald an der breiten Ausmündung des Zillerthals. Vergebens sucht man hier die Kennzeichen eines Hochgebirgthales; die grüne Thalflur wird durch sanft geneigte Flächen begrenzt, die zumeist bewaldet, das Ganze herrlich einrahmen.

Der Ziller fließt ruhig ohne Wasserfälle und Stromschnellen auf dem sanft geneigten Thalboden hin, beiderseitig eingeschlossen von grünen Auen, an die sich fruchtbare Wiesen und Felder anschließen. Zwischen all diesen lachenden Fluren sieht man zierliche Gehöfte und freundliche Dörfer, deren spitze Thürme weit aus der grünen Umrahmung hervorragen.

Diese Bilder ändern sich wenig, bis man, im Thale aufwärtsgehend, nach Zell am Ziller und darüber hinaus, nach Mayrhofen gelangt. Nun kommen nach und nach die firnbedeckten Spitzen deutlicher zum Vorschein, man befindet sich in einem wundervollen Thalkessel, umrahmt von einer ganzen Reihe mächtiger Gipfel.

In dieses Thalbecken münden 4 Thäler: der Zillergrund, Stillup- und Zemmgrund und das Tuxer Thal; fast alle diese Thäler verschneiden sich mit dem Hauptkamme in niederen Paßhöhen, über die man leicht in's Pusterthal, Wipp- und Eisackthal gelangen kann.

Betrachtet man auf der Karte den Verlauf des eigentlichen Zillerthals bis Mayrhofen, dann anschließend das Zemmthal, Zamser

Grund, Pfitſcher Grund, Pfitſcherjoch und Pfitſcherthal bis Sterzing, ſo ſieht man, daß die ganze Zillerthaler Gruppe durch den genannten Thaleinſchnitt und den niedern Paß in zwei Theile getheilt wird. Den öſtlich liegenden Theil der Gruppe nennt man die eigentlichen Zillerthaler Alpen, mit dem Zillerthaler Hauptkamm, der von der Birnlücke bis zum Trenſerjoch bei Sterzing reicht. Der öſtlich liegende Theil wird das Tuxer Gebirge genannt, deſſen Hauptkamm ſich vom Grünberge bei Finkenberg bis zum Saunjoch bei Sterzing erſtreckt.

Beide Theile zuſammengenommen bilden die Zillerthaler Alpen, die nach Sonklar folgende Begrenzung finden: Nördlich von der Mündung des Ziller in den Inn, längs des Inn bis zur Mündung der Sill bei Innsbruck; weſtlich entlang dem Grunde des Wippthales von Innsbruck über den Brenner bis Brixen; ſüdlich längs der Rienz von ihrer Mündung in den Eiſack bis Bruneck und öſtlich von Bruneck längs des Ahrenbaches bis zur Birnlücke und von da längs der Krimmler Ache bis zur Mündung derſelben in die Salza, dann entlang der Salza aufwärts bis Ronach und über den tiefen Einſchnitt des Gerlosſattels an die Gerlos, längs dieſer bis Zell und von Zell längs des Ziller bis zu ſeiner Mündung in den Inn.

Von den Hauptkämmen gehen eine Anzahl Nebenkämme aus, welche beſonders im Zillerthaler Hauptkamme von großartiger Entwicklung ſind und Thäler einſchließen, die durch die Großartigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Hochgebirgsſcenerien ihres Gleichen ſuchen.

Den zuletzt genannten Hauptkamm kann man in Beziehung zu ſeinen Erhebungen in drei Abſchnitte theilen; der mittlere Theil von der Löffelſpitze bis zum Weißzinth reichend, enthält die größten Erhebungen, die in der Richtung von Oſten nach Weſten wie nachſtehend auf einander folgen: die Löffel- oder Trippachſpitze (3382 Meter), Schwarzenſtein (3367 Meter), die Hornſpitzen, Thurnerkamp (3414 Meter), Möſele (3480 Meter), Hochfeiler (3506 Meter).

Im Tuxer Hauptkamme dominiert der Olperer (3480 Meter), Fußſtein (3380 Meter), Riffler (3239 Meter) u. ſ. w.

Unter den ſich vom Zillerthaler Hauptkamme abzweigenden Nebenkämmen findet man am öſtlichen Ende den mächtigen Reichenſpitzkamm; die Richtung dieſes Nebenkammes iſt zuerſt eine nördliche, dann eine nordweſtliche, mit der Reichenſpitze als Haupterhebung,

die sich aus einem mächtigen Gletscherfelde bis zu 3294 Meter erhebt.

Der nach Westen zu folgende, in der Länge weniger entwickelte Nebenkamm, nach der am nördlichsten Ende befindlichen Magnerspitze Magnerkamm genannt, schließt mit dem vorhergenannten Seitenkamme das südlichste Ende des Zillergrundes, das „Zillergründel" ein. Der Riblerkamm, dem vorigen parallel, endigt nördlich mit der Ahornspitze (2965 Meter), die schon im äußersten Zillerthale sichtbar ist.

Am „Großen Löffler" im Hauptkamm zweigt sich der Floitenkamm ab, das Stillup- und Floitenthal trennend. Am äußersten nördlichen Ende erhebt sich die Tristenspitze (2768 Meter), die weit im Thale sichtbar mit zu jenen Bergen gehört, die den herrlichen Thalkessel von Mayrhofen überragen. Der Mörchenkamm am Schwarzenstein beginnend, von dem folgenden Seitenkamme durch den Zemmgrund getrennt, setzt sich nordwestlich fort, erhebt sich zum großen Mörchner (3271 Meter), theilt sich dann in zwei Aeste, deren westlicher im Großen Ingent (2915 Meter) endigt.

Der verhältnismäßig kurze Greinerkamm beginnt am großen Mösele, verläuft als wilde Felsschneide über die Talgenköpfe zum Großen Greiner, einer großartigen wilden Felsengestalt. Das Schlegeisenthal, bekannt durch seinen imposanten vergletscherten Thalschluß, trennt den zuletzt genannten wilden Gebirgsrücken von dem Hochfeilerkamm, der den Kulminationspunkt der ganzen Zillerthaler Gruppe, „den Hochfeiler" enthält.

Der Tuxer Hauptkamm hat nur einen Ausläufer von Bedeutung, der am Olperer beginnt, sich jedoch bald in kleinere niedere Aeste auflöst. Man findet hier im Vergleiche zu den großartig entwickelten Nebenkämmen des Zillerthaler Hauptkammes nur kurze, rauhe Felsrippen, die ähnlich gestaltet wie die kurzen Ausläufer des zuletzt genannten Hauptkammes auf der Südseite, beiderseits keine größere Thalbildung zulassen.

Die Gletscherbedeckung in den Zillerthaler Alpen ist weniger umfangreich als z. B. die in der Oetzthaler Gruppe. Die größeren Gletscher befinden sich hauptsächlich auf der Nordseite des Zillerthaler- und Tuxer Hauptkammes, von wo aus ihre Zungen tief in die betreffenden Thäler herunterreichen und in Verbindung mit einer

wilden Felſenſcenerie Hochgebirgsbilder ſchaffen, die an wilder Pracht und Großartigkeit unübertrefflich ſind.

K. v. Sonklar, der genaue Kenner der Gruppe, ſagt in ſeiner Monographie: „Wer die Zillerthaler Alpen nur etwa aus dem Anblicke kennt, den ſie von den großen Verkehrswegen im Inn-, Wipp- und Puſterthal angeſehen darbieten, der hat von ihrer Schönheit und Großartigkeit gewiß nur eine ſehr unvollkommene Vorſtellung gewonnen. Fremde, die an der Mündung des Zillerthals vorüberfahren, werden in der Regel ſchon von dem Anblicke des Ahornſpitzes überraſcht, der mit ſeinem kleinen Gletſcher aus dem Hintergrunde der breiten Thalfurche ſtattlich genug hernieder ſchaut. Und doch beträgt die Höhe dieſes Berges nur 2965 Meter. Viel großartiger iſt ohne Zweifel jenes Stück des Zillerthaler Hauptkammes, das durch die ſchmale Gebirgslücke zwiſchen Luttach und Taufers bis nach Bruneck hervorleuchtet. Hier iſt es der Schwarzenſtein (3357 Meter) der ſeine weiße Rieſengeſtalt über die Schultern der vorliegenden Berge erhebt. Was iſt aber alles das gegen die ſtolze, titanenhafte, von einem eigenthümlichen Reize umwehte Pracht in den innern Thälern dieſes Gebirges! Dieſe muß der Wanderer aufſuchen, damit er erkenne, daß die Zillerthaler Alpen an Macht und rauher Größe wohl von manchen anderen Theilen unſeres Gebirges übertroffen, von keinem aber an Freundlichkeit und Anmuth, ſo wie an Abwechslung und an der feſſelndſten Zuſammenſtellung lieblicher und großartiger Naturbilder erreicht werden.“

Wundern muß man ſich, daß dieſe herrlichen Landſchaften auch erſt in neurer Zeit ihre Bewunderer fanden. Den Anfang machten auch hier unter vielen andern Thurwieſer, der im Jahre 1840 die Ahornſpitze beſtieg*), P. Grohmann, Dr. v. Ruthner, J. Stüdl, Tuckett, Dr. J. Daimer, Profeſſor R. Seyerlen und namentlich K. v. Sonklar, der in ſeiner ausgezeichneten Monographie über die Zillerthaler Alpen alle Verhältniſſe klar darlegte.

Wie die Frequenzziffern der Unterkunftshütten**) jetzt nachweiſen, iſt der Beſuch der Zillerthaler Alpen gegen früher ein äußerſt großer.

*) F. Löwl, das Zillerthaler Hochgebirge.

**) Die Berliner Hütte am Schwarzenſtein wurde im Sommer 1884 von 459, die Dominicushütte im Zamſerthal von 344, die Olpererhütte von 37, die Sonklarhütte von 40, die Daimerhütte von 117 Touriſten beſucht.

Besonders ist es der Schwarzenstein, der sich jedes Jahr eines zahlreichen Besuches rühmen kann; ihm folgen Hochfeiler, Olperer, Thurnerkamp u. s. w.

Weniger bekannt ist der Große Greiner, über den Dr. C. Diener aus Wien Folgendes sagt*): „Ist doch der Große Greiner unter allen Berggestalten, die der Reisende auf seiner Wanderung durch das Zillerthal zur Paßhöhe des Pfitscherjochs begrüßt, die stolzeste und imposanteste. Dunkel strebt sein trotziges, breit basiertes Felstrapez empor aus dem strahlenden Gletschercirkus von Schlegeis und Schwarzenstein. In ihm erreicht die mächtige, zwischen das Gneismassiv der Zillerthaler Alpen eingeklemmte, synklinale Schieferscholle ihre bedeutendste Erhebung. Fast senkrecht aufgerichtet, bilden die Hornblendeschiefer seine furchtbar zerhackten, in zahllose Klippen zersplitterten Gipfelgrate. So schaffen hier die tektonischen Verhältnisse ein Landschaftsbild von unvergleichlicher Wirkung. Wie unter den Menschen giebt es auch unter den Bergen Charaktere; zu ihnen zählt auch der Große Greiner. Seine scharfen, schönen Contouren, noch gehoben durch den Kontrast ihres düsteren Kolorits mit den silberglänzenden Firnhängen der nächsten Umgebung prägen sich unauslöschlich in die Erinnerung jedes Naturfreundes ein."

Im Jahre 1873 wurde dieser Riese zum ersten Male von Prof. Dr. K. Zöppritz aus Gießen bezwungen, der seine dabei gemachten Erfahrungen in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins**) veröffentlichte und deren Wiedergabe hier folgt:

1. Besteigung des Großen Greiner

Ein vorwiegendes Interesse für die Formen der Erdrinde in ihrer Abhängigkeit von den Kräften, denen sie ihre Entstehung verdanken, hat mich auf meinen Alpenreisen stets zur Aufsuchung solcher Aussichtspunkte getrieben, die einen möglichst klaren Einblick in den Bau und die Gliederung einer einzelnen Gebirgsgruppe gewähren, und ich habe fast ausnahmslos gefunden, daß bei den durch dieses

*) Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Jahrg. 1884.
**) Jahrgang 1874.

Hauptmotiv bestimmten Wanderungen der Sinn für die Schönheit und Pracht der Alpennatur gleichzeitig volle Befriedigung fand; sind ja doch auch die berühmtesten Aussichtspunkte größtentheils solche, bei denen eine bestimmte nahegelegene Gruppe das Hauptobjekt der Aussicht bildet. Besonders lehrreich wird ein solcher Einblick meist dann, wenn der Aussichtsberg der Gruppe selbst angehört und von ihrem Hauptzuge im Bogen möglichst nahe umgeben wird. Dieser Eigenschaft verdanken Gornergrat, Monte Confinale, Kreuzspitze u. a. die großartige und interessante Einsicht in ihre Gruppen.

Als ich mich im Sommer 1873 zu einem erstmaligen Besuche der Zillerthaler Alpen anschickte, war es meine nächste Sorge, einen Punkt ausfindig zu machen, der mir den Bau dieser Gruppe möglichst klar enthüllen könnte. Das Studium von Sonklar's trefflicher Monographie der Zillerthaler Alpen und namentlich der zugehörigen Karte lenkte meine Aufmerksamkeit schnell und mit Entschiedenheit auf den Greiner, dessen Lage in der Mitte zwischen dem Zillerthal und dem Tuxer Hauptkamm bei seiner bedeutenden, den Hauptgipfeln beider Kämme nur wenig nachstehenden Höhe eine sehr vollständige Einsicht in den Bau der ganzen Gruppe unzweifelhaft gewähren mußte. Was Herr v. Ruthner in seinen Schilderungen „Aus Tirol" über den Eindruck sagt, den er von diesem Berg erhalten, konnte die gewonnene Ueberzeugung nur befestigen. Die vielversprechende Lage dieses Berges scheint indessen noch keinen Alpenwanderer zur Besteigung veranlaßt zu haben; man findet zwar den Greiner unzähligemal als „das reichste natürliche Mineralienkabinet Tirols" und gleichzeitig als reich an seltneren Alpenpflanzen gepriesen, eine Besteigung desselben ist aber nirgends erwähnt, geschweige denn die Aussicht beschrieben. In Schaubach, die deutschen Alpen II. S. 252 steht allerdings: „Man ersteigt den Greiner von der Alpe Schwemm; etwas oberhalb derselben geht es rechts durch eine Felsenklamm hinan, anfangs ziemlich gut, weiter oben beschwerlicher" und aus dieser alten Fundgrube meist zuverlässiger Nachrichten sind in einige neuere Reisehandbücher ähnlich lautende Notizen übergegangen.

Als ich am 21. August 1873 mit meinem jüngsten Bruder von Mayrhofen aus das herrliche Zemmthal hinaufwanderte, mit der Absicht, unsere frischen Kräfte (wir hatten erst Tags zuvor das Flachland verlassen) am Greiner zu erproben, glaubte ich, auf die

Richtigkeit dieser Notizen bauend, daß wir ohne große Mühe unser Ziel erreichen würden, hoffte indessen trotzdem, den Greiner als Aussichtspunkt hohen Rangs erst noch „entdecken“ und bekannt machen zu können. Die Kenntnis der wahren Verhältnisse würde mich zwar nicht abgehalten, sondern vielleicht noch mehr angefeuert haben, die Besteigung zu unternehmen, doch würde ich Bedenken getragen haben, sie meinem 18jährigen Bruder, der überhaupt zum ersten Male das Hochgebirg betrat, als ersten Versuch zu empfehlen und jedenfalls würde ich mich besser mit Proviant u. s. w. versehen haben.

Auf dem Wege von Ginzling zur Breitlahner Alpe erblickt man den Greiner zum ersten Male, wenn man die Kaserler Alpe betritt. Ueber dem Vereinigungspunkt des Zemm- und Zamserthales thürmt er sich als eine riesige abschreckend aussehende Mauer auf, die fast genau von Ost nach West verläuft und demnach nahezu senkrecht steht auf der fast südnördlichen Richtung, welche der zwischen dem Zemmthal und Schlegleisenthal enthaltene Gebirgsausläufer (Sonklar's Greinerkamm) in seinem nördlichen Ende annimmt. Man sieht aber gleichzeitig von derselben Stelle aus, daß dieser nördliche Theil der in dem Breitenkorspitz (2945 Meter Sonklar) kulminiert, von dem eigentlichen Greinergebirge durch eine tiefe weite Einsenkung, die auf Sonklar's Karte nicht deutlich zu erkennen ist, getrennt wird. Der Grat des Greiner erscheint fast horizontal mit kleinen Zacken besetzt und es ist nicht wohl zu erkennen, daß das linke (östliche) Ende den höchsten Punkt bildet. In diesem scheinbaren Mangel an einer eigentlichen Spitze liegt wohl der Grund, warum der Berg bisher noch Niemand zur Besteigung herausgefordert hat. Nähert man sich der Breitlahner Alpe, so kommt etwas mehr Abwechslung in das Bild und dicht bei derselben genießt man den herrlichen Anblick, der auf dem gelungenen von A. Hansch gemalten Blatt „Die Breitlahner Alpe im Zemmgrund“ in Grefe's Album der deutschen Alpen fixiert ist. Das Bild scheint von einem Punkt westlich des Baches aufgenommen zu sein, unterscheidet sich jedoch nicht viel von demjenigen, welches man in dem Augenblick genießt, wenn man auf dem gewöhnlichen Pfad von Ginzling her die Hütten der Breitlahner Alpe dicht vor sich zum ersten Male erblickt. Der Greinerkamm erscheint in Wirklichkeit noch etwas weniger nach rechts abgedacht als auf dem Bilde.

Ich übergehe unsre Erlebnisse auf der Breitlahner Alpe, wo wir die als Gasthaus sehr primitiv eingerichtete „Jagerhüttn“ gern im Besitz der an demselben Tage (wie überhaupt in diesem Jahre) sehr zahlreich eingetroffenen Gäste ließen und nur bedauerten, uns wegen des hierdurch veranlaßten Mangels mit Fleisch gar nicht und mit Brod nur sehr ungenügend verproviantieren zu können. Erst gegen 6 Uhr Abends verließen wir die Alpe und wanderten, da wir fürchteten in die Dunkelheit zu kommen, unter Führung einer rüstigen Sennerin, die auch unsre leichten Ränzchen in ihre Kraxe nahm, zur Waxegg-Alpe hinan, wo wir den bekannten Führer Georg Samer, genannt Josele, finden und übernachten sollten. Bei schnellem Ausschreiten gelang es uns die Waxegghütte gerade bei einbrechender Dunkelheit, in 2 Stunden 10 Minuten von Breitlahner aus, zu erreichen und die Schönheiten des Weges, den Herr v. Ruthner in „Aus Tirol“ (S. 25 ff.) beschreibt, noch in günstiger Abendbeleuchtung zu genießen.

In der Gegend der Schwemmalphütte beginnt der Greinerkamm sich südwestlich in seiner Verkürzung als spitzes Horn zu zeigen, welches Herr v. Sonklar, wie es scheint, für einen scharfen, weit niedrigeren Felsgrat gehalten hat (Die Zillerthaler Alpen S. 9), das aber von Ruthner (a. a. O.) richtiger als der Greinergipfel erkannt worden ist. Man sieht vom Gipfel aus die Schwemmalp wie eine Landkarte unter sich liegen. Bemerkenswerth ist die in fast ununterbrochener Flucht steil emporstrebende Bergseite, deren mittlere Neigung vom Thalboden der Schwemmalp zum Greinergipfel 36° beträgt. Beim Beginn des Aufstiegs zum Grawander Schinder nähert sich der Pfad einem Wasserfall des Zemmbaches, der uns durch die Kühnheit seines Sprunges besonderen Eindruck machte. Er ist veranlaßt durch einen im steilgeneigten Gneisbett horizontal eingekeilten Block von dunkelgrünem Serpentin.

Wir hatten das Glück, in der Waxegghütte sofort den gesuchten Führer zu finden, der seine Bereitschaft erklärte, für 4 fl. die Besteigung des Greiner mit uns zu unternehmen. Nachdem wir uns über den Berg verständigt hatten, den wir (nach Sonklar) den Großen Greiner nannten, während Josele und die Senner überhaupt nur einen Greiner kannten und von der Benennung desjenigen Berges, an dessen unmittelbarem Fuße sie wohnen, als Kleiner Greiner durchaus keine Kenntniß hatten, erfuhren wir zu unserem

Erſtaunen, daß Joſele nicht nur ſelbſt den Berg noch nie erſtiegen habe, ſondern daß ihm auch überhaupt von einer Erſteigung deſſelben nichts bekannt ſei; vielleicht könne er vom Schlegeiſenthal her erſtiegen worden ſein, wo er ſelbſt einmal in ziemlicher Höhe an dem Berg herumgeſtiegen ſei, um ſeinem Geſchäft des „Steinklaubens“ nachzugehen. Jedenfalls, meinte er, würde die Erreichung des Gipfels ihre Schwierigkeiten haben.

Punkt 5 Uhr verließen wir am nächſten Morgen das gaſtliche Dach der Sennhütte, deren Stadel uns ein weiches Nachtlager gewährt hatte, überſchritten raſch den ebenen ehemaligen Gletſcherboden der Alpe, der von den Hirten durch mühſames Zuſammenleſen der Steine dem Graswuchs zugänglich gemacht iſt, und begannen ſofort längs einem Bächlein, das in tüchtigen Sätzen dem Zemmbach zueilt und ihn nahe der Stelle erreicht, wo die Brücke den Weg nach Breitlahner auf die rechte Bachſeite hinüberführt, ſteil bergan zu ſteigen. Nachdem der Bach überſchritten, wendet ſich der wenig kenntliche Pfad entſchiedener weſtlich und erreicht eine ſchmale ſumpfige Terraſſe, deren Rand ſich naſenartig gegen die Grawandalp hin vorſtreckt und dort einen kleinen Teich trägt. Dieſer Teich liegt ziemlich genau an der Stelle, wo Sonklar in ſeiner Karte eine Hütte markiert, gerade über dem W des Namens Waxegg. Auf dieſer Terraſſe, die gegen 500 Meter über Waxegg liegt, geſtatteten wir uns den erſten ruhigen Rückblick auf die Gletſcherſcenerie des Zemmthalſchluſſes. Die weißen von der kaum aufgegangenen Sonne geſtreiften Kämme hoben ſich in wunderbarer Pracht gegen den tiefblauen von keinem Wölkchen getrübten Himmel ab.

Noch wenige Minuten über Alpenweiden bergan brachten uns auf die Höhe eines vom Schönbigler Horn nach Nordoſten ausgeſandten, dann nach Nordweſten ſich umbiegenden Ausläufers, von wo aus wir in leichtem, gegen Südoſt convexem Bogen etwa 120 Meter niederſteigend die Schuttkare erreichten, welche die eigentlichen Stirnmoränen der ſchmalen von dem Grat zwiſchen Schönbigler Horn und Talgenkopf herabkommenden Gletſcher ſind. Wohl eine Stunde lang marſchierten wir ziemlich auf derſelben Iſohypſe über dieſe unangenehmen Steinwüſten fort, beſtändig balancierend und einen feſten Tritt erſpähend; dabei alle paar hundert Meter einen Gletſcherbach überſpringend. Zu unſerer Rechten zogen ſich dieſe Kare in mäßiger

und nach unten abnehmender Neigung bis zu einer Art von Plateau hin, das zwiſchen dem eben erwähnten und einem vom Greiner herkommenden Ausläufer eingebettet liegt und von deſſen Rand die Bäche, zu einigen wenigen vereinigt, als die hohen von der Schwemmalpe aus ſo ſehr in's Auge fallenden Waſſerfälle hinabſtürzen. Wenn man ſich dem Fuß der eigentlichen Pyramide des Talgenkopfes nähert, wird das Terrain unebener; wir überſchritten die tiefer eingeſchnittene Schlucht des Abfluſſes aus dem Talgenkor-Gletſcher und ſtiegen dann ziemlich ſteil empor zur blauen Zunge des Greiner-Gletſchers. Der Greiner-Gletſcher hat ſein Firnbett in einer faſt halbkreisförmigen Ausbuchtung des Talgenkopf und Greiner verbindenden Grates, der in Sonklar's Karte fälſchlich ganz gerade verlaufend gezeichnet iſt. Der Pfeil dieſes Kreisbogens iſt nach Südweſt gerichtet. Die Ablagerung größerer Schneemaſſen wird begünſtigt durch die Ablöſung des eben genannten Ausläufers, der von dem Grat zwiſchen Talgenkopf und Greiner entſpringt und die Begrenzung jener Firnmulde nach Norden hin bildet. Sein Grat fällt jähe ab zu einem Sattel, über den ein Theil der Eismaſſen einen Ausweg nach Norden hin findet und vom Grawander Schinder aus als kleiner Gletſcher ſichtbar iſt. Der Haupttheil des Greiner-Gletſchers jedoch geht zwiſchen dem Talgenkopf und der weiteren Fortſetzung jenes Bergſpornes zu Thal. Dieſer Ausläufer iſt auf Sonklar's Karte offenbar dargeſtellt durch den die Zahl 67 tragenden Rücken, müßte aber, um richtig zu liegen, um ſeine volle Breite nach Norden verſchoben werden und ſich von dem Hauptkamm ungefähr da loslöſen, wo die letzte 0 der auf den Greinergipfel bezüglichen Zahl 10110 ſteht. Die Gletſcherzunge hing über den oberen Rand einer glatten unter 60—70° geneigten Felswand, über die ſie vor Jahren herabgegangen war, bis auf eine etwa 100 Meter tiefer liegende, jetzt nur von wenigen Geſchieben bedeckte Terraſſe. Die eigentliche Stirnmoräne lag in Geſtalt einer langen Schutthalde erſt weiter unterhalb in die Schlucht hinab. Die Wand und die untere Terraſſe waren glatt polierter Fels, über den jetzt das Gletſcherwaſſer in vielen Adern hinabrann und eine Menge von Eisblöcken in allen Stadien des Schmelzprozeſſes beſpülte, über deren Herkunft die friſchen, im herrlichſten Blau prangenden Bruchflächen des oben hängenden Eisrandes keinen Zweifel ließen. Obwohl erſt 2 ſtarke Stunden unterwegs, machten wir doch

hier als beim letzten anzutreffenden Wasser eine viertelstündige Frühstücksrast. In dem Gletscherwasser, das wir tranken, glitzerten die kleinen Glimmerblättchen im Sonnenschein wie zahllose Silberpunkte.

Um die Höhe des eigentlichen Gletschers zu erreichen, stiegen wir an der Berglehne seines Nordufers, einem aus feinem, rothbraunem Gletscherschlamm bestehenden Abhang von mindestens 45° Neigung hinan, der vereinzelte Grasschöpfe und zahlreiche, sehr hübsche Alpenpflanzen, unter anderen Rauten und Edelweiß trug. Ich bedauerte hier schon, mehr noch im weiteren Verlauf der Besteigung meine gänzliche Kenntnislosigkeit in der Botanik. Der Pflanzenreichthum dieses Berges ist außerordentlich. Der Gletscher, den wir schweißtriefend erreichten, ließ sich erst einige hundert Schritt weiter oben über die glattgeschliffenen Felsen seines Ufers betreten und gewährte trotz vieler Spalten für eine starke Viertelstunde einen guten und allmählichen Aufstieg. Als jedoch die Steilheit und die Zerrissenheit, welche anfangs abnahm, wieder stärker wurde, benutzten wir eine günstige Brücke, um wieder auf das nördliche Ufer zu kommen, über dessen geglättete Felsen wir steil emporkommen, bis wir den Gletschersattel erreicht hatten, der einen Theil des Eises aus dem großen Firnbecken gegen Norden hin abfließen läßt. Ich war überrascht, hier eine fast horizontale Ebene von etwa 200 Meter Länge und 30 Meter Breite zu finden, die theilweise von Eis und Schnee entblößt war. Erst von hier aus gewann man einen deutlichen Einblick in das obere Firnbecken, über dem die schöne Pyramide des Talgenkopfs sich aufthürmte. Der Grat, welcher es im Bogen begrenzte, ragte nur als niedriger aber steiler Felskranz über den Schnee empor, erst gegen den Greiner hin durch einige scharfe Spitzen mit zwischenliegenden Scharten unterbrochen. Gerade vor uns, jenseits des Sattels, stieg der Ausläufer, auf dessen Kamm wir standen, in neuem Anlauf empor und zeigte uns auf Stirnseite und Profil abschreckend glatte Felswände, doch war die Stelle nicht mehr fern, wo er am Hauptgrat des Gebirgs wurzelt. Ueber seinem rechten Abhang zeigte sich, in unangenehmer Höhe und Steilheit das Ziel unserer Wanderung. Zu unserer Rechten schoß das Eis mit zunehmender Steilheit nach der Tiefe; seine Wölbung schnitt auf höchstens 100 Schritt dem Blick die weitere Verfolgung des Abhangs

ab und über dem Eishorizonte erblickte man unvermittelt in schwindelnder Tiefe den Zickzackweg des Grawander Schinders.

Nach dem Plane, den ich mir, gestützt auf die genaue Betrachtung des Berges bei seiner Umgehung für die Besteigung entworfen hatte, wären wir nun kühn gerade aus auf die Felsnase, die uns entgegensprang, zugesteuert, um sie zu erklimmen und von ihr aus den Hauptgrat in der Schulter zu erreichen, die man vom oberen Zemmthal aus links unter der Spitze sieht.

Eine Schneezunge zieht sich von jenseits des Gletschersattels in die Felsen hinauf und deutet den Ausgang einer steilen Runse an, die für spätere Besteiger den Weg abgeben muß. (Wir kamen durch dieselbe herunter.) Josele aber, der, wie gesagt, auf der Schlegeisen-Seite des Greiners früher schon herumgestiegen war und deshalb wohl mehr Vertrauen auf die Möglichkeit der Besteigung von jener Seite hatte, suchte vor allem über den Grat des Gebirgs hinüber zu kommen. Ueber die Stelle, wo dieser Grat am vortheilhaftesten zu erreichen war, konnte kein Zweifel obwalten. Dicht links von der Stelle, wo jene Felsnase sich vom Grat ablöst, liegt eine scharf eingeschnittene Scharte, zu welcher sich das Firnfeld zungenartig bis vielleicht 30 Meter unterhalb des Sattels hin erstreckt. (Diese Scharte ist sehr deutlich von der Schwarzenstein-Alpe aus zu sehen.) Wir banden uns an das Seil, weil der Firn schon etwas erweicht und bedenkliche, wenn auch seltene Spalten sichtbar waren, und folgten unserem Führer erst fast eben bis gegen die Mitte des Firnbeckens, dann halb rechts allmählich stärker ansteigend gegen die Scharte zu. Der Schnee war von vorzüglicher Beschaffenheit zum Steigen, das Seil aber sehr am Platze, da verschiedene kleine Einbrüche stattfanden. Als wir halbwegs waren, erblickten wir etwa 500 Schritte vor uns einen feisten Gemsbock, der gemächlich denselben Weg wandelte, den wir auch zu verfolgen gedachten. Bald hatten wir seine Spur und gingen ihr nach. Sein Marschtempo war über den Schnee wenig rascher als das unsrige, als er aber von der äußersten Spitze der Schneezunge aus die Felsabsätze betrat, die ihn noch vom Uebergangspunkte trennten, da sprang er in einigen mächtigen Sätzen die Strecke hinauf, die uns 10 Minuten harter Arbeit kosteten.

Auf der zweiten Hälfte des Weges hierher hatten wir uns immer mehr den glatten Wänden jener Nase genähert, an welche

ſich der Rand des Schneefeldes in ſteilen glatten Böſchungen anlegte. Als wir die Scharte erreichten, erhielten wir ſofort Aufſchluß über die geologiſche Bildung des ganzen Gebirgsgrates. Die kryſtalliniſchen Schiefer, aus denen er beſteht, ſtreichen genau ſenkrecht gegen den Verlauf des Grates. Da die Schichten unter 70° bis 75° gegen Süden einfallen und am Ausgehenden theilweiſe noch fächerförmig aufgeblättert ſind, ſo muß natürlich der Grat ein ſägenartig zerhacktes Ausſehen haben. Einzelne Platten ragen hoch empor und laſſen neben ſich tiefe Scharten. In einer ſolchen befanden wir uns etwa um 9½ Uhr. Faſt die ganze Südhälfte des Horizonts, mindeſtens 120°, waren uns durch eine rieſige Gneisplatte verdeckt, die in der Form eines gleichſeitigen Dreiecks etwas überhängend dicht neben uns emporſtieg und etwa 20 Meter höher ihren Scheitel hatte. Nördlich gegen den Greiner zu bildeten die Schichtenköpfe erſt ein paar niedrigere Stufen, dann aber wieder einige hohe ſcheinbar unerſteigliche Platten, deren Ränder nach Weſten hin völlig ſenkrecht, nach Oſten in mehreren ſehr ſteilen Abſätzen abfielen und nach dieſer Seite hin ſich in den mehrerwähnten Ausläufer fortſetzten, deſſen ſüdlichen Wände durch die natürlichen Schichtungsflächen gebildet werden. Der Blick, der ſich uns nach Oſten auf den Schwarzenſtein und Löffler, ſowie auf die drei herrlichen Eisſtröme des oberen Zemmgrundes eröffnete, war ſchon hier von unbeſchreiblicher Pracht. Nach Weſten hin konnten wir von der Gletſcherwelt des oberen Schlegeiſenthals noch nichts ſehen, wohl aber ſtreifte der Blick ſchon über das Pfitſcherjoch hinüber nach der Stubaier Gruppe. Von der Scharte zieht ſich nach der Schlegeiſenſeite eine Runſe von ähnlicher Form, wie die von uns paſſierte, aber von viel bedeutenderer Länge hinab. Soweit wir ſie überblicken konnten, ſchien ſie mindeſtens ebenſo ſteil, ihre Gangbarkeit durch weit mehr Geſteinstrümmer, die die Wetterſeite anzeigten, höchſt problematiſch. 100 bis 120 Meter tiefer entzog ſich ihr weiterer Verlauf dem Blick, der von da unvermittelt auf ein Schneefeld hinabſank, welches über 300 Meter tiefer die ſanfteren Böſchungen des Berges bedeckt, der dem eigentlichen Greiner und dem zum Talgenkopf hinziehenden Grat als Piedeſtal dient. Es füllt gleichzeitig einen Theil des Winkelraumes aus, der zwiſchen dem letzteren Grat und der vom Gipfel aus unter faſt rechtem Winkel nach Weſten umbiegenden Felsmauer des Greiner-

kamms eingeſchloſſen iſt. Unſer vierbeiniger Wegweiſer hatte den Abſtieg auf dieſes Schneefeld jedenfalls gefunden, denn wir ſahen ihn im ſchnellſten Tempo über daſſelbe hineilen. Jenſeits des Winkelraums wurde der weitere Blick in die Thalestiefe wieder durch den Abfall der Greinermauer gehindert, deren äußerſten weſtlichen, von einem Steinmann gekrönten Eckpfeiler wir ſehen und auf etwa 250 Meter höher als unſre Scharte ſchätzen konnten.

Während wir von $9^1/_2$ bis 10 Uhr raſteten, war Joſele gegen Weſten hin etwas abwärts zur Rekognoſcierung ausgegangen, kam aber mit der Meldung zurück, nach dieſer Seite werde es nicht gehen. Er ſtieg nun über die Stufen hinauf, um den wenig verſprechenden Verſuch zu machen, an der Oſtſeite des Grates die Plattenkanten zu umgehen, blieb aber ſchon nach 20 Schritt mit einem eigenthümlich kurzen tiefen Pfeifen ſtehn, das im Verlauf der nächſten zwei Stunden noch öfters ſich wiederholte und jedesmal die Unmöglichkeit, in der eingeſchlagenen Richtung vorzudringen, andeutete. Ich hatte mir indeſſen die uns zugewandte Oberfläche der Platten betrachtet und war zu dem Entſchluß gekommen, den Stier bei den Hörnern zu faſſen. Gerade hinauf! wurde nun die Parole. Der erſte Angriff gelang über Erwarten gut. Von der ſcheinbar glatten Platte hatten ſich einzelne Lamellen abgeblättert, deren ſcharfe Kanten dem Fuße hinlänglichen Halt gewährten und eine Art Treppe bildeten, deren Stufen freilich nur 5 bis 10 Centimeter Breite auf 1 Meter Höhe hatten. Raſch wurde eine Höhe erreicht, die uns eine freie Ausſicht nach Süden geſtattete. Der großartige Gletſchercirkus von Schlegeiſen blendete uns förmlich beim erſten Rückblick über die Spitze der Platte, die uns ſo lange das Schönſte verhüllt hatte. Doch ohne Aufenthalt ging es weiter. Es begann nun eine der aufregendſten und mühſamſten Kletterpartien, die ich in meiner Gebirgspraxis durchgemacht habe. Der einmal gewählte Weg auf der höchſten Kante des Grates mußte unweigerlich eingehalten werden. Nach links ausweichen konnte man an *keiner* Stelle, hier war der Abſturz der Plattenkanten völlig ſenkrecht, manchmal überhängend. Der Grat erſchien auf dieſer Seite bis auf etwa 60 bis 80 Meter Tiefe, wie abgeſchliffen. Selten ragte eine Plattenkante weiter hinaus als die andere; nur die Spalten zwiſchen den Platten unterbrachen jene allgemeine ſenkrechte Schlifffläche und geſtatteten wie durch Schornſteine

öftere Durchblicke hinunter auf die Schutthalden und das Schneefeld. Nach rechts hin konnten wir bisweilen den Grat auf einige Schritte weit verlassen, weil die Neigung hier bisweilen nur 55° betrug. Die Wechsellagerung verschieden harter Schieferschichten führte uns aber immer nach wenigen Schritten wieder eine auch nach rechts weit und mit steilem Rande vorspringende Platte vor Augen, die nicht umklettert, sondern nur überklettert werden konnte. So kletterten, ritten, rutschten und balancierten wir denn, durch den Bergstock mehr gehindert als unterstützt, diese Reihe von Plattenspitzen entlang, die in den mannigfaltigsten Formen, meist zahnstocherähnlich, oft abgebrochen und auf der Bruchfläche verdreht, selten umgefallen liegen geblieben und eine Brücke gebend den oberen Greinergrat bildeten. In den ersten drei Viertelstunden kamen wir stark empor und erreichten einen Kulminationspunkt des Grates, die schon erwähnte „Schulter". Sie bildet den eigentlichen Ansatzpunkt der Achse des „Ausläufers" und erst von ihr aus fiel der Blick wieder tief hinab in's Zemmthal und auf den Steilabfall der höchsten Pyramide des Greinergipfels gegen die Schwemmalpe zu. Ich habe mir auf dem Hin- und Rückweg den Berg auf die Möglichkeit einer direkten Besteigung von jener Alpe aus betrachtet (wovon Schaubach spricht): ich glaube aber nicht, daß Jemand unternehmen wird, diesen Hang, der auf 500 Meter zwischen 55° und 60° Neigung hat, zu erklimmen. Eher dürfte es möglich sein, von dort aus auf den Eissattel zu gelangen, um von da die Richtung unsres nachmaligen Rückwegs einzuschlagen.

War schon auf dem Wege bis hierher mehrmals Josele's Pfiff ertönt, so schien wenige Minuten nach Erreichung dieses ersten Erfolgs unserem Streben ein definitives Ziel gesetzt. Die Schulter, die vom Schinder aus gesehen als oben gerundete kleine Kuppe erscheint, setzt erst nach einem auch von unten aus bemerklichen kleinen Absatz wieder zum Grat an. Dieser Absatz erwies sich als eine vollkommen glatte, senkrechte Plattenwand von etwa 6 Meter Höhe. Unmöglich, sie von der Seite zu umgehn! unmöglich, hinabzuklettern oder hinabzuspringen, denn unten ist auf dem Grat kaum Platz um zu stehen. Wie ein Messerrücken schießt die Kante der Platte unter mehr als 60° Neigung rechts hinab, drüben begleitet von einer schmalen Schuttrinne, die überall 3 bis 4 Meter von ihr absteht. Vor uns lag der

Grat, der ſich in ähnlicher Zerſplitterung, aber in ſehr mäßiger Steigung zum Gipfel hinzog. Wir hatten alle drei die Ueberzeugung, daß die Erſteigung geſichert ſein würde, wenn dies Hinderniß überwunden werden könnte. Hierzu konnte nur das Seil helfen. Joſele ſtemmte ſich feſt hinter die Spitze der Platte und ließ uns einen nach dem anderen ſchwebend hinab. Der Rucksack folgte; dann legte Joſele die Mitte des Seils um die obere Zacke der Platte, faßte die beiden Hälften feſt zuſammen und glitt ſo ohne Unfall zu uns herab. Das Seil ließ ſich dann am einen Ende ohne Schwierigkeiten herabziehen. Daſſelbe war etwa 15 Meter lang und reichte doppelt genommen bis 1 Meter über den feſten Standpunkt im Sattel. Ohne daſſelbe würde unſre Beſteigung nicht gelungen ſein, denn wir würden zu einem Umweg von mindeſtens einer, wahrſcheinlicher aber von zwei bis drei Stunden gezwungen geweſen ſein, wozu wir keine Zeit mehr gehabt hätten.

Ich will hier einſchaltend bemerken, daß Joſele ſpätere Beſteiger ohne Zweifel ungefähr auf dem von uns rückwärts gewählten Wege auf dieſen Punkt des Grates führen wird, wodurch vermuthlich eine Erſparniß von etwa $1^1/_2$ Stunden gegen die im Ganzen von uns zum Steigen aufgewandte Zeit (7 Stunden) eintreten wird.

Aus dem Einſchnitt, wo wir uns nun befanden, ging es zunächſt wieder ſteil, aber wenigſtens auf gangbarer Unterlage, dann eine kurze Strecke faſt wagerecht fort, darauf begann aber mit einigen mächtigen Zacken eine Strecke des Grats, die ich als die allerſchlimmſte bezeichnen muß. Noch mehrmals ertönte das bedenkliche Pfeifen unſres Pfadfinders und jedesmal gab es keinen Ausweg, als wieder und wieder die oberſte Spitze der nächſten Zacke (oft wie an einem Kletterbaum) zu erklimmen und von ihr aus die nächſte u. ſ. f. Mehr als einmal mußte ich, in ſchmerzhaftem Spaltſitz auf einer Spitze, mit unwillkürlichem Lächeln an die Knabenzeit zurückdenken, wo man bisweilen aus Muthwillen rittlings die Spitzen eines Staketenzaunes entlang geklettert war.

Trotzdem alle Aufmerkſamkeit dem Fortkommen zugewandt werden mußte, konnte uns doch die ganz ungewöhnlich intereſſante Beſchaffenheit der Geſteine, die wir beſtändig dicht vor Augen hatten, unmöglich entgehen. Die Hauptmaſſe des Greinergebirges beſteht, wie faſt der

ganze Zillerthaler und Tuxer Hauptkamm, aus Gneis. Derſelbe iſt jedoch quer über das Greinermaſſiv von anderen Varietäten der kryſtalliniſchen Schiefer durchſetzt. Die geologiſche Karte in Sonklar's Monographie giebt Hornblendegeſtein an. Es ſind aber außer Hornblendeſchiefer noch andere Geſteine bei der Zuſammenſetzung dieſes Grates betheiligt. Schon auf den Schuttkaren am Fuße der Gletſcher hatten wir friſche Geſchiebe von Chloritſchiefer und einige Stücke ächten Serpentin gefunden, die aber vom Talgenkopf herzuſtammen ſchienen; als wir den Hauptgrat erreicht hatten und von der Scharte aus hinankletterten, fanden wir eine ganz erſtaunlich bunte Wechſellagerung verſchiedener Schieferſchichten. Bis zur „Schulter" herrſchte ein Geſtein von röthlich-gelblicher Grundmaſſe mit fein vertheilten Glimmerblättchen und Hornblendekryſtallen und unzähligen hellglänzend rothen Granaten vor: alſo ein Glimmerſchiefer. Die Granaten waren ſelten größer als zwei bis drei Millimeter im Durchmeſſer und ſaßen äußerſt feſt im Geſtein, ſo daß die Bruchflächen des letzteren, ſowohl die parallel zur Schieferung als auch die ſenkrecht darauf, ſtets durch ſie hindurch gingen und dem ſauber und fein ausſehenden Geſtein den Anſchein gaben, als ſei es mit Blutstropfen beſpritzt. Sie ſaßen meiſt ſo dicht, daß auf jeden Quadratcentimeter wenigſtens einer kam.

Dieſe Schichten wechſelten gegen den Gipfel hin immer häufiger mit Hornblendegeſteinen von ſehr mannigfaltigem Ausſehen. Vorherrſchend waren Schiefer von weißer oder ganz hellgraugrünlicher Grundmaſſe, kreuz und quer durchſetzt von den ſchönſten Strahlſtein-Nadeln. Ich habe faſt regelmäßige Sterne mit 10 bis 12 Centimeter langen Strahlen geſehen und große Platten mit den ſchönſten Zeichnungen. Beide Geſteine, dieſes und das vorige würden zu Tiſchplatten, Briefbeſchwerern und anderen Gegenſtänden der Kunſtinduſtrie verarbeitet ohne Zweifel ſehr viel Glück machen. Durch Ueberhandnehmen der Hornblende wurde dies Geſtein oft ganz dunkel, doch immer nur in dünneren Schichten. Dem Gipfel zu ſcheint der Grat wieder mehr aus Gneis zu beſtehen. Das Geſtein des Gipfels ſelbſt ſchien mir Hornblendegneis zu ſein. Dies wird genügen, um zu zeigen, daß ein kletternder Geologe reiche Ausbeute am Greinergrat machen könnte.

Wir waren allgemach ſo gewohnt, nachdem wir eine Spitze überklettert hatten, eine zweite höhere vor uns zu ſehen, daß wir ſchließlich gar nicht vor der höchſten Spitze zu ſtehen dachten, als wir von einer etwas breiteren, an kleinen Trümmern reicheren Stelle des Grates eine ſteile Pyramide von wild durcheinander geworfenen Blöcken vor uns aufſteigen ſahen, deren Zinne wegen einiger horizontal überſtehenden Platten ſchwer erreichbar ſchien. Ein überraſchtes und freudiges Hurrah ertönte deßhalb von meinen Lippen, als ich vorauſteigend aus gebückter Stellung zwiſchen zweien dieſer Platten auftauchend gegenüber in die Tiefe blickte. In drei Schritten ſtand ich auf dem Gipfel, auf dem Fuße gefolgt von den beiden Gefährten. Die Vermuthung, die ſich mir ſchon während unſrer zweiſtündigen Kletterpartie aufgedrängt hatte, zeigte ſich beſtätigt; der Gipfel bot keine Spur früherer Beſteigung, obwohl ſeine Beſchaffenheit zur Errichtung eines Steinmannes geradezu auffordern mußte. Der Greinergipfel beſteht aus drei parallelen unter 75° nach Süden fallenden etwa fußdicken Gneisplatten, deren etwa $^1/_2$ bis $^3/_4$ Meter breiten Zwiſchenräume mit kleinen Geſteinstrümmern gefüllt ſind. Ueber dieſe ragt die mittlere Platte mit ihrer oberen Kante wie eine natürliche Bank am meiſten vor. Der Gipfel ſelbſt bildet den Wendepunkt für den Grat, der bisher etwa 20° von der Nordrichtung nach Weſten abweichend verlaufen war, nun aber kurz nach Weſten hin abbiegt und etwa 120° mit ſeiner früheren Richtung einſchließt. Dieſe weitere Fortſetzung des Grates iſt die Greinermauer, die man von der Breitlahner Alpe aus ſieht; ſie läuft nun faſt mit dem Streichen der Schieferſchichten und hat deßhalb vom Gipfel aus geſehen ein ganz anderes Ausſehen als der bisherige Theil des Grats. Die oberen Plattenkanten ſelbſt bilden auf längere Strecken den Grat, der in Folge deſſen häufig nach Norden überhängt. Etwa 40 Meter vom höchſten Gipfel liegt ein zweiter, der nur zwei bis drei Meter niedriger iſt als jener, dann ſinkt die Höhe der Mauerkante allmählich, unterbrochen von tiefen Scharten, bis ſie im Weſten mit einen ziemlich ſelbſtändigen Gipfel ihr Ende erreicht, um dann tief zu dem Sattel über dem Breitenkor abzufallen. Dieſer äußerſte Weſtgipfel mag 100 Meter niedriger als der höchſte ſein. Er trägt einen Steinmann, denſelben, den wir ſchon von der Scharte aus erblickt hatten, und iſt vielleicht der früher gemeſſene Gipfel des Greiner,

von dem Schaubach und Trautwein ſprechen und dem Letzterer 9839' (3113 Meter), Erſterer nur 9042' (2861 Meter) zuſchreibt. Die Wahrſcheinlichkeit, den einen Gipfel vom andern aus erreichen zu können, ſchien uns ſehr gering.

So erſchöpft wir waren, als wir genau um die Mittagsſtunde den Gipfel betraten, ſo riß uns doch die Pracht des Rundgemäldes, das ſich nun auch nach Weſten und Norden erſchloß, zu den lebhafteſten Ausdrücken der Bewunderung hin. Es iſt unmöglich, für eine Gebirgsgruppe, wie die Zillerthaler, einen günſtigeren Standpunkt zu finden. Die Doppelkette, in deren Winkelhalbierungslinie wir ſtehen, enthüllt ihre innerſten Falten und die bedeutende Höhe des Standpunktes geſtattet, jeden einzelnen Berg, jede Schlucht, jeden Gletſcher vom Gipfel bis zur Thalſohle zu verfolgen. Der Greiner iſt ein Gruppen-Ausſichtspunkt erſten Ranges. Unbeſchreiblich großartig iſt der Blick auf den Theil des Hauptkamms, der die Urſprünge des Zemmgrundes und des Schlegeiſenthales enthält. In einer Flucht ſteigt aus dem Südrand des großen Schlegleiſen-Gletſchercirkus die ſteile glatte Wand des Beherrſchers unſerer Gruppe, des Hochfeiler, empor. Nicht der mindeſte Zweifel kann entſtehen, daß ihm dieſe Würde zukommt. Nach Weſten ſchiebt er eine wenig niedrigere Schulter vor, die Graſeſpitze, die in ſchön geſchwungener Kurve zum Oberbergſattel, über dem gleichnamigen ſehr ſtark durch Abſchmelzung reducierten Gletſcher abfällt. Von dieſem Sattel ſteigt der Grat in raſchem Anlauf zur Felsnadel des Hochſteller empor, deſſen Höhe mir indeſſen nicht bedeutender erſchien als die unſeres Standpunktes, obwohl ſie Sonklar mit 49 Meter mehr angiebt. Von der ſüdweſtlichen Fortſetzung des Hauptkamms erſchien rechts vom Hochſteller nur noch ein ſehr vereinzelt hervortretender Berg von intereſſanter Form, ein Doppelhorn mit Eisſattel zwiſchen beiden Spitzen. Ich hielt ihn anfänglich für das Wildkreuz, mußte mich aber vermittelſt der Karte überzeugen, daß dieſes durch den Hochſteller gedeckt iſt, und daß es die Grabſpitze ſei. Blendende Reflexe der Mittagsſonne ſchickte der Schlegeiſen-Gletſcher herüber, das tadelloſe Weiß ſeiner amphitheatraliſch ſich aufbauenden Firnterraſſen war nur von blinkenden Spiegeln unterbrochen. Ueber ſeinen Rand erheben ſich nur wenig die zierlichen Schneeſpitzen des Ewis und Weißzinth. Faſt in eins mit dem Schlegeiſen-Gletſcher floß der Furtſchagl-

Gletſcher, deſſen unterer Theil uns indeſſen theilweiſe verdeckt war. Den öſtlichen Rand des Cirkus bildet der maſſige Schneebuckel des Hochmöſele, deſſen Schneekappe nach dem Waxeggfirn überhängt. Vor ihm ſtehen, alle ihr ſcharfes Profil zeigend, die Spitzen des Greinerkamms, die Talgenköpfe und das Schönbichler Horn. Gerade über dieſem erſcheint der Roßruckſpitz und über ihm die äußerſte Spitze des Thurnerkamp. Nun folgen überragt von den vielgeſtaltigen Hornſpitzen die herrlichen Eisgebilde des Zemmgrundes, Waxegg- Roßruck- und Schwarzenſtein-Gletſcher, über letzterem der Schwarzenſtein ſelbſt, zu dem man den ganzen Weg mit aller Bequemlichkeit mit den Augen verfolgen konnte. Ueber den Sattel zum Großen Mörchner ragte das ehrwürdige Eishaupt des Löffler herüber. Mit den ſchroffen Felsſpitzen des Mörchner beginnt ein Stück Kamm von ſo bedeutender Höhe, daß es dem tieferen Eindringen des Auges in die Firnregionen des Floiten- und Stilluppthales Schranken ſetzt; wo aber der Kamm wieder etwas ſinkt, überſieht man nun parallel hintereinander drei mauerähnliche Kämme, den Ingentkamm, den Mörchenkamm und den Floitenkamm, lauter ſcharfe und faſt ſenkrecht erſcheinende, nur durch vereinzelte Zacken unterbrochene Grate. Ueber ſie erheben ſich von dem nördlichen Theil der Gruppe nur die kühnen Zinken der Reichenſpitze, mit dem Vorgipfel und der Wildgerlosſpitze. Die breite Pyramide der Ahornſpitze mit dem Ahornkamm bildet dann den Horizont. Auf der ganzen jetzt beſchriebenen Strecke iſt der Hauptkamm nahe und hoch genug, um alle öſtlich und ſüdlich liegenden Gebirge zu verdecken. Nur an einer einzigen Stelle, über der rechten Schulter der Hornſpitzen, ſteigt ein Bergſtock mit ſeinen ſcharfen Firnlinien zu imponierender Höhe empor; es iſt der Hochgall mit dem Schnebigen Nock. Die ſanftgeneigten oberſten Kämme und die ſtraffen glänzenden Falten, in denen das Firngewand von ihren ſteilen Flanken herabfällt, geben dieſen Bergen etwas ſehr Charakteriſtiſches, dem Gedächtniß ſich Einprägendes. Ich erkannte ſie vier Tage ſpäter augenblicklich wieder, als ich ſie von der Scharte des Krimmler Tauern aus erblickte.

Machen wir nun Kehrt, ſo haben wir den Olperer, den Kulminationspunkt des Tuxer Hauptkamms, gerade vor uns; einen mächtigen Felsbau, aus ſchimmernden Eisfeldern emporragend. In ſchön geſchwungenen Eislinien läuft von da der Kamm nach Nord-

osten über die Gefrorenen-Wandspitzen zum breiten Schneedom des Riffler fort, verliert dort plötzlich etwa 300 Meter an Höhe und setzt sich dann mit breiten, wenig an Höhe verschiedenen Gipfelformen bis zum Grünberg fort, der steil gegen Mayrhofen abfällt und eine wundervolle Aussicht haben muß. Links an den Olperer schließt sich, mit ihm zu einer Masse verwachsen, der Fußstein an, dann nach einer tiefen Scharte die elegante Schrammacherspitze und die Hohe Wand, hinter welcher der Kamm nach Westen zurücktritt. Ganz besonders großartig ist der Eindruck, den der Tuxer Hauptkamm in seiner Gesammtheit macht. Man übersieht diese Riesenmauer in ihrer ganzen Länge und Höhe. Ein Augenaufschlag genügt, um uns von dem Thalgrunde des Zemmthales und Zamserthales mehr als 2000 Meter höher zu versetzen auf diese mächtigen Gipfel, von deren Vorhandensein der Wanderer in der Tiefe der Thalspalte von Mayrhofen zum Pfitscherjoch gar kein Augenzeugniß erhält. Die ungeheure Bergwand enthüllt uns alle ihre geheimsten Schluchten und Pfade. Die Wege zur Besteigung ihrer Gipfel lassen sich vollständig übersehen.

Auch der Tuxer Grat läßt im größten Theil seines Verlaufs keinen Blick jenseits dringen, nur über seine rechte Schulter schauen einige Felsgipfel des nordwestlichen Theils der Gruppe und der Kalkalpen herüber. Von um so wunderbarerer Wirkung ist nun aber der Durchblick über das Pfitscherjoch. Mit wahrer Erquickung glitt das von Schnee geblendete Auge hinunter über die waldigen Hänge des Pfitscherthals, hinüber über den Jauffen, das Passeyer entlang und in die weite Mulde des Vintschgaus, über welchem die Ortler-Gruppe, für uns leider in kleine Wölkchen — die einzigen an diesem unvergleichlichen Tage — gehüllt, den Blick auffängt. Wunderbare Lichteffekte gaben die dunkeln Kuppen der Sarnthaler Gruppe zwischen den duftigen Thälern, die der Blick überflog. Rechts aber über diesem ruhigen dunkelen Thäler- und Kuppenmeer erhebt sich eine wildbewegte stürmische See: die Schaar der Oetzthaler und Stubaier Gipfel, unter letzteren namentlich der Feuerstein durch seine Form kenntlich. — Auch nordöstlich zwischen den Eckpfeilern von Grünberg und Ahornspitz eröffnet sich eine schöne Fernsicht, rechts begrenzt durch die weiße Mauer des Kaisergebirges, an das sich die nördlich das Innthal begleitenden Berge, überragt vom Wendelstein anschließen, besonders tritt das quer vor dem Zillerthal stehende

Vordere Sonnwendjoch hervor. Das Zillerthal ſelbſt iſt durch Ingent und Grünberg faſt vollſtändig verdeckt; erſt in der Gegend von Uderns trifft der Sehſtrahl das rechte Thalgehänge mit ſeinen zahlreichen Weilern und kann es dann bis zum Ausgang des Thals verfolgen, ohne jedoch irgendwo bis zum Bach vorzudringen. Auch das Zemmthal iſt erſt von der Roßhagalpe an ſichtbar, von da an aber bis zum Urſprung gänzlich offen gelegt. Der Blick hinunter in die ſchwindelnde Tiefe der Breitlahner und der Schwemmalpe gehört zum Intereſſanteſten, was unſer Standpunkt bietet. Das Objektiv eines photographiſchen Apparates unter 36° geneigt und auf die Schwemmalpe gerichtet, würde uns die getreueſte Karte ihres kleinen halbkreisförmigen Bodens liefern. Unbegreiflich klein erſcheinen die Zickzacklinien des Schinders. Die Waxegg- und Schwarzenſteinhütten erkennt man wegen ihrer Kleinheit kaum auf dem Boden des herrlichen Thalkeſſels, wo die drei Gletſcherzungen zuſammentreffen. — Der Einblick in das Zamſerthal iſt durch den Breitenkorſpitz theilweiſe unterbrochen. Vom Schlegeiſenthal ſieht man an mehreren Stellen den Boden.

Nach einer erſtmaligen Rundſchau überließen wir uns dem Bedürfnis nach Ruhe und nach Speiſe und Trank. Leider konnte das letztere nur höchſt unvollkommen befriedigt werden. Eine einzige Flaſche Rothwein mußte für drei lechzende Gaumen ausreichen. Ausgeruht und friſch geſtärkt machten wir uns dann an die Errichtung eines mächtigen Steinmanns, wozu Material in Maſſe vorhanden war und der ſehr ſtandfeſt an und auf den höchſten Theil der Mittelplatte fundamentiert werden konnte.

Zur Vervollſtändigung der Beſteigung wurde alsdann noch die zweite, faſt ebenſo hohe Spitze beſtiegen, zu der uns eine Staketenkletterübung der ſchon gewohnten Art in 5 Minuten hinüberbrachte. Man überblickte von hier aus etwas vollſtändiger die weite, tiefe Senkung, die den Greiner von der Fortſetzung ſeines Grates nach Norden trennt, und das ſie ausfüllende graue Breitenkor.

Doch der Führer mahnte zum Aufbruch, weil man nicht wiſſen konnte, was auf dem Rückweg noch bevorſtand. Um 1½ Uhr begannen wir alſo wieder unſere Gratkletterei abwärts. Die Mittagsſonne hatte inzwiſchen durch ihre erwärmende Wirkung auf die ſüdweſtlichen Felswände einen vertikal aufſteigenden Luftſtrom von ſolcher

Heftigkeit erzeugt, daß uns durch die Spalten von unten her beständig die Rockschöße emporgehoben und fest an den Oberkörper angedrückt wurden, in welcher Lage sie oft mehrere Minuten lang verharrten. Der Marsch bis zur Schulterwand, der nun, wo der Blick beständig in den Abgrund zu beiden Seiten gerichtet war, noch erhöhte Anforderungen an die geistige Kraft stellte, wurde mit großer Behutsamkeit glücklich zurückgelegt, nur daß etwa halbwegs meinem Bruder der meist sehr hinderliche Alpstock entglitt und in wilden Sätzen auf den viereckigen vom Schinder aus sichtbaren Schneefleck zuschoß. Kurz über ihm blieb er horizontal zwischen zwei Felsen hängen und wurde von dem mit Steigeisen sich bewaffnenden, Stock und Rucksack zurücklassenden Führer aus etwa 120 Meter Tiefe mit augenscheinlichster Gefahr wieder geholt, während wir in den unbequemsten Stellungen, ohne ein Glied rühren zu dürfen (um Steinfall zu vermeiden), oben am Felsen klebten. Von der Schulterwand an stiegen wir auf dem schmalen Schuttband längs der Plattenkante etwa 120 Meter abwärts, die letzten 20 Meter in einem von zwei Platten gebildeten Kamin von Schulterbreite und 60° Neigung. Dann konnten wir den Rand des Plattenkamms umklettern und überwanden von da aus in der nächsten halben Stunde wohl die gefährlichste Stelle unsrer ganzen Tour, indem wir längst der rasend steilen Gneiswand, die von der Schulter herabschießt, hinkletterten, wo oft auf 10 bis 15 Meter vorwärts und rückwärts kein loser Stein zu sehen war, weil nirgends Platz für einen solchen war und außerdem über uns die Wand oft überhing. Endlich erreichten wir den oberen wenig geneigten Buckel der „Nase", des Ansatzes zu dem vielerwähnten Ausläufer und konnten mit wahrer Erleichterung unsere Blicke von dem dunklen Abgrund gegen den Schinder lösen und hinübergleiten lassen zu dem weißen Firn des Greiner-Gletschers. Der Nase gen Osten folgend und über die Anfänge der glatten zum Gletscher abschießenden Wände allmählich tiefer steigend, erreichten wir endlich eine steile, mit lose liegendem Geröll gefüllte Runse, die gerade über dem Eissattel in einer mit diesem zusammenfließenden Schneezunge endigte. Die verlockende Abfahrt über den mäßig harten Firn bis auf den Sattel hätte fast eine Katastrophe herbeigeführt, indem mein Bruder dieser Beförderungsart ungewohnt im besten Zuge war, auf dem Rücken liegend doch noch links zum Schinder hinabzufahren,

wenn nicht der absichtlich von mir vorausgeschickte Josele, fest mit den Steigeisen sich einhauend ihn 20 Meter tiefer aufgehalten hätte, was ihm mit knappster Noth gelang. Nach längerer wohlverdienter Rast auf dem Sattel stiegen wir, weil Josele eine zweite Rutschpartie auf dem Gletscher vermeiden wollte, leider längs der Felswand über dem Gletscher bis zu dessen Ende hinab, was viel schwieriger und bei meines Bruders erschüttertem Nervenzustand gefährlicher war. Doch kamen wir auch hier mit Vorsicht zum Ziel und trafen um 6½ Uhr Abends wohlbehalten vor der Waxeggbütte an, wo wir, da die Sonne schon eine halbe Stunde später unterging, zum zweitenmale das Heu aufsuchten, um andern Morgens früh thalaus zu wandern.

2. Das Floitenthal und der Floiten-Gletscher von K. v. Sonklar.*)

General K. von Sonklar, der unermüdliche Forscher auf allen Gebieten der Alpenkunde, hat sich durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über einzelne Gebiete der deutschen Alpen einen unvergänglichen Ruhm erworben.

Auch das Zillerthal fand in ihm einen Verehrer und seine Monographie darüber giebt Zeugnis, wie eingehend er sich mit dieser Gebirgsgruppe beschäftigte. In den Sommermonaten von 1864 bis 1868 durchwanderte er die Thäler, bestieg Höhen, um Stoff zur Lösung der schwierigen Aufgabe zu sammeln. In welch lebensvoller und anziehender Weise er seine Wanderungen beschreibt, zeigt folgende Schilderung:

„Es war im Jahre 1865, als ich, nach einem mehrtägigen Aufenthalte im Zemmgrunde, am 26. August abermals nach Ginzling kam, um von hier aus, behufs weiterer Studien über das Zillerthaler Gebirge, das Floitenthal zu besuchen und den Groß-Ingentspitz zu ersteigen.

Ich hatte die vorige Nacht beim Breitlahner zugebracht, der, bei der starken Frequenz des Weges von Sterzing über das Pfitscherjoch nach dem Zillerthale, bekanntlich auch im Winter belegt und deshalb mit einigen schüchternen Anfängen von Komfort versehen ist.

*) Zeitschr. des deutschen A.-V. Bd. I., 1.

Ich hatte in dem einzigen, sehr rustikalen Bette dieser Alphütte gut geschlafen, des Morgens sogar Kaffee gefrühstückt und meinen Weg um $8^1/_2$ Uhr in der Richtung gegen Ginzling angetreten, wo ich um $11^1/_2$ Uhr ankam. Der Tag war herrlich, die Gegend noch herrlicher und Frohsinn und Alpenluft schienen hier spzecieller als anderswo in die Sommerfrische gegangen zu sein.

Nachdem ich in Ginzling mein Diner aus Schöpsenfleisch und Forellen zu mir genommen, empfing ich den Besuch des Herrn Schönherr, Redakteurs der Schützenzeitung und Unterschützenmeisters zu Innsbruck. Er war auf Besuch bei seinem Bruder, dem Kuraten von Ginzling, hatte für den folgenden Tag ein Bestschießen veranstaltet und die Bestgaben dazu gespendet. Später machte ich in der Kuratie meinen Gegenbesuch und verplauderte schließlich den Abend in Schönherr's Gesellschaft auf sehr angenehme Weise bis 11 Uhr Nachts.

Am folgenden Tage sollte schon am frühen Morgen die Exkursion in das Floitenthal angetreten werden. Da jedoch des Sonntags wegen bis nach dem Gottesdienste kein Führer oder Träger zu erlangen war, so kam es, daß ich erst um 11 Uhr meinen Marsch antreten konnte.

Ginzling ist bekanntlich die einzige kleine Ortschaft des Zemmthales, drei gute Stunden von Mayrhofen entfernt, etwa eine gute Stunde oberhalb des oberen Endes der berühmten Dornauberger Schlucht und gerade vor der Mündung des Floitenthales gelegen. Die um die kleine Kirche versammelten Häuser des Dörfchens bestehen aus dem Widum und noch zwei bis drei Bauernhöfen, die am linken, dann aus dem Wirthshause und noch einem oder zwei Gehöften, die am rechten Ufer des hier in stürmischer Eile vorüberschießenden mächtigen Zemmbaches liegen. Ein starker auf den felsigen Ufern ruhender Steg verbindet beide Seiten. Noch etwa 10 andere Gehöfte gehören hierher; aber sie sind weit umher über jene lange sanft abfallende Thalterrasse zerstreut, die am Roßhagstege (eine Stunde oberhalb Ginzling) beginnt, an der Thalenge von Formeben (etwa eine halbe Stunde unterhalb der Kirche) endigt, hie und da etwas ebenen Thalboden und an sonnigen Stellen auch etwas Ackerland hat. Die Gegend ist schön, die Wiesen sind voll

lachenden Grüns, die unteren Berghänge voll Wald, die höheren voll Alpenland und grotesken Felsgebilden und hie und da blickt wohl auch ein schimmerndes Schneefeld aus nicht allzu großer Entfernung in's Thal herein. So erhebt sich südwestlich von Ginzling der breite Schneedom des Riffler 3239 Meter hoch, während im Osten das schöne Felshorn des Tristenspitzes aufsteigt und aus dem Innern des Floitenthales der knorrige Floitenthurm seine kühnen Formen zeigt.

Da das Floitenthal schlundartig mündet, die Thalwände demnach an dieser Stelle einander sehr nahe stehen und die Thalsohle überdies innerhalb dieses Schlundes plötzlich um mehrere Hundert Meter aufsteigt, so ist in Ginzling von den Schönheiten und Geheimnissen des Floitenthales, einige höhere Theile der rechten Thalseite abgerechnet, nicht das Mindeste zu sehen. Dieser Umstand erhöht ohne Zweifel das Interesse für dieses abgelegene Stück Alpenwelt, welches durch den Ruf von seiner seltenen Pracht und Herrlichkeit ohnehin schon geweckt worden ist. Wie nun diese Erzählung darthun soll, rechtfertigt die Wirklichkeit dieses Interesse vollkommen und wenn irgend ein Naturfreund, vielleicht auf meine Schilderung hin, den Besuch des Floitenthales unternehmen sollte, so wünsche ich ihm herzlich die Gunst der Witterung in jenem Grade, wie sie mir zu Theil geworden.

Der erste Anstieg von Ginzling weg ist steil und nichts weniger als angenehm. Auch war es bei dem heiteren Wetter und zu der besagten Stunde wärmer, als ohne Ungemach zu ertragen war. Der Steig durch die sonnenscheue waldige Schlucht ist überdies feucht und holperig genug und die Luft von dem Getöse des stürzenden Baches erfüllt. Da jedoch Hochgebirgswege eben kein Privilegium auf glatten Verlauf genommen, die Natur keine Freundin makadamisierter Straßen ist und der Alpenwanderer diesen Umstand in der Regel richtig auffaßt, so werden ihn die erwähnten Qualitäten des Weges in die Floiten auch nicht viel anfechten. Nach einer Stunde oder etwas weniger mildert sich die Rauhheit des Steiges: der Weg, der bisher auf der linken Thalseite gelegen, setzt jetzt mittelst einer Brücke auf die andere Seite über und bald darauf hat man die Tristenbachalpe erreicht, die etwa 340 Meter höher als Ginzling (1315 Meter) auf grüner Alpenmatte liegt.

Ich kehrte in der Alpe ein, theils um mich nach dem rauhen Marſche etwas abzukühlen, theils um den Barometerſtand abzuleſen. In der Hütte aber ging es zur Zeit eben etwas lebhaft zu. Ein fremder Mann war anweſend, der von dem Senner ein junges Schwein kaufen wollte, ſich jedoch mit ihm über den Preis nicht verſtändigen konnte. Die Differenz zwiſchen Anbot und Forderung betrug zuletzt nicht mehr als einen Gulden, war jedoch groß genug, um den Fremden zu ſo ſündigem Zorne zu reizen, daß er eine Weile grollend und zankend weiter feilſchte und die Hütte ſchließlich unter Scheltworten und Flüchen verließ.

Mit dieſem Worttumulte bildete die feierliche Ruhe des Floitenthales, das jetzt offen vor mir lag, einen empfindlichen Gegenſatz. Das bis zum Thalſchluſſe am Fuße des Floiten-Gletſchers noch etwa 7 Kilometer lange Thal zog ſich geradlinig und allenthalben eine gewiſſe, wenn auch geringe Breite feſthaltend, vor mir hin, ſo daß ſeine plaſtiſchen Verhältniſſe im Allgemeinen ſchon von hier aus ziemlich klar zu überſehen waren. Die Thalſohle ſtieg ſanft an und zeigte nirgends eine ſchärfer ausgeprägte Stufenbildung. Rieſige Bergwände ſchloſſen das Thal auf beiden Seiten ein, beſonders aber waren es die wilden Felsabſtürze der Mörchenſchneid, die ſchon jetzt meine Aufmerkſamkeit in beſonderem Grade feſſelten. Im Hintergrunde des Thales aber und den ganzen Thalſchluß ausfüllend, erhoben ſich die weichen ſilberweißen Formen des Floiten-Gletſchers, oben in einige hohe Schneegipfel zugeſchärft und unten eine breite ſtreifige Eiszunge in die Tiefe herabſenkend. Dieſe Ueberſichtlichkeit und Abgeſchloſſenheit des Thales, ſowie die Einfachheit und Großartigkeit ſeiner Verhältniſſe erzeugte den Eindruck einer traulichen, anheimelnden, zu ſtillem Nachſinnen einladenden Abgeſchiedenheit.

Nun ging's ſehr bequem thalaufwärts; in einer Viertelſtunde war die Höhenbergalpe, die dicht am Wege liegt und in einer weiteren Viertelſtunde die Sulzalpe erreicht. Dieſe hat ihre Lage auf einer erhöhten Stelle der linken Thalſeite, auf welche man unfern der Höhenbergalpe überſetzt. Bei der Sulzalpe fand ſich am Fuße der linksſeitigen Thalwand eine große Quelle vor, die an der Ausbruchsſtelle einen nicht ganz unbedeutenden Tümpel bildete und dann das nächſtliegende ebene Stück des Thalgrundes in anſehnlichem Umfange verſumpfte. Etwas abſeits, wo ſich nämlich der Abfluß

dieſer Quelle zu einem kleinen Bache vereinigt hatte, war es mir möglich, ihren Waſſerertrag zu meſſen; ich fand die Breite des Baches mit 2,5 Meter, ſeine mittlere Tiefe mit 0,5 Meter und die Geſchwindigkeit, mit der ſich das Waſſer bewegte, mit 1,8 Meter für die Sekunde. Hieraus ergiebt ſich, daß dieſe Quelle in einer Stunde nicht weniger als 100 Kubikmeter Waſſer liefert. Zwei gleichartige und faſt ebenſo mächtige Quellen ſah ich ſpäter im Stillupthale, — Vorkommniſſe, die im Kalkterrain nicht ſelten ſind, im Gneisgebirge aber gewiß eine höhere Beachtung verdienen. Ich halte ſie für die Folgen einer größeren Verwerfung, wobei die Sprungkluft dem Waſſer die Gelegenheit darbietet, ſich in größerer Menge anzuſammeln. Es iſt auffällig, daß die große Quelle bei der Nieſel-Aſten im Stillupthale mit der beſchriebenen Quelle nächſt der Sulzalpe gerade in derſelben Parallellinie zum centralen Hauptkamme der Zillerthaler Alpen liegt.

Bis zu der nunmehr folgenden Pöckachalpe iſt es eine halbe Stunde. Dieſe Hütte hat ihre Lage wieder auf der rechten Thalſeite und zwar dicht am Fuße der Kreuzſpitze (2992 Meter nach Sonklar) und am Rande einer Geröllfläche, die den Thalboden in einer Länge von etwa 1000 und in einer Breite von circa 300 Schritten, oder, was hier daſſelbe heißt, von einer Thalwand zur anderen bedeckt. Dabei hat dieſe Schuttmaſſe ein ſo geringes Gefäll, daß ſie der Bach in unzählige Arme getheilt überrieſelt. Auch hier verweilte ich kurze Zeit, um den Barometerſtand abzuleſen, der mir die Seehöhe der Alpe mit 1462 Meter angab.

Hat man die Pöckachalpe hinter ſich und iſt man in der Höhe der jenſeits des Baches gelegenen Schönthaler Alpe angelangt, ſo erhebt ſich der Steig etwas raſcher auf einen vorſpringenden Fuß der rechtsſeitigen Thalwand, der auch den Bach an die entgegengeſetzte Berglehne drückt und die Thalſohle verengt, ohne daß jedoch die Thalwände ſelbſt einander merklich näher rücken. Der Weg iſt nun rauher und ſteiniger und wird es nach und nach immer mehr, ſo zwar, daß die Baumgartalpe, die man von Pöckach weg in $^3/_4$ Stunden erreicht, bereits auf dem wüſten Steingetrümm eines vom Gigelitzſpitz herabhängenden Schuttkegels liegt. Die Hütte ſelbſt iſt von ſehr primitiver Art und in ihrer altersgrauen Einfachheit von den umherliegenden Gneisblöcken erſt ganz in der Nähe leicht zu unterſcheiden.

Wie aber hatte ſich die freilich immer etwas allzu großartige Idylle des Floitenthales bei der Triſtenbachhütte bis hierher verändert! Schon bei der Pöckachalpe waren meine idylliſchen Anwandlungen durch den Anblick des total übermuhrten*) Thalgrundes und der ihre abſonderlichen Eigenſchaften immer deutlicher enthüllenden Mörchenſchneide auf ein Minimum herabgeſunken. Hier aber, bei der Baumgarthütte nämlich, hatte die Idylle vollends eine Ende und die wenigen umherweidenden Kühe und Schafe halfen nichts mehr in der beſagten Richtung. Die Natur trug jetzt ihre ſtolzeſte Cäſarentoga und blickte ſo ernſthaft und majeſtätiſch drein, als faßte ſie nichts Geringeres als ihre eigene Größe in's Auge.

Fels und Eis waren in dem mächtigen Landſchaftsbilde, das ſich hier vor meinen Blicken aufthat, vorherrſchend. Auf der öſtlichen Seite erhob ſich eine dürftig übergraſte Schutthalde ſteil zu den Felsgehängen des Gigelitzſpitzes, von dem jedoch weder der Gipfel (2998 Meter), noch die zwei kleinen Gletſcher unterhalb deſſelben, wohl aber einige ſeiner wilden ſchneidigen Seitengrate ſichtbar waren. Von den übrigen Gipfeln dieſes Kammes trat erſt der Floitenthurm und weiter nördlich der Triſtenſpitz hervor. Thalaufwärts bis zum Fuße des Floiten-Gletſchers lag alles, Thalgrund und Bergwände, voll grauen Felsſchuttes und die bis auf die Thalſohle herabreichende Eiszunge war ringsum von einem breiten und hohen Schuttwall umgeben. Auf dieſer Seite bot das Thal bis zu meinem Standpunkte herab und noch ziemlich weit darüber hinaus jenen kahlen und mißfärbigen Anblick, wie er in den Umgebungen eines großen Gletſchers gewöhnlich iſt. Höher lag dann die ſchöne breite Gletſcherzunge und noch höher das weitgedehnte lichtſchimmernde Schneefeld, theilweiſe in mächtige blaue Treppen oder in herrliche Eisnadeln zerbrochen, von einem Kranze hoher Eiszinnen umgeben und im fernen Hintergrunde von dem ſtolzen Silberhorne des Schwarzenſtein beherrſcht.

Aber alle dieſe Einzelheiten, wie feſſelnd ſie auch für das Auge waren, ſie boten dem Anblicke dennoch nichts Außerordentliches dar. Der Floiten-Gletſcher iſt ohne Zweifel ein ſchöner, normal geſtalteter, in gefälligen Formen ſich darſtellender Eiskörper von anſehnlicher Größe; aber ich habe anderwärts noch viel größere und in manchen

*) Bekanntlich heißt der von den Höhen herabkommende Geröll- und Schuttſtrom eine „Muhr".

Beziehungen noch weit interessantere Gletscher gesehen. Nichts aber gleicht an Macht und ungezähmter Wildheit dem gegen das Floitenthal gekehrten Absturze der Mörchenschneide. Unter diesem Namen versteht man jenes Stück des vom Schwarzenstein in der Richtung gegen Ginzling ablaufenden, zwischen dem Floitenthale einerseits, dem Zemmgrunde und Gunkelthale anderseits sich aufthürmenden Nebenkammes, das an der Mörchenscharte südlich des großen Mörchenspitzes beginnt und mit dem Feldkamp am Ursprunge des Gunkelthales endigt. Diesem energisch aufspringenden Kammstücke gehören der Große Mörchenspitz (3271 Meter), die Mörchenschneid (3207 Meter), ein anderer Mörchenspitz nördlich neben dem vorigen mit 3151 Meter, der Kleine Mörchenspitz mit 3194 Meter und der Feldkamp mit 3030 Meter absoluter Höhe an. Die Aufeinanderfolge bei der Aufzählung dieser Gipfel geht von Süden gegen Norden; der Große Mörchenspitz steht also dem Schwarzenstein am nächsten und ist, so wie sein kleinerer Namensbruder, ein kühn gestaltetes prachtvolles Felshorn. — Nun, soviel ist sicher, daß man die Floitenthaler Seite der Mörchenschneide gesehen haben muß, um die Wahrheit meines Ausspruches zu begreifen, daß ein Felsgerüst von dieser Höhe, Schroffheit und Formengröße als eine der höchsten Sehenswürdigkeiten nicht nur dieses Thales im Besonderen, sondern der Zillerthaler Alpen im ganzen anzusehen ist.

Um das Aussehen der Mörchenschneide zu verdeutlichen, werden Worte, wie ich fürchte wenig nützen, und auch eine Zeichnung, die ich übrigens an Ort und Stelle zu entwerfen keine Zeit hatte, würde nicht viel helfen, da sie die natürlichen Dimensionen dieses Gigantenbaues doch nur höchst unvollkommen verbildlichen könnte. — Die Mörchenschneide ist etwa eine halbe Meile lang und ihr Abfall gegen das Floitenthal so schroff, daß der Böschungswinkel im Mittel nicht unter das Maß von 42 Graden fällt. Einige ihrer Gipfel sind von der Baumgartalpe sichtbar, aber wegen der großen Nähe und Elevation des Kammes schweben sie hoch oben in der blauen Luft. Alles ist eitel Fels mit etwas Eis dazwischen und der herrschende Gneis ist dunkelbraun und düster. Neun kurze stachlige Felsrippen, welche acht kleine Eislager umschließen, streichen mit raschem Falle gegen das Thal nieder, doch vereinigen sich ihre Enden sehr bald zu einem einzigen wandartigen Absturze, der von vorne angesehen noch

weit schroffer scheint, als er es in Wirklichkeit ist. In diese Wand haben die den Gletschern entstammenden Bäche mehr oder minder tiefe Rinnsale ausgenagt, an deren Enden im Thale der herabgeführte Schutt in steilen spitzigen Halbkegeln angehäuft wird. Die erwähnten Gletscher aber ruhen, jeder von dem andern abgesondert, wie in Nischen zwischen Felsrippen eingelagert, hängen steil in's Thal nieder und sind an ihren Enden durchweg von breiten Schuttlagern verhüllt, die ihre eigentlichen Längen verbergen. Eine wilde Unruhe liegt in dem Bilde, ein großartiges Durcheinander kolossaler Felsmassen, nackter schneidiger Grate, scharfer Gneisnadeln, blanker hochaufgestellter Wände, grauer Eis- und Schneeflecken und wüster Trümmerhalden, in ihrer Synthese dennoch ein übermächtiges Ganzes, voll rauher grimmiger Majestät darstellend.

Als ich mich an all diesem satt gesehen, nahm ich erst mehrere Winkel, stieg dann am Gehänge des Gigelitz etwa 315 Meter höher, um die oberen Lagen des Floiten-Gletschers besser zu übersehen und kletterte darauf auch auf dem Gehänge eines an den Fuß der Mörchenschneide angelehnten Schuttkegels etwa 200 Meter aufwärts, um auch gegen den Löffelspitz hin eine genügende Uebersicht des Eisfeldes zu gewinnen. Bei dieser letzteren Unternehmung kostete nur die Uebersetzung des hoch angeschwollenen und rasch strömenden Baches einige Mühe, da ich nicht durch einen Umweg über die Schönthaler Alpe Zeit und Mühe verlieren wollte. Auf diese Weise bin ich dazu gekommen, von dem Floiten-Gletscher ein ziemlich richtiges und detailliertes Bild entwerfen zu können.

Der Floiten-Gletscher ist ein primärer Gletscher, der seine Firnen längs dem Zillerthaler Hauptkamme von der Löffelspitze bis zum Schwarzenstein durch eine Strecke von 8370 Meter ausbreitet. Dieses Maß kann als die größte Breite des Firnfeldes angesehen werden. Auf dem Kamme zwischen der Floiten und Stillup reichen seine Firnen bis nahe zum Lapenspitz und auf jenem zwischen der Floiten und dem Zemmgrunde reichen sie bis zur Mörchenscharte, jenseits welcher die Mörchenschneide beginnt. In der Umfassung des Firnfeldes liegen also, von Osten an gerechnet, folgende Gipfelpunkte von bekannter Höhe: 1) der Kleine Löffler (3012 Meter), 2) der Große Löffler (3382 Meter), 3) die Trippachspitze (3288 Meter), 4) ein Schneegipfel südwestlich des vorigen (2832 Meter), 5) ein Felsgipfel südöstlich des

vorigen (3122 Meter), 6) der Floitenſpitz (bisher ohne Namen; wegen ſeiner Lage im Alignement des Floitenthales von mir mit dieſem Namen belegt) (3209 Meter), 7) der Schwarzenſtein (3367 Meter) und 8) eine runde Schneekuppe zwiſchen dem vorigen und dem Großen Mörchenſpitz, doch näher dem letzteren, (3109 Meter). — Die Nachbarn des Floiten-Gletſchers ſind hiernach: der Trippach-Gletſcher auf der Südſeite des Hauptkammes, der Löffelſpitz-Gletſcher im Stillupthale und der Schwarzenſtein-Gletſcher im Zemmgrunde.

Der Floiten-Gletſcher ſetzt ſich aus vier Zuflüſſen zuſammen, von denen der öſtlichſte am Löffelſpitz, der folgende am Floitenſpitz, der nächſtweſtliche am Schwarzenſtein und der weſtlichſte an der oben sub 8 erwähnten Schneekuppe entſpringt. Drei Mittelmoränen grenzen auf dem vereinigten Gletſcher dieſe vier Zuflüſſe von einander ab.

Die vereinigte Eiszunge geht mit ziemlich großem, jedoch 15 Grad nicht überſteigendem Gefälle zu Thal; ſie iſt von wenigen großen Transverſal- und von vielen langen Randſpalten durchzogen. Die rechtsſeitige Randmoräne iſt von mäßiger, die linksſeitige hingegen von rieſiger Entwicklung: ich ſchätzte die Breite der letzteren auf 160 Meter im Mittel, auch iſt ihr Schutt in einigen parallelen, kammartigen Wülſten angeordnet, was immer ein Zeichen von der retrograden Bewegung des Gletſchers iſt. Noch rieſiger aber iſt die Frontalmoräne; dieſe hat eine Breite von 190 bis 250 Meter und eine Höhe von reichlich 40 Meter, beſteht ebenfalls aus zwei bis drei parallelen bogenförmigen Kämmen und ſtand damals mit ihrem inneren Rande etwa 100 Schritte (gleich 76 Meter) vom Eiſe ab, was noch deutlicher den Rückzug des Gletſchers anzeigt.

Die Area des Floiten-Gletſchers hat ſich mir mit $7^1/_2$ Quadratkilometer, ſeine größte Länge mit 5120 Meter, die Länge des eigentlichen Gletſchers (d. i. der im Sommer ſchneefreien Eiszunge) mit ungefähr 2270 Meter und die abſolute Höhe des Gletſcherendes mit 1640 Meter herausgeſtellt. Die mittlere Neigung der Gletſcheroberfläche beträgt 13 Grad. Der Floiten-Gletſcher iſt der *längſte* unter allen Gletſchern der Zillerthaler Alpen, obwohl er in der Größe ſeiner Oberfläche, wenngleich nur um Weniges, vom Schwarzenſtein-Gletſcher im Zemmgrunde übertroffen wird.

Vierter Abschnitt.

Die Hohen Tauern.

Allgemeines.

In der Zeit, als noch keine Eisenbahnen und bequemen Straßen über jene Gebirgsrücken in den Alpen führten, welche die südlichen Gefilde von den nördlich gelegenen trennten, hatten die niedern Joch-übergänge über diese eine große Bedeutung.

Besonders in jener Gebirgskette, die in der Richtung der Zillerthaler Alpen östlich sich fortsetzt, kamen diese leichten Uebergänge zur Geltung, denn seit Jahrhunderten vermittelten diese Pässe den Wechselverkehr der umliegenden Völker. Wohlgepflegte Karren- und Saumwege führten damals über die Höhen und täglich wanderten neue Ladungen von Früchten, Gewürzen und sonstigen Erzeugnissen Italiens und der andern südlichen Länder dem Norden zu, langen Zügen mit Salz, Metall oder Viehheerden begegnend, die im Süden ihre Käufer fanden. Die Bewohner der angrenzenden Thäler, die von dem ganzen Gebirgszuge nur diese Uebergänge kannten, bezeichneten dieselben seit alter Zeit her mit dem Namen Tauern, der sich bei ihnen bis zu dem heutigen Tage erhielt.

Die Benennung „Tauern" für die ganze Gebirgskette ist nicht so alt, denn erst „von Kleimeyrn" gebraucht in seinem berühmten Werke „Juvavia" die Bezeichnung in dieser Bedeutung, dem sich in derselben Zeit auch L. Hübner in seiner Beschreibung des Erzstiftes Salzburg anschließt. In demselben Sinne bezeichnet man auch jetzt die Hohen Tauern als die geschlossene Kette, die sich von der Scharte des Krimmler Tauern im Westen bis zur Arlscharte im Osten zieht.

Im Volksmunde werden seit der ältesten Zeit hauptsächlich folgende Gebirgspässe „Tauern“ genannt:

Der Krimmler oder Schlachter-Tauern (2635 Meter) — führt aus dem Ober-Pinzgau durch das Krimmler-Achenthal u. s. w. über das „Thörl“ nach Bruneck im Pusterthal. Er ist der westlichste der Tauern und berühmt durch den imposanten Wasserfall, den größten im ganzen Gebirge. Weil über diesen Paß viel Vieh getrieben wird, so hat man ihn auch „Schlachter-Tauern“ genannt. Der Velber Tauern (auch Windisch-Tauern genannt) — 2540 Meter hoch — führt von Mittersill im Ober-Pinzgau nach Windisch-Matrei in Tirol. Er ist unter allen Uebergängen von Salzburg nach Tirol der höchste. Seinen Namen hat er von einem alten Schlosse, dem Stammsitz der Herren von Velben. — Der Kalser Tauern (Stubach-Kalser Tauern) — 2596 Meter — führt von Uttendorf im Ober-Pinzgau nach Kals und Lienz in Tirol. — Der Fuscher-Heiligenbluter Tauern führt vom schönen Fuscherthal in's obere Möllthal (Hochthor: 2572 Meter). — Der Heiligenbluter Tauern, Rauris im salzburgischen Pinzgau mit Heiligenblut in Kärnthen verbindend. — Der Mallnitzer Tauern (2414 Meter) führt aus dem Thale von Gastein nach dem kärnthner Dorfe Mallnitz u. a. m.

Durch diese Haupteinschnitte gliedert sich der ganze Gebirgszug von Westen nach Osten in folgende Gruppen: die Venediger-Gruppe zwischen Birnlücke und Velber Tauern, die Landeck-Gruppe zwischen Velber und Stubach-Kalser Tauern, die Glockner-Gruppe zwischen Stubach-Kalser und Heiligenbluter Tauern, die Rauriser Gruppe zwischen dem Heiligenbluter und dem Mallnitzer Tauern (auch Goldberg-Gruppe genannt), die Gasteiner Gruppe zwischen Mallnitzer und Tauern Arlscharte.

Der Zug der Hohen Tauern steht einzig da unter den Gebirgsgruppen der deutschen Alpen. Es giebt keine Gruppe, in welcher sich von Süden, noch mehr aber von Norden her so viel parallel laufende Thäler zum wasserscheidenden Centralkamm hinaufziehen, als hier. Wenn auch die Vergletscherung keine so großartige ist, wie die in der Oetzthaler und Ortler-Gruppe, so bringt es doch die Steilheit der Seitenwände der Thäler und die verhältnismäßig tiefe

Lage der Thalsohlen mit sich, daß die Gruppe in den deutschen Alpen die reichste an Wasserfällen und interessanten Klammen ist.

Das Tauerngebiet gehört bis auf geringe Ausnahmen der Urformation an; man findet die Centralmassen aus Granitgneis und Gneis gebildet, an welchen sich der Urschieferformation angehörige Schichtenkomplexe anschließen. Landschaftlich bietet die ganze Gebirgsgruppe Großartiges; jedes Thal hat seine eigenartigen Reize, hervorgebracht durch das harmonische Ineinandergehen von prachtvollen Fels- und Eisscenerien.

Besonders sind es die Großglockner- und die Venediger-Gruppe, die durch eine großartige Gletscherentwicklung und ihre bedeutenden Erhebungen am meisten hervortreten. Der Großglockner war es, der trotz seiner kühnen Erscheinung zuerst des Menschen Fuß auf seinem Haupte fühlen mußte; eine ganze Reihe Jahre später verfiel der Großvenediger demselben Schicksale und als nun in Wort und Schrift der Mitwelt diese Erfolge verkündet worden waren und sich Männer fanden, die durch Rath und That dazu beitrugen, die genannten Gebiete von allen Seiten zugänglich zu machen, wurde das Gebiet der Hohen Tauern ein Zielpunkt der Alpenwanderer, die jetzt jährlich zu Tausenden zu zählen sind.

So wie also die beiden genannten Gebiete ganz unabhängig von einander durchforscht und bekannter wurden, so soll auch eine Besprechung der allgemeinen und der touristischen Verhältnisse beider Gruppen getrennt erfolgen.

Die Großglockner-Gruppe.*)

Vergleicht man die Glockner- und Venediger-Gruppe, so findet man auffallende Verschiedenheiten dieser beiden Gebirgsstöcke. Die Glockner-Gruppe hat die Eigenthümlichkeit, daß ihre größten Erhebungen nicht im Hauptkamme, sondern in 2 Seitenästen, dem Glocknerkamme und dem Fusch-Kapruner kamme sich befinden.

Anders erscheint die Venediger-Gruppe; sie erreicht zwar die erstere nicht an Höhe, aber sie übertrifft dieselbe einerseits an Ausdehnung des Gletscherareals, anderseits an Schönheit und Gleichförmigkeit der Gliederung.

*) Nach K. Hofmann.

Während in der Venediger-Gruppe der Großvenediger als eigentlicher Knotenpunkt auftritt, von welchem strahlenförmig große primäre Gletscher herniederfließen, mangelt der Glockner-Gruppe ein derartiges Centrum.

Ihr Herz bildet der Pasterzen-Gletscher, dessen Umrandung zwar zu weit bedeutenderen Höhen sich emporbaut, als die erstere Gruppe aufzuweisen vermag, aber man vermißt darin einen dominierenden Centralpunkt.

Drei Kämme sind es besonders in der Glockner-Gruppe, die die höchsten Erhebungen enthalten:

Zunächst ist es der Theil des Tauernhauptkammes, der in dieses Gebiet fällt mit dem Hohen Kasten (3176 Meter), Eiskögele (3439 Meter), Johannisberg (3475 Meter), Hohen Riffel (3340 Meter), Mittleren Bärenkopf (3345 Meter).

Der zweite ist der Fusch-Kapruner-kamm, der sich am Mittleren Bärenkopf vom Hauptkamme abzweigt mit dem Großen Wiesbachhorn (3577 Meter), Glockerin (3420 Meter) u. s. w.

Der bedeutendste unter den drei Kämmen und in der ganzen Tauernkette ist der Glocknerkamm. Er löst sich am Eiskögele vom Hauptkamme der Hohen Tauern ab, zieht sich südöstlich zum Schneewinkelkopf (3412 Meter) und schwingt sich über den Romariswandkopf (3527 Meter) und die Glocknerwand (3730 Meter) zur herrlichen Pyramide des Großglockner (3797 Meter) empor.

Was die Gletscherentwickelung der Glockner-Gruppe betrifft, so wird sie darin von der Venediger-Gruppe übertroffen. Von den dreizehn primären Gletschern der Tauernkette gehören zehn der letzteren und nur drei der ersteren an (Pasterzen-, Oedenwinkel- und Karlinger-Gletscher). Das von den primären Gletschern der Glockner-Gruppe bedeckte Gebiet besitzt einen Flächenraum von ungefähr 37 Quadratkilometer.

Die Versuche, den Großglockner zu bezwingen, begannen sehr frühe. Seitdem Saussure auf den Gipfel des Montblanc gelangt, das Studium der Naturwissenschaften in Aufschwung gekommen, der Sinn für die Schönheit der Gletscherwelt erschlossen war, wurde auch die Ersteigung des höchsten Tauerngipfels mehrfach versucht. Allein die Schwierigkeiten der Besteigung einerseits, anderseits die

reichen Geldmittel, welche die Ausrüstung der Expedition erforderten, schreckten so manchen deutschen Gelehrten zurück.

Da fügte sich's glücklich, daß im Jahre 1783 Franz Altgraf von Salm-Reifferscheid-Krautheim zum Fürstbischof von Gurk ernannt wurde, ein Mann von ausgezeichneter Persönlichkeit, geweckten und strebsamen Geistes, der es liebte, auch in anderen die geistige Thätigkeit zu wecken und namentlich auch ein Freund der Naturwissenschaft war. In dieser Beziehung hatte bereits der Exjesuit Wulfen, der am Lyceum in Klagenfurt die Naturwissenschaften lehrte, gut vorgearbeitet und ihm stand der bischöfliche Generalvikar, Siegmund von Hohenwart, mit gleicher Gesinnung und gleichem Streben zur Seite; desgleichen der Hofkaplan Reiner. Die Liebe zur Natur und der Erforschung ihrer Gesetze erhielt diese hochgestellten Geistlichen auch geistig gesund und frisch und brachte sie in freundschaftlichen Verkehr mit tüchtigen Naturforschern, wie Bergrath Dillinger in Klagenfurt und Botaniker Hoppe in Regensburg. Auch Hohenwart war ein eifriger Botaniker und gab 1793 mit seinem Freunde Reiner die „botanischen Reisen in den Alpen" heraus. Beide Freunde der Alpenwelt waren bis an den Glockner vorgedrungen und hatten mit scheuer Bewunderung auf den Riesen geblickt, den sie für durchaus unersteiglich hielten. Hohenwart meinte, der scharf zugespitzte Gipfel und dazu die ungeheuren Eisklüfte müßten jeden, wenn auch noch so unerschrockenen Saussure, von seinem Vorhaben abschrecken, da hinaufzukommen.

Fürst Salm hatte auf seinen Visitationsreisen auch Heiligenblut berührt und den herrlichen Berg in der Nähe gesehen; sein Bild stand fortan leuchtend und reizend in seiner Seele nnd ließ ihm keine Ruhe, bis der Entschluß zur Reife gediehen war, die Besteigung zu wagen. Bergrath Dillinger, der dem Fürsten schon lange zugeredet hatte, entwarf den Plan zu der Expedition, die im Sommer 1799 ausgeführt werden sollte. Nicht von der Nordostseite, vom Pasterzen-Gletscher aus, sollte der Angriff gewagt werden, sondern von der Leiteralm auf der Südostseite, wo der Absturz des Gipfels weniger steil war. Eine Felsplatte am Rande des Leiter-Gletschers ward zum Stationsplatz ersehen — nachher „Salmshöhe" genannt — und zur Bequemlichkeit für die Besteiger ließ der Fürst dort eine geräumige Hütte bauen, zu welcher das Holz mit vieler Mühe hinauf-

geſchleppt werden mußte. Schon im Frühſommer — am 15. Juni 1799 — machte der Pfleger Kuſſian mit zwei Bauern den Verſuch, über den Leiterkar bis zur Spitze hinaufzukommen; aber ein Schneegeſtöber trieb ſie zurück. Ein zweiter Verſuch ward am 23. Juli gemacht und mißlang ebenſo. Doch war der Muth gewachſen; man hatte ſich überzeugt, daß die Erſteigung der Spitze nicht in das Bereich der Unmöglichkeiten gehöre und kaum war die Nachricht in Klagenfurt eingetroffen, daß die Hütte vollendet ſei, ſo machte ſich auch Fürſt Salm mit ſeiner Begleitung auf den Weg nach Heiligenblut, trotz dem ſtrömenden Regen, der während der dreitägigen Reiſe anhielt. Der greiſe Wulffen war voll Jugendfeuer, Bergrath Dillinger und Herr von Hohenwart ſchon mit den Launen des Jupiter pluvius vertraut, der Fürſt ſelber voller Begeiſterung, das Unternehmen, es koſte, was es wolle, zu Ende zu führen.

Am Morgen des 19. Auguſt hellte ſich das Wetter auf und nun brach auch die Geſellſchaft auf. Sie war zu 30 Perſonen angewachſen, da man nicht weniger als 19 Führer und Träger angeworben hatte. Die Vorräthe, welche für die fürſtliche Küche hinaufgeſchleppt wurden, waren nicht gering und der fürſtliche Koch, der nicht fehlen durfte, hatte für alles vorgeſorgt. Man hatte die löbliche Abſicht, in der Salmshütte ſich's wohl ſein zu laſſen, falls das Wetter ein längeres Verweilen in derſelben nöthig machen würde.

Die anſehnliche Karawane ſtieg am rechten Ufer der Möll über den Abhang des Krocker hinan, dann theilte ſie ſich in zwei Gruppen. Der Fürſt und acht andere Herren, die zu Pferde waren, ſchlugen den längeren, aber auch minder ſteilen Weg durch das Größnitzthal ein über den Felsrücken, der es von der Leiteralm trennt; die Fußgänger nahmen den kürzeren Weg über den ſteilen Abhang, der „Katzenſteig" genannt. Die Gunſt des Wetters war bereits in den erſten Nachmittagsſtunden ſchon wieder geſchwunden; um das Glocknerhaupt ballten ſich ſchwarze Gewitterwolken und noch lange war die Salmshütte nicht erreicht, als auch der Regen über die Wanderer hereinbrach und ſie bis auf die Haut durchnäßte. Sie wateten muthig durch den hochangeſchwollenen Leiterbach und als dann der Regen nachließ, wurden ſie in ihren naſſen Kleidern vom Froſt geſchüttelt. Die Reiter mußten von den Pferden ſteigen, um ſich durch Gehen wieder etwas zu erwärmen.

Um so willkommener erschien das 8 Meter lange und 6 Meter breite hölzerne Häuschen, auf dessen Schwelle Herr von Hohenwart seinem Fürsten einen Strauß von Alpenprimeln überreichte mit den Worten: „Tibi sunt primulae, quia primus viam aperis“.*) Es war geräumig genug, um die ganze Gesellschaft aufnehmen zu können, die sich in drei Abtheilungen vertheilte, deren hinterste für den Fürsten und seine nächste Umgebung bestimmt war. Ein Anbau enthielt den Kochheerd; vor der Hütte zog sich grüner Alpenrasen hin, ihre Rückseite aber lehnte sich an den Steinwall einer Endmoräne, hinter welcher der Gletscher emporstarrte.

„Unsere ersten Blicke flogen auf den Glockner hin“, heißt es in dem erwähnten Tagebuch, „den wir auch aus einem Fenster der Hütte sehen konnten. Aber dieser war jetzt ganz in Wolken gehüllt. Unser angelegenstes Geschäft war es daher, Feuer zu machen. Wer nur konnte, wechselte Kleidung; doch die wenigsten hatten trockene Kleider bei sich. Zum Unglück war durch ein Versehen auch des Strohes zu wenig und selbst dieses wenige naß. Das Holz zum Feuern mußte aus dem Schnee hervorgezogen werden und es rauchte mehr, als es hitzte. Unser Zustand war daher sehr bitter. Keine andere Wahl, als entweder in dem durchnäßten Gewande auszuruhen oder bei dem Feuerheerde durch den vom Sturmwind in Wirbel getriebenen Rauch sich Ströme von Thränen aus den Augen pressen zu lassen. Es war in der That ein rührender Anblick, den ehrwürdigen 72jährigen Greis, Baron von Wulffen, in seiner gewöhnlichen Toga, von welcher das Wasser abträufte, auf einem Hut voll Hobelspäne, die noch vom Hüttenbaue zurückgeblieben waren, ausruhen zu sehen. Hätte sich dieser fromme Weise nicht von Jugend auf abgehärtet, er würde diesen Zustand nicht ertragen haben. Es ging, Gott Lob! dem ungeachtet noch alles so ziemlich gut. Der Koch des Fürsten weinte für uns in der rauchenden Küche und bereitete uns unter Strömen von Thränen ein so köstliches Mahl, als speisten wir in des Fürsten Palast zu Klagenfurt.“

Da man auf dem harten Boden doch nicht schlafen konnte, so ward der Rest des Abends am Feuerheerde unter Gesängen und Scherzen verbracht. Dafür ward die Gesellschaft durch einen großartigen Anblick belohnt.

*) Dir gehören die Primeln, weil du zuerst den Weg eröffnet hast.

Der Gewitterregen war längſt vorüber und als dann wieder der blaue Himmel zum Vorſchein kam, blieb doch der Glockner von Wolken umhüllt. Erſt um Mitternacht wichen dieſe und nun ſtand das mächtige Berghaupt, vom milden Mondlicht übergoſſen, in ſeiner ſtolzen Schöne da, die Herzen der Reiſegeſellſchaft mit neuer Hoffnung erfüllend. Die Spannung war zu groß, als daß ein ruhiger Schlaf möglich geweſen wäre.

Früh genug brach der Tag an — es war der 20. Auguſt —, der helle Morgen brachte aber einen heftigen Sturm aus Nordweſt, welcher ſo ſtark war, daß man auf jedes Emporklimmen verzichten und ruhig in der Hütte verbleiben mußte. Waren die Morgenſtunden verſäumt, ſo war auch der ganze Tag verloren. Zum Glück war friſches trockenes Stroh für die Nacht angelangt. Man hoffte auf die Gunſt des folgenden Tages. Vergeblich! der Sturm wüthete mit gleicher Heftigkeit, wie am vorigen Tage und jagte in wilder Haſt die Wolken an den Felswänden und über die Häupter der ängſtlich ausſchauenden Menſchlein dahin. Es iſt keine Kleinigkeit, zwei volle Tage in der Alpenwildniß zur Unthätigkeit und fruchtloſem Harren verdammt zu ſein. Man fügte ſich in das Unvermeidliche und erwartete muthig den dritten Tag. Aber, o weh! der Wind tobte mit verdoppelter Schärfe und blies den feinkörnigen Firnſchnee maſſenhaft gerade in's Leiterthal hinab. Nun ſank allen der Muth und man rieth zur Rückkehr nach Heiligenblut. Doch der Fürſt konnte ſich nicht entſchließen, ſo ganz unverrichteter Sache zurückgehen zu ſollen; er beſtand darauf, wenigſtens bis auf den Glocknerkamm vorzudringen. Gegen Mittag hatte ſich der Wind etwas gelegt und die Wanderung begann über den Leiterbach-Gletſcher aufwärts. Der friſch gefallene Schnee, der ſtellenweis hoch lag und die Gletſcherſpalten verdeckte, machte das Vorwärtskommen ebenſo mühſam als gefährlich. Je höher man kam, deſto heftiger tobte der Sturm und man hatte noch lange nicht den Kamm erreicht, als der einbrechende Abend zur Rückkehr zwang. Das Herabſteigen auf den glatten, harten Eiswänden, in welche die Steigeiſen kaum einſchneiden wollten, war noch viel ſchlimmer als das Emporklimmen. Mit ſchmerzlicher Entſagung begab man ſich zum dritten Mal zur Nachtruhe in der kleinen Hütte. Vielleicht konnte der vierte Morgen günſtiger ſein und für die harten Geduldproben der drei vergangenen Tage entſchädigen! Aber nein!

Am vierten Tage — den 23. Auguſt — blies der Wind mit gleicher Stärke und hüllte die Bergſpitzen in Schnee und Wolkendunſt. Da verlor auch der Fürſt den Muth und die Hoffnung, daß ihm ſein großes Werk gelingen werde. Die Geſellſchaft ſtieg abwärts und traf um 1 Uhr Mittags in Heiligenblut ein.

Kaum waren ſie dort angekommen, ſo beruhigte ſich der Luftkreis, die Sonne ſtrahlte am blauen Himmelszelt und der Glockner ſtand ſo rein und klar da, daß man jede Ecke und Schneebank auf ſeinem Scheitel ſehen konnte. Der Generalvikar Hohenwart entſchloß ſich raſch, den günſtigen Augenblick zu benutzen und ein Theil der Geſellſchaft ſtimmte ihm bei, am nächſten Morgen abermals hinaufzugehen. Die rüſtigſten Führer und Träger wurden ausgewählt und mit den nöthigen Leitern und Stricken ausgerüſtet, Nachmittags gegen 2 Uhr (am 24. Auguſt) zog die kleine Geſellſchaft abermals bergan, doch ohne den Fürſten, der dem Wetter nicht mehr traute. Abermals ward die Salmshütte bezogen und als man am 25. Auguſt in aller Frühe nach dem Wetter ausſchaute, war die Luft windſtill; heiter und mild lächelte der Himmel auf die Berge herab, von keinem Wölkchen getrübt.

Sie nahmen denſelben Weg wie am 22. Auguſt. Nur gebrauchten ſie, durch die Unfälle an jenem Tage belehrt, diesmal die Vorſicht, beim Ueberſchreiten der gefährlichen Eisklüfte ſich durch Stricke — je zwei und zwei — zu verbinden. Um 10 Uhr Vormittags hatten ſie bereits die vorletzte Höhe des Berges erreicht und hielten nun daſelbſt eine kleine Raſt. Die Sonnenhitze war ſo läſtig, daß die Röcke ausgezogen wurden. Die Ausſicht in dem völlig klaren Luftkreiſe war überraſchend — über alle Beſchreibung herrlich. Hunderte von Bergſpitzen und Kämmen ſtanden ringsumher; nur über die Salzburger Alpen ſchweifte der Blick in die Ebenen von Baiern.

Dann ging es den letzten Abſatz des Gipfels hinan, der mit Hülfe der Leiter und der Seile erſtiegen wurde. Die Glocknerkuppe war mit tiefem Schnee bedeckt und nur hier und da ſchaute eine Felsſpitze aus der weißen Decke hervor. Mittags um 12 Uhr ſtand die Geſellſchaft jubelnd auf dem erſten der beiden Glocknergipfel und ihr erſtes Geſchäft war, das eiſerne Kreuz, das der Kirchenfürſt eigens zu dieſem Zwecke hatte gießen laſſen, aufzupflanzen. Als es ſtand,

wurden im Dorfe Heiligenblut, wo man mit Fernröhren der ganzen Operation zugeſchaut hatte, Freudenſchüſſe abgefeuert, während man oben die Geſundheit des Fürſten, des Herrn von Hohenwart und der befreundeten Naturforſcher trank.

„Er iſt nun erſtiegen — heißt es im Tagebuche — der bis dahin von keinem menſchlichen Fuß betretene 2105 Klafter (3797 Meter) hohe, ſo oft bekletterte Glockner, dieſe Zierde des noriſchen Gebirges. Auf ſeiner höchſten Spitze erhebt ſich nun ein eiſernes Kreuz gegen den Himmel. Die in Stein gehauene Inſchrift: Via nunc rara Moles — Exple finem — Crucem exalta — cultum promove — Posuit Franciscus Antistes Gurcensis 25. Augusti 1799 — wird für die nachfolgenden Zeiten dieſes Unternehmen im Angedenken erhalten.“

Doch ſo ganz war finis doch nicht expletus; die glücklichen Beſteiger vermeinten auf der höchſten Kuppe zu ſtehen, da ſie die andere Glocknerſpitze für gleich hoch anſahen, oder doch den Unterſchied der Höhe als von keinem Belang, daß ſie die frohe und feſte Ueberzeugung hatten, nun das Ziel erreicht zu haben. Der Bauer Martin Klotz, welcher zuerſt auf dem Kleinglockner angelangt war, erhielt den Ehrennamen „Glockner“. Zur Erinnerung an dieſe erſte gelungene Beſteigung wurde eine Denkmünze geprägt, die auf der einen Seite das Bild des Fürſten Salm, auf der andern die zwei Glocknerſpitzen zeigte mit der Umſchrift: Glockner in Carinthia primus conscendit 25. August 1799.

Fürſt Salm war in der That die Seele des Unternehmens geweſen, er hatte, wie Dr. Moll zu dem von ihm mitgetheilten „Tagebuch“ richtig bemerkt, „mit ſeltenem Muthe und einer eben ſo ſeltenen Uneigennützigkeit zu einem der erhabenſten Punkte der Erde die Bahn gebrochen.“ Er ließ ſich aber mit dem erſten Erfolge nicht genügen. Auch auf der zweiten Glocknerkuppe ſollte ein Kreuz als Siegeszeichen aufgepflanzt werden und er ließ ſchon im nächſten Jahre Einladungen zu einer neuen Glocknerreiſe ergehen an die Herren Hoppe (Botaniker in Regensburg), Profeſſor der Mathematik Schiegg und Direktor Vierthaler in Salzburg und andere gelehrte und ſachkundige Männer. Jede Abtheilung der Naturgeſchichte und Phyſik ſollte ihren Mann dabei finden. Daß die

Herren von Hohenwart und der alte Wulffen von der Partie waren, verstand sich von selber. Um die Unternehmung zu erleichtern, ließ der Fürst noch eine Nothhütte aus Stein auf dem Glocknerkamm selber errichten und zwar auf dem Plätzchen an der Scharte, das er zu Ehren seines Generalvikars die „Hohenwarte" nannte. Auch die hölzerne Hütte sollte noch mit einem Anbau erweitert werden zur Aufnahme für den Troß. Ferner wurde in Klagenfurt ein 4 Meter hohes eisernes Kreuz hergestellt, das in der Mitte vier vergoldete Platten hatte. Diese waren so eingerichtet, daß, wenn der Wind eine derselben in Bewegung setzte, auch alle übrigen sich bewegten und wechselweis sich abstoßend drehten. Die Spitze des Kreuzes zierte ein vergoldeter Hahn, den jeder Wind um seine Achse drehte und der auf diese Weise einen stattlichen Windanzeiger abgab. Auch wurden zwei Blitzableiter verfertigt und mitgenommen, der eine für die Salmshöhe, der andere für die höchste Glocknerkuppe neben dem Kreuz. Von Klagenfurt wurden für naturwissenschaftliche Zwecke folgende Instrumente mitgenommen: drei Meßbarometer mit ihren Thermometern; zwei freie Thermometer; ein Saussure'sches Haar-Hygrometer; ein Elektrometer von Bennet; ein Theodolit sammt Meßtisch und Meßkette; zwei Nivellierwagen; mehrere achromatische Fernröhre.

Am 26. Juli des Jahres 1800 trafen die Klagenfurter Herren in Heiligenblut ein. Unterwegs hatten sich ihnen Bergrath Dillinger, Kontroleur von Marcher von Dellach, die Pfarrer von St. Peter, Sagritz und Dellach (aus dem Drauthal) und Freiherr von Senn angeschlossen. Dr. Hoppe und Professor Schiegg waren schon früher in Heiligenblut eingetroffen und letzterer hatte seinen Schüler und Amanuensis Stanig mitgebracht, einen für die Alpen begeisterten, in der Mathematik sehr erfahrenen und für Bergmessungen sehr geschickten jungen Mann.

Herr von Hohenwart berichtet in seinem Tagebuch (mitgetheilt von Dr. Schultes in seiner „Reise auf den Glockner" III. Wien, 1804): „Am 28. Juli früh ging der Herr Professor der Mathematik (Schiegg) nach gelesener Messe mit zwei Trägern, welche den Apparat der nöthigen physikalischen und mathematischen Instrumente trugen, auf die Salmshöhe. Herrn Stanig ließ er indessen zurück mit dem Auftrage, zu Heiligenblut den Barometer- und Thermometerstand

genau zu beobachten und anzumerken. Um 8 Uhr brach die übrige Gesellschaft von Heiligenblut auf. Von der reitenden Partie waren: der Fürst, Baron von Wulffen, Dr. Hoppe, Direktor Vierthaler, Dr. von Schallhammer, ich, die Herren Pfarrer von Dellach und St. Peter, der Herr Kammerdiener, der Koch und zwei Bediente. Bei dieser ansehnlichen Alpenkarawane waren Pack- und Reitpferde mit eben so viel Führern, 26 Packträger und 5 Zimmerleute.

„Wir ritten von Heiligenblut bis zu den Alpenhütten am Troge. Dort trennten sich einige von der Gesellschaft der Reitenden und gingen den näheren Weg über die „Platte“ mit einigen Trägern und Führern zu Fuß. Unter den Fußgängern waren Dr. Hoppe und ich und die zwei Herren Pfarrer. Um $10^1/_2$ Uhr erreichten wir die sogenannte Leiter-Ochsen-Hütte, wo wir ein wenig ruhten. Dann ging es wieder über den steilen Abhang bis zum „guten Brünnel“. Dort erquickten wir uns an dem köstlichen Alpenwasser und ruhten, bis der Fürst, der den weiten Weg über die Alpenanhöhen ritt, zu uns kam und die Reise mit uns bis zur Salmshöhe fortsetzte. Das Wetter war vortrefflich; die Luft sehr heiter. Nach 1 Uhr Nachmittags waren wir auf der Salmshöhe.

„Der Herr Professor der Mathematik hatte bereits einige Fernerhöhen beobachtet und die vorläufigen Anstalten zur trigonometrischen Messung des Glockner getroffen. Es wurden zwei Standpunkte zur Grundlinie bestimmt. Da der Glockner heute die Gefälligkeit hatte, sich ganz zu enthüllen und in seiner ganzen prachtvollen Größe dastand vor unseren Augen, so war keine Zeit zu verlieren, da wir nicht wissen konnten, wie lange er uns sein enthülltes Haupt zeigen würde. Der Herr Professor maß mit seinem Instrument die Erhöhungswinkel von beiden Standpunkten, dann die horizontalen Winkel mit dem Höschel'schen Theodolith und zur Kontrole mit eben diesem Instrument die perpendikulären Winkel auf das genaueste und wiederholte dann die Messung noch einmal. Nach dieser Winkelmessung wurden die Versuche mit dem siedenden Wasser angestellt und mit dem Areometer.

„Während man mit diesen Versuchen beschäftigt war, trafen auch die übrigen von der Karawane (die in drei Abtheilungen reisten) bei der Hütte ein und sobald der goldne Herr Karg (der Koch des Fürsten) vom Pferde stieg, ward in der Küche das Heerdfeuer ge-

ſchürt und für die durch die lange und mühevolle Reiſe hungrig gewordene Geſellſchaft ein herrliches Diner bereitet, ein fürſtliches Mahl, bei welchem der Fürſt die herzliche Freude genoß, die Schüſſeln ſchneller verſchwinden zu ſehen als an ſeiner Tafel zu Klagenfurt. Das ſeltenſte und auserleſenſte Obſt zierte hier an der Grenze des ewigen Eiſes den Nachtiſch; Champagner, Tokayer und Malaga quoll hier, als kelterte man ihn vom nahen Gletſcher. Der heiterſte Himmel erheiterte noch mehr den Geiſt der Gäſte . . . Der Abend floß in Scherz und Laune hin, bis uns auf unſerem Alpenheu der Schlaf die Augen ſchloß.

„Am 28. mit Anbruch des Tages raffte ein Theil der Geſellſchaft ſich auf und rüſtete ſich mit einem guten Frühſtück zur Reiſe. Früher waren die vier Zimmerleute vorausgegangen, um den Weg zu bahnen und Seile an den ſteilſten Abhängen zu befeſtigen. Die Bergſteiger dieſes Tages waren: Direktor Vierthaler, Dr. Hoppe, Dr. Schallhammer, die beiden Pfarrer, Baron Senn und ich. Jeder nahm ſeinen Führer und Begleiter mit und ich rathe es keinem, wäre er auch ein noch ſo geübter Bergkletterer, den Glockner ohne die Wegweiſer beſteigen zu wollen. Von dieſen tüchtigen Männern geführt, hat man beinahe gar keine Gefahr zu befürchten."

Um 8 Uhr wurde die Kammhöhe erreicht und in der neu errichteten Hütte ließ Hohenwart ein Billet voll freudigen Dankes für den mit Profeſſor Schiegg nachkommenden Fürſten zurück.

Die meiſten der Geſellſchaft hatten ihr Geſicht mit Schleiern verwahrt, da die weißen Schneekryſtalle in der hellen Sonne ſchmerzhaft blendeten. Ein Pfarrer, welcher keinen Schleier genommen, bekam ſo entzündete Augen, daß er den nächſten Tag kaum ſehen konnte. Herr von Hohenwart, obwohl er über den Schleier noch ein Tuch genommen hatte und ſeine Augen gut konſervierte, bekam doch aufgeſprungene Lippen, wie nach einem ſtarken Fieber.

Als die Wanderer die Steinhütte $8^1/_2$ Uhr verließen, ſahen ſie, daß die vier Zimmerleute eben die höchſte Kuppe erkletterten und die Anſtalten trafen, um den nächſten Tag das vergoldete Kreuz auf die Glocknerſpitze zu bringen. Beifallsrufe wurden ihnen hinauf geſandt. Doch nun machte ſich auch die verdünnte Luft fühlbar; die Beklemmung der Bruſt nahm zu und einige der Herren bekamen Anwandelungen einer Ohnmacht und zogen es vor, zu der Hütte

zurückzukehren. Dr. Hoppe, Hohenwart und die beiden Pfarrer ſetzten ihre Reiſe unerſchrocken fort. Am Firnhang der Glocknergipfel waren bereits Stufen eingehauen, Pflöcke in das Eis getrieben und Seile ausgeſpannt, ſo daß ſie ohne Unfall die erſte Spitze um 11 Uhr erreichten. Hohenwart's Barometer zeigte 17 Zoll 10 Linien (46,89 Centimeter).

„Wir ſetzten uns in der Nähe des Kreuzes nieder und ſahen den vier Zimmerleuten zu, wie ſie eben auf der höchſten Kuppe des Glockner, in einer kleinen Entfernung von uns, beſchäftigt waren, einen ſehr großen Schneeklumpen, der die höchſte Spitze des Berges bedeckte und ganz überhing, hinwegzuſchaffen. Derjenige, der dieſe Schneemaſſe mit einem Grabſcheit ausgrub, war an einem Seile feſtgebunden, an welchem ihn die drei übrigen Männer hielten. Sie wechſelten bei dieſer Arbeit ab, bis endlich die Schneelehne in der Größe einer kleinen Alpenhütte losriß und hinabſtürzte und im Falle ſogar uns, die wir auch auf einer überhängenden Schneelehne ſaßen, mächtig erſchütterte."

Das Hinabſtürzen der Schneewand ward in Heiligenblut deutlich geſehen und zum Zeichen, daß man es geſehen, wurden Böller losgeſchoſſen, die man wie das vorige Jahr ſo deutlich hörte, als wäre die Entfernung nur eine Viertelſtunde.

Den zweiten höchſten Gipfel beſtiegen die Herren auch diesmal nicht, tranken aber nicht minder vergnügt die Geſundheit des Fürſten, der Freunde, der Naturforſcher und aller Fakultäten. Nach der Steinhütte zurückgekehrt, trafen ſie den Fürſten und den Profeſſor Schiegg, der unermüdlich ſeine Verſuche anſtellte. Dann wurde ein heiteres und ausgeſuchtes Mahl gehalten und die „Hohenwarte" feſtlich eingeweiht.

Beim Herabſteigen von der Hohenwarte auf den Gletſcher begegneten ſie dem Schüler des Mathematikprofeſſors, Herrn Stanig, den es nicht wenig ſchmerzte, als er die Geſellſchaft ſchon wieder auf der Rückkehr traf. Er wollte durchaus noch am ſelben Tage auf den Glockner hinauf und nur mit Mühe ließ er ſich bereden, zur Salmshütte zurückzukehren, um dann in der Frühe des folgenden Tages mit den Zimmerleuten die höchſte Spitze zu erſteigen.

Dies geſchah. Herr Stanig brach am 29. Juli zeitig auf, verſehen mit einem ſehr genauen Barometer, zwei Thermometern, einer

Nivellierwage (um gegen das Wiesbachhorn zu nivellieren) und von einem Führer und Wegweser begleitet. Der Fürst hatte durch Professor Schiegg noch ein sehr solides Barometer besorgen lassen, an welchem außer der Glasröhre alles von Eisen und Messing war. Dieses ward mit seinem Thermometer in einen hölzernen mit Eisen beschlagenen Kasten gethan, den oben ein kleines hölzernes Dach schützte. Es sollte nahe dem Kreuze auf dem höchsten Gipfel befestigt werden. Der Herr Pfarrer von Heiligenblut erhielt die drei Schlüssel in Verwahrung, zur Uebergabe an die Reisenden, welche den Glocknergipfel besteigen und die Höhe desselben messen wollten.

Die mühsame Arbeit der Zimmerleute gelang. Um 11 Uhr stand das Kreuz auf der höchsten Glocknerspitze. Aus der Salmshütte schaute ihnen die Gesellschaft mit Fernröhren zu; in Heiligenblut ertönten die Böllerschüsse. Die Bauern setzten in einiger Entfernung vom Kreuze noch jenen Baum in eine Felsspalte, den sie im vorigen Jahr als Leiter gebraucht hatten, um auf die zweite Spitze zu kommen. Als der Baum stand, sah man den jungen Stanig bis oben hinauf klettern. Nach der Rückkehr des jungen Mannes fragte man ihn, warum er das gethan? „Es geschah", antwortete er, „um sagen zu können, daß ich noch über dem Glockner geschwebt habe und daß ich höher hinauf gekommen bin als alle."

Der erste Gelehrte, welcher dem muthigen Stanig nachfolgte, war ein deutscher Naturforscher, Dr. Schwägrichen, der noch im Sommer 1800 die höchste Spitze erreichte.

Daß der Fürst Salm noch oft zu seinem geliebten Glockner wallfahrte, kann man sich leicht vorstellen. Schon im August des Jahres 1802 reiste er von seinem treuen Hohenwart begleitet, wieder nach Heiligenblut, um zu sehen, ob auch alle Aufträge und Anforderungen, die er im Jahre 1800 hinterlassen hatte, ausgeführt seien. Auf einem noch höheren Punkte, die „Adlersruhe" genannt, war im vorigen Jahre gleichfalls eine kleine Hütte errichtet worden.

Am 23. August stieg die Gesellschaft wieder auf den bekannten Pfaden aufwärts und erreichte zeitig die Salmshöhe. Der Fürst blieb hier zurück, während Hohenwart mit einem Salzburger Stu-

denten, Pichler, dem Bruder des Heiligenbluter Wirthes und neun anderen Perſonen ſeine Reiſe fortſetzte. Sie fanden ſowohl die Hütte der Hohenwarte wie die auf Adlersruhe ganz mit Schnee bedeckt. Von dem Kreuz auf der höchſten Glocknerſpitze war die Querſtange abgeriſſen und zwei vergoldete Schilder lagen nebenan im Schnee. Das hatte man ſchon Tags zuvor bemerkt und vier Zimmerleute hinauf geſchickt, welche nun die abgeriſſenen Theile wieder befeſtigten. Gegen $9^1/_2$ Uhr wurde der erſte Gipfel erreicht, auf welchem man im Jahre 1799 das kleine Kreuz errichtet hatte, welches noch ganz unverſehrt ſtand.

„Nun mußten wir — ſchreibt Hohenwart — die fatale Schlucht zwiſchen dem erſten Gipfel und dem zweiten paſſieren. Die Zimmerleute kamen hier zu uns und ich mußte mich ihrer Leitung ganz überlaſſen. Sie verſicherten mir, daß, wenn ich mich nicht fürchtete, ich mit ihnen ſicher und gut hinüberkommen würde. Man band mir ein Seil um die Mitte und ließ mich ganz langſam über die faſt ſenkrechte Wand in die Schlucht hinab, während ich mich mit der rechten Hand an jenem Seile feſthielt, das in der Schlucht von einem Gipfel zum andern geſpannt war. Unten in der Schlucht geht man einige Schritte ganz eben, um wieder zu der zweiten ſenkrechten Wand am zweiten Gipfel zu kommen; aber rechts und links iſt ein ſchauerlicher Abgrund. Die Zimmerleute folgten mir in die Schlucht hinab nach und dann beſtiegen zwei von ihnen den höchſten Gipfel und zogen mich mit dem Seile, welches ich noch in der Mitte (um den Leib) hatte, die ſenkrechte Wand hinauf, während die zwei übrigen mich, ſo gut ſie konnten, unterſtützten. Um 10 Uhr war ich auf der höchſten Kuppe.

„Meine Freude war unbeſchreiblich, als ich nun die ſehnlichſten Wünſche meiner beſchwerlichen Reiſe gekrönt ſah.“

Die übrigen folgten nach. Das Erſte für Herrn von Hohenwart war, den Barometerkaſten zu öffnen, der ungefähr 8 Schritt unter dem Kreuz an einem aus dem Schnee hervorragenden Felſen befeſtigt war und in einem Blechfutteral ſteckte. Nicht wenig war er erſtaunt, das Eiſenblech, das doch im Winter von Schnee bedeckt, im Sommer von Thau und Regen benetzt war und ſchon ſeit zwei Jahren ſich dort befunden hatte, ganz frei von Roſt zu finden. „Wie frei von allem oxydirenden Stoff muß die Luft in dieſen

Regionen sein!“ Auch das Schloß ließ sich leicht öffnen und war frei von Rost, Barometer und Thermometer waren trefflich erhalten. Jenes stand auf 18 Zoll oder 216 Linien*) (47,34 Centimeter), also nur 2 Linien höher als 1800, da der Glockner barometrisch gemessen wurde. Gleichzeitig standen auch die Barometer an anderen Orten nur 3 und fast 4 Linien höher als 1800. Das Thermometer im Kasten stand auf + 10° R. Hohenwart's Reisebarometer stand oben am Kreuz um 2 Linien höher als jenes im Kasten und um 4 Linien als im Jahr 1800. Das Thermometer am Reisebarometer stand auf 11,5° R. Wärme. Ein freies Thermometer fiel in der Luft in einer halben Stunde auf + 5° und in einer Stunde auf 0°. Die Gesellschaft mußte sich in den Schnee niedersetzen und es wurde ihr bald so kalt, daß sie es nicht mehr aushielt.

Am Kreuze bemerkte Hohenwart ganz deutlich, daß der Blitz ein oder mehrere Male in dasselbe gefahren sei und die Querstange mit den vergoldeten Plättchen weggeschleudert hatte. Man sah, daß der Blitz zuerst in den vergoldeten Hahn, dem er die Vergoldung am Kamme und eine Schwanzfeder wegnahm und dann in die vergoldeten Plättchen fuhr, an denen er die Vergoldung in einem fingerbreiten Kreise wegführte. Da an jedes Plättchen ein messingener Draht angelöthet ist, der ihre Bewegung unterhält, so nahm der Blitz seine Richtung nach diesen spitzigen Drähten und schleuderte die Querstange weg. Ein Beispiel, wie behutsam man bei Aufstellung der Blitzableiter sein muß!

Die Freude über die gelungene Fahrt hatte Herrn von Hohenwart unerschrockener gemacht, so daß der Rückweg schnell und glücklich von Statten ging. Das machte auch dem Fürsten Muth, welcher mit dem Fernrohr die Gesellschaft beobachtet hatte und am folgenden Morgen stieg auch er den Steilhang hinauf und erreichte glücklich die erste Spitze des Glocknergipfels. Das Wetter schlug um und so mußte die Rückreise eilig angetreten werden. Herr von Hohenwart trug auch das dritte Mal, trotzdem daß er einen Schleier genommen hatte, eine geröthete Gesichtshaut und geschwollene Lippen davon.

*) 1 Linie = 1,7 Millimeter.

Von gelungenen Glocknerexpeditionen in den folgenden Jahren mögen unter andern die von Professor F. Thiersch 1810, A. Schaubach 1826, Gebrüder Schlagintweit 1848, Dr. von Ruthner 1852, Oberst K. von Sonklar 1854 genannt werden.

Ungleich später als Heiligenblut trat das tiroler Dörfchen Kals als Glocknerstation auf, aber auch ungleich rascher erhob es sich zu einer blühenden Höhe.

Im Jahre 1854 wurde zum ersten Male die Ersteigung des Glockners von Kals aus durch einen jungen Mann, J. Mair aus Lienz, der in Innsbruck an der Universität studierte, angeregt. Im September des Jahres 1855 gelang es zwei Bauern aus Kals, Georg Ranggetiner und Johann Huter, von da aus die Spitze zu erreichen. Der damals eingeschlagene Weg führte vom Ködnitz-Gletscher über die sogenannten „Blauen Köpfe“ auf den Scheiderücken zwischen Ködnitz- und Leiter-Gletscher und dann über die Burgwartscharte in demselben Kamme auf die Adlersruhe, wo die beiden Wege von Kals und Heiligenblut zusammentreffen.

Nach einer ganzen Reihe von Versuchen und wirklich vollführten Besteigungen kam im Jahre 1863 J. Payer, der auch von Kals aus die Spitze erreichte; mit seiner anschaulichen und interessanten Schilderung dieser Tour eröffnete er das von ihm gestiftete Kalser Glocknerbuch.

Im Jahre 1867 erschienen nun in dem schon einigermaßen bekannten Kals zwei Männer, deren Namen in alpinen Kreisen unvergeßlich bleiben werden. Es waren dies Joh. Stüdl aus Prag und K. Hofmann aus München; beide unternahmen die Besteigung des Großglockners von Kals aus.

Stüdl mit geübtem Blicke sah sofort, daß durch eine Gangbarmachung des Aufstiegweges und durch die Erbauung einer Hütte auf der Vanitscharte der Aufstieg von Kals dem von Heiligenblut den Rang ablaufen müsse.

Schon im nächsten Jahre brachte Stüdl seinen Gedanken zur Ausführung, indem er auf eigene Kosten auf der Vanitscharte den Bau einer Hütte zuwege brachte, ebenfalls den direkten Weg zur Spitze gangbar machen ließ. Pfarrer Lercher aus Kals taufte die neue Hütte in Gegenwart vieler Kalser dem Wohlthäter zu Ehren „Stüdlhütte“.

Am 26. September 1869 nahm K. Hofmann von seinem geliebten Kals wehmüthig Abschied, nachdem er vorher mit seinem Freunde Stüdl eine Anzahl bedeutender Touren im Glocknergebiete ausgeführt hatte, — am 2. September 1870 lag er todt im Feldspitale zu Bazeilles, gestorben auf dem Felde der Ehre.

Karl Hofmann, das Muster eines deutschen Jünglings, lebte und webte für die schöne Gottesnatur in den Bergen. Alle seine Schilderungen geben Zeugniß seines feinen Naturſinnes und seiner edlen Gesinnung. Mit welcher Begeisterung er seine Glocknerbesteigung beschreibt, soll folgende Schilderung zeigen:

Die erste Glocknerfahrt.*)

Es ist über den Großglockner und dessen Ersteigung schon so viel geschrieben worden, daß man fast Anstand nehmen möchte, neuerdings die Schilderung einer Glocknerfahrt zu veröffentlichen. Doch ist es zur Vollständigkeit unserer Arbeit über die Glockner-Gruppe jedenfalls nothwendig, auch dem Glockner selbst seine Stelle unter all' den übrigen Partien anzuweisen; dazu bieten die von mir unternommenen Glocknerfahrten durch die Verschiedenheit der eingeschlagenen Wege reiche Abwechselung, abgesehen davon, daß ich das seltene Glück hatte, dreimal bei wolkenlosem Himmel auf jenem Gipfel zu stehen und mir dadurch eine eingehende Kenntniß von dem Panorama desselben zu erwerben.

Wohl kein Berg in unseren deutschen Alpen übt auf den Wanderer einen so unwiderstehlichen Reiz aus, wie der Großglockner. Ernst und erhaben thront er in Mitte der ihn umstarrenden Eiswelt, kühn, einer feingespitzten Nadel ähnlich, erhebt er sein stolzes Haupt gegen Himmel. Und hat er auch den Ruhm, der höchste Berg Deutschlands zu sein, dem Ortler wieder abtreten müssen, so erreicht ihn dieser doch nimmermehr an Schönheit der Formen und an unbeschränkter Rundschau; der letztere wird in nicht gar weiter Ferne von den Ketten der Bernina-Gruppe überragt, während jener, der unumschränkte Beherrscher der Länder rings umher, in ewiger Majestät herabblickt auf die zahllosen Bergeshäupter, die sich alle in Demuth vor ihm beugen.

*) Aus „Drei Glocknerfahrten". Zeitschrift des Deutschen Alpen-Vereins. Bd. II.

Als ich ein kleiner zehnjähriger Knabe zum erstenmale die Spitze eines Berges betrat, als vom Gipfel des Wendelsteines die Pracht der Alpenwelt zum erstenmale sich vor meinem Auge entrollte, da wurde mir aus dem Kranze der schimmernden Eisfelder, die mächtig im Süden sich emporthürmten, die schlanke Spitze des Glockners gezeigt. „O, wenn ich doch jemals da hinaufsteigen dürfte!“ das war der sehnlichste Wunsch, den ich seit jenem Tage hegte. Rasch flogen die Jahre vorüber, mit immer größerer Stärke wuchs mir im Herzen die Liebe zu den ehrwürdigen Domen der Natur. Das waren die schönsten Augenblicke meines Lebens, wenn ich auf schwindelnder Höhe stand, wenn sich in's Endlose die Bergeswellen vor mir auszudehnen schienen. Und immer wieder suchte ich dann in dem Gewimmel, das mich umgab, den Riesen zu entdecken, der mir so tiefe Ehrfurcht eingeflößt. Unzählige Male hatte ich schon aus unnahbarer Ferne ihn angestaunt, da endlich kam die Zeit, wo ich ihn näher kennen lernen sollte, wo ich die Wunder alle schauen durfte, die er in seinen Tiefen birgt. Noch war ich nicht zwanzig Jahre alt, als ich zum erstenmale das Ziel meiner Sehnsucht erreichte, zum erstenmale den glitzernden Scheitel des Glockners betrat. Damals wußte man noch nichts von einer Stüdlhütte, von einem Glocknerweg; Kals, das stille tiroler Dörfchen, war erst seit kurzem aus dem unverdienten Dunkel der Vergessenheit getreten, war erst seit kurzem als neue Glocknerstation zu unerwarteter Bedeutung gekommen. Die Zeiten haben sich rasch geändert, die Glocknerfahrt wird nicht mehr wie in früheren Jahren als eine Art von Heldenstückchen betrachtet, in einigen Decennien da werden nun wohl an einem Tage mehr Touristen auf der Spitze des Glockners vereinigt sein, als ehedem während eines ganzen Sommers Fremde zu dessen Ersteigung aufgebrochen waren.

Es war am 9. September 1867, als ich mit zwei Münchener Freunden, den Herren A. Solbrig und P. Wiedenmann, über den Stubach-Kalser Tauern nach Kals wanderte, um von hier aus unsere Expedition anzutreten; doch nicht so schnell, als wir dachten, sollte unser Vorhaben gelingen. Am 10. September waren wir bis zur letzten Hütte des Ködnitzthales gewandert, während der Nacht aber trat Regen und Schnee ein, wir mußten am folgenden Tage mit herabgestimmten Hoffnungen nach Kals zurückkehren. Vergebens

warteten wir auf günſtiges Wetter, aber ſchwere Wolkenmaſſen umdüſterten den Horizont, unſerer Geduld wurden immer härtere Proben auferlegt. Schon hatten wir zu wiederholten Malen das Kalſer Glocknerbuch durchſtudirt und alles Schätzenswerthe daraus in unſer Notizbuch übertragen, ſchon waren mit mehr oder minder Erfolg alle möglichen Unterhaltungsmittel durchgegangen worden, aber aller Aerger und Mißmuth war umſonſt; der Himmel blieb umwölkt. Wir dachten bereits ernſtlich daran, unſeren Lieblingsplan für dieſes Jahr unausgeführt zu laſſen, da endlich, am 12. September, ſchien eine günſtige Wendung eintreten zu wollen. Ein friſcher Tauernwind hatte ſich erhoben, eilig zerſtreute er die unheimlichen Nebelballen und fegte die an den umliegenden Bergen noch anklebenden Wolken luſtig hinweg.

Schnell wurden jetzt wieder alle Vorbereitungen getroffen, verſchiedene martialiſche Geſtalten, die Führer für unſere projektierte Partie, verſammelten ſich am Nachmittag im Gaſtzimmer, Stricke und Steigeiſen wurden geprüft, Wein in große Kannen gefüllt, der mitzunehmende Proviant ausgeſucht und ſo brachen wir denn endlich, ſieben Köpfe ſtark, nämlich wir drei und die Führer Joſeph Schnell, Joſeph Kerer, Rupert und Peter Groder, am Nachmittag um 3 Uhr auf, begleitet von den Glückwünſchen der freundlichen Wirthsleute und vieler Dorfbewohner, die uns beim Abſchied in herzlichſter Weiſe ein gutes Gelingen der Fahrt prophezeiten. Komiſch war ein altes Mütterlein, das wir unterwegs trafen; als ſie uns erblickte, begann ſie zu jammern, daß wir noch ſo blutjunge Kerls ſeien und ſchon auf „das ſchiecha Luder 'nauf“ wollten. Es ſollte beſſer gehen, als ſie geglaubt hatte.

Von Kals weg marſchierten wir zuerſt öſtlich am Bergerbache aufwärts. Nach etwa anderthalb Stunden zweigte ſich unſer Weg nördlich ab in das Ködnitzthal, während der Hauptweg, die bisherige Richtung beibehaltend über das Bergerthörl nach Heiligenblut führt. Ueberraſchend war es, als wir kurz nach dem Einbiegen in das Ködnitzthal den Großglockner erblickten, der ſich furchtbar ſteil und wild über dem Ködnitz-Gletſcher erhob. Um 6 Uhr Abends erreichten wir die Lucknerhütte, die oberſte Hütte des Thales; dieſe war unſer Ziel für den heutigen Tag. Die Luft war rein und mild, ſo daß wir trotz der bedeutenden Höhe von ungefähr 2200 Meter im Freien uns

lagern konnten. Ein prächtiges Bild breitete ſich vor uns aus. Zu unſeren Füßen in der Tiefe liegt das vielgewundene Ködnitzthal, eingeſchloſſen zur Linken und Rechten von der Langwand und Freiwand, von denen beſonders die letztere durch ihren faſt 1000 Meter hohen ſteilen Abfall einen impoſanten Anblick gewährt. Das Thal gegen Süden ſchließend blickt der Hochſchober mit ſeinen Eisfeldern zu uns herüber, noch beleuchtet von der untergehenden Sonne, während ſchon tiefer Schatten ſich über die Thalſohle gelagert hat. Vor allem aber zog unſere Aufmerkſamkeit der Großglockner auf ſich, der wenige Schritte über der Hütte ſichtbar war: genau unterſuchten wir mit dem Fernrohre den morgen einzuſchlagenden Weg.

Es war ein herrlicher Abend und als dann endlich der Vollmond über die Berge emporſtieg und die Spitzen ringsumher mit ſeinem zaubervollen Lichte erfüllte, da entfalteten ſich uns prächtige Kontraſte in der Beleuchtung.

Die zunehmende Abendkühle trieb uns endlich in die Hütte zurück, wo unſere Führer ein großes Feuer angezündet hatten, um unſer Abendeſſen zu bereiten. Bald ſaßen wir alle um den Heerd herum, in abenteuerliche Gruppen eingetheilt. Fröhlich floß uns die Zeit dahin, es wurde gelacht und geſungen. Wir machten den Kalſern Elogen über die koloſſalen, vertrauenerweckenden Geſtalten, ſie theilten uns ihre Freude mit, daß ſie dieſes Mal ſo luſtige Herren auf den Glockner zu führen hätten. Es war ſchon ziemlich ſpät, als plötzlich zu unſerer Ueberraſchung eine zweite Karawane anlangte: zwei Engländer mit drei Führern, die eben erſt von Kals heraufkamen und für morgen die gleichen Pläne hatten, wie wir. Thomas Groder war der Leiter jener Partie. Da ging nun das Leben und Treiben erſt recht an; es herrſchte in der kleinen Hütte zwar entſetzlich wenig Platz, aber gewaltig viel Lärm; merkwürdig war zumal die ununterbrochene Reihenfolge von Mißverſtändniſſen, welche die gegenſeitige Unkenntniß der Sprache zwiſchen den Engländern und den Kalſern hervorrief.

Doch es war jetzt 9 Uhr, ſomit Zeit, an ein wenig Schlaf zu denken; ſo krochen wir denn alle zuſammen in einen neben der Hütte ſtehenden Heuſchupfen, um für den folgenden Tag neue Kräfte zu ſammeln. Aber nur kurz war die Ruhe, ſchon nach zwei Stunden, um 11 Uhr, wurden wir unſeren Anordnungen gemäß von den

Führern wieder geweckt, indem wir, begünſtigt vom hellen Vollmondlichte, möglichſt bald aufbrechen wollten. Das Wetter war herrlich. Rein und wolkenlos dehnte ſich das Firmament über uns aus, nur von Zeit zu Zeit gaukelte geſpenſtiſch ein leichtes Wölkchen um die Spitze des Glockners.

Raſch wurde nun unſer Frühſtück genoſſen, wenige Minuten nach 12 Uhr verließen wir die Hütte. Unſer Weg führte uns an der linken Seite des Ködnitzbaches aufwärts. Der guten Mondbeleuchtung hatten wir es zu danken, daß wir ſchon nach einer Stunde auf dem Ködnitz-Gletſcher ſtanden, während ſonſt dieſe Strecke, wenn ſie mit Hilfe von Laternen zurückgelegt werden muß, immer einen größeren Aufwand von Zeit und Mühe verlangt. Nach einer Pauſe von einer Viertelſtunde waren die Steigeiſen unter unſeren Füßen befeſtigt und wir alle in Zwiſchenräumen von etwa 3 Meter an einem ſtarken Seile angebunden. Voran ſchritt Schnell, der Hauptführer der ganzen Partie und dann kam immer zwiſchen zwei Führern je einer von uns. Noch ein lebendes Weſen befand ſich in unſerer Nähe: Schnell's Hund, der im Klettern faſt ebenſo geübt wie ſein Herr, ruhig und bedächtig neben dem letzteren herlief. Es hat uns alle in Erſtaunen verſetzt, als wir dieſes Thierlein ſo bequem über die abſchüſſigen Flächen ſich fortbewegen ſahen, auf denen wir oft nur durch feſtes Einſtoßen des Bergſtockes und der Steigeiſen ſichern Tritt zu faſſen vermochten.

Raſch ging es aufwärts, die Kälte zwang zu eiligem Schritte. Der Ködnitz-Gletſcher war an manchen Stellen ſtark zerklüftet, ſo daß uns oft Spalten, viele Fuß breit und unabſehbar tief, entgegengähnten. Mit bewunderungswürdiger Sicherheit verfolgte Schnell ſeinen Weg durch dieſes Labyrinth. Kleinere Klüfte wurden überſprungen, größere umgangen; beſonders, als wir ſpäter die Oſtſeite des Gletſchers verließen und mehr in der Mitte deſſelben vordrangen, legten wir in kurzer Zeit eine bedeutende Strecke zurück. Nach zwei Stunden waren wir an der letzten ſteilen Erhebung des Gletſchers angelangt. Von da an ging es etwas langſamer, die Neigung wird hier ziemlich bedeutend und endigt ſchließlich in einem Winkel von 40 Grad. Doch waren die Schwierigkeiten dadurch vermindert, daß die abſchüſſige Fläche von einer dicken Lage Schnees bedeckt war, in der wir immer guten Stand finden konnten.

Nach einer halben Stunde waren wir am oberſten Rande des Gletſchers angelangt, etwa 70 Meter unterhalb der Adlershöhe, die hier in einer ſchroffen brüchigen Wand abſtürzt. Da trat unſerem weiteren Vormarſche plötzlich ein unvermuthetes Hindernis entgegen. Kaum hatten wir mit dem Anſtieg begonnen, ſo löſten ſich unter unſeren Füßen eine Menge von größeren und kleineren Felsſtücken los und ſauſten in raſender Eile über den Gletſcher hinab. Und ſogleich tönten aus der Tiefe laute Rufe. Es war die etwa eine Stunde nach uns aufgebrochene Expedition der Engländer, welche, bedroht von den direkt auf ſie herabrollenden Steinen, uns an der weiteren Fortſetzung unſeres Weges hinderte und uns faſt eine halbe Stunde lang zu warten zwang. Es waren unangenehme Augenblicke. Wir mußten, durchſchüttelt von eiſig kaltem Winde an die Wand angeſchmiegt uns ſo lange in Geduld faſſen, bis die unter uns Befindlichen an einem ſichern Platz angelangt waren, wo ſie von den unter unſeren Tritten ſich loslöſenden Felstrümmern nicht mehr getroffen werden konnten. Dann erſt durften wir unſeren Weg wieder fortſetzen. Tief griffen die Zacken der Steigeiſen in die loſe Schieferhülle ein, ſchon nach wenigen Minuten hatten wir die Adlersruhe erreicht (3463 Meter), eine mehrere Meter im Gevierte meſſende faſt ebene Fläche, von wo aus gegen Nordweſten der eigentliche Glockner mit ſeinem ſchlanken Doppelgipfel ſich erhebt. Auf der Adlersruhe haben wir die Scheitel des Glocknerkammes erreicht. Hier trifft auch unſer Weg mit dem von Heiligenblut heraufführenden Wege zuſammen. Wundervoll war die ſchon jetzt ſich entfaltende Rundſchau, beſonders gegen Oſten und Weſten, wo kein vorliegender Gipfel mehr die Ausſicht hemmt. Noch aber waren nur wenige Punkte mit Beſtimmtheit zu erkennen, denn die trügeriſche Mondbeleuchtung verhinderte eine genaue Orientierung. Majeſtätiſch iſt von hier aus der Glockner anzuſchauen, der ſich vor uns in ſcharf zugeſpitzter Kante erhebt; er ſah ſchreckenerregend genug aus und nicht ohne ein gewiſſes Bangen ſchweiften meine Blicke von Zeit zu Zeit hinauf zu dem gewaltigen Rieſen.

Das Wetter war ſo günſtig wie möglich. Die anfangs vereinzelt auftauchenden Nebelballen waren vollſtändig verſchwunden, nicht das kleinſte Wölkchen war am weiten Horizont zu entdecken, herrlich ſtrahlte der Vollmond ſein glänzendes Licht auf uns herab,

ein zauberhaftes Glitzern und Schimmern der uns umgebenden Eiswelt hervorrufend und mit fahlem Lichte die fernen Bergesketten übergießend. Und ihm entgegen tauchten im Osten die ersten lichten Streifen empor, von Minute zu Minute gewannen sie rasch an Ausdehnung. Es war ein Bild von unbeschreibbarer Schönheit und Großartigkeit.

Es war 4 Uhr 25 Minuten. Hier wurde nun alles überflüssige Gepäck unter der Obhut von Schnell's Hund zurückgelassen, für welchen der folgende Weg bei aller Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit im Klettern doch eine zu beschwerliche Aufgabe gewesen wäre; das Allernothwendigste: Plaid, Fernrohr, Landkarten und etwas Wein wurde mitgenommen.

Die ersten 200 Meter geht es noch leicht und ohne Gefahr aufwärts; von da an beginnen erst die eigentlichen Schwierigkeiten der Ersteigung; die oft so sehr übertrieben, oft aber auch so unbedeutend und gering geschildert werden. Die Wahrheit liegt auch hier, wie so häufig im menschlichen Leben, in der goldenen Mitte. Es ist nicht zu leugnen, daß diese letzte Strecke anstrengend und gefährlich ist, doch so furchtbar und grauenerregend sind die Hindernisse nicht, wie sie oft geschildert werden. Zudem leisten die Führer das Möglichste; man darf sich auf dieselben unbedingt verlassen. Wir zwar gaben uns die größte Mühe, ihnen nur geringe Plage mit uns zu machen, aber wir hörten von ihnen doch Fälle erzählen, wo manche „Ersteiger" mehr hinauf geschleppt und gezogen worden, als sie selbst hinaufgekommen waren. Solche Helden reden aber dann sicher in der übertriebensten Weise von den überstanden Gefahren, je weniger sie die letzteren selbst bezwungen, je mehr sie sie den Führern zugeschoben haben. Immerhin aber ist die Ersteigung des Großglockner auf dem alten Kaiser Wege durchaus nicht unter die leicht ausführbaren Unternehmungen zu zählen.

Die Neigung des von der Spitze herabziehenden Eismantels, der nur mit einer dünnen Lage von weichem Schnee bedeckt war, nimmt jetzt immer zu und erreicht schließlich den starken Abfallswinkel von 47 Grad. Hier nun gingen zwei von den Führern voraus und hieben mittelst ihrer Beile Stufen in das Eis, ungefähr 7 bis 10 Centimeter tief. Der hierdurch hervorgerufene Aufenthalt war peinlich genug; da wir nämlich, wenn wir etwa fünf oder sechs dieser Stufen

hinangeſtiegen waren, immer wieder warten mußten, bis die nächſten fertig waren, ſo hatten wir vollauf Gelegenheit, nicht nur durch den ſchneidend kalten Wind an Händen und Füßen zu erſtarren, ſondern auch durch das Hinabblicken über den rechts- und linksſeitigen äußerſt ſteilen Abſturz gegen die Paſterze und den Ködnitz-Gletſcher, die 1300, beziehungsweiſe 1000 Meter unter uns ſich ausdehnten, eine nicht gerade unterhaltende Schwindelprobe zu beſtehen. Aeußerſt unangenehm war mir das Vorbeiſauſen der vielen größeren und kleineren Eisſtücke, welche ſich in Folge des Stufenhauens beſtändig loslöſten und in überſtürzender Haſt an uns vorbei ihren Weg in die Tiefe ſuchten, bald über die öſtliche Seite der Kante die Paſterze und Kärnten, bald über die weſtliche den Ködnitz-Gletſcher und Tirol mit ihrem Beſuche zu beehren.

War nun in vielen Beziehungen dieſes langſame Vordringen mit einigen Mühen und Unannehmlichkeiten verbunden, ſo geſtattete es anderſeits auch als Belohnung manchen entzückend ſchönen Blick auf den von Sekunde zu Sekunde heller und deutlicher hervortretenden öſtlichen Horizont, der in einem überaus lieblichen Farbenſpiel prangte im Gegenſatz zu dem noch in fahle Schatten gehüllten Weſten, wo der Vollmond gerade hinter den Bergen verſchwand, ſeine Herrſchaft einem erhabeneren Lichte abzutreten. Doch es war noch nicht Zeit, mit der Ausſicht ſich zu beſchäftigen; noch mußte vorher manches beſchwerliche Stück Arbeit zurückgelegt werden, bevor wir uns vollſtändig dem wohlerworbenen Genuß überlaſſen durften. Wir waren jetzt über etwa hundert Stufen bei einer aus dem Eismantel hervorſtehenden Felskante angelangt, die aus loſe aufeinanderliegenden Chloritſchiefer-Platten beſteht; ſie war uns ein erwünſchter Ruheplatz. Etwas unterhalb dieſer Kante, zwiſchen der Adlersruhe und hier, dehnt ſich im Eiſe eine kleine Kluft aus, die in früheren Jahren manchmal mit einiger Mühe überſchritten werden mußte. Zur Zeit unſerer Erſteigung war dieſes Hinderniß nicht vorhanden, indem die Kluft bis zum Rande mit Schnee gefüllt war, ſo daß wir leicht über dieſelbe hinwegkommen konnten. Von dieſer Felſenkante weg nimmt der Firngrat, der bisher in nordweſtlicher Richtung ſich emporgezogen hat, plötzlich eine ſcharfe Wendung gegen Norden an; nach Ueberſchreitung von ungefähr 50 Stufen waren wir an jener Stelle angelangt, wo er dieſe Richtung wieder verläßt und rechtwinklig um-

biegend über den Kleinglockner direkt westlich zur höchsten Spitze sich erhebt.

Langsam ging es aufwärts, immerfort die Blicke gegen Osten gewendet, wo wir jeden Moment das Emportauchen der Sonne erwarteten. Da plötzlich, als wir kaum mehr 10 bis 15 Meter unterhalb des Kleinglockners waren, flammte die vor uns liegende Spitze in glühendem Roth auf; wenige Sekunden darnach trafen auch uns die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne. Unwillkürlich jubelten wir laut auf, jeder suchte sein Staunen und sein Entzücken dem anderen mitzutheilen. Es war ein imposantes Bild, voll Pracht und Herrlichkeit. Nach wenigen Minuten hatten rings um uns die ehrwürdigen Bergriesen ihren schimmernden Hermelin mit einem zauberhaften Purpur vertauscht, während tief unten im Möllthale noch die schweren Schatten der Dämmerung ausgebreitet lagen. Und stahlblau, fast schwarz wölbte sich über uns das Firmament, den Uebergang von der lebhaften Gluth des Ostens zu dem dunkeln Grau des Westens vermittelnd. Wem sollte nicht beim Anblick eines so wunderschönen Bildes die Brust schwellen vor Wonne und Seligkeit!

Nach kurzem Aufenthalte ging es die letzte Strecke hinan, nach wenigen Minuten waren wir auf dem Kleinglockner angelangt. Es war 5 Uhr 25 Minuten, wir hatten von der Adlersruhe bis hierher eine Stunde und fünf Minuten gebraucht.

Der Kleinglockner wird wohl mit Recht nicht als selbständiger Berg, sondern als die niedrigere unter jenen beiden Zacken betrachtet, welche die höchste Erhebung des Glockners bildet. Er besteht aus einem gegen die Pasterze zu überhängenden Schneegrat, aus welchem vier Höcker sich erheben, zwei am östlichen, zwei am westlichen Theile, von denen der letzte, der westlichste, der höchste ist. Dieser Grat muß an dem gegen den Ködnitz-Gletscher sich herabsenkenden Absturz überschritten werden. Die auf der andern Seite befindlichen Schneewächte war so dünn, daß der Bergstock bei festem Einstoßen zu wiederholten Malen durchbrach und wir durch die so gebildete Oeffnung hindurch auf den tief unter uns sich ausbreitenden Pasterzen-Gletscher hinabblicken konnten. Vorsicht ist an diesem Orte sehr nothwendig, denn ein Ausgleiten oder Fallen könnte hier unter Umständen nicht nur für den Einzelnen, sondern für die ganze Gesellschaft verderblich

werden. Doch ist bei sicherem, schwindelfreiem Tritt keine Gefahr vorhanden, zumal da man am Seile befestigt ist und sich immerfort unter der Obhut der starken Führer weiß.

Wir waren jetzt am letzten Theile unserer Aufgabe angelangt, der gewöhnlich als das Schwierigste der ganzen Ersteigung geschildert wird: Abstieg vom Kleinglockner zur Scharte, Ueberschreiten derselben und Emporklimmen auf die jenseitige höchste Spitze.

Es war wohl den außerordentlich günstigen Witterungsverhältnissen des Jahres 1867 zuzuschreiben, wo die starke Hitze im Juli und August große Schnee- und Eismassen zum Abschmelzen gebracht hatte, daß diese Strecke bei weitem nicht so beschwerlich war, als sie sonst von vielen Glockner-Ersteigern getroffen wurde. So konnten wir beim Hinabklettern vom Kleinglockner zur Scharte, wo früher oft eine äußerst steile Eiswand überwunden werden mußte, an dem festen Gestein, das überall für Hände und Füße sichere Anhaltspunkte darbot, ohne große Mühe uns hinablassen, so daß wir schon nach wenigen Minuten auf der Scharte standen. Auch diese, welche aus angewehtem Schnee besteht und nach den verschiedenen Jahren eine verschiedene Gestalt hat, bald höher, bald tiefer, bald sehr schmal wie ein Messerrücken zulaufend, bald wieder etwas breiter ist, war diesmal außerordentlich gut zu passieren; sie besaß eine Breite von durchschnittlich 4 bis 6 Meter. Nur an einer einzigen Stelle war sie so schmal, daß man kaum die beiden Füße neben einander aufsetzen konnte. Im Gegensatz zu früheren Ersteigern, welche dieselbe mehr oder minder gegen Westen, also gegen die höhere Spitze zu ansteigend fanden, trafen wir sie ganz eben. Die Länge derselben, die so verschiedenartig angegeben, in übertriebenster Weise sogar auf 60 Meter geschätzt wurde, beträgt in Wirklichkeit kaum 10 Meter.

Führer Schnell war vorangegangen und ebnete den Weg, indem er mit dem Fuße nach rechts und links den Schnee abstieß oder breit trat. Staunend sahen wir zu, mit welcher Leichtigkeit und welchem Geschick Schnell dieses Geschäft besorgte. Es war, als ob er auf dem ebenen Stubenboden sich befände, so ungeniert bewegte sich der verwegene Bursche auf der Scharte hin und her. Am jenseitigen Ende derselben angelangt, faßte er festes Posto und nun

mußten wir, während das Seil hüben und drüben von den Führern stramm gehalten wurde, die Hauptproben unserer equilibristischen Kunstfertigkeit ablegen.

Ruhigen und sichern Schrittes hatten wir die Scharte überwunden und jetzt befanden wir uns am Fuße des zweiten Gipfels, der sich hier anfangs furchtbar steil erhebt, so daß er einen Neigungswinkel von über 60 Grad aufweist, dann aber wenig geneigt zum höchsten Punkte emporsteigt. Mit Hilfe der Führer, die an allen schwierigen Stellen mit Ziehen und Schieben uns unterstützten, wurde auch diese letzte Strecke rasch und glücklich zurückgelegt und um 5 Uhr 50 Minuten standen wir auf der Spitze, 3796 Meter hoch über dem Adriatischen Meere. Wir hatten sonach bis hierher von der Luckner-hütte $5^3/_4$, von der Adlersruhe $1^1/_2$ Stunden, vom Kleinglockner aus 25 Minuten gebraucht.

Erfüllt war nun jener Lieblingswunsch, der so oft schon in Gedanken mich hatte vorauseilen lassen auf die wunderschöne Spitze, aber alle Phantasie war nicht im Stande gewesen, mir ein so majestätisches Rundgemälde vorzuzaubern, wie es jetzt in Wirklichkeit vor meinen Augen sich entrollte. Wer fühlt sich nicht freier und erhabener als die übrigen Menschen, wenn er auf dem Gipfel eines Berges steht und vor sich in unbegrenzter Ferne Gottes herrliche Natur ausgebreitet sieht? Und wie viel schöner ist es dann, wenn jener Berg die höchste Zinne rings umher, der alleinige Beherrscher der zu seinen Füßen sich ausdehnenden Länder ist! Da herauf dringt nicht Falschheit und Haß, nicht Eigennutz und Zwietracht, da ist alles kleinliche Streben und Treiben verschwunden und all' die Dinge, die den Menschen da drunten Kummer und Sorge verursachen, nur ein Gedanke, der der staunenden Bewunderung füllt unser Herz. Der Gesammteindruck ist zu kolossal, als daß er mit Worten beschrieben werden könnte. Es ist, als ob unsere Sprache zu dürftig wäre, als daß wir mit ihrer Hilfe solch' herrliche Bilder der Natur beschreiben könnten. Eine so überwältigende Fülle von Pracht und Großartigkeit läßt sich wohl fühlen, in unserer Erinnerung können wir immer wieder die Genüsse durchleben, die uns da oben geboten waren, nie aber lassen sich dieselben durch eine schwache Feder beschreiben. Auch die begeistertste Schilderung bliebe weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Doch nur selten wird uns auf Erden ein vollkommen ungetrübtes Glück zu Theil, meist wird ein herber Tropfen dem Freudenkelche beigemischt sein. So herrschte auch am heutigen Tage auf der Spitze ein so furchtbarer Sturm, dazu eine so heftige Kälte, daß wir auf dem höchsten Punkte selbst nur wenige Minuten auszuharren vermochten, wir sahen uns gezwungen, einige Meter unterhalb der Spitze gegen Osten uns zu lagern, wo wir gegen den Wind am besten geschützt waren und wo auch die Kälte durch die immer mehr an Kraft gewinnenden Sonnenstrahlen bald gemindert wurde. Da fühlten wir uns denn nach und nach ganz behaglich, um so mehr, da wir alle drei trotz der bedeutenden Höhe von der sogenannten Bergkrankheit: Uebelkeiten, Erbrechen, Athmungsbeschwerden, Anwandlung von Schwindel u. s. f., sowie von Augenschmerzen, die sonst in Folge des Schneeglanzes leicht eintreten, vollständig verschont geblieben waren.

Kurze Zeit nach uns langte auch die Expedition der Engländer an, die viel schneller als wir heraufgekommen waren, da sie unsere Stufen benützen konnten und so des mühevollen, zeitraubenden Stufenhauens überhoben waren. Fröhlich begrüßten wir uns und bald kam es zu einem ganz entsetzlichen Kauderwelsch, indem wir uns mit Hilfe von deutschem, englischem und französischem Radebrechen äußerst wichtige und interessante Beobachtungen mitzutheilen versuchten. Und kurze Zeit nach jenen traf zu unserer großen Ueberraschung abermals ein lebendes Wesen ein: ein Schmetterling! Sonderbarer Weise findet man diese Geschöpfe oft auf den höchsten, eisbedeckten Gipfeln, wo sie ganz zutraulich den Menschen umflattern.

Nach und nach suchten wir uns jetzt in dem Gewimmel der uns umgebenden Berge zu orientieren. Landkarten und Fernrohr wurden ausgebreitet, um alles möglichst genau zu durchforschen. Was zunächst unsere Spitze selbst betrifft, die in den verschiedenen Jahren je nach den Einflüssen der Witterung ihre Gestalt verändert und meist aus einer gegen Norden und Osten überhängenden Schneewächte besteht, so war dieselbe zur Zeit unserer Ersteigung fast ganz schneefrei, eine Folge der warmen Sommermonate des Jahres 1867. Der eigentliche Gipfel ist so schmal, daß kaum sechs Personen neben einander bequem Platz finden können; er fällt gegen Osten 1425 Meter hoch außerordentlich steil gegen die Pasterze ab, fast ebenso steil 1110 Meter hoch gegen Süden zum Ködnitz-Gletscher. Gegen Norden

senkt er sich in jähen, unnahbaren Felsabstürzen zur Glocknerwand. Fast direkt gegen Süden, mit geringer Divergenz gegen Westen, zieht sich, den Ködnitz-Gletscher vom Teischnitz-Gletscher trennend, ein steiler Felsgrat hinab, derselbe, über welchen jetzt der neue Glocknerweg angelegt ist. Auf dem Gipfel selbst ist nur noch ein kleines Andenken an jene Vorrichtungen erhalten, die hier Fürst Salm vor mehreren Decennien treffen ließ: eine etwa ein Meter hohe Pyramide aus Eisenstäben, durch welche ehemals die Vertikalstange des Kreuzes festgehalten wurde. Das letztere ist schon längst verschwunden; an der Spitze jener Pyramide befanden sich in einer kleinen runden Aushöhlung eng zusammengestopft, viele Visitenkarten von früheren Ersteigern. Eine an der Südseite ungefähr 2 bis 3 Meter unterhalb der Spitze hervorstehende Eisenstange, die fest in den Boden eingetrieben war und eine Höhe von etwa 7 Decimeter besaß, war durch eine dünne Blechtafel verziert. Die Spuren einer ehemaligen Vergoldung konnten wir daran erkennen; es war wohl ein Ueberbleibsel jener aus vier vergoldeten Platten bestehenden Drehscheibe, die ehemals an dem Kreuze befestigt gewesen war. Von dem Blitzableiter, desgleichen von irgend einem Ueberreste des Barometerkastens war nicht das Mindeste zu entdecken.

Wenden wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf das Entferntere, auf die großartige Rundschau, die sich vor uns ausdehnt.

Es ist immerhin ein etwas gewagtes Unternehmen, das Panorama eines Berges wie des Großglockners ausführlich schildern zu wollen. Abgesehen davon, daß die Aufzählung einer endlosen Reihe von Namen den Leser nur ermüdet, wird ihm zudem nur ein geringer Gefallen erwiesen, denn trotz der eingehendsten Schilderung wird er sich doch immer nur eine mangelhafte Vorstellung von der Rundsicht verschaffen können. Ich habe es bei all' jenen Partien, deren deren Verlauf ich schilderte, stets vermieden, in langer, vielleicht auch langweiliger Reihenfolge die Namen der von einer Spitze aus sichtbaren Berge aufzuzählen, vielmehr habe ich jedesmal nur hier und dort eine interessante Einzelnheit herausgegriffen, in der festen Ueberzeugung, daß es doch nicht möglich sei, ein Gesammtbild hervorzurufen. Dagegen soll das Panorama des Großglockners zwar nicht in allen einzelnen Details, wohl aber im Ganzen und Großen hier geschildert werden und zwar aus dem Grunde, weil ich

der Ueberzeugung bin, daß ich damit manchem Ersteiger dieſes Berges einen Gefallen erweiſen werde. Zudem wird man mit Recht verlangen können, daß gerade auf die Rundſicht vom Großglockner, deſſen Beſuch in ſteter Zunahme begriffen iſt, hier näher eingegangen werde, da ja in dieſem Werke die Beſteigung des Großglockners ausführlich beſchrieben werden ſoll.

Unmittelbar zu unſeren Füßen gegen Südoſten, Oſten und Norden liegt der ſchön geformte Paſterzen-Gletſcher, der in großen mächtigen Wellen vom Tauernhauptkamm gegen das Möllthal herniederfluthet. Mit Hilfe des Fernrohres konnten wir die Spalten und einzelnen Theile der Moränen wohl erkennen. Auffallend war der ſtark ausgeprägte Rand an der linken Seite des oberſten Paſterzenbodens unterhalb des Fuſcherkarkopfs. Im Ogivenſyſtem des eigentlichen, d. h. firnfreien Gletſchers waren deutlich zwei getrennte Hälften zu unterſcheiden, entſprechend den zwei größten Komponenten dieſes Eisſtromes, Schneewinkel- und Riffelzufluß. Die Umrandung desſelben iſt äußerſt großartig, doch dürfte dieſelbe vom entgegengeſetzten Ufer, etwa vom Fuſcherkarkopf aus noch intereſſanter ſein, da ſich dort der Glocknerkamm am beſten präſentiert. Unterhalb des Paſterzen-Gletſchers, gegen Südoſten, liegt das Möllthal, aus dem gar freundlich Heiligenblut mit ſeinem ſchlanken Kirchthurm heraufblickt; dieſes und Staniska, eine Ortſchaft im Kalſer Thale, ſind die einzigen bewohnten Punkte, die man von unſerem erhabenen Throne aus deutlich erkennen kann. Weiter gegen Süden ſteigt über dem Leiter- und Ködnitzthal die Schober-Gruppe auf, aus welcher beſonders das Petzeck und der Hochſchober hervortreten. Von merkwürdiger Geſtaltung iſt der links von dem letztgenannten Gipfel gelegene Glödis, ein ſpitz zulaufender Felskegel. Weiter gegen Südweſten und Weſten umgeben uns die vier zum Dorferthale herabziehenden Gletſcher: Ködnitz-, Teiſchnitz-, Frusnitz- und Laperwitz-Gletſcher, die häufig unter dem Kollektivnamen „Kalſer Kees“ zuſammengefaßt werden. Die Thalſohle des Dorferthales iſt jedoch nirgends ſichtbar. Gegen Nordweſten ſenkt ſich der Glocknerkamm über die Glocknerwand, die ſich durch ihren wilden Abſturz ſowohl gegen den Teiſchnitz-Gletſcher, wie gegen die Paſterze auszeichnet, zum Romariswandkopf hinab, welch' letzterer Gipfel uns den weiteren Verlauf des Glocknerkammes zum Schneewinkelkopf verbirgt. Und jetzt ſind wir im Norden wieder

beim Johannisberg angelangt, von wo aus die Pasterze ihre eisigen Fluthen herabschiebt gegen das Möllthal. Den schönsten Anblick in unserer näheren Umgebung gewährt uns jedoch das Große Wiesbachhorn, das kühn und trotzig im Nordosten sich emporbaut, umgeben von mächtigen Nachbarn. Es scheint allein unter den zahllosen Spitzen, die uns rings umringen, ebenbürtig neben dem Glockner auftreten zu können. Zwischen dem Vorderen und dem Mittleren Bärenkopf schaut die schöne Spitze des Ritzsteinhorns zu uns herüber.

Es sollen nun auch die Grenzen der Fernsicht, so weit ich sie mit Bestimmtheit erkennen konnte, angegeben werden. Im Süden erheben sich die Berge des Venetianischen Gebietes, zur Rechten einen Blick auf die in Dunst gehüllte oberitalienische Ebene gestattend. Da die mathematische Aussichtsweite bei einer Höhe von 3800 Meter 225 Kilometer beträgt, so muß von der Spitze des Großglockners das Adriatische Meer in einer Länge von 60 Kilometer sichtbar sein. Aber so sehr ich mich auch anstrengte, mit Hilfe meines Fernrohrs, das sich am heutigen Tage meine volle Zufriedenheit erwarb, das Gesuchte aufzufinden, so konnte ich doch nichts mit Bestimmtheit entdecken. Wohl sah ich einen hellen Streifen in jener Richtung, ob aber dies der Spiegel der Adria gewesen, vermag ich nicht zu entscheiden. Ich habe auch bei meinen beiden späteren Glockner-Ersteigungen, obwohl dieselben gleichfalls vom Wetter außerordentlich begünstigt waren, nie das Adriatische Meer zu erkennen vermocht; so spreche ich denn die Ansicht aus, daß das letztere von der Spitze des Großglockners nicht sichtbar ist, obgleich ich dadurch in Widerspruch gerathe mit der Behauptung J. Payer's, der dasselbe ganz deutlich gesehen haben will.

Einen herrlichen Anblick gewähren die weiter gegen Südwesten gelegenen Kalkalpen, welche wie Thürme so starr und jäh sich erheben; unter ihnen zeichnen sich die schneebedeckte Vedretta Marmolada, dann Monte Cristallo, die Sorapiß, Schusterspitze, Civetta ꝛc. durch ihre Höhe und die Schönheit ihrer Formen aus. Den interessantesten Theil der gesammten Fernsicht bilden jedoch im Südwesten und Westen die mächtigen Eisgebirge: Adamellostock zur Linken, Ortler-Gruppe zur Rechten des prächtigen Hochgall, des Kulminationspunktes der bedeutendsten unter den Nebengruppen der Hohen Tauern, der Rieserferner-Gruppe. Noch weiter gegen rechts reihen sich daran

die eisigen Gefilde des Oetzthales, während mehr in den Vordergrund tretend die Spitzen der Zillerthaler und der Venediger-Gruppe emporsteigen, eine weite, großartige Eiswelt, die hoch über die jenseits des Dorferthales gelegene Landeck-Gruppe aufragt. Wenden wir uns gegen Nordwesten und Norden, so erblicken wir, über unzählige Bergeswellen hinwegschauend, die schwäbisch-baierische Ebene zwar verschwommen, so daß einzelne Punkte nicht deutlich zu erkennen waren, aber doch weit reiner und klarer als den von unserem Standpunkte aus sichtbaren Theil der oberitalienischen Ebene. Von den zwischen der ersteren und unserem Gipfel sich ausbreitenden Bergeswellen treten besonders Innthaler, Wetterstein- und Kaiser-Gebirge mächtig hervor, mit ihren grauen, massigen Wänden die vorliegenden Pinzgauer Berge weit überragend. Zur Rechten neben dem Kaiser-Gebirge war der Spiegel des Chiemsee wohl zu unterscheiden. Am äußersten Horizont, die Aussicht gegen Norden schließend, entdecken wir in weiter Ferne über der dunstigen Ebene die Donauhöhen und den Böhmerwald, die kaum merklich von der weitgedehnten Fläche abstechen. Zwischen diesen und den Bergen nördlich des Salzachthales setzt sich der mächtige Zug der Kalkalpen über die Gruppe der Lofer- Leoganger Steinberge weiter gegen Osten fort zum Felsmassiv des Berchtesgadener Landes, aus welchem so manche wohlbekannte Spitze zu uns herüberblickte. Fast senkrecht fällt die ganze Kette gegen Süden ab, die weißen schimmernden Zinnen jenseits der Ebene des Salzachthales trotzig erhebend. In dieser Richtung lag ein kleiner Nebelstreifen; es war dies das einzige verdeckte Fleckchen Erde von den 165000 Quadratkilometern, die sich vor uns ausbreiteten. Oestlich vom Gebirgsstock des Berchtesgadener Landes fällt der Kalkalpenzug zum Salzachthal ab, über dessen Einschnitt in verschwindender Ferne einzelne Berge des Salzkammergutes hereinlugen; über das Tennen-Gebirge setzt er sich dann zur Dachstein-Gruppe fort, welch' letztere die höchste Erhebung der nördlichen Kalkalpen aufweist. Die fernsten Grenzen im Osten sind nach Sonklar und Payer der Schneeberg bei Wien und das Leitha-Gebirge an der Grenze von Oesterreich und Ungarn. Näher heran treten an uns in dieser Richtung die Rauriser und die Gasteiner Gruppe, aus welchen hier Ankogl und Hochalmspitze, dort der Hohe Aar weit über ihre Nachbarn emporsteigen. Noch schweift das Auge über die vielen Höhenzüge

Kärntens und Steiermarks, wo besonders die Karawanken mächtig emporragen, Triglav und Manhart als die bedeutendsten Gipfel in der Richtung über die Adlersruhe sich erheben und jetzt sind wir wieder an der Gruppe des Hochschobers angelangt, von wo aus mit der Beschreibung begonnen wurde.

Aus den genannten fernsten Aussichtspunkten: oberitalienische Ebene im Süden, Ortler-Gruppe im Westen, Böhmerwald im Norden und Leitha-Gebirge im Osten läßt sich leicht erkennen, wie umfangreich und großartig das Panorama ist, das die Spitze des Großglockners uns bietet. Es ist in Wahrheit fast des Unermeßlichen zu viel; unwillkürlich, wenn das Auge über Tausende und abermals Tausende von Gipfeln geschweift ist, wenn es die erhabenen Bergriesen bewundert und angestaunt, die uns fast schaurig und ehrfurchterregend in ihrer starren Wildheit umringen, wenn es über die weiten Schnee- und Eismassen geblickt, die sich zu unseren Füßen ausbreiten, so kehrt es immer wieder zurück zu dem einzigen Punkte, der freundlich und herzerquickend zu uns emporschaut, zu dem lieblichen Heiligenblut, dessen schimmernde Häuschen mit der in ihrer Mitte sich erhebenden Kirche uns daran erinnern, daß noch nicht alles rings umher in ewigen Tod und nimmer zu erweckende Starrheit versunken ist.

Wir waren jetzt schon geraume Zeit auf dem Gipfel. Die Kälte war nicht mehr so bedeutend wie bei unserer Ankunft, auch der Wind hatte fast ganz aufgehört, so daß wir bequem die mitgenommenen Karten ausbreiten konnten. Während wir nun eifrig beschäftigt waren, uns so viel wie möglich über das uns Umgebende Klarheit zu verschaffen, suchten unsere Führer sich durch allerhand interessante Fragen die Zeit zu vertreiben. Insbesondere strebten sie durch beinahe übermenschliche Anstrengung ihrer Sehorgane die Streitfrage zu lösen, ob ein da drunten auf dem Pasterzen-Gletscher sichtbarer schwarzer Punkt eine Gemse sei oder nicht. Dann entwickelte Schnell eine wahrhaft schreckenerregende Gewandtheit im Bergsteigen, indem er an der steilen gegen die Pasterze zu abstürzenden Wand hinabkletterte und auf unsere Ermahnung, doch nicht so tollkühn zu sein, ganz trocken erwiederte, das Ding sei gar nicht so schlimm, wie es aussehe. Zur Ehre der wackeren Kalser muß man jedoch sagen, daß sie sich viele Mühe gaben, ihre Lücken in der Kenntniß der uns um-

gebenden Bergſpitzen auszufüllen und daß ſie jedesmal eine große Freude bezeigten, wenn wir ihnen die einzelnen Gipfel mit Namen bezeichneten.

Raſch war die uns zugemeſſene Zeit, die wir hier zubringen durften, verflogen; ſchon verweilten wir über zwei Stunden auf der Spitze und in den weſtlichen Eisgefilden begannen bereits kleine Wölkchen aus den tiefer liegenden Mulden emporzutauchen. So dachten denn auch wir an den Aufbruch, wenn auch äußerſt ungern, um wieder hinabzuſteigen zu den übrigen Menſchen, über welche wir uns in dieſen Stunden ſo unendlich erhaben gedünkt hatten. Noch wurde vorher dem Univerſum, dann dem Glockner ſpeciell ein freudiges Hoch gebracht, zum Schluſſe von meinen beiden Reiſegefährten Wiedenmann und Solbrig zur dauernden Erinnerung an den heutigen Tag ein feierliches Schmollis getrunken und jetzt ſtanden wir wieder in Reih und Glied zwiſchen unſeren Führern, am Seile befeſtigt und ſendeten einen letzten Abſchiedsblick hinab von der ſchönen Spitze, die uns ſo herrlichen Genuß verſchafft hatte.

Es war gerade 8 Uhr. Vorſichtig ging es hinab über die oben beſchriebene Wand, indem jeder einzelne von uns von den Führern über die böſe Stelle herabgelaſſen wurde. Langſam, aber ſichern Trittes paſſierten wir dann die Scharte, in wenigen Minuten darauf hatten wir wieder den Kleinglockner erreicht. Nun ſtiegen wir anfangs behutſam über die bei unſerem Heraufweg eingehauenen Stufen hinab, indem wir bei jedem Schritte mit dem Abſatze feſt in dieſelben einſtießen. Später jedoch trat eine etwas ſchnellere Beförderungsart ein, indem wir auf den Bergſtock geſtützt, mit großer Schnelligkeit über die glatte Fläche hinabfuhren. 50 Minuten nach 8 Uhr ſtanden wir wieder auf der Adlersruhe, wo Schnell's Hund laut bellend uns entgegenſprang und mit allen möglichen Liebkoſungen ſeinen Herrn begrüßte. Hier nun wurde eine größere Raſt gemacht und dem mitgenommenen Proviant alle Ehre erwieſen; wir konnten uns jetzt ganz gemüthlich Zeit laſſen zu dem Reſte unſeres Tagewerks. Wahrhaft ſchwindelerregend war es, als wir die Engländer, die etwa eine Viertelſtunde nach uns den Gipfel verlaſſen hatten, über den ſteilen Eisabhang herabſteigen ſahen. Die dunkeln Geſtalten, die uns anfangs wie winzige Punkte erſchienen waren, dann aber von Minute zu Minute größer wurden, bewegten ſich langſam wie

über ein Kirchendach herab auf uns zu — gewiß war es viel gräßlicher anzuſchauen, als es in Wirklichkeit iſt, wenn man in ſolcher Stellung ſich befindet.

Von der Adlersruhe aus ſchlugen wir den Weg über die Hohenwartſcharte und den Leiter-Gletſcher ein, um nach Heiligenblut hinabzukommen. Als wir die erſtere um 9 Uhr erreichten, da zeigte es ſich, wie gut es geweſen, daß wir am heutigen Tage ſo früh aufgebrochen waren, denn nicht nur waren die Berge rings umher ſchon mehr oder minder von dichten Nebelmaſſen umlagert, ſondern auch der Glockner ſelbſt war von Zeit zu Zeit durch einzelne Wölkchen verdeckt, die uns jedenfalls, wenn wir nur kurze Zeit ſpäter unſeren Weg angetreten hätten, eine ſo überaus reine Fernſicht, wie wir ſie genoſſen, wenigſtens theilweiſe geraubt hätten.

Noch war der etwas beſchwerliche Abſtieg von der Hohenwartſcharte zum Leiter-Gletſcher zurückzulegen und der letztere ſelbſt, der jedoch weder eine ſtarke Neigung, noch eine bedeutende Zerklüftung aufweiſt, zu überſchreiten. Wenn wir dieſe Strecke auch nicht ſo bequem paſſierten, wie Fürſt Salm, von dem uns Schultes in ſeiner „Reiſe auf den Großglockner“ erzählt, daß er ſich auf einem Schlitten über den Leiter-Gletſcher hinabziehen ließ, ſo kamen wir doch gleichfalls ohne große Anſtrengung an der Endmoräne des letzteren an. Raſch war dieſelbe überklettert, um 9 Uhr 30 Minuten hatten wir die Salmshöhe erreicht. Das Seil wurde nun zuſammengerollt, die Steigeiſen, die wir ſeit mehr als acht Stunden nicht von den Füßen gebracht, fanden in der Kraxe eines Führers ihren Platz. Hier verließ uns auch Führer Schnell, deſſen wir jetzt nicht mehr weiter bedurften; zwei von den Führern waren bereits von der Adlersruhe aus auf dem nächſten Wege nach Kals zurückgekehrt, ſo daß wir nun mit Rupert Groder allein unſeren Marſch nach Heiligenblut fortſetzten. Um 11 Uhr 15 Minuten langten wir in der Leiteralpe an, einigen elenden Hütten, welche den von der Kärntner Seite aus die Glocknerfahrt unternehmenden Beſteigern ſeit dem Verfalle der Hütte auf der Salmshöhe als Nachtquartier dienen muß, gewiß kein beneidenswerther Aufenthalt. Nach kurzer Raſt ging es weiter über den Katzenſteig hinab, der ſich auf der linken Seite des Baches manchmal hoch über der Thalſohle an abſchüſſigen Abhängen hinzieht und manche unangenehme Paſſage darbietet. Tief unter uns rauſcht der Leiterbach,

oft an 70 bis 100 Meter unterhalb des Steiges. Obwohl es schon am Ende der warmen Witterung war, so war er doch noch an manchen Stellen brückenartig von schmutzigen Schneemassen bedeckt, den Ueberresten der hier in reichlichem Maße alljährig niedergehenden Lawinen. Der Weg von der Leiter-Alpe bis Heiligenblut ist ziemlich monoton; nur der Gößnitzfall bietet einen interessanten, doch keineswegs hervorragend schönen Anblick.

Um 2 Uhr 15 Minuten langten wir am Ziele an, freundlich begrüßt von den im Gasthause anwesenden Touristen, die uns seit dem frühen Morgen mit dem Fernrohre verfolgt hatten. Die ganze Partie war ohne den mindesten Unfall abgelaufen, wir fühlten uns keineswegs überanstrengt, so daß wir am folgenden Tag den weiten Marsch von Heiligenblut über den Großen Zirknitz-Gletscher, das Rauriser Goldbergwerk und den Verwaltersteig in's Naßfeld und nach Gastein zurücklegen konnten.

Die Großvenediger-Gruppe.

Von der Großglockner-Gruppe durch den Einschnitt des Velber Tauern, von den Zillerthaler Alpen durch den Krimmler Tauern geschieden, breitet sich das gewaltige Massiv der Venediger-Gruppe aus mit dem Großvenediger als Erhebungscentrum.

Vier der größten Gletscher im ganzen Taueringebiete finden in den umfangreichen Thalmulden am Fuße der höchsten Erhebung ihren Anfang und bedecken mit ihrem gewaltigen Gletscherbette den Nord- und Südabhang der ganzen Gruppe.

Aus dieser mächtigen Eis- und Firndecke erheben sich nun eine Menge krystallner Spitzen, überragt von der weit sichtbaren Pyramide des Großvenedigers (3673 Meter).

Lange behauptete dieser Bergesfürst den Ruf der Unersteigbarkeit: sagenhafte Erzählungen von grauenvollen Eiswänden, die ihn umgeben sollten, brachten es mit sich, daß man erst spät daran ging, seine Spitze zu erreichen.

Die erste beglaubigte Besteigung wurde im Jahre 1828 vom Erzherzoge Johann veranstaltet, mißglückte jedoch nahe am Ziele.

Weitere Expeditionen wurden in den Jahren 1841 und 1842 unternommen, wobei man auch ohne Unfall das langersehnte Ziel erreichte.

Jetzt ist eine Besteigung des Großvenedigers eine gefahrlose und nicht besonders anstrengende Gebirgstour.

Beim Aufstiege von der Nordseite durch das Obersulzbachthal benützt man die von der Sektion Salzburg erbaute Kürsingerhütte, von welcher aus man in 4 bis 5 Stunden die Spitze erreichen kann. Am häufigsten unternimmt man die Tour von der Prager Hütte aus (Ostseite) zumeist mit dem Abstiege über den Firn des Schlaten-Gletschers zum Sattel zwischen Hohen Aderl und Rainerhorn, über das Rainerkees zum Mullwitz-Aderl und zur Johannshütte im Dorferthale.

Den ersten wackern Alpenwanderern, die zur Spitze des Venedigers empordrangen, ist es aber nicht so leicht geworden; an ihre Reise knüpft sich jedoch so manches Interessante und soll von ihnen in Folgendem erzählt werden:

Erzherzog Johanns Venedigerfahrt unter Führung von Paul Rohregger.

Der Revierförster Paul Rohregger in Bramberg, ein kühner Gemsenjäger, war mit der wilden Alpennatur des Ober- und Untersulzbachthales so vertraut geworden, daß der Erzherzog keinem bessern Führer sich hätte anvertrauen können. Er würde den hohen Herrn auch über die Hochfirnen des Obersulzbach-Gletschers auf den Gipfel des Venedigers gebracht haben, wäre nicht am Morgen der Wanderung frischer Schnee gefallen. Wir lassen ihn aber selber die Geschichte erzählen, die er als ehrwürdiger Greis dem Pfleger von Mitterfill, Ignaz von Kürsinger, für dessen Werk über den Ober-Pinzgau, niederschrieb.

„Es war am 8. August des Jahres 1828, als Seine kaiserliche Hoheit, der durchlauchtigste Erzherzog Johann die Besteigung des großen Venedigers beschloß.

Ich hatte schon früher den Versuch gemacht, durch das untere Sulzbachthal mich über die Schneide des kleinen Venedigers dem großen Riesenhaupte von der östlichen Seite zu nähern; allein eine

ungeheure Gletscherkluft*), die zwischen beiden befindlich ist, machte von dieser Seite den Zugang unmöglich.

Ob der Venediger von der südlichen oder tiroler Seite zugänglich sei, konnte ich nicht ersehen, weil im Süden dichter Nebel auf den Bergen lag und mir sohin jede Aussicht benahm.

Ich machte daher meine Reise durch das obere Sulzbachthal und fand, daß von dieser Seite, wenn gleich sehr beschwerlich, der große Bergfürst zu erklimmen sei.

Am 8. August begaben wir uns auf den Weg.

Ich war zum Führer bestimmt. Mit Seiner kaiserlichen Hoheit gingen der damalige Pfleger Grießenauer von Gastein, der k. k. Oberförster von Lürzer, der Jochbergwirth Anton Oppacher (der Leonidas vom Passe Strueb**)), der Besitzer des Stockergutes Sebastian Steger ꝛc. und mehrere Revierförster und Forstgehilfen.

Mit guten Bergstöcken und Bergeisen versehen, kamen wir an diesem Tage durch das obere Sulzbachthal bis auf die Silzenalpe, wo wir in der Hofer-Alphütte übernachteten.

Des andern Tages, als kaum der Tag graute, war alles auf den Beinen; allein — es regnete im Thale, während es auf den Höhen schneite und kleines Gewölk um die Bergköpfe nichts Gutes verkündete.

Doch gegen 6 Uhr wurde es heiter, die Wölklein verschwanden und so spät es auch war, so wurde dennoch die Besteigung für heute beschlossen.

Nun ging's allmählich bergan über den Sulzbacher-Gletscher und in 8 Stunden standen wir am Fuße des Riesenkopfes, — aber auch an einer Gletscherkluft von circa 100 Schritt Länge, deren Abgrund wir nicht ermessen konnten, da sich viel frischer Schnee

*) Diese Kluft verschwand später — da der Gletscherkörper sich fortwährend ändert — und so konnte man dort den Aufstieg wagen.

**) In dem Kampfe von 1809, wo die Tiroler so heldenmüthig gegen die mit Napoleon verbündeten Baiern stritten, traf General Wrede am 10. Mai mit seiner Division von Salzburg her im Dorfe Unken und Lofer ein, um durch den schauerlichen Felseneingang — den Paß Strueb — in's Tirol vorzudringen. Da ward er vom Hauptmann Oppacher mit seinen zwei Compagnien blutig zurückgedrängt, bis die kleine Schaar der Uebermacht weichen mußte und Oppacher mit den wenigen, die nicht gefallen, sich rettete.

vom Kopfe des Venedigers während der letzten Tage in dieselbe eingekeilt hatte. Sie war bei 5 Meter breit und mündete in Form eines Sprachrohrs gegen Süden aufklaffend aus.

Kaum 250 Schritt oder 200 Meter über diese Gletscherkluft hinaus erhob sich die Spitze des Venedigers, das ersehnte Ziel unserer Reise.

Es war 2 Uhr Nachmittags.

Da sah ich, daß der Wind den heutigen Schnee auf der nordöstlichen Seite in die Kluft herab „lähnte", die bloße jähe Eisrinde sich zeigte und nur gegen Nordwest noch frischer Schnee vom Gipfel bis zur Keeskluft herab haftete.

Ich äußerte, da es schon spät am Tage war, mein Bedenken, da die Ersteigung langsam und gefährlich werden könne. Allein vorwärts! hieß es, so weit wir kommen!

Wir mußten daher vor allem die Kluft umgehen, die eisrindige Jähe (Absturz) erklimmen, um mittelst Serpentinzügen (Schlangenwindungen) den frischen Schnee zu gewinnen und über selben zur höchsten Spitze zu kommen.

Nachdem wir die eine Seite der Kluft umgangen, ging's das jähe Eis bergan.

Ich voran, nach mir der Jäger Christian Rieß, der Lederer Rauter und Veit Hollaus, jeder mit einer Hacke versehen, hinter uns die übrigen Begleiter mit dem Erzherzog, Mann hinter Mann mit einem Seil für möglichen Absturz versehen. Jeden Schritt mußte ich mit der Hacke erst aus dem Eise hauen, während ich mich mit dem andern Fuße an die Eiswand lehnte; mein Nachmann haute dann meine Vertiefung stärker aus und die zwei Nachfolgenden machten den Eistritt sicher.

So mußte jeder Nachmann stets in die Stufen des Vordermannes treten.

Die Jähe dieser Wand läßt sich daraus entnehmen, daß ich regelmäßig bei 6 Decimeter in die Wand einhieb und doch kaum 3 Decimeter Raum für einen Fußtritt gewann.

Bereits kam ich an der Grenze des frischen Schnees an, während die anderen noch auf der Eiswand standen. Bereits lag die Keeskluft 80 Meter unter uns, — nur noch 120 bis 140 Meter und wir waren am Ziel!

Allein der Lenker der Geſchicke hatte es anders beſchloſſen.

Die Sonne ſchien warm den Bergrieſen an, ich beſorgte daher, daß der friſche Schnee eine Lawine vom Gipfel des Venedigers herabſenden könne und wir wären alle verloren.

Ich rief dem Pfleger Grießenauer zu, daß ich mich nicht mehr vorwärts getraue, da wir vor einer Lawine nicht ſicher ſeien. Grießenauer theilte dies dem Erzherzoge mit, welcher ſogleich das Umkehren befahl.

Noch bevor ſich die zahlreiche Begleitung zum Umkehren anſchickte — da jeder erſt, ſollte er anders nicht die eisglatte Jähe hinabſteigen, auf den freien Fußtritt ſeines Vorgängers warten mußte, — ſchrie Grießenauer mir ein: „Gieb Acht"! zu; und in dieſem Augenblicke fingen große Schneeballen von der Spitze ab zu rollen an und die ganze Schneeſeite wurde in wenigen Augenblicken lebendig.

Umkehren konnte ich nicht, da mein Hintermann, der Jäger (Chriſtian Rieß), noch auf ſeinem Platze ſtand.

An der Grenze der Schneeſeite befindlich, hoffte ich, daß nicht ſo viel auf mich kommen würde; doch im nächſten Augenblick faßte mich die mit Windesſchnelle abkollernde Schneemaſſe, ſchlug mir den feſtſtehenden Fuß aus und riß mich mit ſich gleich einem Holzkreiſel die Jähe hinab.

Nur ſo viel Beſinnung behielt ich, daß ich im Augenblicke der Gefahr nicht nach dem Jäger Chriſtian griff, um mich zu halten, da ich einſah, daß ſolcher Gewalt nichts widerſtehe und er mit mir verloren wäre. Wie ich denn auch, da mich die Gewalt faßte, mich auf den Rücken warf, die Arme weit von mir ſtreckte und die Hacke nicht losließ, um ſo viel wie möglich nicht mit dem Kopf abwärts zu kommen.

Jetzt biſt du des Todes! dachte ich mir, als ich die Jähe hinabflog, die Eiskluft unter mir wiſſend; rundum hörte ich nur das Brauſen der Lawine und konnte vor Schneeſtaub nichts ſehen. Da verſpürte ich nach wenigen Sekunden, daß es mich an die andere Seite der Keeskluft mit der Bruſt anſchleuderte, denn ich hatte furchtbare Schmerzen, über meinem Kopfe hörte ich die Lawine ein Vaterunſer lang vorüberrauſchen, die durch ihre Schwere mich um ſo ſchmerzlicher an die eiſige Kluftwand andrückte. Ich war ſo feſt in

den Schnee eingegraben, daß ich außer dem rechten Arme, unter dem ich meine Hacke spürte, kein Glied rühren konnte.

Als es über mir stille ward, arbeitete ich meine Rechte zum Gesicht und kratzte den Schnee weg, um Luft zu schöpfen; dann arbeitete ich mit den Armen den Schnee über dem Kopfe durch, um zu wissen, wie tief ich begraben liege und, falls die Lawine über mich abgerutscht wäre, vielleicht doch ein Zeichen zu geben, wo ich vergraben sei. Hilft dies nicht — dachte ich — so bist du ohnehin bald todt, da ich's vor Brustschmerzen kaum aushalten konnte.

Da geschah es, daß die halbe Hand mir unbewußt über den Schnee hervorstand, ich hörte den Forstgehilfen Rieder schreien: „Springt's, springt's, er lebt noch!" und Florian Moosmayer war der erste, welcher den Schnee um mich forträumte. Alles half zusammen; ich war aber so fest eingeschnürt, daß man mich bis auf die Schuhe ausgraben mußte. Kaum meiner Sinne mächtig, erinnere ich mich doch noch der tröstenden Worte des menschenfreundlichen Erzherzogs: „O du armer Rohregger!" — er ließ mir von den mitgenommenen Weinen und den übrigen Stärkungsmitteln geben.

Unter schrecklichem Seitenstechen schleppte ich mich noch bis zur Hofer-Alphütte, wo wir alle eine Stunde nach Einbruch der Finsterniß ankamen.

Noch in der Nacht hustete ich viel Blut aus und es wurde mir leichter.

Noch drei bis vier Jahre nach diesem Ereigniß war ich nicht im Stande, steile Anhöhen zu ersteigen, ohne heftige Brustschmerzen zu empfinden. Doch mein selbst gesammelter Lungenmoosthee (isländisches Moos) und die Augsburger Essenz haben mich wieder hergestellt und ich bin jederzeit wieder bereit, den Versuch zum großen Venediger zu wagen, da ich derlei Gefahren schon gewohnt bin."

Der Rhein Ursprung.

Die erste gelungene Besteigung des Großvenedigers, am 3. September 1841.

„Es war am 2. September des Jahres 1841, als eine Schaar von Vierzig, voran ein lustig flatterndes Fähnlein, durch Ober-Pinzgau's bergumschlossenes Alpenthal dahin zog, umringt überall, wohin sie kam, von der Menge; allein nicht nur angegafft, sondern auf's herzlichste begrüßt von ihrer warmen Theilnahme und begleitet von ihren frömmsten Wünschen. Aus Heimischen bestand der Zug, zusammengeströmt am bestimmten Tage aus allen Theilen des Ländchens; allein auch von weiter Ferne Gekommene schlossen sich an." So beginnt Ignaz von Kürsinger sein in Gemeinschaft mit Dr. Spitaler herausgegebenes Buch, das uns die erste Besteigung und im Anhange auch kurz die zweite Besteigung schildert.

Die Anregung zu dieser berühmt gewordenen Alpenfahrt war aber von zwei Wiener Alpenfreunden und rüstigen Bergsteigern ausgegangen, nämlich von den beiden Advokaten Dr. J. R. von Lasser (dem gewesenen Minister) und Dr. Anton von Ruthner, die bereits am Anfang des Jahres die Verabredung getroffen hatten, den Venediger zu besteigen, den sie schon vom Ankogl, ewigen Schneeberg, großen Priel ꝛc. gesehen und bewundert hatten. Herr von Lasser hatte das Vorhaben seinen Bekannten in Windisch Matrei und Mittersill, als den zwei nächsten größeren Ortschaften im Norden und Süden des Venedigers mitgetheilt, um von ihnen zu erfahren, von welcher Seite die Besteigung am rathsamsten sei und ob sich auch ein zuverlässiger Führer finden würde.

Sobald der k. k. Pfleger*) in Mittersill, Ignaz von Kürsinger, dies vernommen, regte sich in ihm selber die Begierde, den höchsten Gipfel des Salzburger Landes zu ersteigen und er beschloß, die Angelegenheit zu einer öffentlichen zu machen und an alle, die Lust zur Theilnahme an derselben verspürten, eine Einladung ergehen zu lassen. Zunächst aber sandte er zwei mit dem Gletschergebiet der Alpen wohl vertraute Aelpler aus, um den besten Zugang zum eisigen Throne des Großvenedigers auszukundschaften.

*) Bezirksrichter.

Von all' den getroffenen Verabredungen erfuhren aber die genannten beiden Wiener Herren nichts, so daß sie, entschlossen, selber zu schauen und zu prüfen, Ende August sich selber nach dem Pinzgau auf den Weg machten und auch Ritter Otto von Gravenegg, der sich ihnen anschließen wollte, einluden, in Mittersill mit ihnen zusammenzutreffen.

Erst als sie das Salzburger Gebiet betreten hatten, erfuhren sie aus den Zeitungen, was im Werke war. Als sie dann mit den Pfleger Kürsinger zusammentrafen, ward ausgemacht, daß alle Theilnehmer sich am 2. September in Neukirchen versammeln sollten, um noch an diesem Tage auf die letzte Alpe im oberen Sulzbachthal zu gehen und am folgenden dann die Spitze selber zu erstürmen.

Ich gebe die folgenden Berichte nach der exakten Beschreibung des Dr. Ruthner*), der ohnehin mit Dr. Lasser an der Spitze des Zuges befindlich, auch zuerst den Gipfel des Venediger erreichte. Ich werde jedoch hier und da eine interessante Notiz aus dem Werke Kürsinger's einschalten.

Am Nachmittage waren die nöthigen Vorbereitungen zur Gletscherreise zu treffen. Da ließen wir die Eisenschäfte unserer Bergstöcke und die Zacken der Steigeisen spitzen, die Bergschuhe wurden mit tüchtigen Nägeln beschlagen, um damit auf den Felsen leichter festen Fuß zu fassen, auch bestellten wir uns, weil wir einsahen, daß die Eisluft der Gletscher unsere leichten Röcke gar zu empfindlich kalt durchdringen würde, jeder einen der Pinzgauer-Röcke, Joppen genannt, welche unserm Paletot im Schnitte so ähnlich sind, daß man meinen möchte, die Joppen hätten ihnen zum Vorbilde gedient.

Hatten wir bereits an diesem Tage mit banger Sorge nach dem Wetter geblickt, so war dies um so mehr am zweiten Tage der Zusammenkunft der Fall. Der Vormittag desselben verging uns sehr schnell; denn schon von früher Stunde an langten die Theilnehmer an der Expedition einzeln oder in Gesellschaft, alle mit langen Bergstöcken und den im Zusammenstoße klirrenden, am Oberkleide angeschnallten Steigeisen bewaffnet, im Gasthause zum Freischützen an.

*) Berg- und Gletscherreisen in den österreichischen Hochalpen.

Bald war die enge Wirthsſtube gefüllt und den Gruppen, welche die echten Söhne des Hochgebirges bildeten, fehlte es keineswegs an pittoreskem Reize.

Vorzüglich intereſſierte uns eine an einem Tiſche, deren Löwe ein Mann zu ſein ſchien, den man auf den erſten Blick als einen Sennen erkannte. Die langen Spitzen eines ſchwarzen Bartes, welche das runde, ſonnenverbrannte Geſicht dieſes Bergkindes von kleinem, aber gedrungenem Wuchſe bedeckten und die mehr als zweifelhafte Farbe ſeines Hemdes bewieſen, daß ihm daran liege, auch im Aeußern als fleißiger Aelpler zu erſcheinen*).

Doppelt intereſſant wurde uns noch der Mann, als wir erfuhren, daß er, Joſef Schwab, Hausſtetter Sepp genannt, es ſei, dem wir uns auf unſerer gefährlichen Wanderung faſt allein anvertrauten, da der neben ihm ſitzende zweite Führer, Franz Scharler, der Hofermelker genannt, ſchon bei der erſten Auskundſchaftung des Weges mehr als Zeuge des Erfolges mit ihm geweſen wäre und auch bei dem bevorſtehenden Zuge blos eine untergeordnete Rolle ſpielen ſollte, während Sepp die Hauptführung übernehme.

Um die Mittagsſtunde endlich hörten wir in der Richtung von Mitterſill das Schmettern einer Trompete und bald darauf kamen auch zwei Wagen, wovon auf dem erſten die bereits erwähnte Fahne flatterte, der Pfleger von Mitterſill und mit ihm eine Anzahl einheimiſcher Gefährten auf der Alpenreiſe vor unſerm Gaſthauſe an.

Von der Muſik von Neukirchen, den bereits verſammelten Venediger-Beſteigern und einer Menge der Bewohner Neukirchens, welche von allen Seiten herbeigekommen waren, um den ſeltenen Einzug zu ſehen, begrüßt, wurden die neuen Ankömmlinge von uns ſogleich in das größte Zimmer des Hauſes geführt. Es ſollte uns als Saal zur Berathung über die noch zu treffenden Anſtalten dienen.

Sobald wir nicht blos mit der Berathung, ſondern auch mit den Vorbereitungen zur Bergwanderung ſelbſt zu Ende gekommen waren, wurde jedem der gewählten Träger ſein Gepäck übergeben und auch dem vierfüßigen Träger, welchen wir für dieſen Tag bis zur Alpe

*) Im Salzburgiſchen ſetzen nämlich die Aelpler großen Ruhm darein, ein ſehr ſchmutziges Hemd zu haben, weil dies beweiſen ſoll, daß ſie bei ihrer Arbeit fleißig geweſen ſeien und ihnen dieſelbe viel Schweiß gekoſtet habe.

gemiethet hatten, dem Esel eines hausierenden Italieners, ein seinen Kräften angemessener Theil der Last zugetheilt.

Ich muß gestehen, daß ich es als böses Vorzeichen für die ganze Besteigung ansah, als wir zur Verpackung der drei zur barometrischen Höhenmessung bestellten Barometer schritten und ich nun gewahr wurde, daß auch nicht ein einziges von ihnen zu solch' wissenschaftlichem Zwecke zu gebrauchen sei. Damit war ja bereits die Erreichung eines der interessantesten Zwecke unseres Wagestückes, die Lösung der Frage des Höhenverhältnisses des Venedigers zum Großglockner vereitelt, weil in der Nähe von Neukirchen ein besseres Barometer nicht zu erhalten und die Herbeischaffung aus größerer Entfernung aber wegen der Menge der versammelten und den Aufbruch schon mit Ungeduld erwartenden Besteigungslustigen nicht thunlich war.

Da wir jedoch die zwei Hauptprobleme, jenes der Ersteigbarkeit des Venedigers und das andere der Sichtbarkeit Venedigs von unserm Berge noch vor uns hatten, so sorgten wir jetzt wenigstens für die gehörige Verpackung der zur Lösung der zweiten Frage benöthigten Instrumente, nämlich unserer Fernröhre, worunter wir besonders auf einen trefflichen Plößl und einen Fraunhofer große Hoffnung setzten und schritten dann zur Erfüllung der Vorbedingung der Erreichung irgend eines unserer Zwecke, indem wir um ½1 Uhr von Neukirchen aufbrachen.

Es herrschte eine drückende Schwüle und wir waren deßhalb alle froh, als wir durch die Dürrenbachau das rechte Ufer der Salzach und auf ihm, nachdem wir den berühmten Sulzauer Wasserfall und die Ausmündung des Sulzbachthales links gelassen, das obere Sulzbachthal und den kühlenden Schatten seiner Wälder erreicht hatten.

Der Weg durch dies enge Thal, dessen Mitte der Sulzbach durcheilt, steigt nähmlich fortan allmählich im lichten Tannenwalde aufwärts, während zur Verschönerung des Bildes von den die westliche Thalwand bildenden Bergen mächtige Bäche, darunter der Seebach, ein Abfluß des auf dem Hinthalkopfe liegenden Sees in Wasserfällen von bedeutender Höhe in die Thaltiefe stürzen.

Einen sicher originellen Anblick aber gewährte es, als wir dort, wo das Thal durch einen von der linken Seite vorspringenden Hügel fast gänzlich der Quere nach geschlossen ist, so daß man diesen Hügel

in ſteilem Anſteigen nach rechts umgehen muß, an einem Quellbächlein gelagert, auf den Krümmungen des aufwärts ziehenden Weges immer neue Gruppen kühner Beſteiger, darunter eine mit der Fahne, zwiſchen den Tannengruppen gegen uns herankommen ſahen und ein in der heiligen Stille dieſes Thales vielleicht noch nie vernommener Ton war das Schmettern der Trompete, das rings von den hohen Felswänden wiederhallte. Als wir den Hügel umgangen hatten, kamen wir zu den erſten Alphütten und betraten hierauf das kleine Hochthal, an deſſen Ende wir die großartige Ablagerung des Oberſulzbachkeeſes gewahr wurden. Von dem Heiligen Geiſtkogel, welcher von hier aus über dem Gletſcher ſichtbar iſt, war nur die untere Hälfte frei vom Nebel. Bald wurde aus dieſem Nebel ein Regen und in ihm erreichten wir die Alphütten, die unſer Nachtquartier ſein ſollten.

Wir hatten nun Muße, uns das Thal zu beſehen, in dem wir uns befanden. Dadurch, daß ſeine öſtlichen Berge mehr zurücktreten, iſt es breiter als der untere Theil des Sulzbachthales. Seinen Thalgrund nehmen Alpenweiden ein und auf ihnen liegen die Hütten der Krauſen- und Hollausalpe neben einander, wogegen die dritte, die Hoferhütte, im Hintergrunde ganz nahe dem Gletſcher an einem ganz kleinen iſolierten Felskegel mitten in dem dort engeren Thale ſteht. An der weſtlichen Seite fließt der Sulzbach nur ein wenig eingeengt, daher breit und ruhig, am Fuße der Thalwände. Dieſe tragen auf ihrem Rücken bereits Gletſcher und über ſie gleitet nahe den äußeren zwei Alpenhütten ein vorzüglich ſchöner Waſſerfall in das Thal herab. Hohe und kahle Felsmauern begrenzen die Oſtſeite des Thales, ſeinen Hintergrund aber bildet über der Moräne des Gletſchers ſein herrlicher Abſturz, welcher mit ſeinen Würfeln, Pyramiden und Polygonen von Eis von ſo beträchtlicher Höhe und von ſo ſteilem Abfalle in das Thal iſt, daß der Sulzbach von dem Punkte, auf dem er der eigentlichen Gletſcherfläche entſpringt, bis zur Stelle, wo er den Fuß der Moräne und damit auch den Thalgrund erreicht, eine nicht blos durch ihren Bogenſturz, ſondern auch durch ihre Höhe ausgezeichnete Kaskade bildet. Ueber der Gletſcherlehne und dem Waſſerfalle endlich erheben ſich die Eiskuppen aus der Venediger-Gruppe mit ihren weißen Häuptern und ſchließen eines jener magiſchen Bilder ab, mit denen die Alpenwelt die Mühen ihrer Verehrer belohnt.

Als wir uns in der Krausen Alpe versammelt hatten, fanden wir, daß die Zahl der Besteiger durch die noch nachgekommenen bis auf 39 gestiegen war. Wir theilten uns jetzt in die drei Hütten ein und bald ging es in der Hollaus Alpe, in welcher, als der geräumigsten, der größte Theil der Gesellschaft blieb, lustig zu. Heitere, dem frugalen Mahle, welches der mitgebrachte Vorrath lieferte und welches noch ein echtes Alpengericht, köstliche Rahmnocken, krönte, angepaßte Lieder verkürzten auf angenehme Weise den Abend, so daß wir uns erst um 9 Uhr unter den besten Wünschen, aber auch in banger Erwartung für den folgenden Tag, auf unsere kühle Lagerstätte, den Heuboden der Alpe, begaben.

Noch lagen wir übrigen in den verschiedensten heuumdufteten Träumen, als bereits die ersten Stimmen ertönten, uns zum Aufstehen zu ermahnen. Es war Mitternacht.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher wir um das Wetter fragten und die Neugierde, mit welcher wir gleich darauf in's Freie eilten, um uns selbst von demselben und unseren Hoffnungen auf das Gelingen der Expedition zu überzeugen, kann sich nur derjenige vorstellen, der sich in ähnlicher Lage befunden hat.

Die Nachtluft strich frisch über die Matten des Thales, über welches der Mond aus seinen Verstecken hinter den Firnbergen sein Silberlicht ausgegossen hatte. Leichte Nebel zogen an den weltalten Bergfürsten hin. Man theilte sich unermüdet die Hoffnungen und Befürchtungen hinsichtlich der Witterung mit und insbesondere wurden die Jäger und Bewohner der drei Alpenhütten als die Sachkundigsten gleich Orakeln und ihre Sprüchlein: „Der Tauern ist offen*)", „Wolken herein, Jager hinaus"**) mit Freude und Bestürzung vernommen.

Das Gespräch drehte sich bloß um das Wetter, bis wir, nachdem alle gefrühstückt hatten, aus der Alpe aufbrachen.

*) Das nächste Thal westlich von Obersulzbach ist das Achenthal, in welchem sich der Krimmltauern befindet. Sind nun in der Richtung gegen ihn, nämlich südwestlich von den Alpenhütten in Obersulzbach, keine Nebel und Wolken sichtbar, so ist der Tauern offen und dies ein gutes Wetterzeichen.

**) „Wolken herein, Jager hinaus" bedeutet, daß es, wenn die Wolken den Zug von Norden nach Süden, den Zug herein in das Thal nehmen, schlechtes Wetter wird, welches den zur Jagd in das Thal gekommenen Jäger nöthigt, unverrichteter Sache aus ihm wieder nach Hause zurückzukehren.

Leider war die große Zahl der Ersteiger Schuld daran, daß der Aufbruch erst um ½1 Uhr stattfand und diese Verspätung gegen unseren ursprünglichen Vorsatz, sogleich nach Mitternacht die Wanderung anzutreten, hatte, wie ich dies später erwähnen werde, sehr üble Folgen.

Bei der letzten Alpenhütte schlossen sich diejenigen, welche in ihr übernachtet hatten, an und jetzt bot sich eine Scene dar, die des Pinsels des Malers würdig gewesen wäre. Da wir wohl wußten, daß unser Unternehmen mit großen Gefahren verbunden sei, wollten wir in der Kraft des Glaubens Ermuthigung suchen und so wurde hier laut das Gebet des Herrn verrichtet*). Die Feierlichkeit der Handlung und der Ernst der Veranlassung, welch' beide in aller Mienen zu lesen waren, stand im schönsten Einklange mit der großartigen Erhabenheit des Ortes, an dem wir uns befanden. Der nahe, mächtig sich erhebende Gletscherabsturz mit seinen phantastisch gebildeten Eismassen und die hoch darüber zum Sternenhimmel strebenden riesigen Schneeberge waren vom Vollmonde feenhaft beleuchtet, während in seinem Scheine der nahe tosende Fall der Ache tausend und abermal tausend aus den Eishallen herabstürzenden Diamanten glich. Aber auch die Gruppe der Betenden selbst erhielt durch die Gestalten derselben, mit wenigen Ausnahmen fast durchaus stämmige Söhne des Pinzgaues, theilweise mit hübschen scharf gezeichneten Gesichtszügen, durch die malerische Tracht des Landes, welche die Mehrzahl trug, die Bergstöcke, womit alle bewaffnet waren und durch die in der Mitte des Kreises befindliche, vom Nachtwinde leicht bewegte Fahne ein hochromantisches Ansehen und man wurde unwillkürlich

*) J. von Kürsinger schildert den Augenblick also: „Erst standen wir da alle im Kreise, denn die alterfahrenen, gefahrgewohnten Männer mahnten uns, daß wir eine weite Reise in eine uns unbekannte Region über Gewände, tausende von Reeksklüften und andere Gefahren, die vielleicht der noch nie bestiegene große Venediger uns aufbewahrte, zu bestehen hatten; es sei gar leicht möglich, daß einer oder der andere nicht mehr heimkehre.

„Da trat der kühne Gemsenjäger, Christian Rieß, in die Mitte des Kreises, entblößte sein altergraues Haupt und stimmte das Vaterunser an. Feierlich und in ernster Stimme gaben wir mit entblößten Häuptern und hochschlagenden Herzen die betende Antwort, und als der alte Mann sein: „Bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde des Absterbens" sprach, hat gewiß nirgends ein feierlicheres und herzlicheres Amen stattgefunden."

an eine Gruppe zur Vertheidigung des heimathlichen Bodens sich vereinigender Gebirgsbewohner erinnert.

Nach beendigtem Gebete begann sogleich die eigentliche Besteigung. Ein Vorwärtsdringen in gerader Richtung war bereits nicht mehr möglich, weil der vor uns sich erhebende Gletscherabsturz offenbar eine Wendung erforderte.

Wir nahmen daher die Richtung nach links und stiegen in langer Reihe immer einer nach dem andern folgend auf der östlichen Seite des Gletscherthales, das wir bald in der Tiefe zu unserer rechten Hand sahen, auf der steilen Stierlauerwand in südöstlicher Richtung aufwärts. Bisweilen mußten wir über sehr gefährliche Stellen auf fast senkrechten Platten empor, wo der Fuß auf den zerbröckelten Steinen kaum einen festen Standpunkt gewinnen konnte, jedes Abstürzen in den Grund und die unten gähnende Gletschertiefe aber unfehlbar das Leben gekostet haben würde.

Auch führte uns unsere Wanderung unter Felswänden von verwittertem Gestein vorbei, welche durch häufige Steinablösungen gefährlich sind, weßhalb wir an ihrem Fuße, um nicht selbst die Veranlassung zu einem Unfalle zu geben, jedesmal ganz schweigend vorbeizogen. Selbst unsere große Zahl brachte die Gefahr mit sich, daß unter den Tritten der Voransteigenden häufig Steine in die Tiefe kollerten und die weiter unten auf den Schlangenkrümmungen des Weges Gehenden bedrohten. Dafür wurde die Scenerie um so erhabener, je weiter wir vorwärts drangen.

Noch hinderte uns zwar das Gebirge, auf welchem wir uns emporarbeiteten, an dem Ausblicke nach Süden und Südwesten und auf den in der ersteren Richtung emporragenden Großvenediger. Wir sahen jedoch bereits in der Tiefe zu unserer Rechten den obern Sulzbachgletscher fast in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden und ein reizender Anblick war es, hie und da auch an ihm Wassertropfen im Mondlichte gleich Diamanten und Smaragden glitzern zu sehen. Auch gaben hier die das Eismeer westlich begrenzenden, theilweise auf der Höhe begletscherten Berge wie die Große Jaidbachspitze (3088 Meter), Schliefersspitz (3288 Meter) u. s. w. mit den Silberfäden ihrer Wasserfälle und die Gletscherspitzen westlich vom Venediger, welche bei ihrer Stellung im Süden des Thales mit jenen

den südwestlichen Thalwinkel bilden, der Große Geiger (3352 Meter), Dreiherrnspitz (3499 Meter) u. s. w. ein großartiges Bild.

Durch den langsamen Gang mehrerer der minder geübten Bergsteiger wurde der ganze Zug oftmals aufgehalten und doch sahen wir ein, daß jeder Augenblick schnellen Vordringens Gewinn sei, weil sich im Hochgebirge nur zu häufig um 10 Uhr die Nebel auf die höchsten Spitzen herabsenken und deßhalb bei einer langen Verspätung unser schon zu sehr bekannt gewordenes Unternehmen gänzlich scheitern oder uns wenigstens jede Aussicht von der Spitze benommen werden konnte, auch war es bereits Tag geworden und wir waren dem Gipfel noch so ferne, ja wir hatten ihn noch nicht einmal erblickt*).

Endlich kamen wir im sogenannten Steinkar zu Lagerungen mächtiger Granitblöcke und schritten dann, auf ihren Kanten balancierend, über sie eine Zeit lang fort, bis wir den Gletscher, welchem wir durch die von zuletzt eingehaltene ostsüdöstliche Richtung etwas ferne gekommen waren, nach einer Wendung plötzlich in geringer Tiefe unter uns, uns gegenüber aber das Ziel unserer Reise, die erhabene Spitze des Großvenedigers von der Morgensonne erleuchtet in den blauen Aether emporragen sahen.

Der Gletscher, der sich von seinem Ende bis zum Venediger fortan sanft aufwärts wölbt, hat nämlich, nachdem er in seinem untern Theile die Richtung von Süden nach Norden beobachtet, weiter südlich und dem Venediger näher die Lagerung von Ost nach West; diese Wendung war jetzt erreicht und wir hatten nun die Aufgabe, zum Eismeer hinabzusteigen. Nachdem wir den Venediger mit Hurrahs begrüßt, bewerkstelligten wir dies und gönnten uns am sogenannten Keeskar am Gletscher angelangt, eine Ruhe, welche wir dazu benutzten, die Figur der Spitze und ihre Umgebung recht in's Auge zu fassen.

*) Kürsinger schreibt: „Endlich nach zweistündiger schwerer Anstrengung gelangten wir durch die Stierlauwnerklamm hinaus in das „Steinkärl", ein weiter Felsenkessel, den Jahrtausende mit ungeheuren Felstrümmern von den angrenzenden Gewanden überschüttet haben. Wir fanden hier Titaneisen (Eisenstein), herrlichen weißen und rosenrothen Bergkrystall mit Eisenoxyd, schwarzen und weißen Schörl, grünen Glimmer, mehrere Breccien- (Nagelfluh) Arten. Nur mit großer Mühe, von Felsen zu Felsen springend, gelangten wir über dieses Kar auf die höher liegende Gletscherfläche."

Der Großvenediger hat eine schöne Pyramidenform mit sehr scharfer Spitze, welche nordwestlich und nördlich steil gegen den Gletscher zu abfällt.

Der ganze Berg bildet mit den Gletschern eine ununterbrochene Eismasse, nur auf der nordöstlichen Seite ragt aus seinem Eiskleide unter seinem Gipfel eine schwarze Wand heraus, welche in der Richtung nach Osten und gegen den Gletscher sich neigt, sich jedoch bald wieder im Eisgebiete verliert.

Im Westen verbindet ihn tief unter seinem Gipfel ein eisiger Rücken mit dem Großen Geiger, östlich aber zieht ein anderer mächtiger Eisrücken, der sich gegen ihn zu krümmt und sich später mit seiner südöstlichen Kante verbindet, fast von der Tiefe des Gletschers zu ihm hinan.

Von unserm jetzigen Standpunkte sahen wir genau den Punkt unter der Spitze, auf welchem die Expedition vom Jahre 1828 durch die Gefahr der Lawinen, welche das Ueberhängen des Gipfels sehr wohl erklärt, umzukehren genöthigt wurde.

Als wir am Gletscher ankamen, war es halb 7 Uhr.

Wir sollten nach der Meinung der Führer die Wanderung über den Kees an den Seilen machen. Bei genauer Untersuchung des Gletschers fanden wir jedoch, daß ihn der vor etwa 10 Tagen gefallene Schnee in solcher Höhe überdeckte, daß dadurch die Gefahr des Einsinkens in die Gletscherklüfte sehr vermindert war. Wir hielten es daher für gerathener, um den größeren gleichzeitigen Druck zu vermeiden, die Besteigung ohne Seile, jedoch in kleinen Zwischenräumen neben- oder hintereinander vorzunehmen.

Wir schnallten uns dann die Steigeisen an die Füße, nahmen unsere Schneeflore vor die Augen, einige auch blaue oder grüne Brillen und schwärzten uns die Wangen und die Nase mit Schießpulver, um die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Augen und das Gesicht zu vermindern und so Entzündungen derselben thunlichst zu vermeiden.

Als die ersten machten sich einige Gebirgsbewohner unter Anführung Hausstätter's gleichsam zur letzten Auskundschaftung auf und es war ein ernster Augenblick für uns alle, als eine Stimme aus

der Gesellschaft die Worte aussprach: „Sie gehen vielleicht dem Tode, der ihrer in Gletscherspalten harrt, entgegen.“

Um halb 8 Uhr setzte sich auch die übrige Gesellschaft in Bewegung. Wir mußten nach der Angabe der Führer die Spitze ganz umgehen, so daß wir zuerst östlich unter dem erwähnten, sich links an den Großvenediger anschließenden Eisrücken allmählich aufwärts und bis dorthin vorzudringen hatten, wo der untere Sulzbach-Venediger unter dem hier in das untere Sulzbachthal abfallenden Gletscher nach Norden mit dem von Osten nach Westen laufenden und den Gletscher südlich begrenzenden Rücken, der, wie bemerkt, sich mit dem Großvenediger selbst vereinigt, den östlichen Gletscherwinkel bildet.

Anfangs hielten wir uns ziemlich nahe beisammen. Als wir aber sahen, daß die Sonne den Schnee fast von Viertelstunde zu Viertelstunde mehr erweichte, wodurch die Beschwerde des Aufsteigens mit jedem Augenblicke größer wurde, weil wir bereits oft tief einsanken, wodurch aber auch die Gefahr wuchs, weil mit der Erweichung des Schnees auch sein Durchbrechen bis zu der Stelle, wo er die Gletscherklüfte bedeckte und damit der Sturz in dieselben leichter möglich war: da suchte jeder mit thunlichster Schnelligkeit der Spitze nahe zu kommen und der allgemeine Wunsch war der, daß doch wenigstens einer die Spitze erreichen möge, damit nicht das ganze Unternehmen ein vollständig verunglücktes sei. So drangen wir alle nach Kräften vor und wir konnten es auch thun, ohne uns dadurch zu großer Gefahr auszusetzen, weil wir die einzuschlagende Richtung aus den im Schnee stets sichtbaren Tritten der vorausgegangenen Kundschafter entnehmen konnten und der weiche Schnee das Ausgleiten und Hinabfahren über den Abhang in die Tiefe des Gletschers nicht besorgen ließ, abgesehen davon, daß dies selbst wieder nicht sehr gefährlich gewesen wäre, da die Klüfte, in die man sonst beim Hinabgleiten über die schiefe Ebene oder auf dem Eisfelde hätte gerathen können, auch so sehr mit Schnee bedeckt waren, daß ein Einbrechen bis zu ihnen nicht wohl denkbar war. Allein schon hatten nicht mehr alle dieselbe Hoffnung, die Spitze zu erreichen.

Bereits stellten sich bei vielen die Folgen der Einwirkung der feinen Luft auf den menschlichen Organismus ein. Einige beklagten sich über Brustschmerzen, andere über Herzklopfen, Beklemmung des

Athmens, Augenſchmerzen, Schwindel, Mattigkeit u. ſ. w. Bei vielen ſtellte ſich Schneeblindheit ein.

„Da trennte ſich der ſchon in weite Länge ſich dehnende Zug von ſelbſt. Der noch kräftige Theil der Geſellſchaft eilte mit ihrem Führer und ihrer Fahne voraus als Vorhut, um noch die Höhe vor gänzlichem Schneebrechen zu gewinnen; ihm nach bewegte ſich in langſamerem Mühen der zweite Zug, während der dritte Zug, noch weiter unten, ſich höchſt mühſam, mit beſtändigen Hemmniſſen kämpfend, vorwärts bewegte.“

Nun begann auch ich, nachdem ich lange Zeit mit der größeren Geſellſchaft gegangen war, vorauszueilen und gelangte ſchnell vorwärts, weil ich außer etwas verſtärktem Pulſieren und leichtem Herzklopfen durchaus keinen unangenehmen Erfolg des verminderten Druckes der Luft empfand, mich vielmehr in dieſen Regionen wie neu belebt fühlte.

So kam es, daß ich dort, wo am ſüdöſtlichen Ende des Gletſchers das Aufſteigen auf die mehrfach berührte, mit dem großen Venediger ſelbſt in Verbindung ſtehende Eiswand mächtig wird, bereits die meiſten der Vorausgeeilten überholt hatte.

Einen eigenthümlichen Anblick gewährte es, diejenigen, welche ſich voraus und auf einiger Höhe dieſer ſteilen, ſcheinbar ſenkrechten Eisfläche befanden, als ſchwarze Punkte, wie Ameiſen oder Fliegen, auf ihr hinankriechen zu ſehen. Noch bevor man auf den Rücken gelangt, vorzüglich aber oben auf ihm, öffnet ſich eine ſchöne Fernſicht. Schon hier ſieht man nicht nur die Berge eines Theiles des Hauptthales von Pinzgau und ſeiner ſüdlichen Thäler in der Richtung gegen den Großglockner, dann dieſen mit der übrigen Tauernkette, ſondern auch eine große Abtheilung der von der Spitze des Venedigers nördlich, öſtlich und ſüdlich ſichtbaren Gebirgskuppen.

Auf dem Eiskamme ſtieß ich auf die letzten der Vorausgeeilten und verfolgte nach kurzer Raſt, jetzt nur noch von dem Beſitzer des Weyerhofes begleitet, in der nun einzuſchlagenden weſtlichen Richtung die Fußſtapfen Hausſtätter's, des einzigen, der noch vor uns war.

Bald waren wir unter einer Eiswand angekommen, welche ſich auf der Tirol zugewandten Südſeite des hier ziemlich breiten Rückens des Venedigers ausdehnt. Sie war wegen ihrer überhängenden Schneemaſſen nicht minder drohend als jene auf der Nordſeite, welche

1828 die Kataſtrophe herbeigeführt hatte. Doch kamen wir glücklich vorbei und nach kurzem Aufſteigen in weſtlicher Richtung, während deſſen ich auf dem ſüdlichen Abfalle des Venedigers und noch in ſeinem Eisgebiete zwei ſtattliche Eisberge von der Geſtalt der oberen Hälfte einer Kugel lange bewunderte, an dem Punkte an, wo jedes weitere weſtliche Vordringen unmöglich iſt, da ſich der Berg hier plötzlich mit einer Eiswand zur Verbindung mit dem Großen Geiger ſenkt.

In den Fußſtapfen der Führer, die jetzt nordwärts wieſen, erreichten wir dann, auf dem letzten Kamme, der nur einige Decimeter breit war, zuletzt aber auch zur Rechten und gegen Oſten, ſteil in die ſchwindelnde Tiefe fällt, ſcharf aufwärts ſteigend, eine Krümmung, vor welcher wir in geringer Entfernung von uns die höchſte Spitze und auf ihr unſern wackern Sepp erblickten.

Als er mich und Weyerhofer, der meinen Tritten folgte, gewahr wurde, ging er uns raſch entgegen und reichte mir die Hand, die ich denn auch auf's herzlichſte ſchüttelte. Dieſer Augenblick war aber auch ſicher für ihn ſo freudig als für mich.

Er hatte behauptet, den Weg zur Spitze erforſcht zu haben, jedoch an alten Vorurtheilen der Unerſteigbarkeit hängend, glaubte es die Mehrzahl nicht und deshalb folgten ihm viele heute nur mit Furcht, weil ſie ihn für einen Betrüger hielten, dem es nur um den Führerlohn zu thun ſei, ſo daß ſie unbekannten Gefahren auf noch unbekannten und unerforſchten Wegen entgegen zu gehen wähnten. Jetzt war er gerechtfertigt — der Venediger aber, die noch jungfräuliche höchſte Spitze Salzburgs war erſtiegen. Wir ſtanden auf der Spitze.

Dieſelbe, der höchſte Punkt des von Süden nach Norden mit einer geringen Wendung nach Weſten ſtreichenden Kammes, den wir ſchon kennen, iſt, wie dieſer auch ſonſt überall, ganz mit Eis bedeckt und hat eine Breite von nur etwa 1 Meter, denn der Kamm iſt von ſeinem ſüdlichen Beginne bis zu ſeinem Ende an der Spitze immer ſchmäler geworden. Vom höchſten Punkte verlängert er ſich nur noch wenige Meter in der bisherigen Richtung und fällt hierauf plötzlich ſenkrecht in eine ungeheure Tiefe auf den Gletſcher ab. Iſt das ganze Aufſteigen auf dem Kamme, wobei man links und rechts in die ſchaurigſten Tiefen unmittelbar unter ſich hinabblickt, nicht ungefährlich, ſo iſt dies um ſo mehr hinſichtlich des Betretens der

Spitze der Fall und wenn es bei unserer Besteigung noch möglich war, daß sich die zur Spitze hinauf und die von ihr herab Steigenden auf dem Kamme ausweichen konnten, so dürfte dies dann, wenn minder tiefer oder hartgefrorener Schnee denselben bedeckt, nicht rathsam sein, weil seine eigentliche Schneide kaum einen halben Meter wirklicher Breite hat und sich von da zu beiden Seiten, anfangs freilich nur sanft, senkt und dann könnten, da auch die Länge der Spitze nur gering ist, höchstens vier bis fünf Personen zugleich auf ihr verweilen.

Ich machte mich nun sogleich daran, die verschiedenen sichtbaren Gebirgszüge zu erkennen und auch das Problem der Sichtbarkeit Venedigs möglichst zu lösen.

Man soll nach einer Aussichtsformel vom Venediger eine Fläche von 10 500 Quadratkilometer übersehen, allein ich konnte mich nicht recht an der Aussicht begeistern.

Ich kann freilich ein Rundgemälde nicht liefern, weil — übrigens selbst ein interessanter Anblick — aus der Tiefe der nächsten westlichen Thäler eine Nebelcourtine fast bis zur Höhe der Stelle, auf der wir standen, emporstieg und sich auch theilweise gegen Norden derart ausdehnte, daß sie jede Aussicht in diesen Richtungen, in welchen die zu den Oetzthalerfernern, den Innthalerbergen, dann zu den Gebirgen Graubündens und Vorarlbergs gehörigen Kuppen, die Berge um den Brenner, so wie jene des Ziller- und Tuxerthales hätten sichtbar sein müssen, dem Blicke entzog.

So war uns der Anblick der schönsten Gletschergruppe heute nicht gegönnt und das Panorama größtentheils auf jene Gebirgszüge beschränkt, die sowohl ihren Gestalten als Gruppierungen nach sich vom Venediger weniger vortheilhaft ausnehmen.

Ich sah nördlich die Watzmann-, steinerne Meer- und ewige Schneeberg-Gruppe. Daran reihte sich ein Heer von Bergen, das aus den östlich von der Salzach gelegenen minder hohen Gebirgen von St. Martin und Abtenau, dem Tennengebirge, der Dachstein- und Priel-Gruppe, den steirischen Gebirgen an der Grenze von Oesterreich und im Ennsthale; dann aus den vom Hochgolling sich südwärts ziehenden Bergen des Lungau's besteht; die Tauernkette selbst erschien nur als ein langer fortlaufender Rücken und nur ein Berg, der Großglockner, ragte aus ihr stolz, aber nicht impo-

sant hervor, weil er sich nicht mit seiner schmucken Doppelnadel von Eis, sondern mit seinen massenhaften westlichen Steinwänden in der Gestalt einer Kuhglocke, das heißt eine hohe und längliche Glocke, darstellt.

Fast über den Tauern in südöstlicher Richtung war ein ferner Gebirgszug zu sehen, welchen ich für die Karawanken- und die Triglav-Gruppe hielt.

Von den Tauern südlicher und vom Venediger zum Theil in der Richtung strenge gegen Süden, theilweise südöstlich und südwestlich hatten sich die große Menge der Spitzen des westlichen Kärnthens und die Grenzgebirge Tirols gegen das Venetianische gelagert und hier unter den Spitzen des südlichen Tirols machten sich wirklich schöne Formen und Gruppierungen bemerkbar.

Dafür schienen alle zwischen diesen Gebirgszügen und der Oetzthaler Gruppe nord- und herwärts zum Venediger lagernden Bergketten, wegen der Höhe unseres Standpunktes, von so ziemlich gleicher Kegelform und von geringer Höhe zu sein und es that dem Auge wohl, doch einen Ruhepunkt an einem durch seine Höhe und seine auffallende Doppelspitze interessanten Berghaupte, wahrscheinlich der Wilden Kreuzspitze zwischen den Thälern Pfitsch und Vals zu finden.

Von diesen Bergzügen westlich blickte wieder die Oetzthaler Gruppe aus dem Nebel, der ihren größten Theil einhüllte, hervor und Nebelmassen verhinderten auch jeden Anblick der Ortler-Gruppe und der Südtiroler Berge gegen die Lombardei.

Selbst die nähere Umgebung des Venedigers war nicht geeignet, einen großen Eindruck von der Spitze des Berges zu machen. Dazu haben die im Pinzgauer Hauptthale gelegenen und beiderseits begrenzenden Berge von unserer Hochwarte ein zu hügelartiges Aussehen, wogegen die um sie unmittelbar herum aufragenden Spitzen der eigenen Gruppe aus der Tiefe gesehen viel großartiger erscheinen, als wenn man sie von dieser Höhe von oben nach unten betrachtet. Doch stiegen jenseits des Salzachthales das Kaisergebirge und der Rettenstein noch immer ansehnlich auf und die hohe Salve und das Kitzbüchlerhorn erfreuten das Auge durch die Kapellen, welche ihre Gipfel krönen.

Sogleich beim ersten Blicke in jene Richtung, in welcher Venedig sichtbar sein mußte, erkannte ich, daß, wenn es auch vom Venediger gesehen werden könnte, dies doch heute wegen der Beschaffenheit der Atmosphäre nicht der Fall sei.

Jetzt wollte ich noch die Ankunft meines Trägers auf dem Gipfel abwarten, um mit meinem Plößl'schen Fernrohre eine genauere Erforschung einiger Gebirge vorzunehmen, so wie auch den Thermometerstand auf dieser Höhe zu beobachten. Ich bewunderte unterdessen das interessante Dunkelblau, in welchem das Firmament von hier gesehen erschien und betrat dann, nachdem ich mir das Seil um den Leib hatte befestigen lassen, den auf drei Seiten über die Tiefe überhängenden, ohne eine weitere Unterlage von Stein, nur aus Schnee und Eis gebildeten, äußersten Punkt der Verlängerung des Kammes nach Norden und hier war es, wo ich als Beweis meiner Anwesenheit auf dieser höchst gefahrvollen Stelle den Handschuh meiner rechten Hand in dem Firnschnee vergrub. Allein jetzt flog plötzlich der Nebel auf dem Gipfel selbst in solcher Dichtigkeit an, daß durch ihn in einem Augenblick jede Fernsicht benommen wurde.

Ich war überzeugt, daß die Spitze an diesem Tage nicht wieder vom Nebel frei werden wird, weil er bereits in allen Richtungen aus den benachbarten Thälern aufwärts stieg und schickte mich dazu an, sie mit Weyerhofer, der auch abwärts in meiner Gesellschaft bleiben wollte, wieder zu verlassen.

Nun hatten sich die üblen Folgen unseres um eine Stunde verspäteten Aufbruchs aus der Alpe deutlich gezeigt. Wäre ich nämlich anstatt um halb 10 Uhr um halb 9 auf der Spitze angelangt, so hätte ich eine gänzlich oder mindestens zum größten Theil nebelfreie Aussicht gehabt, während ich jetzt einen großen Theil des Rundbildes vom Nebel bedeckt fand, alle übrigen Gefährten aber durchaus keine Fernsicht vom Gipfel, der bei ihrer Ankunft schon ganz in Nebel gehüllt war, genossen.

Als wir eben von Hausstätter Abschied nahmen, kamen, als die ersten, zwei Pinzgauer, welche den Erinnerungspflock trugen, auf der Spitze an.

Im Hinabsteigen begegneten wir dann denjenigen aus unserer Gesellschaft, welche noch den höchsten Punkt, dem sie doch so nahe

waren, erreichen wollten, wir trafen jedoch auch manche an, die von Unwohlsein befallen, von der Vollführung ihres Vorhabens abgestanden und schon auf dem Rückzuge begriffen waren.

Das Abwärtssteigen selbst war die größte Beschwerde auf unserer Bergfahrt, denn man sank mit jedem Tritte bis über die Kniee in den von der Sonne erweichten Schnee, was durch $2^1/_2$ Stunden fortgesetzt im höchsten Grade ermüdend wirkte. Aber auch die Gefahr der Gletscherklüfte war nun größer und ich brach wirklich zweimal mit einem Fuße bis zum Bauche in eine Kluft ein, konnte aber beide Male in Folge des Widerstandes, welchen der Schnee doch noch immer leistete, mit dem andern Fuß glücklich festen Boden gewinnen.

Als ich wieder am Keeskar, dort, wo wir Morgens den Gletscher betraten, anlangte, traf ich daselbst diejenigen an, welche am meisten von der Gletscherluft gelitten hatten. Doch hatte sie bei keinem ernstliche üble Folgen nach sich gezogen und mit herzlicher Freude sahen wir nach und nach alle übrigen auf der Rückkehr von der Spitze über den Gletscher herabkommen und bei uns auf dem Sammelplatze eintreffen. Hier vernahm ich, daß die Fahne, welche nun zur Erinnerung an das Gelingen unseres Zuges in das ständische Museum zu Salzburg gesandt werden sollte, auf dem Venediger geflattert hatte und daß der Pflock dort aufgestellt worden war, wo die Spitze noch nicht überhängt, daher dem Absturze weniger ausgesetzt ist. Lasser hatte die Thermometermessung vorgenommen und sie zeigte unterhalb der Spitze, auf einem gegen den Windanfall geschützten Punkte, — 3° R., so daß man annehmen kann, daß auf der dem Winde ausgesetzten Spitze selbst — 5° bis 6° R. waren.

Nach einiger Rast traten wir den Rückzug nach der Alpe an. Wir schlugen dazu nicht den nämlichen Weg wie am Morgen ein, sondern folgten jetzt der Leitung desselben Försters Paul Rohregger, der im Jahre 1828 als Führer des Herrn Erzherzogs Johann bald seinen Untergang durch den Venediger gefunden hätte und der nun, ein 70jähriger Greis, die Stunde der Rache gekommen sah und sie auch ausübte, indem er mit uns die zum erstenmale gedemüthigte Spitze betrat.

Rohregger führte uns quer über den Gletscher, der heute, dadurch baldigen Regen verkündend, ringsum donnerte, bis hinunter

an den Fuß der ihn westlich begrenzenden Berge und hierauf, fortan theils am äußersten westlichen Gletscherrande, theils, wo derselbe großer Klüfte und steiler Eisabhänge halber nicht gangbar ist, über die letzten Abfälle und Steinfelder dieser Berge, des Schliefer-spitzes, Jabachspitzes u. s. w., hie und da auch durch die Bäche, welche von ihnen herabstürzen, abwärts in der Richtung des Thales und seiner Alphütten.

Wir hatten auf diesem Wege häufig Gelegenheit, die Prachthallen des Gletschers von der Tiefe von 20 und mehr Meter und ihre im herrlichsten Blau und Grün funkelnden Seiten und Kanten zu bewundern und diese Eishallen riefen mir die Märchen von den Zauberschlössern und den Krystallpalästen der Nixen und Undinen in das Gedächtnis zurück. Aber auch die eingestürzten Felswände, an deren Fuße wir zeitweise gingen, mit den vorspringenden Eismassen auf der Höhe und ihren Wasserfällen gewährten einen großartigen Anblick, nur daß wir diese Scene lieber von ferne betrachteten, weil gerade solche verwitterte Felsmassen eine so lose Verbindung ihres Gesteins haben, daß ein von uns an ihrem Fuße abgefeuerter Pistolenschuß sogleich die Ablösung einer beträchtlichen Partie Schutt bewirkte.

Endlich waren wir auf diesen, oft, besonders an den Eisabhängen, bedenklichen Wegen dort angelangt, wo der Gletscher steil auf den hier bereits sichtbaren Alpenboden von Obersulzbach abfällt.

Um von dieser letzten Höhe die Thalsohle zu gewinnen, mußten wir über hohe Felsabhänge hinab und als wir am Fuße des Gletscherwasserfalles angekommen waren, blieb uns noch eine schwierige Aufgabe zu vollführen, denn wir hatten uns jetzt über die in der Ache befindlichen Felsstücke Bahn zu brechen, indem wir uns dabei oft bloß an den Tannen, welche auf ihnen Wurzel gefaßt, erhielten und so über dem reißenden Wasser kletternd zuletzt noch durch arg verstricktes Krummholz drangen.

Aber auch dies bewerkstelligten wir ohne allen Unfall und betraten schließlich um $5^1/_2$ Uhr wieder die Alpe, welche wir um $1^1/_2$ Uhr Nachts verlassen hatten.

Lasser, Gravenegg und ich zogen es vor, lieber die 4 bis 5 Stunden Weges nach Neukirchen noch an demselben Tage zu machen, als

durchnäßt von der Gletscherreise und dem Durchwaten der Bäche nochmals auf dem kalten Heuboden der Alpe, wo man die Nacht vollkommen angekleidet zubringen mußte, zu übernachten und wir langten, nachdem wir im Salzachthale nochmals und zwar im zauberischen Scheine des Vollmondes den Venediger gesehen, um 10 Uhr Nachts zu Neukirchen an.

Hier trafen am folgenden Morgen die übrigen Theilnehmer der Expedition, welche auf der Alpe über Nacht geblieben waren, ein; Nachmittags aber fuhren wir mit Herrn von Kürsinger und einigen andern Venediger-Ersteigern, oder wie die Bauern kürzer sagten, „Venedigern" mit der Fahne und unter Trompetenschall und in allen Dörfern, durch die wir auf dem Wege kamen, mit den Aeußerungen der lebhaftesten Theilnahme empfangen, nach Mittersill, wo uns tausende Glückwünsche zu dem günstigen Erfolge unseres Unternehmens erwarteten.

Wir konnten auch alle mit dem Resultate desselben vollkommen zufrieden sein. Ein Theil, darunter die drei Wiener, waren zudem gar leichten Kaufes, nämlich nur mit einem, ausgenommen an den Stellen, welche mit Pulver bestrichen waren, tüchtig gebräunten Gesichte und etwas zerrissener Haut desselben, höchstens mit einer kleinen Ueberreizung der Augen davongekommen, wogegen freilich mehrere „Venediger" heftige Augenentzündungen, ja ein paar sogar den Zustand gänzlicher Blindheit, das eine wie das andere Uebel aber nur durch ein paar Tage und ohne die geringste weitere nachtheilige Folge, zu ertragen hatten.

Am nächsten Tage wurde dann in Bräu Rupp's Hause in Mittersill eine genaue Nachforschung darüber gepflogen, wer alles die Spitze erreicht habe und sie lieferte das, freilich nicht über alle Zweifel erhabene Resultat, daß 34 Theilnehmer der Expedition auf dem Gipfel gewesen seien und zwar außer den zwei bereits wiederholt genannten Führern, Herr Pfleger von Kürsinger, Herr Pelikan, Apotheker in Hofgastein, die Schullehrer von Wald und Stuhlfelden, Herr Josef Eigner und Herr Meyer, Herr Gebhardt, Rentmeister und Herr Strnadt, Konzeptspraktikant des Pfleg-Gerichtes Mittersill, Lasser, Gravenegg und ich, der Studierende Alois Reitlehner, Paul Rohregger mit einem seiner Söhne, ferner der 65jährige, unter dem Namen „Jager Christen" bekannte Revier-

jäger zu Neukirchen Chriſtian Rieß und die Landleute aus den benachbarten Thälern Johann Deutinger, Thomas Enzinger und Joſef Gruber aus dem Stubachthale, mein Begleiter Peter Meilinger, Beſitzer des Weyerhofes, Simon Scharler aus Habach, Franz Fürſchnaller aus Bramberg, Anton Pachmayer von Wald, Sebaſtian Steger, Rupert Plaikner und Johann Holzer, der vielbekannte Fuſcherhans aus dem Fuſcherbade.

Auch wurde die Fahne, welche wir mit auf dem Venediger gehabt hatten, mit den Worten: „Zur Erinnerung an die erſte Beſteigung des großen Venedigers am 3. September 1841“ von einem zu Mitterſill eben anweſenden Wiener, Herrn Rudolf Fellner, mit wirklich kalligraphiſcher Schönheit beſchrieben und dem ſtändiſchen Muſeum zu Salzburg zum Andenken an die erſte Erſteigung der höchſten Spitze des Herzogthums überſandt.

Unauslöſchlich lebt aber die Erinnerung an die Bergfahrt vom 3. September 1841 in allen Theilnehmern der Expedition fort, vorzüglich jedoch in meinen beiden Reiſegefährten und mir, die wir durch gemeinſchaftliche Beſtehung von Gefahren und Beſchwerden in nähere Berührung mit den Bewohnern des Pinzgaues gekommen ſind, in denſelben ein kerniges und biederes Gebirgsvolk kennen und damit auch ſchätzen gelernt haben.

Fünfter Abſchnitt.

Die Dolomiten.

Allgemeines.

Blickt man von einer der dominierenden Spitzen der Zillerthaler Alpen oder der Hohen Tauern ſüdwärts, ſo ſieht man jenſeits des Puſterthales zahlloſe Zacken und Zinnen, die bei heller Beleuchtung wunderſam gefärbt, ſich von dem blauen Himmel ſcharf abheben.

Das Auge ſchwelgt in dem Anblicke dieſes fremdartig erſcheinenden Bildes, denn was man da ſieht, iſt ganz verſchieden von den großartigen Hochgebirgslandſchaften der Centralalpen, die auf den Beſchauer einen ſo überwältigenden Eindruck hervorbringen. Dort wirken die mächtigen Eismaſſen, die durch hellblauſchimmernde Schründe zerriſſen, zwiſchen kahlen, ſchroffen Felſen herniederfließen, im Hintergrunde überragt von beeiſten Gipfeln — hier ſieht man Zacke hinter Zacke aufſteigen, dem Auge in einem zarten, lieblichen Roth erſcheinend, das nur hie und da durch weißſchimmernde Eisfelder unterbrochen wird. Lichter gefärbte Geröllhalden ſchließen die ſchroffen Wände nach unten zu ab in grüne Matten und Wälder übergehend, zwiſchen denen tiefblaue Seen eingebettet liegen, welche die gewaltigen Zacken getreu wiederſpiegeln.

Das ſind die Dolomiten Südtirols, die ſüdlich vom Puſterthale, öſtlich von der Etſch, nördlich vom Val Sugana und weſtlich vom Sextenthale ſich ausbreiten und nur in der Brenta-Gruppe Rivalen finden.

Die größten Erhebungen der ganzen Gruppe ſind: die Marmolada (3494 Meter), Cimon della Pala (3343 Meter), Antelao (3253 Meter),

Sorapiß (3310 Meter), Tofana di mezzo (3269 Meter), Pala di S. Martino (3244 Meter), Dreiſchuſterſpitze (3160 Meter) u. ſ. w.

Was den geologiſchen Aufbau der Gruppe anlangt, ſo beſteht faſt die ganze zu Tage tretende Geſteinsmaſſe aus Kalken*) und zwar in der Hauptmaſſe aus reinem Kalkſtein, im kleineren Theile aus Dolomit (Magneſium-Calcium-Carbonat); nach dem letzteren Minerale wurde die ganze Gruppe „die Dolomiten" genannt, obgleich die Verbreitung des echten Dolomits eine verhältnismäßig beſchränkte iſt.

Es beſteht eben in phyſiognomiſcher Beziehung kein Unterſchied zwiſchen dem dolomitiſierten und dem nicht dolomitiſierten Kalken und der Aufbau des Schlern, Roſengarten, des Lang- und Plattkofels, die zumeiſt aus Dolomit beſtehen, iſt kein anderer als der bei den andern Spitzen.

Bedingt durch die ganze Formation iſt die Vergletſcherung auch eine geringe und nur die ſchon genannte höchſte Erhebung der Marmolada iſt mit einem ausgedehnteren Gletſcher bedeckt; die andern Spitzen zeigen oft nur vereiſte Rinnen und Spalten.

Wie wundervoll iſt eine Wanderung in den Dolomiten! Man glaubt ſich in ein Märchenland verſetzt, wenn man ſo auf herrlichen Alpenmatten oder gut gehaltenen Straßen dahin wandert, neben ſich die ſo abenteuerlich geformten Zacken ſchroff in die Höhe ſteigen ſieht, gleich den verzauberten Burgen und Schlöſſern in den Märchen der Jugendzeit.

E. von Mojſiſovics, der Verfaſſer des berühmten geologiſchen Werkes über die Dolomit-Riffe von Südtirol und Venetien (Wien 1879), ſagt treffend:

„Kaum kann ſich ein anderes Gebiet der Alpen mit Südtirol in Bezug auf die reichliche und glückliche Abwechslung kontraſtierender Geſteinsarten meſſen. Der geheimnißvolle Zauber, welcher über dieſen im großen Stile angelegten Landſchaften ausgebreitet iſt, beruht auf den Gegenſätzen zwiſchen den dunkelgefärbten und der Vegetation günſtigen, verſchiedenartigen Eruptivgeſteinen, Mergeln

*) Es finden ſich auch noch Eruptivgeſteine und Sandſteine in geringerer Ausdehnung vor.

und Sandsteinen auf der einen und den hellen, nackten, bis hoch in die Schneeregion hinanragenden Kalken auf der andern Seite.

Dieser Kontrast bestimmt den Grundton des Gemäldes, welcher durch die zahlreichen Nuancierungen an Farbe und Form, welche den verschiedenen Gesteinen der beiden Kategorien eigenthümlich sind, vielfältig modificiert wird.

Trotz der Höhe und Kühnheit der Gipfelbildungen würde das südtirolische Hochland einen sehr monotonen, wilden und todesstarren Anblick gewähren, wenn dem Kalk und Dolomit die Alleinherrschaft zukäme. Dem Auftreten altvulkanischer Gesteine ist es aber zum Theile zuzuschreiben, daß ansehnliche Becken und kanalförmige Thalweitungen das starre Kalkhochgebirge unterbrechen und mit ihren ausgedehnten Wiesen, Wäldern und Weiden die Landschaft in der angenehmsten und nützlichsten Weise beleben. Wasserrisse und Gehänge sind von prächtigem, dunklem Nadelholz beschattet, über die ausgedehnten, welligen Hochflächen zieht ein üppiger Grasteppich und schroff und unvermittelt erheben sich über und neben ihnen die schöngeformten, aber vegetationsarmen, bleichen Kalkmassive oder die in phantastische Zacken und Zinnen aufgelösten Dolomitriffe. Größere Gegensätze sind kaum denkbar!"

Nicht gar lange ist es her, daß diese alpinen Herrlichkeiten ihre Würdigung fanden und die Dolomiten ein Lieblingsgebiet der Alpenwanderer wurden.

Paul Grohmann war es, der 1862 zum erstenmale die Dolomiten besuchte und entzückt von den Herrlichkeiten des Gebietes nun jahrelang seine Schritte hieher lenkte, viele Gipfel zum erstenmale erstieg und durch seine Schilderungen*) die Mitwelt aufmerksam machte auf die Herrlichkeiten dieser Gebirgswelt.

Bald fanden sich auch andere unternehmende Alpenwanderer, die muthig sich der Aufgabe unterzogen, die noch unerstiegenen Gipfel zu bezwingen und so ist das Gebiet jetzt dem großen Publikum aufgeschlossen und wird jährlich von Tausenden aufgesucht und angestaunt.

*) In der Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins sowie in dem Werke: Wanderungen in den Dolomiten, Wien 1877. Eine Karte der Dolomitalpen von Grohmann erschien 1875.

In Folgendem ſoll die erſte Beſteigung der höchſten Spitze der drei Zinnen, ausgeführt von Paul Grohmann, von ihm ſelbſt geſchildert werden.*)

Erſte Erſteigung der „Drei Zinnen“ (3015 Meter)
am 21. Auguſt 1869.

Als ich in den ſechziger Jahren das hochintereſſante Alpengebiet zu durchwandern und zu durchforſchen begann, das heute allgemein unter dem Namen „Die Dolomiten“ bekannt iſt, fand ich die höchſten der dort befindlichen Felszinnen beinahe ausnahmslos noch unerſtiegen. Die Tofana di mezzo war die erſte Spitze über 3200 Meter, die ich damals von Ampezzo aus — dieſem herrlichen Centralpunkt für die Bereiſung eines großen Theils der Dolomitenwelt — beſtieg und dieſe Bergfahrt, die bei außerordentlich günſtigem Wetter durchgeführt wurde, wirkte auf mich gleich einer Offenbarung!

Ich ſchaute ein Reich hochalpiner großartiger Schönheit! Tief unten die reich modellierte Landſchaft von Ampezzo, durchzogen von den klaren Fluthen des Boite, ſonnige Triften, mächtige Waldungen, weite Alpenmatten!

Auf der anderen Seite aber blickte ich in die furchtbaren Felſenwüſten des Travernanzes-Thales und rings um mich ein Heer gigantiſcher Bergesgipfel!

Bis weit über die Tiroler Grenze hinab, ſchon in Italiens Gefilden ſtanden die trotzigen Geſellen, Geſtalten, wie ich ſie vordem niemals ſah, die Schultern von vielen verbrämt mit einem glitzernden Firnmantel.

Die Durchwanderung und Erforſchung dieſes Theiles der Alpen bot damals nicht geringe Schwierigkeiten. Die vorhandenen Karten erwieſen ſich in vielen Stücken als unverläßlich und unzureichend, die Nomenklatur war oft auch den Einheimiſchen nicht geläufig und Führer auf die höchſten Spitzen gab es damals nicht. Ich mußte mir unter den Gemsjägern die geeigneten Leute erſt ausſuchen und ſie nach und nach ſelbſt zu Führern heranbilden. So wurde denn

*) Für die dritte Auflage dieſes Buches eigens abgefaßter Originalbericht des Verfaſſers.

Die drei Zinnen vom Misurina-See aus.

Paß um Paß, Gipfel um Gipfel von uns genommen und selten stieg ich zu Thale, ohne reiche topographische Ausbeute gewonnen zu haben.

Mehrere Sommer wurden auf diese Weise in alpiner Arbeit zugebracht, eine Anzahl der höchsten Gipfel war von uns erstiegen worden und auch die Königin des ganzen Gebietes, die doppelgipflige, wunderbar schöne, gletscherumstarrte Marmolada, die eine Höhe von 3494 Meter erreicht, hatte ich zum erstenmale betreten.

Noch aber waren unter den zahlreichen Hochgipfeln der Dolomitgruppe drei übrig, die mein Interesse ganz besonders erregt hatten und deren Besteigung, obgleich von den meisten für unmöglich gehalten, beschlossene Sache war.

Diese Gipfel waren: Die Dreischusterspitze in Sexten, der Langkofel in Gröden und die Drei Zinnen an der Ampezzaner Straße.

Das Jahr 1869 war für die Besiegung dieser drei Riesen bestimmt. Schon waren die ersten zwei am 18. Juli und 13. August gefallen und nur die Ersteigung der höchsten der „Drei Zinnen" stand noch auf dem Programme.

Die Drei Zinnen stehen an der Grenze von Tirol und Italien speciell der Gemeinde Toblach im Pusterthale und der Landschaft Auronzo.

Von einem kleinen italienischen Thale Namens Lavaredo führen die Spitzen auch den Namen „Tre Cime di Lavaredo".

Die Höhe dieser Gruppe ist wohl nicht so bedeutend, da dieselbe nur in ihrer höchsten Erhebung 3015 Meter beträgt, aber die Eigenartigkeit der Formen und des Aufbaues hat etwas Staunenswerthes.

Die Zinnen stehen vollkommen isoliert, die drei Spitzen sind nur durch tief eingerissene Felsscharten unter einander verbunden.

Die Forcella di Marzon, ein Paß, der von der Alpe Rimbianco nach Giralba und Auronzo hinüberführt, trennt die drei Zinnen von der benachbarten Felsenmasse der Cadini, während der Paternsattel die Trennung der Zinnen von dem Paternkopf und damit auch von dem wilden Sextnergebirge besorgt. Zu diesen Pässen ziehen von der Ampezzaner Straße zwei Thäler herauf, die das Fußgestell der Zinnen umranken, nämlich das Rienzthal mit den Rienzböden und dem Toblacher Riedel (Uebergangspunkt nach Sexten) und das Thal von Rimbianco. So zeigen sich denn die Zinnen von allen Seiten

umtieft und durch Päſſe von den benachbarten größeren Gebirgsſtöcken getrennt.

Drei Anſichten der Zinnen ſind es hauptſächlich, welche dem Wanderer imponieren: als erſte nenne ich die vom Toblacher Riedel. Wer vom Fiſchleinthal in Sexten ausgehend, dieſen Paß betritt und ganz plötzlich die drei Zinnen erblickt, wird wohl kaum einen Ausruf der Verwunderung unterdrücken können. Aus der Toblacher Langalm wachſen hier die drei Zinnen, in einer Reihe ſtehend, die höchſte von ihnen in der Mitte, gleich kunſtvoll gebauten Mauern ſenkrecht in die Höhe. Ein merkwürdiger Anblick!

Die andere Anſicht, die ich meine, iſt jenes bekannte Bild, das man unmittelbar bei Höhlenſtein (Landro) genießt und das alljährlich von Tauſenden bewundert wird. Durch die enge Spalte des Rienzthales blickt hoch in den Lüften ein breiter Bergrücken herunter und über dieſem zeigt ſich in ſchwindelnder Höhe der fein gebaute Doppelgipfel der Zinnen — ein Bild von märchenhafter Pracht. Wie oft ſchaute ich dich bei Tag, wie auch bei Nacht, wenn in der Tiefe die Schatten herrſchten, während des Mondes Silberſtrahl den luftigen Gipfel traf! Ha, wie das geſpenſterhaft aufleuchtet im bleichen Mondeslicht!

Die dritte Anſicht und, wie ich hinzufüge, die für die Beſteigung wichtigſte iſt jene, die der Wanderer über die Miſurina genießt. Auch hier zeigen ſich alle drei Zinnen in einer Reihe*), erſcheinen aber nicht mit den furchtbaren mauerartigen Abſtürzen, wie jenſeits am Toblacher Riedel.

Hier vom Miſurinaſee aus ſieht man die langen Schutthalden, die die Zinnen auf dieſer Seite umgürten und in das Herz des Gebirgsſtockes eindringen. Sie vermitteln auch den Zugang zu den Wänden, in welchen man dann unſchwer durch den deutlich erkennbaren geognoſtiſchen Bau, den Schichtenköpfen u. ſ. w. einen Hinweis auf die bei der Beſteigung einzuſchlagende Richtung erhält.

Auf einer Wanderung über die Miſurina, wie die Alpe an dem ſchönen gleichnamigen See heißt, war denn auch bei mir der Plan entſtanden, die Zinnen zu beſteigen und am 20. Auguſt 1869 traf

*) Siehe beiſtehendes Bild, bei welchem jedoch die niedrigſte, öſtliche Spitze durch die mittlere verdeckt iſt.

ich von Landro aus nach einem kurzen $1^1/_2$ bis 2 ſtündigen Marſche mit meinen beiden treuen Begleitern, Peter Salcher aus der Luggau in Kärnthen und Franz Innerkofler aus Sexten in Tirol, auf der Alpe Rimbianco ein, um daſelbſt zu übernachten und am anderen Tage die Beſteigung durchzuführen.

Dieſe Alpe iſt ſchon italieniſch und die Senner dort, die größtentheils aus der Gegend von Belluno kommen, erſtaunten nicht wenig, als ich ihnen unſer Vorhaben mittheilte.

Am 21. Auguſt brachen wir in aller Frühe, begünſtigt vom ſchönſten Wetter auf und verfolgten anfänglich den Weg, der zur Forcella di Marzon führt, dort jedoch, wo ein Strom groben Gerölles aus der Schlucht hervorbricht, die zwiſchen der höchſten der drei Zinnen und der niedrigſten derſelben (man nennt ſie die kleine Zinne) hineinzieht, ſchlugen wir uns links in die Höhe und erreichten bald den Fuß der Felſenwände an einem Punkte, den wir ſchon früher bei einer in aller Stille unternommenen Rekognoſcierung als den geeignetſten Angriffspunkt feſtgeſtellt hatten. Von Rimbianco bis hieher hatten wir 1 Stunde 35 Minuten gebraucht. Von hier geht es ſteil durch die Wand empor, die zwar nicht viel Anhaltspunkte bietet, immer aber doch das Gute hat, nicht ſehr brüchig zu ſein. Nach einer kleinen halben Stunde war dieſer erſte Anſtieg überwunden und wir ſtanden auf einem Abſatz mitten in den Wänden.

Den Gipfel, unſer Ziel, konnten wir hier nicht ſehen, nur die zunächſt gelegenen, mauerartig emporſteigenden Wände. Ueber dieſe ging es jetzt anfangs noch mäßig ſteil, bald aber außerordentlich jäh, beinahe ſenkrecht empor. Wir hatten alle drei gute ſechsſtachlige Steigeiſen angelegt und dieſe leiſteten hier vortreffliche Dienſte. Wer den Gebrauch ſolcher Eiſen kennt, ſteht ſicher, auch wenn nur ein einziger Zacken in den Felſen eingreift.

Nach dieſer ſteilen Wand brachte uns ein ganz horizontal verlaufendes Schichtenband zu einer kaminartigen Spalte, die an ihrem obern Ende überhing; dies war die ſchlechteſte Stelle. Jetzige Erſteiger umgehen dieſelbe, wir aber wußten nicht, daß das möglich ſei und forcierten ſie. Immer die Eiſen an den Füßen und mit Aufbietung unſerer ganzen Gewandtheit gelang es uns, den überhängenden Felſen zu überwinden und bald hatten wir gewonnenes Spiel. Das Terrain verlor raſch ſeine Steile und nachdem wir noch eine Fels-

ſpalte überſprungen hatten, betrat ich über loſe Blöcke hineilend als Erſter den erſehnten Gipfel, auf den ſchon lange vorher meine Wünſche gelangt waren.

Von dem unten erwähnten Abſatz an hatten wir gerade 2 Stunden gebraucht, im ganzen alſo von Rimbianco aus beiläufig 4 Stunden. Ueber die Miſurina wanderten Leute — ſie ſahen uns! Es waren Freunde aus Deutſchland.

Die Ausſicht war außerordentlich intereſſant, doch gehört ihre Schilderung wohl nicht an dieſen Ort. Erwähnen will ich dagegen noch, daß ich bei dieſer Erſteigung, wie bei jener der andern hohen Gipfel in den Dolomiten einen Heberbarometer von Kapeller mitführte und daß ich denſelben, dank der unausgeſetzten, peinlichſten Sorgfalt und Achtſamkeit durch alle Fährlichkeiten geſund hinauf und hinab gebracht habe. Ich fand die Höhe des erreichten höchſten Punktes gleich 9539 Wiener Fuß = 3015 Meter als das Reſultat meiner Beobachtung.

Der ſüdliche Theil der Dolomiten iſt dadurch ausgezeichnet, daß durch tiefe Thaleinſchnitte Gruppenbildungen entſtanden, die einzeln ausgezeichnet ſind durch großartige Gipfelbildungen und Felsſcenerien.

So iſt die Pala-Gruppe oder Gruppe von Primör ein in ſich abgeſchloſſenes Ganzes, zwiſchen den Flußgebieten des Cismone und des Cordevole*)

Dem Reiſenden, der aus dem Etſchthale über Neumarkt, Cavaleſe, Predazzo kommend den Rollepaß erreicht, bietet ſich daſelbſt ein Bild, wie es großartiger und überwältigender nicht gedacht werden kann. In ganz unglaublicher Geſtalt ſchießt der Cimon della Pala als kühnes Felsgerüſt jählings in die Höhe, während der Gipfelgrat zum ſchlanken Horn verkürzt erſcheint.

Man nennt dieſe Spitze auch das Matterhorn der Dolomiten und die Beſteigung dieſes, wie des faſt eben ſo kühn aufgebauten Gipfels der Pala di St. Martino (3244 Meter) ſcheint unmöglich zu ſein.

*) G. Euringer, die Pala-Gruppe. Zeitſchrift des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins 1884.

Erſt in neuerer Zeit gelang es nach vielen Verſuchen, dieſe beiden Spitzen zu bezwingen und war es Mr. Whitwell mit den Schweizer Führern Ch. Devouaſſoud, Ch. Lauener und mit dem Ampezzaner Santos Siorpaes, die als die Erſten im Jahre 1870 die Spitze des Cimon della Pala betraten. Als erſte Beſteiger der Pala di St. Martino ſind die Herren J. Meurer aus Wien und Markgraf Alfred Palavicini zu nennen, die am 23. Juni 1878 von St. Martino die gewagte Beſteigung unternahmen und das Ziel auch erreichten. Bis zum Jahre 1879 fanden ſich wenige, welche die beiden erwähnten Touren zur Ausführung brachten. Da erſchien Ende Auguſt des genannten Jahres eine muthige Frau in Begleitung ihres Gemahls in St. Martino, die die Beſteigung des Cimon della Pala und der Pala di St. Martino auf ihr Reiſeprogramm geſetzt hatten.

Es war dies die in touriſtiſchen Kreiſen allbekannte, als kühne Bergſteigerin vielgenannte Frau Tauſcher-Geduly aus Preßburg, die ihre Erlebniſſe bei dieſen beiden Touren in der anmuthigſten Weiſe folgendermaßen ſchildert:

Bergfahrten einer Touriſtin*).

Nicht wenig Muth gehörte im Anbeginn der Reiſeſaiſon 1879 dazu, Beſteigungen von hohen Gipfeln in's Reiſeprogramm aufzunehmen. Im April noch ſchrieb Peter Dangl, deſſen Begleitung bei den geplanten Schweizer Touren wir uns rechtzeitig ſicherten, daß im Suldenthale der Schnee 1½ bis 2 Meter hoch liege und als der vereinbarte Termin — 20. Juli —, da wir in Bern mit einem Wandergenoſſen zuſammentreffen ſollten, ganz nahe gerückt war, frug dieſer voll Verwunderung: „Beharren Sie denn wirklich dabei, in's Hochgebirg zu gehen? Alle, die hinreiſen, kehren ja wieder zurück, enttäuſcht, entmuthigt, des Zuwartens müde."

Und in der That, das troſtloſe Wetter der Frühlingsmonate das auch im Juli ſeinem abnormen Charakter treu blieb, gab zu berechtigten Klagen Anlaß; nicht dem Touriſten allein. Der Landwirth, der Weinbauer blickte an jedem neuen Morgen von banger Sorge erfüllt auf den wolkenumzogenen Himmel, des Regens war

*) Neue deutſche Alpen-Zeitung Wien 1879. Band IX. Nr. 10.

zu viel! denn die Rebe hatte, wo sie sonst schon im üppigen Blätterschmuck prangte, kaum noch dürftige Knospen angesetzt, Wiesen und Aecker schwammen im Wasser. — Man wartete; die Meteorologen, seit Dove's Tod freilich stark diskreditiert, kündigten ja eine Reihe schöner, warmer Tage an, ach solche waren beinahe zur Mythe geworden; aber Sonnenschein, blauer Horizont, Wärme mußten ja kommen, man hat im Sommer ein Anrecht auf sie. Man wartete ungeduldig: der unzufriedene Mensch, der Besserung ersehnt, ist am meisten geneigt, dem philosophischen Satz, daß „die Zeit ein Dauerndes" sei, beizupflichten. Man wartete vergebens; denn Kälte und Regen hielten an, ein geflügeltes Wort: „der nasse Erdenjammer", machte durch ganz Europa die Runde und alle Welt seufzte fröstelnd Tag für Tag, Woche um Woche: es regnet, regnet, regnet!

Wie änderte sich das so plötzlich, so wunderbar, kaum daß wir unsere Reise antraten! Als in Zermatt — doch nicht davon will ich diesmal erzählen. Erst nachdem ich lang vernachlässigte häusliche und gesellschaftliche Pflichten erfüllt, wenn die Erinnerung an alles Erlebte und Geschaute zur Ruhe gekommen sein wird, möchte ich, wie im Vorjahre, in geordneter Reihenfolge unsere diesjährigen Hochgebirgs-Exkursionen schildern. Was ich hiermit biete, ist ein Bruchstück, ein einzelnes Blatt „aus dem neuen Skizzenbuch einer Touristin", welches letztere in diesem Sommer durch eine Fülle des Mittheilenswerthen bereichert wurde. Möchte doch das Interesse des Lesers gleichen Schritt halten mit der Freude der redseligen Frau, der Erzählerin!

Von beispiellosem Glück begünstigt, hatten wir in relativ kurzer Zeit bedeutende Hochtouren im Wallis und Engadin und darnach in den Ostalpen ausgeführt. Die Gruppe von Primör war das nächste, das letzte Ziel, Pala di San Martino und Cimon della Pala sollten den Schluß unserer Besteigungen bilden.

Mißmuthig verließ ich am 24. August Bozen, ungern dem komfortablen Nachtquartier im Hotel Victoria entsagend. Um so angenehmer war ich überrascht, als der Abendzug uns nach Neumarkt brachte, dort vortreffliche Unterkunft zu finden. Postmeister Holzknecht stellte uns das beste Zimmer seines Hauses, ein reichliches Nachtessen und für den frühesten Morgen eine Fahrgelegenheit nach

San Martino di Castrozza zur Verfügung: alle gehegten Wünsche waren damit befriedigt.

Um 5 Uhr saßen wir im Wagen; langsam ging es vorwärts, denn die Poststraße windet sich ziemlich steil an der Berglehne in die Höhe. Immer vollständiger rundet sich ein herrliches Landschafts-Panorama, je tiefer das Etschland zu unseren Füßen versinkt. Noch zögert die Sonne hinter hochragender Felswand verborgen, noch ist über die Rebengelände, den Fluß, die Städte und Weiler, den Wasserspiegel des Sees das Zwielicht der Morgendämmerung wie ein durchsichtiger Schleier gebreitet. Aber schon blitzt und leuchtet es auf den Firnfeldern drüben im Oetzthale und die Porphyrwände ringsumher beginnen stärker zu glühen, untrügliche Zeichen, daß Helios naht, dessen Erscheinen von jedem Touristen mit lautem Jubel begrüßt wird, so auch diesmal von uns, wenn schon wir im Verlauf des Tages mehr südliche Gluth, als uns lieb war, mit in den Kauf nehmen mußten.

Fontane fredde und der höchste Punkt der Straße: San Lugano, werden rasch passiert. Kurz vor Cavalese erscheint vor den Blicken des Wanderes zum erstemale, das wunderbare Felsengebilde, Cimon della Pala genannt. Bewaldete Vorberge und die wenig vortheilhafte Wendung, in welcher er sich hier präsentiert, lassen kaum ahnen, wie imponierend, wie verblüffend die Wirkung ist, welche dieser ganz eigenartige Gipfel von Rolle aus auf den Beschauer ausübt. Ach wären wir doch dort, bevor die Wolken, die eben am Horizonte auftauchen, uns seinen Anblick entziehen!

„Schade, nach S. Martino zu gehen, das Gasthaus ist überfüllt, kein Plätzchen zu haben, um so weniger, als Engländer erwartet werden, welche den Cimon und die Pala besteigen wollen; eine Frau sogar! Man braucht diese Berge nur anzusehen, um die Idee unsinnig zu finden. Eine Frau! Aber so sind diese Engländer." — So schreckte uns, so raisonnierte Frau Ministerialrath v. H. aus München beim gemeinsamen Mittagsmahl in Predazzo. Der schüchtern vorgebrachten Vermuthung, daß man uns doch Platz machen dürfte, wurde energisch entgegengetreten, die Frage, ob unsere Führer Siorpaes und Dimaj aus Cortina wohl schon eingetroffen seien, verneint. „Es sind ganz gewiß englische Touristen, die nach S. Martino kommen." Mit ungläubigem Lächeln — aus Artigkeit, nicht

aus Ueberzeugung — ließ die Dame es endlich gelten, daß die Erwarteten vielleicht doch nicht Kinder Albion's, sondern aus dem Tiefland an der blauen Donau, von Ungarn seien.

Unbeirrt durch die Warnung, trachteten wir weiter; bekannte Stimmen tönten an unser Ohr, als wir in Paneveggio hielten. Santo Siorpaes und Pietro Dimaj harrten hier unserer Ankunft, die sich der Verabredung zuwider um zwei Tage verspätet hatte. Von ihnen erfuhren wir, daß S. Martino wohl überfüllt, aber eine Wohnung für uns trotzdem bereit sei, indem der Kurat Don Cirillo Brock uns im Vidum beherbergen wolle; jedenfalls eine erfreuliche Kunde.

Ein reizend situirtes weltabgeschiedenes Asyl, dieses Forsthaus von Paneveggio, wie köstlich muß es sich hier ruhen! Unseres Bleibens war jedoch nicht lange, die prächtigen Berge dort drüben mit ihren Felsenstirnen, die durch die Waldnacht leuchten, gönnen uns keine Rast, wecken die Thatkraft, die Wanderlust in uns wieder.

Durch kühlen Forst führt der Weg auf die Paßhöhe. Allein im langsam dahinrollenden Wagen geblieben — mein Mann war zu Fuß voraus geeilt — versuche ich zu erlauschen, „was sich der Wald erzählt". Aber kein Laut unterbricht die Stille, keine Regung, kein Leben, wohin ich auch blicke. Mächtige Baumstämme recken ihre Kronen so stolz in die Lüfte, als wären sie, bisher von der Holzaxt verschont, auch in alle Zukunft gefeit vor frevelndem Angriff; zwischen moosbedeckten braunen Felstrümmern wuchern Schlinggewächse und Farrenkräuter so üppig, so dichtverschlungen, als hätte niemals ein menschlicher Fuß den Zugang hierher gefunden. Selbst die Spinne, deren Gewebe dort im Dickicht hängt, hat sich verkrochen und der Wildbach — sein helles Wasser blinkt aus der Tiefe — scheint im Lauf stille zu stehen. Kein Zweifel, eine verzauberte Wildniß umfängt mich. —

Da plötzlich wird es lichter; die Paßhöhe ist gewonnen und über der Wolkenwand, die dahinter sich thürmt, erscheint ein röthlich-gelber Felszahn, starrt ein seltsames gewaltiges Horn in den Aether. Erschreckend, erdrückend fast ist sein Anblick: mein Genick beginnt zu schmerzen, so sehr muß ich den Kopf heben, um dort hinauf zu schauen. Ist's ein Traumgebilde, ein Phantom, ist's Wirklichkeit, was ich sehe?

„Der Cimon!“ ruft mein Mann, den wir jetzt eingeholt, „wie gefällt Dir sein Bau?“ — Nichts mehr war davon auszunehmen, dichte Nebel hatten sich zwischen ihn und uns geschoben.

Von Rolle hinab macht die Straße so viele Windungen, daß der Fußgänger, diese abschneidend, schneller das Ziel erreicht als der Reisende, der sich eines Wagens bedient; unsere Führer waren, da wir in S. Martino anlangten, längst unten. — Der schwarze Herr in Kniestrümpfen und Schnallenschuhen, der eben dem Hause zueilt, muß Don Cirillo sein, denn was dicht neben ihm sich bewegt wie ein verkürzter Schatten, ist unzweifelhaft Herkules, sein unzertrennlicher Begleiter. Die zwei schwarzen Gestalten, der würdige Kurat von S. Martino und sein Miniaturhündchen, beide immer munter, immer beweglich, immer beisammen, müßten durch den Meisterpinsel eines Knaus verewigt, das reizendste Genrebild geben. Man sagt — o der Bosheit! — daß der Kleine gravitätisch auch dabei steht, wenn sein Herr im vollen Ornat geistliche Funktionen verrichtet.

Santo vermittelte die Bekanntschaft zwischen uns und Don Cirillo der uns in liebenswürdigster Weise ein Zimmer seiner Wohnung und das bequemste sogar, gastfreundlich überließ. — Auch hier stand die Ansicht fest, daß wir Engländer seien und der Hotelier, Herr Ben, ließ sich nur schwer überzeugen, daß ein Packet Briefe an Mr. Tucker adressiert, nicht uns gehörten.

Das Widum bildet eigentlich mit dem Hotel ein einziges Gebäude, aus diesem, der Kirche und der Cantoniera besteht S. Martino di Castrozza. Englische und italienische Familien genießen hier wochenlang die Sommerfrische, sie versammelten sich, als die Eßglocke alle Hungerigen zusammenrief, im Speisesaal, dessen eng bemessener Raum für die Zahl der Gäste nicht ausreichte. Alle versieht Luigi, jeder Zeit willig, mit Speise und Trank. Auch für uns Fremdlinge war der Dienstfertige auf's beste besorgt. Suppe, Kalbsbraten, Omelette mit Himbeeren — das Menu war nicht übel; befriedigt verließen wir den Saal, hielten draußen Umschau und trafen, da Santo für günstiges Wetter gut stand, alle Vorkehrungen, um am kommenden Tag die Pala di S. Martino zu besteigen.

„Was giebt's?“ rief ich, als Jemand mit großem Gepolter an die Thür klopfte. „Due e mezzo“, gab Luigi, der Pflichteifrige, zur Antwort. Ein sternbesäter Himmel, an welchem die wunder-

samen Contouren der Pala-Gruppe sich scharf zeichneten, lächelte gnädig zu unserem Vorhaben. Nun nicht gezögert, es wird gelingen! Bald war die Toilette beendet und die kleine Karawane unten beim Frühstück vereinigt. Nach 3 Uhr kam auch Graf M., der römische Cavalier, grüßte und setzte sich an den Tisch, ernst, stumm und still und so schläfrig. Wahrhaftig, mir fiele nicht ein, um andere klettern zu sehen, mich zu „nachtschlafender" Zeit den Armen Morpheus' zu entreißen! Denn einzig um unseren Aufstieg zu kontrolieren, machte sich eine Gesellschaft von 7 Personen, als Berg und Thal noch im tiefsten Schatten lagen, mit uns zugleich auf den Weg.

Raschen Schrittes ging Santo mit Pietro voran, mein Mann und ich folgten in geringer Entfernung: es wanderte sich prächtig, der Finsterniß zum Trotz, auf dem weichen Wiesengrund. Im Wald wurde der Boden feucht und schlüpferig, dort war größere Vorsicht geboten. Dann mußten wir in einem verlassenen Bachbett, später über Geröll, steile Grashalden und wasserüberrieselte Felshänge weiter dringen. Nach etwa dreistündigem Marsch betraten wir den Gletscher und so rasch, als der glatte Firn es zuließ, eilten wir zur Höhe. „Nur keine Steigeisen!" bat ich, als die Führer solche anlegten: zu lebhaft war mir's noch im Sinn, wie ich beim Gang über das Königsjoch den Schmerz verbeißen mußte, weil meine Füße in Riemen festgeschnürt, vor Kälte erstarrten. Es ging diesmal mit Santo's Hilfe ohne Steigeisen.

„Wie ärgerlich", bedauerte dieser, „unsere Frühstücks-Station vom vorigen Jahre ist unzugänglich geworden." In der That, vor der Felsnische, die den ersten Ersteigern schützendes Obdach geboten, hatte sich seitdem eine gewaltige Kluft aufgethan und wir mußten, weil's auf dem Gletscher zu kalt war, weiter oben ein Plätzchen suchen. Aber halt — Santo stutzte entsetzt, eine nicht minder gewaltige Querspalte wehrte, so schien es, unserem Vordringen. Die Seile wurden hervorgeholt und Santo festgemacht; vorsichtig näherte er sich dem überhängenden Rande des Gletscherspaltes, rekognoscierte nach rechts und links und entdeckte zu unserem Glück dicht an der Felswand eine schmale Brücke. Diese Kluft hätte uns, wenn unübersteigbar, einen Umweg von 2 bis 3 Stunden gekostet.

Immer höher, je näher wir ihm kamen, war der stolze Felsobelisk vor uns, die Pala di S. Martino gewachsen. „Wo in aller

Welt klimmt man an dieſen ſenkrechten Wänden hinan?“ „Sehen Sie“, erklärte Santo, „den ſchwarzen Riß, wo das Waſſer tropft; an jener Stelle erzwangen wir das erſte Mal den Durchgang!“ Um dorthin zu gelangen, mußten wir den ſteil abſtürzenden Eisſtrom überqueren, Pietro ging mit meinem Mann voraus, wir anderen blieben, wo wir gefrühſtückt, im Felſen, um uns vor Kälte und Wind zu ſchützen, bis die Stufen gehauen waren. Horch, was iſt das? — laute Zurufe ertönten von der Höhe, die Beobachtungs-Expedition war ſoeben auf dem breitgedehnten Firnfelde der Cima di Roſetta erſchienen und genau konnten nun die Späher jeden unſerer Tritte ſehen.

Pietro's Stufen waren für Beine berechnet, deren Länge das Durchſchnittsmaß überſteigt; ich mußte den Pickel jedesmal feſt in die Eiswand ſchlagen, um mich hinauf zu ſchwingen. Dann begann die ernſte mühſame Arbeit und wir ließen unſere Eispickel am Gletſcher, denn die Hände waren nun beim Steigen ebenſo unentbehrlich als die Füße, beſonders im erſten langen Kamin- und ſpäter an den noch ſchwierigeren Stellen. (Couloir, Felsſpalt, Rinne, Runſe, Kamin; die Führerſprache geſtattet dem Geſchmack bei Benennung ſolcher Paſſagen beliebige Auswahl, Hauptſache iſt, daß der Touriſt ſich hindurchzwängt.) Es kam die erſte, zweite, dritte überhängende Stelle, mehr oder minder lang, durch bedeutende Schwierigkeiten bald mehr bald weniger ausgezeichnet. Die Gefahr war vorüber, unſer Aufſtieg geſichert, als wir ſie überwanden.

Man ſah's von drüben, fröhliches Jauchzen bewies es und jubelnd gaben wir die Grüße zurück. Wir wandten uns, um den Neugierigen zuzuwinken, aber ſieh! eine graulichte Wolke ſchwirrte vom Weſten mit Blitzesſchnelle am Fuß der Pala hinan, die Atmoſphäre verfinſterte ſich und wir ſtaken urplötzlich im dichteſten Nebel. Was thut's? Nicht weit vom Ziele, war unſer Zweck, das verſteinerte Räthſel zu ergründen, erreicht; wir ſtrebten unverdroſſen weiter, der Steinfälle wegen möglichſt beide Parteien zugleich neben, nicht hintereinander, um die koſtbare Zeit zu ſparen.

Um 4 Uhr 20 Minuten waren wir von S. Martino aufgebrochen, 10 Uhr 50 Minuten ſetzten wir den Fuß auf den ſchneebedeckten Gipfel der Pala, der Spröden, Stolzen, welche die ausdauernſten Verſuche, die hartnäckigſten Bemühungen deutſcher und engliſcher Touriſten, die

mit erfahrenen Führern aus der Schweiz und Tirol hierher kamen, so lange höhnend zurückwies. — Wenn ich bloß aus Eitelkeit Berge besteigen würde, bei dem Sieg über die Pala hätte sie reichliche Befriedigung gefunden!

Wir bestiegen alle drei Spitzen und erbauten ein drittes Steinmandl, dann deponierten wir in einer Flasche unsere Karten und legten diejenige der ersten Ersteiger, die unter einem Felsen lag, dazu. Santo befestigte am Steinmandl des zweiten Besteigers eine mitgenommene Fahne und erst als das alles gethan war, setzten wir uns zu einem Imbiß nieder; unmerklich fast war darüber eine Stunde vergangen. An die Möglichkeit einer Aussicht war nicht zu denken, eine Besserung des Wetters nicht zu erwarten und es schien am rathsamsten, den Rückweg alsbald anzutreten.

Der Abstieg ist bei so gearteten Bergen immer zeitraubender, mißlicher als das Emporklimmen, die Gefahr, durch das brüchige Gestein, das die Dolomiten überhaupt und die Gruppe von Primör so ganz besonders charakterisiert, Schaden zu erleiden, noch größer. Wir entgingen ihr glücklich, trotzdem der Wind schaurige Sturmlieder sang und die Kälte uns arg zusetzte. Hin und wieder rissen die Nebel, in schwindelnder Tiefe lag der Gletscher zu unseren Füßen — wären wir doch schon unten!

„Hier wird es mir schlecht gehen", sagte ich zaghaft bei der unheimlichen Stelle, wo Lacedelli vor'm Jahr ein Seil um einen Felskopf geschlungen und zurückgelassen hatte. „Haben Sie keine Furcht", ermuthigte Santo, „und fassen Sie beide Seile fest an!" Behutsam tastete ich, das Gesicht der Wand zugekehrt, mit Händen und Füßen nach abwärts. Da schrie ich auf, ich hatte jeglichen Boden unter mir verloren und hing über dem grausigen Abgrund zwischen Himmel und Erde. Das stark gespannte Seil drohte mir den Athem zu rauben — ach das war bitterste Wandersnoth!

Aber nur für die Dauer eines Augenblicks. Ich schwang mich nach links und gewann bald wieder einen Anhaltspunkt an der Felswand. „Trachten Sie in das Loch dort hinein zu kriechen!" kommandierte mein Führer; ich that, wie er geheißen und kauerte in der kleinen Höhle so lange, bis mein Mann hinunter stieg und auch die andern nachkamen. Endlos schien mir die halbe Stunde, die dazu nöthig war. Ich suchte die Zeit zu kürzen, indem ich kleine,

mit wunderhübſchen Kryſtallen überzogene Felsſtücke auflas und in meine Taſchen packte. Freilich unterließ ich nicht, vorher das Seil, das mich mit Santo verband, ſo gut als thunlich zu befeſtigen, um, falls er ſchwankte, nicht mitgeriſſen zu werden. Unnöthige Sorge! der treffliche Führer ſtand, da er meinem Mann hinunterhalf, ſo feſt, als wäre er mit dem Felſen verwachſen.

Endlich waren wir auf dem Gletſcher, nahmen die Pickeln und von der Stelle, wo wir gefrühſtückt, die dort zurückgelaſſenen Sachen. Dann wurde über das Firnfeld ſtehend abgefahren; den eigentlichen Rutſchpartien mußte ich hier leider entſagen.

„Ei Pietro, wie ſehen Sie denn aus — rückwärts?“ bemerkte ich hell auflachend, als wir unten am Grashang neben dem Wildbach niederſaßen, um unſern brennenden Durſt zu ſtillen. Nur Pietro? — Wir alle trugen Spuren der mühſamen Kletterei über das ſcharfe Geſtein an unſeren Kleidern; der geringſte Schaden, der uns treffen konnte. Auch unſer junger Führer, gleich uns zum erſtenmale hier, ſtimmte bei, daß der Preis im Verhältnis zum Gewinn nicht zu hoch ſei; noch immer hing ſein ſtrahlender Blick voll Siegesfreudigkeit an den Wänden der Pala, die ſich jetzt wieder von Nebeln frei — übermächtig vor uns aufthürmte.

Viel Edelweiß ſproß auf dem ungenützten Weidegrund, wir pflückten große Sträuße und ich ſchmückte mich mit den weißen Sternen und den Alpenroſen, die noch verſpätet dort blühten. Ein jäh aufziehendes Gewitter trieb zu beſchleunigter Eile und wir mußten, nahe zu S. Martino, vor dem Regenguß in eine Heuhütte flüchten, ſonſt wären wir wohl früher als um 7 Uhr unten im gaſtlichen Widum geweſen.

Graf M. und alle übrigen, Einheimiſche wie Fremde, intereſſierten ſich lebhaft für die glücklich vollendete Bergtour, des Fragens war kein Ende. Ich begab mich zuvörderſt in den Schutz Luigi's des Nimmermüden, der uns diesmal mit beſonderer Aufmerkſamkeit bediente. Suppe, Hühnerragout, Kalbsbraten, Omelette — ich eſſe zu Hauſe nie eine — mit Himbeeren; ausgehungert über alle Beſchreibung, mundete uns das Eſſen vortrefflich.

Früh gingen wir zur Ruhe. Marcheſe L. hatte vor zwei Tagen zur Feier ſeines Namensfeſtes muſicierende Künſtler aus Primiero

kommen lassen — aus tiefem seligen Schlaf weckten mich nichts weniger als harmonische Akkorde, die, ich weiß nicht auf wessen Veranlassung, unter unseren Fenstern erklangen. Sogar eine Serenade! Ambition, was verlangst du noch mehr?

Die Sonne schien hell und klar, als wir am Morgen die Plattform vor dem Hause betraten. Fürwahr, ein selten schönes Rundbild, das sich vor unseren Augen erschließt! Tief unten, über dem Thalkessel, wo Primiero liegt, ragen graue Kalkschroffen, von südlich farbenreichen Lichtern umfluthet, in den tiefblauen Himmel — Monte Pavione heißt die höchste Erhebung der langen Kette — dunkle Tannenwälder wechseln mit üppigen Wiesen und Weidegründen und sanft geschwellte grüne Berglehnen umsäumen den Fuß der Pala-Gruppe, grell kontrastierend mit den röthlich schimmernden, eisdurchfurchten Wänden, Thürmen, Nadeln, Hörnern dieses wild zerfägten Gebirgszuges, so bizarr, so eigenartig wie kein anderer in den Alpen. Unmöglich das zu schildern; man muß es sehen so, im Sonnenlicht und Abends, wenn die glänzende Mondscheibe über dem Sass Maor schwebt — man muß das Thal des Cismone sehen wie wir, um seine Schönheit zu begreifen.

Wir gingen über die Straße, die einem Parkwege gleicht, hinunter, um die Pala, die in S. Martino großentheils von der Cima di Rosetta verdeckt ist, besser betrachten zu können. Lange saßen wir in ihren Anblick vertieft, auf einem bemoosten Stein abseits vom Wege und ich entwarf zu besserer Erinnerung eine flüchtige Skizze des weitaus merkwürdigsten Berges, den ich bisher bestiegen.

„Sie sind wohl sehr müde?“ erkundigten sich die englischen Damen, die vor dem Hause saßen. (Wir treffen liebenswürdige Engländer in erstaunlicher Anzahl, seit wir nicht mehr in eisenbahndurchzogenen Niederungen, sondern in hohen Bergregionen reisen.) „Im Gegentheil viel frischer als zu Hause“, lautete meine Antwort. „Ist's denn nicht sehr schwer, so große Touren zu machen?“ „Nicht so sehr, als man meint. Es gehört dazu weit mehr als körperliche Stärke — denn die besitze ja auch ich nicht — moralische Kraft, ein fester Wille, Unerschrockenheit, dann geht's.“

Die Damen waren unermüdlich im Fragen und wollten freundlich helfen, als ich einige schadhaft gewordenen Bestandtheile unserer Touristen-Garderobe reparierte. Bereitwillig gab ich Auskunft. Ist

es doch nicht meine Art, gleich jenen Egoisten, die, wie mir dünkt, ausschließlich allein genießen wollen, durch haarsträubende Schilderungen dem Unerfahrenen die Lust zum Bergsteigen vorweg zu benehmen. Ich möchte vielmehr Jedermann animieren, das Entzücken, das ich inmitten der hehren Gebirgswelt empfinde, mit mir zu theilen — die Frauen zumal, jene Frauen, deren feines und tiefes Fühlen sie eignet, die bei solchen Wanderungen sich darbietenden wechselreichen Eindrücke voll zu erfassen und in dankbarer Seele dauernd zu bewahren. —

Die Mittagsglocke erklang, Luigi, der stets Gefällige, erwartete an der Thür seine Gäste. Suppe, Hühnerragout, Kalbsbraten, Omelette mit Himbeeren — nun, der Mailänder Koch, so gut er sein Metier versteht, scheint die Abwechslung nicht zu lieben. —

Als der Sonnenball nach Westen sich neigte, stiegen wir am linksseitigen Thalgehänge zur Cantoniera auf der Paßhöhe von Rolle. Die Padrona wies uns in ein kleines Gemach, das bloß die nothwendigsten Möbel enthielt: zwei Betten, zwei Stühle, zwei Kästchen, aber alles nett, hübsch und sauber und bereitete ein schmackhaftes Essen — Reissuppe und Hühnerbraten — für uns; dann legten wir uns zu Bette und erfreuten uns eines erquicklichen Schlafes. Verwundert hörten wir, daß Santo die Störer seiner Nachtruhe verwünschte; wir hatten nichts dergleichen gespürt.

Das Wetter versprach, als wir am Morgen von Rolle aufbrachen, über alle Erwartung gut zu werden. Die Nebel vom vorigen Abend waren verweht und in überwältigender Majestät stand der Cimon vor uns, ragte dieses unglaublich schlank aufgebaute gigantische Horn in den gestirnten Himmel.

Rasch erklommen wir den begrasten Abhang des Monte Castelazzo und seine Kammhöhe; ungern ging ich weiter, denn drüben am Horizont tauchten hohe vergletscherte Spitzen auf, das Massiv des Ortler, die Adamello-Gruppe, die Weißkugel, vom Glanz der aufgehenden Sonne entzückend schön beleuchtet. Aber die Gewißheit, daß oben ein gesteigerter Hochgenuß uns bevorstand, bewog mich bald, vorwärts zu eilen. Ein Gletscher von überraschenden Dimensionen legt sich um den Fuß des Cimon della Pala und der massenhafte Neuschnee verzögerte bedeutend unseren Anstieg. Ich ließ mir, um den Führern überflüssige Mühe zu sparen, diesmal auch die Steig-

eisen anschnallen, aber die Eishänge zogen sich so glatt und steil in die Höhe, daß das Stufenhauen unvermeidlich wurde. Im Felsen machte das lose brüchige Gestein uns viel zu schaffen, stets mußte mein Mann mit Pietro warten, bis Santo und ich über eine Wand, durch ein Couloir uns durcharbeiteten, dann bis sie kamen, waren wieder wir gezwungen, stille zu stehen.

Genau so viel Zeit wie auf die Pala: 6 Stunden 30 Minuten brauchten wir, um den Gipfel des Cimon zu erklimmen. Allein, wir hatten nicht übermäßig geeilt, was übrigens hier, wo ich zumeist auf Händen und Füßen kroch, Niemandem leicht möglich wäre. Bei einem so schmalen Felsspalt, daß ich mich kaum durchzwängen konnte, stand plötzlich die behäbige Gestalt eines passionierten Hochtouristen, des ersten Mönchersteigers, vor meinem geistigen Auge. „Wie ist denn Dr. P. hier durchgekommen?“ „Nu, nu.“ Santo zögerte mit der Antwort. „Es ging.“ Also doch! „Wenn man will, geht alles“, las ich kürzlich in einem Brief, den der tollkühnste Waghals an seinen Lieblingsführer Peter Dangl schrieb.

Es war also gelungen, etwa um 11 Uhr standen wir oben, ich die Erste, mein Führer wollte es so haben. Erhitzt und aufgeregt wie ich war, legte ich die Hand vor die Augen — wie traumhafte Betäubung sank es auf meine Seele. Mir schien, ich wandelte im Aether, unermeßlichen Raum mir zu Füßen. —

„So machen Sie sich's bequem, setzen Sie sich, essen Sie“, mahnte Santo. Ich setzte mich zwischen die aufeinander gethürmten Felsstücke, welche den Gipfel bilden; man kann durch den Spalt, der gegen Süden offen ist, nahezu 2000 Meter tief, beinahe direkt unten S. Martino sehen. An diesen Spalt gelehnt, saß ich und schaute, schaute unverwandt in stilles Sinnen verloren.

Eine ineinander greifende Kette schimmernder Spitzen zog sich vom West nach Norden: die Königsspitze, der Ortler, die Weißkugel, der Venediger und Glockner, die Salzburger und Bairischen Alpen, sie waren uns zumeist traute Bekannte. Viele schöne Erinnerungen meines Lebens, wohl die glücklichsten, weil ungetrübtesten, sind mit diesen Bergen verknüpft, wehmüthig grüß' ich sie heute zum Abschied!

Nicht minder bestrickend ist auch der Anblick des Dolomitenheeres. Marmolada, die Königin und alle ihre Vasallen, sahen wir schön, wie noch niemals zuvor. Aus dem Steinmeer ringsum stieg ver-

blüffend in die blauen Lüfte und neigte ſich vorwitzig ein gewaltiges Horn: der Pelmo und wie mit weißrothen Edelſteinen beſät glitzerten und glühten in der Mittagsſonne die Wände, die Kuppe des Monte Criſtallo. — So feſſelnd war der Reiz der Fernſicht, daß die Nähe mir beinahe entging und doch verdiente das lachende Thal von Primör, die prächtige Alpe Giuribell, Cavaleſe und Predazzo, der liebliche See von Calaita aus der Vogelperſpektive betrachtet, mehr als flüchtige Beachtung. Zauberiſch ſchön war's, wohin ich auch blickte.

„Wie viele haben wohl ſchon den Cimon erſtiegen?" Wir unterſuchten die Karten, die in der Flaſche verwahrt waren: Mr. Whitwell 1870, Mr. Coolidge, Gf. Welsberg, Utterſon Kelſo, Dr. Porges, Cäſare Tomé u. a., etwa 12 im ganzen; wir legten auch unſere Karten dazu, als Santo zur Umkehr drängte. Auf demſelben Weg, den wir gekommen, ſtiegen wir nun hinab, ſorgfältig das morſche Geſtein prüfend, bevor ihm die Laſt des Körpers anvertraut wurde. Erſt wenn die Vorderen durch laute Rufe verkündeten, daß ſie geborgen, ſetzte die andere Partie ſich in Bewegung: gefahrdrohender noch als von der Pala ſtürzen die loſen Steine von den Wänden hinab.

Ueberwunden waren die Felſen und die ſchweren Stellen, wo tiefe Spalten den Gletſcher durchqueren. Ungewöhnlich viel Schnee deckte in dieſem Sommer den Eisſtrom, aber feſt wie er war, bereitete er uns keine Hinderniſſe. — Jetzt neigt ſich die Fläche, das iſt Rutſchterrain! Welche Luſt, ſo im raſchen Flug, wie ein Pfeil die Luft durchſchwirrt, hinunter zu fahren!

Da ſah ich einen dunklen Punkt auf dem Firn, ein kleiner Vogelleichnam wie im Vorjahre am Cevedale, mein Fuß ſtreifte das weiche Gefieder. Armes Thierchen! ſein Anblick zwingt mir Thränen in's Auge — ſo kreuzt ſich Wanderluſt und Wanderweh in den Bergen, im Leben.

Der Tag war ziemlich vorgeſchritten und heiß brannte die Sonne auf dem Gletſcher. Wir legten Masken und Brillen vor, denn Schneeblindheit, Gletſcherbrand, die der Unvorſichtige gar leicht ſich zuzieht, ſind böſe Leiden; ich weiß das aus eigener trauriger Erfahrung.

Bald hatten wir jedoch Eis und Firn verlaſſen und eilten über Grasboden in unſer Standquartier hinunter. „Sie kommen vom Cimon?“ fragten zwei italieniſche Touriſten. „Ja!“ „Anche la Signora?“ „Anche“, erwiderte Santo von oben herab. „Brava, Bravissima!“ „Ich gratuliere!“ rief bald nachher ohne jede Vorrede der Engländer, der mit ſeiner Dame nach Rolle hinaufging.

Unſer liebenswürdiger Wirth Don Cirillo war der Erſte, der uns unten begrüßte und Herkules der Knirps wedelte freundlich mit ſeinem ſchwarzen Schweifchen. Man hatte uns oben auf der Steilwand geſehen — denn als ſolche erſcheint der Cimon in S. Martino — und die Wißbegierigen baten uns, ihnen den Weg zu beſchreiben. Als ich mich ſchon verabſchiedet, um unſere Koffer zu packen, mußte mein Mann noch lange dem Grafen Martini und Mr. Tucker über unſere Erlebniſſe Auskunft geben. Wie die Lorelei am fernen Rheinſtrom den einſamen Kahnfahrer, ſo übermächtig lockte hier die Pala die beiden Herren. „Luigi, heute wollen wir vor der Table d'hôte ſpeiſen.“ „Sogleich.“ — Suppe, Hühnerragout, Kalbsbraten, Omelette mit Himbeeren. — Der Menſch hat zuweilen vom Beſten genug. — —

Nach dreitägigem Aufenthalt verließen wir am 29. Auguſt den liebgewonnenen Ort: Don Cirillo mit Herkules, Santo und Pietro, auch Luigi der Brave umſtanden unſeren Wagen, als wir am früheſten Morgen abreiſten. Noch einmal zogen die Bilder der letztvergangenen Wochen an dem nach innen gekehrten Blick vorüber und ſchwermuthsvolle Trauer wollte mein Herz beſchleichen, daß nun alles zu Ende!

Freilich, „Eines ſchickt ſich nicht für alle“. Aber wie thöricht iſt doch, wer im Beſitze der Mittel, um die herrliche Gotteswelt zu durchſtreifen, zu Hauſe vielleicht ein gelangweiltes, verkehrtes, verfehltes Leben führt, ſich ſelbſt zum Verdruß und andern nicht zum Nutzen. Und wie beneidenswerth, wer mit offenem Aug' und empfänglichem Sinn ſich an urſprünglicher, köſtlicher Natur erfreut, die Wunder des Hochgebirgs zu ſchauen, die Erhabenheit der Schöpfung zu bewundern vermag. Gekräftigt an Leib und Seele kehren wir von ſolchen Wanderungen zurück, dankerfüllt gegen den Schöpfer, deſſen allmächtiges Walten uns eindringlicher als ſonſt offenbar wurde, den Körper geſtählt, die Seele befreit von viel klein-

licher Sorge, erfrischt im Gemüth, bereit, die Schicksalsprüfungen, die keinem erspart sind, ungebeugt zu ertragen. –

So kam ich jetzt und immer aus den Bergen nach Hause.

Aus der Gruppe von Primör führe ich den geehrten Leser noch einmal in den nordöstlichen Theil der Dolomiten und zwar in das schon erwähnte Sextenthal, berühmt durch seine großartigen, landschaftlichen Schönheiten.

Von Innichen im Pusterthale gelangt man nach einer etwa zweistündigen Wanderung nach Bad Moos, von wo aus das Thal den Namen Fischleinthal führt. Westlich ist dieser Thaleinschnitt begrenzt von den ganz gewaltigen Abstürzen des „Schusters", dessen Spitzen schon von weitem sichtbar sind.

Hier war es, wo im Jahre 1881 zwei junge Männer Proben ihrer Kraft und Gewandtheit ablegten, die allerorts bewundert wurden; es waren dies Dr. Emil und Otto Zsigmondy aus Wien. Der erstgenannte, ein Mann voll seltener Begabung und Energie, untadelhaft als Mensch, weilt nicht mehr unter uns, er wurde ein Opfer seiner Liebe zu den Bergen, zur herrlichen Natur.

Am 6. August 1885 fand er bei dem Versuche einer Besteigung der Meije (Dauphiné) durch einen unglücklichen Sturz auf dem Felde seiner stets erfolgreichen Thätigkeit seinen Tod.

Mit welchem Muthe und welcher Sachkenntnis er bei seinen Besteigungen zu Werke ging, zeigt die von ihm meisterhaft geschilderte Besteigung der Dreischusterspitze.

Aus den Sextner Dolomiten.*)

Nichts kann mir ferner liegen, meine Herren, als mich an diesem Orte zu einem Anwalte des führerlosen Bergsteigens aufzuwerfen, etwa die zahlreichen Angriffe zurückzuweisen und zu widerlegen, welche von den verschiedensten Seiten gegen uns führerlose Touristen unternommen werden. Ich will es vielmehr versuchen, an der Hand unserer Erlebnisse die mannigfaltigen Schwierigkeiten darzulegen, welche demjenigen entgegentreten, der es sich eben in den Kopf gesetzt hat,

*) Vortrag, gehalten in der Sektion Austria des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, abgedruckt in „Der Tourist", Jahrgang 1882.

allein, ohne Begleitung von Einheimischen, Touren in den Dolomiten zu unternehmen. Diese Schwierigkeiten sind ganz anderer Art als jene des Urgebirges und auch viel größer. Doch ich will darauf an dieser Stelle noch nicht näher eingehen, sondern ich bitte sie, mir lieber gleich in die Wirthsstube des Postgasthauses im Orte Sexten zu folgen. Zwei Tische sind da aufgestellt in dem traulichen Extrastübchen, das von einer Lampe freundlich erleuchtet ist. Am linken, da sitzt eine noble Gesellschaft. „Herr Professor", tönt es her, „Frau Baronin", hin. Es sitzen da ein paar vornehme Herren und liebenswürdige, junge Damen. — Der Tisch zur Rechten wird eher Platz haben für meinen Bruder Otto und mich, die verstaubten Wanderer in dem nicht gerade salonfähigen Aufzuge. Da sitzt kauend ein Gendarmerieführer und zwei ältere Herren, wie wir später erfahren, Mitglieder unserer Vereinssektion „München" und dann der zuvorkommende Wirth und Postmeister. — „Kellnerin, zwei Viertel Tiroler!" Der Wein macht gesprächig, mochte sich der Wirth denken und begann alsbald nach unserem Herkommen, nach unseren Absichten zu forschen. Aber gleich wollten wir nicht Farbe bekennen und so fielen die Antworten anfangs etwas einsilbig aus. „Sie kommen von Innichen?" „Ja." „Da sind Sie mit dem Nachmittagszuge daselbst angelangt?" „Nein, wir waren bereits gestern Abends dort." „Da waren Sie wohl tagsüber in Bad Innichen?" „Auch nicht, sondern wir haben hieher den Weg über den Haunold gewählt." „Wen haben Sie sich denn da als Führer mitgenommen?" „Wir waren allein." Einer der alten Herren mischte sich hier ins Gespräch. Er erklärte, daß so etwas sehr gefährlich sei, daß es uns einmal schlecht gehen könne, fragte, wie wir denn den Weg gefunden hätten. Uebrigens könnten wir keinesfalls am höchsten Gipfel gewesen sein, indem er sich auf das diesbezügliche Urtheil von mehreren Innicher Bürgern berufe, von denen zwei vor kurzer Zeit am Haunold beinahe verunglückt wären. Der Führer hätte das rechte Couloir verfehlt, sie seien in eine Eisrinne gekommen, ausgeglitten, hinabgefahren und nur mit knapper Noth mit dem Leben davongekommen. — Wir erwiderten, daß wir die Namen der Haunoldbesteiger in einer Apothekerflasche auf dem höchsten überhängenden Zacken gefunden, unsere Karten dazugelegt hätten und machten uns anheischig, die Namen aus unseren Notizen vorzulesen. — Das wirkte. Der Post-

meiſter meinte, das ſei gewiß eine unſerer ſchwerſten Touren geweſen. Sollten wir eine Unwahrheit antworten? Gewiß nicht. So mußten wir ſagen, daß der Haunold eine der leichtern, ja leichteſten von den dieſes Jahr unternommenen Touren geweſen ſei. Das war dem Vereinsgenoſſen aus München denn doch zu bunt. Er nahm ſein Glas und mit den Worten: „Eine ſolche Renommage kann ich nicht länger anhören", verließ er die Stube. Das war hart. Was mochte ſich die Geſellſchaft am Nachbartiſche von uns denken? Und was man nachher in Sexten und Innichen von uns erzählte! Die Einheimiſchen ſprachen von uns nur als von den „böſen Haunolden", welche behaupten auf den Spitzen geweſen zu ſein und daweil ſich nur den Tag über in die kühlen Wälder ſchlafen legen. Ob ſich dieſe Meinung ſpäter geändert haben mochte?

Tags darauf wanderten wir mit geſchulterten Bergſtöcken thaleinwärts. Das eine halbe Stunde weiter drinnen gelegene Bad Sexten oder Moos ſollte unſer Standquartier werden. Wenn es nach des Poſtenführers Ausſage auch nicht eben „europäiſch" hergerichtet war, ſo waren wir doch ungeniert. Denn die Badegäſte, ein paar italieniſche Bauernfamilien, verſtanden ebenſowenig deutſch, als wir von ihrer Sprache. Langweilig waren die Tage des ſchlechten Wetters freilich, welche wir daſelbſt verbrachten. Und das einzige Buch „der Tiroler Marienkalender" konnte wohl nicht viel zur Unterhaltung beitragen. Auch das Speiſenrepertoir der Köchin war bald erſchöpft und mit einer Regelmäßigkeit, welche den Eſſer zur Verzweiflung hätte bringen können, kehrten immer dieſelben Speiſen wieder. Freilich am offenen Feuer läßt ſich nicht vielerlei kochen. — Nichts deſtoweniger hielten wir es eine volle Woche, vom 26. Auguſt bis 2. September, aus. Allerdings wurde uns dies nur dadurch ermöglicht, daß der Poſtmeiſter, der ſeit mehreren Jahren Mitglied unſeres Vereines iſt, uns einzelne Hefte der Vereinspublikationen borgte.

Nun zu unſeren Bergpartien. Geſtatten Sie mir, daß ich eine kurze Schilderung der Umgebung Sextens vorausſchicke. Wir befinden uns auf dem Wege vom Orte Sexten nach dem Bade Moos. Da fällt uns vor allem eine mächtige dunkelgefärbte Felsmaſſe auf, die ſich ſüdöſtlich von uns unmittelbar über den weißglänzenden Häuschen des Bades erhebt. Dreigipflig erſcheint ſie uns. Die linke Kuppe rund, die mittlere eine vielzackige Krone und die rechte ein ſpitz auf-

ragender Thurm. Das ist die Rothwandspitze. Unzertrennlich von ihr und nur durch ein trümmerreiches, theilweise schneebedecktes Kar getrennt, erhebt sich die Pyramide des Elferkofels, die nach links unter 45° mit einem schartigen Grate, nach rechts aber viel steiler mit einer Wand zum Fischleinthale absetzt. Und dort im Hintergrunde direkt im Süden? Sollte man das für möglich halten?

Dort steigt das Feengebilde des Zwölfer auf, zu welchem der Wanderer sprachlos hinanblickt.

Rechts davon fällt die Wand des Oberbachernspitzes ab von einer ganz kleinen Gipfelkuppe überwölbt und im Südwesten erscheinen über üppigem Nadelwalde die massigen Felsen des Gsellknoten, welcher uns die Prachtgestalt der Dreischusterspitze verdeckt. Und wenn wir uns noch mehr rechts umwenden, so sehen wir saftig grünen Wald, welcher Bad Innichen umschließt und darüber zwei Felszacken, die dem Haunold angehören. Jetzt blicken wir nach Nordwesten thalauswärts. Dort begrenzt den Horizont ein grüner Rücken, der Innicher Berg, während der vegetationsbedeckte Höhenzug im Norden der „Helm" heißt. Unten vielfärbige Felder, dann ein breiter Gürtel von Nadelwald, dann grasreiche Matten. — — —

Jetzt wollen wir aber den Schuster zu sehen bekommen. Da müssen wir ¼ Stunde in's Fischleinthal eindringen, dem krystallklaren Bache entlang. Wir können dabei auf dem rechten Ufer bleiben, auf dem ja auch das Bad liegt. Dann halbrechts gewendet und vor uns steht er: der König dieser Gebirgsgruppe.

Der Gipfelbau gleicht einer vielstrahligen Krone und böse, bitterböse sehen diese Wände aus, welche da zu dem breiten Trümmerkare abfetzen. So wie man die Sache jetzt sieht, läßt sich auch nicht annähernd eine gangbare Trace durch die Wand entwerfen. Vielleicht daß ein Neuschneefall in den nächsten Tagen die minder steilen Partien der Mauer uns verrathen wird. Besonders viel ist dem Wetter ja ohnedies nicht zu trauen. Einen Punkt aber glauben wir sicherstellen zu können und das ist die Erkennung des höchsten Gipfels, der uns in der Mitte der Krone zu liegen scheint. Rechts vom Gipfelmassiv ist eine tiefe Scharte. Von dieser zieht die Steilwand noch tief herab, ehe sie in den Trümmern verschwindet, doch ist sie auf weite Strecken von grünen Stellen unterbrochen: das sind die

Schusterflecken. Uns war aus Grohmann's Beschreibung nur so viel erinnerlich, daß über die Flecken jene Scharte gewonnen wird.

Wie es dann weiter geht, wer weiß das? Wir glauben annehmen zu sollen, daß von der Scharte eine tiefe Schlucht, uns in der Projektion unsichtbar, sich direkt zum Gipfel hinanziehe. Es war nun unsere Aufgabe, einen Grohmann in Sexten aufzutreiben. Ja, das war zu viel verlangt. Der Postmeister hatte wohl einmal einen besessen, ihn jedoch ausgeliehen und nicht zurückbekommen. Sehr ärgerlich! Nun die nächsten Tage brachten ohnedem kein Schusterwetter. Um aber nicht ganz müßig zu bleiben, machten wir uns an die voraussichtlich leichtere Rothwand. Wir wußten nichts über vorausgegangene Besteigungen und es war uns interessant, am Gipfel, den wir nicht ganz ohne Schwierigkeit in $6^1/_2$ Stunden von Bad Moos erreichten, Karten von Baron Eötvös, sowie Herrn L. Grünwald zu finden. Leider war von einer Aussicht durchaus nichts zu sehen, so daß die Partie nicht einmal den Werth einer Rekognoscierung des nächstliegenden Elfer für uns hatte. Das einzige, was uns zu Theil wurde, war ein momentaner Abblick auf das Sextner Thal. Sonst nichts als Nebel, Nebel, Nebel. — — —

Am 28. August trat der erwartete Schneefall ein, Tags darauf erfolgte die Ausheiterung und unserseits eine Rekognoscierung des Schusterkares oder Weißlahn, wie es auch genannt wird, um mit möglichst wenig Zeitverlust beim ernsten Angriffe bis an die Felsen heranzukommen. Vom Neuschnee erwarteten wir uns keine allzu großen Schwierigkeiten, da er im Laufe des Tages größtentheils wieder abgeschmolzen war. So setzten wir denn den 30. August für unsere Partie fest.

Sternenbesät spannte das Himmelszelt sich über uns aus, als wir um 4 Uhr ins Freie traten. Dort in der Sägemühle flackerte ein Talglicht, ein Beweis des nimmerrastenden Fleißes, während in das melodische Rauschen des Baches sich das eintönige Rasseln der Säge mischte. Wir müssen hin zur Sägemühle, denn dort leitet eine Brücke über den Bach und jenseits führt der breite Saumweg den Boden des Fischleinthales aufwärts. Die schneidende Kälte ließ ein rasches Tempo angezeigt sein.

Hohe Lärchenbäume stehen zerstreut auf dem Wiesenboden, über den der Weg zieht und zwischen ihnen zeigt sich da und dort eine

dunkle Heuhütte. Hier kommt von rechts ein Zaun herab und dies ist die Stelle, uns von der Rekognoscierung noch ganz wohl erinnerlich, wo wir vom Hauptwege abbiegen müssen. Ein Fußpfad führt mäßig steigend zwischen dichterem Gestrüppe gegen die Ausmündung des Schusterkares hinan. Die breiten Schuttmassen, welche sich im Laufe der Jahre da unten angehäuft haben, sind längst von Krummholz überwachsen, was aber so locker steht, daß einem Hindurchlavieren gar keine besonderen Hindernisse im Wege sind. Weiter oben liegt der Schutt klar zu Tage, bloß an den Seiten hat die Vegetation etwas hereingegriffen und da eine Geröllwanderung nicht zu den angenehmen, wohl aber zu den zeitraubenden Dingen gehört, so hatten wir schon bei der Rekognoscierung beschlossen, am rechten (für den Aufsteigenden linken) Rande des Kaares der Höhe zuzustreben, zumal hie und da Spuren eines ehemaligen Steiges zu erkennen waren. Weiter oben mußten freilich die Geröllhalden überquert werden, doch waren sie hier zu schmalen Runsen zusammengeschrumpft und verursachten so nur geringen Zeitverlust. — Jetzt befanden wir uns gerade unter den Schusterflecken. Diese sind ebenso harmlose Grashalden, als sie von der Ferne steil aussehen. — Wen es danach gelüstet, die weißen Sterne zu pflücken, welche das Symbol unseres Alpenvereins sind, der braucht nur in den Dolomiten, irgend eine Tour zu unternehmen, welche ihn abseits führt von den breiten Touristenstraßen. Reichlich wird er finden, was er sucht. So auch hier auf den Schusterflecken. Mehrmals durchbricht starrer Fels die grüne Halde und wir müssen auch die Hand zum Klimmzuge ausstrecken, da wir uns nicht die Zeit nehmen, eine leichtere Passage zu suchen. Es geht hier eben wie überall. Der gerade Weg ist der kürzeste, darum auch der beste. Einmal muß uns eine enge Klamm und ein darauffolgendes schmales Band forthelfen, dann folgt wieder grüne Halde. Hier oben hat der Neuschnee noch nicht vollständig schmelzen können und das abtriefende Schmelzwasser macht das Gras glatt und schlüpfrig. Aber was liegt daran. Wir stehen ja bereits auf dem Kamme. Ein paar hundert Schritte links über den Felsgrat und wir befinden uns auf der tiefsten Einsattlung. Es war 7 Uhr früh. Bis hieher wäre alles vortrefflich gegangen.

Die Scharte selbst ist ein sehr gemüthliches Plätzchen. Auf einer ebenen Fläche von mehreren Quadratmetern liegen ein paar Blöcke

einladend zum Sitzen. Unmittelbar darüber erheben sich die Wände hier senkrecht gegen den Schuster und auf der andern Seite zieht ein Felsgrat zum Gsellknoten empor, rechts von diesem erscheinen in großer Ferne die Berge der Ankogel-Hochalpenspitzgruppe, links unsere lieben Zillerthaler.

Näher herwärts grollt die Burgruine des Haunold, von uns getrennt durch das düstere Innerfeldthal. Auch Elfer und Zwölfer sehen aus beträchtlicher Höhe zu uns herab.

Nachdem wir unser Frühstück verzehrt hatten, begannen wir uns nach der Fortsetzung des Weges umzusehen. Daß keine Schlucht das Massiv spaltete, um uns den Weg von hier zum Gipfel zu weisen, war klar. Wohl zog sich jenseits auf der Innerfeldseite ein Couloir hinan. Aber selbst wenn die Eiszapfen in ihm nicht herabgehangen hätten, würden wir es doch niemals als brauchbare Anstiegsroute betrachtet haben. Denn eine so großartige Steilheit muß von vornherein eine jede Gangbarkeit ausschließen. Es blieb also kein anderer Ausweg, als die Wände über uns nach links zu umgehen. Ganz einladend lief da ein breites Schuttband hin, stellenweise noch von Schnee bedeckt, aber dort, wo es aper war, ganz kleinen Gries aufweisend. Waren unsere Vorgänger hier gegangen?

Der Tourist gleicht dem Indianer auf dem Kriegspfade, wenn er so niedergebückt nach Spuren späht. Siehe da! Hier ist ein deutlicher Tritt, hier ein zweiter. Und das kann nichts anderes sein als der Eindruck eines Bergstockes. Wir sind auf richtiger Fährte! Ja, solche Spuren halten sich lange.

Unser Band zieht über mehrere Felsrippen weg, Spuren sind mit Sicherheit nicht weiter zu erkennen. Mittlerweile zeigt sich zu unserer Rechten statt der bisherigen Wand gut gangbares Gehänge. Was sollen wir thun? Wir verfolgen das Band noch einige Schritte. Es bricht ab. Doch ist die Fortsetzung ganz leicht zu erreichen. Wenn wir noch weiter gehen, so kommen wir jenseits an eine große Kluft, welche hier den ganzen Berg durchsetzt. Wie weit sind wir beim Traversieren der Wand schon gekommen? Befinden wir uns nicht vielleicht schon direkt unter dem Gipfel? In jenem Momente konnten wir keine sichere Antwort auf diese Fragen geben. Der rechte Weg schien nun einmal verfehlt zu sein. Nun, so steigen wir durch

das erſte beſte Couloir gerade auf! Es geht ganz gut. Es heißt zwar auch tüchtig mit den Händen zugreifen, aber außerordentliches giebt es nichts. Eine gute halbe Stunde waren wir ſo geklettert. Nur wenige Meter und das Couloir mündete zwiſchen zwei Zacken aus. Ich trat knapp an den Abſturz. Ein Ausruf der Enttäuſchung entfuhr meinen Lippen. Ich blickte über einen lothrechten Abſturz in das obenerwähnte Eiscouloir hinab. Eines war klar. Wir waren viel zu weit rechts gerathen. Oh, wären wir nur unten weiter dem Bande gefolgt. Und ganz zurückgehen, das wäre auch unangenehm geweſen. So ſuchten wir nach der Möglichkeit eines Ueberganges in das zunächſt links gelegene Couloir. Die Felsrippe, welche uns davon trennte, war leicht erklettert. Aber hinunter? Ein ſchmaler Riß kam uns zu Hilfe. Er brachte uns dem Boden des erſehnten Couloirs bis auf 5 Meter nahe. Aber das letzte Stück war überhängend.

Heraus mit dem Seile! Mein Bruder ſoll zuerſt hinab. Er hängt Gletſchergurt und den Karabiner des Seiles aneinander, während ich daſſelbe um einen vorſpringenden Zacken ſchlinge. Es obliegt mir aber außerdem auch die Aufgabe, auf die beiden Pickel, ſowie die Rucksäcke zu achten, denn ein eigenmächtiger Sprung würde dieſelben wohl erſt im Schutte des Kares unten haben zur Ruhe kommen laſſen. So ließ ich denn auf engem Platze zuſammengekauert, Stück um Stück des Seiles nach, bis Otto endlich unten ſtand. Die Pickel waren raſch nachgeſeilt, weniger ſchnell ging's mit den Rucksäcken. Denn in dem einen befand ſich unſere Weinflaſche allerdings unſerer Gewohnheit getreu nur mit ſchnödem Waſſer gefüllt: und doch wäre uns ihr Verluſt bitter geweſen. Weit von hier auf einem Zillerthaler Gipfel hatten wir ſie gefunden und an ihrer Stelle damals eine Cornedbeefbüchſe zurückgelaſſen. Seither hat ſie ſo manches mitgemacht und könnte viel erzählen, wenn ihr die Sprache gegeben wäre. — Nun mußte ich ſelber hinab. Ich legte das Seil in ſeiner Mitte doppelt um den Zacken, bat Otto, die beiden Enden unten ſtraff anzuziehen und kletterte daran herunter.

Jetzt ſtanden wir in dem erſehnten Couloir. Es verſpricht uns viel höher hinauf zu führen, als das erſte. Zunächſt geht's wieder ganz leicht. Nach einiger Zeit aber verengt ſich das Couloir zu

einem Kamin. Dieser hatte mehrere Stufen. Besonders die oberste machte mir sehr viel zu schaffen. Nach Art eines Rauchfangkehrers, oder wie Kletterfexen von Profession es nennen würden, unter „Anwendung der Kamintechnik“ mußte man sich hinaufarbeiten. Dazu kam die Unverläßlichkeit des Gesteines, so daß mir kopfgroße Trümmer aus der Wand brachen und Otto, der mich unterstützte, sich nur mühsam vor ihnen decken konnte. Es war ein ganz eigenthümliches Herauskrümmen des Oberkörpers nothwendig, um über den eingeklemmten Stein, welcher das Dach des Kamines bildete, zu gelangen. Zwei Schritte that ich vorwärts in den Schnee, der hier lag und dann rief ich Otto zornig zu, — er könne gleich unten bleiben. Das Couloir war zu Ende. Wieder ein senkrechter Absturz und zu meinen Füßen die mehrerwähnte Eisschlucht. Es war zu verzweifeln. Otto äußerte auch, daß er jede Hoffnung, an dem Tage den Gipfel noch zu erreichen, aufgebe. Und auf das Gewissen befragt, muß ich gestehen, daß ich ebenfalls unsere Chancen für äußerst geringe hielt. Also hinunter und möglichst bald nach links! Viel müssen wir nicht zurück, denn bald zeigt sich ein schmaler Riß, der sich um den linksseitigen Felsthurm herumschlang und Gelegenheit zum Ausweichen nach links bot.

Kaum hatten wir den Kamm erklettert, als wir plötzlich klare Einsicht in unsere Lage gewannen. Unmittelbar vor uns wieder ein Couloir. Jenseits desselben, etwas tiefer als wir, zog sich ein breites Schuttband horizontal die ganze Bergwand entlang. Wenn wir dieses Schuttband gewinnen können, dann kommen wir doch noch heute auf den Schuster! Doch halt! Die Sache hat noch einen Haken, das Schuttband ist erstlich nahe herwärts von einem Couloir unterbrochen. Nun das wird unschwer zu passieren sein. Aber weiter draußen durchreißt das Band eine tiefe Kluft, wenn nur diese uns kein ernstes Hinderniß bietet!

Vorerst also heißt's hinab in das vor uns befindliche Couloir. Ein ganz schmales Felsband läuft den steilen Wandbau entlang nach einwärts. Wir sparen an Höhe, wenn wir es verfolgen. Er bricht zwar ab, indeß ist die folgende senkrechte Wandstufe nicht sehr hoch. Und abermals muß das Seil herhalten, wie schon bei der früheren derartigen Stelle. Es ist nur der Unterschied, daß die Wandstufe hier weniger hoch und nicht überhängend ist.

Es folgte nun eine — sit venia verbo — sogenannte Traversierstelle, wo wir auf ganz schmalen Fußtritten die steile, plattige Wand entlang mußten, bis wir endlich das ersehnte Schuttband erreichten. Das nun folgende Couloir ließ sich, wie vorausgesehen, leicht, sogar ohne Höheverlust ausgehen und nun stürmten wir über das ebene Schuttband dahin, um möglichst bald die bangen Zweifel betreffs unseres Weiterkommens zu zerstreuen. Da standen wir auf einem kleinen Vorbau und blickten hinab in die furchtbare Schlucht. Eines war sicher. Hinabgelangen konnten wir leicht und zwar durch einen Schneekamin zwischen unserem Standpunkte und den jäh sich erhebenden Felswänden über uns. Aber jenseits hinauf? — Rastlos flog das Auge über die schroffen Felsmauern hin. Genau uns gegenüber schnitt in dieselben ein ganz schmaler Schneekamin. Wie tückisch, daß er mitten in der Wand aufhörte, ohne den Grund der Schlucht zu erreichen.

Nun mußte man sich die Sache von der Nähe ansehen. Ohne Schwierigkeit leitete uns der genannte Schneekamm auf den Boden der Schlucht, welche mit einer tiefen Lage Schnees bedeckt war. Unterhalb machte die Schlucht einen senkrechten, sehr hohen Absatz, über den ein reichlicher Wasserfall hinabstürzte, oberhalb rechts, wie links äußerst steile, fast lothrechte Wände, welche jedoch sehr nahe aneinander rücken. Dann ist die Schlucht durch einen riesigen, ebenfalls wasserüberströmten Kamin abgeschlossen. Wenn wir uns nur in keine Sackgasse verrannt haben! Ich wollte schon verzweifelnd wieder zurücksteigen, als mich Otto auf ein ganz seichtes schneebestreutes Couloir aufmerksam machte, das direkt von unserem Standpunkte über die ganze zu ersteigende Wand hinaufzog, nur daß es mit einer überhängenden Stufe drei Meter über uns abbrach. Hier mußte der „menschliche Steigbaum" versucht werden. Otto lehnte sich an die Wand, während ich auf seine Schulter stieg. Ja, wenn der Fels nicht übergehangen wäre! So drängte es mich ganz nach rückwärts. Und dann der elende Neuschnee! Ich mußte erst abkehren. Aber nicht genug damit, auch die Steine waren ganz locker. Einen um den andern brach ich aus und schleuderte sie die Schlucht hinunter. Es ist umsonst. Wir sind beide von der üblen Stellung schon zu abgemattet und kopfschüttelnd springe ich in den Schnee hinunter. Nun versucht Otto auf meinen Schultern den oberen Absatz zu ge-

winnen. Aber auch er muß bald davon abſtehen. Alſo doch zurück? Nein, noch ſoll ein Verſuch gemacht werden! Wir ſtemmen den einen Pickel mit dem Stachel in eine Felsſpitze, die ſich in Schulterhöhe befindet, das andere Ende nimmt Otto auf ſeine Schulter. Auf dieſe horizontale Lage ſteige ich hinauf. Jetzt hindert das Ueberhängen der Wand nicht ſo ſehr. Und im nächſten Moment habe ich einen ſicheren Griff frei gemacht. Ein energiſcher Ruck, ein Klimmzug und ich bin oben. Aber von einem feſten Stand kann nicht die Rede ſein. Griff um Griff muß erſt vom Schnee befreit und auf ſeine Feſtigkeit geprüft werden und kaum einer erweiſt ſich als ſicher. Ein wahrer Steinhagel ergoß ſich über Otto, während ich ſo langſam Meter um Meter das fürchterlich ſteile Couloir hinanklomm. Jetzt war das ganze 20 Meter lange Seil zu Ende. Gut, daß ſich mir eine ſchmale Spalte zeigte, in welcher ich die aufgeſtellten Pickel und Rucksäcke bergen konnte.

Die Füße auf ganz ſchmale Leiſten, aber mit Knieen und Ellbogen angeſtemmt, konnte ich meinem Bruder durch das Seil über die unterſte Stufe heraufhelfen. Als er ſie überwunden hatte, benutzte ich das freigewordene Seil, um ganz auf die Felsrippe hinaufzuſteigen. Da konnte ich einen ganz ſicheren Stand einnehmen und Otto in aller Ruhe am Seile nachklettern. Beim Gepäck angelangt, reichte er mir daſſelbe und gleich darauf ſtanden wir wieder nebeneinander. Ha, ha: die Maus iſt ihrer Falle doch entſchlüpft!

Ein paar Schritte abwärts bringen uns auf die Fortſetzung unſeres Schuttbandes. Wir brauchen es nicht mehr weit zu verfolgen. Denn die Felſen rechts zeigen bald einen geſtuften Charakter und wir müſſen uns jetzt gerade unter dem Gipfel befinden. Doch ſcheint es noch ſehr weit dahin zu ſein. Es zeigen ſich über uns maſſige, ockergelb gefärbte Felsbauten, welche ein Couloir zwiſchen ſich ſchließen. Dieſes Couloir muß uns den weiteren Aufſtieg ermöglichen. Ein paar Kamine laſſen uns das Klettern ziemlich ſauer werden. Dort in einer Scharte ſcheint die Klamm wiederum ihr Ende zu erreichen. Otto klettert direkt auf die Scharte zu. Ich aber habe in den Felſen links die Ritzen von Steigeiſen geſehen und ſteige gerade auf, obſchon es ſehr ſteil iſt. Kaum war ich ein paar Meter geklettert, als ich auf dem Felsthurm rechts einen Steinmann erblickte. Ich rufe dies Otto zu, erkenne jedoch ſofort, daß ich nur wenige Schritte

zu ſteigen brauche, um mich höher zu befinden. Noch ein paar Meter und ich ſtehe auf einem breiten Grat wenige Schritte vor einem maſſiven Steinmann, der als Krone einem Rieſenblocke aufgeſetzt iſt. Es iſt 1 Uhr vorbei. Etwas abgeſpannt laſſen wir uns auf den bequemen Blöcken nieder.

Es iſt eine billige Phraſe zu ſagen, die Ausſicht eines Gipfels ſei ſehr ſchön. Es iſt auch leicht, zur Vermehrung des Stoffes die Zuhörer mit der Aufzählung der Spitzen zu langweilen, welche man, wie die Karte zeigt, ſehen muß. Es gehört dies in eine geographiſche Abhandlung entſchieden hinein, doch muß die Aufnahme der Spitzen in das Verzeichniß dann auch gewiſſenhaft auf dem beſtiegenen Gipfel geſchehen ſein. — Da dies bloß ein touriſtiſcher Bericht ſein ſoll, ſo begnüge ich mich zu ſagen, welche Theile der Ausſicht klar waren, welche nicht und dann, was wir eigenthümliches an derſelben fanden. Der Norden und beſonders der Weſten und auch der Oſten waren durch den aufgeſtiegenen Mittagsnebel getrübt: Nordoſt und Südoſt waren ganz klar. Es fiel uns u. a. auf, daß der Elfer und Zwölfer, welche ja doch entſchieden niedriger ſind als unſer Standpunkt, bis an den Horizont heraufzureichen ſchienen. Eigenthümlich iſt auch die große Menge von Felsnadeln, welche unmittelbar um unſeren Gipfel herumſtehen, alle oben eine ebene Fläche tragen und ſämmtlich mit einer Anzahl von Steintrümmern bedeckt ſind. Wir ſuchten unter den ſüdlich gelegenen eifrig nach einer, welche einen Steinmann getragen hätte, indem wir dieſe dann für den „kleinen Schuſter" des Herrn von Lendenfeld hätten anſehen müſſen. Derſelbe war vor einigen Wochen mit Archangelo Dimai ausgezogen, um den Schuſter zu erſteigen. Sie kamen zu weit ſüdlich, erklommen einen der erwähnten Zacken, wie es heißt, nach Ueberwindung von eisbedeckten, überhängenden Kaminen, ließen es ſich jedoch an dieſen Lorbeeren genug ſein und kehrten nach Sexten zurück. Wir konnten den geſuchten Zacken, wohl aus Mangel an Zeit, nicht entdecken. Eine ähnliche Nadel iſt die nördliche, ſteinmanngekrönte, dem Gipfel an Höhe ſehr nahe kommende, deren ich ſchon beim letzten Aufſtiege Erwähnung gethan und welche von der Scharte unter dem höchſten Gipfel über ein circa 4 Meter hohes Wandel, das aber nicht ſehr einladend ausſieht, zu erreichen wäre. Wir ließen es uns an der Erſteigung des höchſten Gipfels genug ſein. Wie ich ſpäter erfuhr,

hatte ich nicht Unrecht, diesen Steinmann dem verwegenen Michel Innerkofler zuzuschreiben. — Auf unserem Gipfelgrat nun befinden sich zwei Steinmänner, einer am nördlichen und einer am südlichen Ende. Der letztere war es, neben dem wir uns gelagert hatten. Wir durchsuchten ihn und fanden auch eine zerschlagene Weinflasche, in welcher die Karten von 9 vorausgegangenen Besteigungen sich vorfanden. Eine Karte des Herrn Pöschl nahmen wir, nachdem wir eine genaue Abschrift hinterlassen hatten, zum Andenken an diese ereignißreiche Partie mit uns. Es ist selbstverständlich, daß wir unsern Proviant nicht schonten, sondern uns redlich bemühten, die Last am Rücken gegen eine in unserem Magen zu vertauschen.

Es galt nun noch, nach dem Rückweg auszuschauen. Indeß konnten wir nichts anderes herausbringen, als daß wir möglichst gerade abzusteigen hätten und so verließen wir nach $^{3}/_{4}$ Stunde Aufenthalt den Gipfel. Der erste Theil des Abstieges mußte natürlich mit der im Anstiege eingehaltenen Route zusammenfallen. Wir wählten die Variante, welche Otto im Anstiege eingeschlagen hatte, also über die Scharte. Da geschah es Otto, welcher voraussstieg, daß unter dem Stoße seines vorne eingesetzten Pickels ein Theil der Wand ausbrach und der ganze über dem Kamin angesammelte Schutt in Bewegung gerieth und größtentheils, donnerndes Echo erweckend, hinabstürzte. Um sich zu erhalten, mußte mein Bruder seinen Pickel fahren lassen und mit den Händen nach den Felsen greifen. Glücklicherweise blieb der Pickel gleich unterhalb hängen und wir konnten beruhigt den Abstieg fortsetzen. Bei der Ausmündung des Couloirs in der gestuften Wand, wo wir von unserer Anstiegsroute, welche sich nach links hinüberzog, abzuweichen hatten, hieß es wiederum nach den Spuren unserer Vorgänger suchen. Und hurrah! bald entdeckten wir Tritte im feineren Geröll der Bänder, bald auch Ritzen der Steigeisen und um alle Zweifel zu beheben, auch eine kleine Steindaube. Im Zickzack ging es nun abwärts. Kaum daß wir irgendwo mit den Händen zuzugreifen brauchten.

So näherten wir uns allmählich von der Seite her jener großen Hauptschlucht, deren Ueberseßung höher oben uns beim Aufstiege so schwer geworden war. Unsere Wand stand da auf einem Geröllfelde auf, welches allerdings weiter unten wieder in Wänden abbrach.

Aber um die Wände jenseits der Schlucht lief ein breites Schuttband und das war kein anderes als jenes, welches wir von der Scharte über den Schusterflecken in allem Anfange benutzt hatten. Zwei Minuten hätten wir nur weiter zu gehen brauchen, bis über die breite Schlucht und wir hätten uns wenigstens drei Stunden schwierigster Kletterarbeit erspart. Nun ja, das muß man sich gefallen lassen, wenn man ohne Führer geht. Da standen wir wieder auf der Scharte und blickten hinüber nach dem wilden Haunold. Doch was war das? Gerade über dem Gipfel dieses Berges auf einem Hintergrunde von leichten Wolkenstreifen zeigte sich ein tieffarbiges Spektrum, von der Gestalt eines Ovals, dessen Längsdurchmesser horizontal gestellt und etwa $1^1/_2$ Sonnendurchmesser lang war. Die Grenzen waren unbestimmt, das rothe Ende links, das violette rechts gelagert. Die Sonne stand vielleicht 30 Bogengrade links ungefähr in gleicher Höhe mit der Erscheinung über dem Horizonte und war uns durch eine dunkle fischschwanzartig gespaltene Wolke verdeckt. Es war 5 Uhr 26 Minuten. Während wir beobachteten, verzogen sich die hinter der Erscheinung gelagerten Wolkenstreifen, ohne daß dadurch etwas geändert worden wäre. Ja die Farben wurden eher noch intensiver. —

Ich will sie, meine Herren, nicht mit einem Erklärungsversuch dieser höchst seltsamen Erscheinung belästigen, indem ich so etwas lieber den Fachmännern überlasse, sondern nur bemerken, daß dieselbe mit dem geschlossenen Regenbogen oder Brockengespenst durchaus nichts gemein hatte, indem ja bekanntlich das letztere immer auf der, der Sonne entgegengesetzten Seite zu Tage tritt. Ja, es ist mir sogar zweifelhaft, ob wir es hier mit einer Interferenzerscheinung oder nicht vielmehr mit einem reinen Beugungsphänomen zu thun hatten.

Da standen wir auf unsere Pickel gelehnt und starrten nach Westen hin, bis nach und nach im Verlaufe von 10 Minuten die Erscheinung blässer wurde und verschwand. —

Wir sahen einander an. Beide hatten wir *einen* Gedanken: Eduard Whymper am Matterhorn. Wir erinnerten uns der ergreifenden Schilderung, wie die ersten Ersteiger bald nach der Katastrophe das Brockengespenst zu Gesicht bekamen; wir ahnten etwas von dem, was jene gefühlt haben mochten. —

Hinab waren wir bald über die Schusterflecken, hinab über die „Weißlahn“. Der Schuster hatte einstweilen eine leichte Nebelkappe aufgesetzt und jenseits über dem Elfer stand ein stolzer Wolkenkegel. Die Sonne mußte unterdeß auch hinabgesunken sein und so kam es, daß es plötzlich über dem Elfer aufflammte, wie wildester Feuerschein. Grellroth leuchteten die höchsten Zinnen, grellroth flammte es aus der Wolke. Umgeblickt nach dem Schuster! — Stumm vor Entzücken lassen wir uns auf das Gerölle nieder. Zwischen den einzelnen Zacken des Schustermassivs schossen Lichtstrahlen durch, so daß der Berg wie mit einer Strahlenaureole aus zartestem Rosaroth gekrönt herniedersah. Jedes Strahlenbündel verbreiterte sich an seinem Ende: eine duftige Krone auf königlichem Haupte.

Es dunkelt und leise rauscht es in den Lärchen. Wir haben nicht mehr weit nach Hause.

7 Uhr 20 Minuten ist es, da wir unseren Einzug halten in Bad Moos. Da steht der Wirth und Badebesitzer, ein wahres Prachtbild eines kraftbewußten Mannes. Er spricht nur gebrochen deutsch. Sie hätten schon große Angst um uns ausgestanden, weil wir so spät erst zurückgekommen seien. Der Sägemüller habe uns zu Mittag auf dem Schustergipfel gesehen und da hätten sie gedacht, wir müßten früher heimkehren. — —

Der folgende Tag war für uns ein Rasttag. Wir vernahmen, daß ein Herr, welcher uns gut kenne und schon Touren mit uns gemacht habe, heute mit Franz Innerkofler zu einer Besteigung des Schuster ausgerückt sei. Auch wurde uns ein Gespräch hinterbracht, welches zwischen den Sextner Wirthsleuten und dem Herrn darüber geführt worden war, ob wir mit unserer Partie einen Erfolg haben könnten. Die Einheimischen vertraten die strenge Negation, während der Fremde behauptete, wir seien sehr hartnäckig, wenn es am selben Tage nicht gehe, gäbe es ein Bivouak und am zweiten Tage sei der Erfolg uns sicher.

Etwas verblümter drückte sich ein anderer Herr aus, ein bestbekannter Wiener Tourist, zu dessen Eigenthümlichkeiten es gehört, jeden Samstag zum Baumgartner hinaufzuwandern, welcher zufällig zur selben Zeit in Sexten anwesend war. Er rieb sich die Hände und sprach besorglich: „Wenn's nur heute keine kalte Nacht giebt“. Wie sich gezeigt hatte, waren derlei Besorgnisse unbegründet.

Den Vormittag über vertrieb ich mir die Zeit damit, gemeinschaftlich mit dem Sextner Arzte mittelst eines „Spektivs" nach den Schusterspitzen zu schauen. Und richtig, es gelang uns, die beiden Gestalten zu erblicken, wie sie eben den Gipfel verließen. — Das schönste an der Sache war, daß wir uns über die Person unseres angeblichen Bekannten nicht einigen konnten. Wir wußten nämlich zwei Freunde, auf welche die Beschreibung der Sextner paßte und jeder der beiden hätte der Schusterbesteiger sein können. Und gerade über das entscheidende Merkmal, das Tragen von Brillen, konnten wir nichts sicheres in Erfahrung bringen. Erst als des Nachmittages die wohlbekannte Gestalt unseres Grazer Freundes A. von Worafka daherschritt, waren die Zweifel gelöst.

Wir begleiteten ihn nach Ort Sexten hinaus und tranken gemüthlich plaudernd einen Nachmittagskaffee. Dabei erfuhren wir aus seinem Munde, daß Fr. Innerkofler auf den Schuster jetzt nicht mehr über die Schusterflecken führe, sondern seinen Weg noch weiter durch das Kar aufwärts nehme, bis sich Gelegenheit bietet, von links her über ein Geröllfeld an die große Schlucht heranzukommen, wo sich dieser Weg dann mit dem anderen, von uns im Abstiege benutzten, vereinigt. Dieser Weg mag vielleicht etwas kürzer sein, als der über die Schusterflecken, indeß hat er dafür die Unannehmlichkeit einer längeren Geröllwanderung. In weiterem Gespräche fragten wir unter anderem: „Haben Sie noch unsere Spuren gesehen?" „Nicht mehr viel, nur am Gipfel war der Schnee zusammengestampft. Aber etwas Anderes habe ich gefunden: Käsrinden." Das ihm eigenthümliche Lächeln schwebte auf seinen Lippen. — Er ging hinaus nach Innichen, wir zurück nach Bad Moos. —

Tags darauf hatte der Elfer die Unfreundlichkeit, uns aus der Nähe seines vorderen Gipfels zurückzuschlagen durch einen grauenhaften Schneesturm, welcher auf einen ganz reinen Morgen folgte: der einzige Mißerfolg, den wir auf unseren Touren im Sommer 1881 zu beklagen hatten. Von da ab war in den Dolomiten nichts mehr Ordentliches zu unternehmen. Der fast täglich fallende Neuschnee hätte einige warme, klare Tage gebraucht, um abzuschmelzen und die momentanen Lichtblicke konnten dem Bergsteiger höchstens Zornesrufe entlocken über die Unbeständigkeit des Wetters. Einen solchen hellen Vormittag am 4. September benutzten wir, um noch einmal vom Gipfel

des Helm Sextens Dolomiten zu ſchauen. — Es war uns nicht vergönnt, unſere Lieblingspläne, Beſteigungen des Elfer und Zwölfer auszuführen.

Denſelben Nachmittag beſtiegen wir in Innichen einen Waggon des nach Lienz verkehrenden Eilzuges. Ein freundlicher alter Herr lüftete höflich den Hut, ſich als Mitglied der „Sektion Frankfurt“ vorſtellend. Wir nannten unſern Namen: „Sektion Auſtria.“ „Ich habe ihre Karten am Olperer gefunden.“ „Ach“, da ſind Sie der Herr W., von dem wir ſchon ſo vieles gehört haben.“

Wir ſchütteln unſerem neuen Bekannten hocherfreut die Hand. Der Zug ſetzt ſich in Bewegung. Wir blicken zum Fenſter hinaus. Feuchte Nebel ſtreichen um die düſteren Zinnen. Im Hintergrunde treten ſie jetzt etwas aus einander. „Das ſind aber wilde Zinnen, wie heißt dieſe hochaufragende Nadel?“ „Oh — das iſt er, der königliche Schuſter.“ Die Bahn macht eine Wendung und wir haben Abſchied genommen von Sextens Dolomiten. — —

Sechster Abschnitt.

Die Dachstein-Gruppe.

Allgemeines.

Die Dachstein-Gruppe, welche von dem eigentlichen Dachstein-Gebirge, dem Grimmingstock, dem Gosau oder Stuhl-Gebirge und dem Höhenzug des Roßbrand zusammengesetzt wird, charakterisiert Prof. Dr. Simony in seiner eingehenden Arbeit über dieselbe*) treffend mit den Worten: „Eine an das Unbegrenzte reichende Mannigfaltigkeit der äußeren Gestaltung ist der hervorragendste Charakterzug der Kalkalpen. Wenn man von einem günstig gelegenen Höhenpunkte eine größere Strecke der Kalkalpen überschaut, so sind oft in dem ganzen weiten Umkreise kaum zwei Gipfel von gleichem Umrisse zu finden. Hier sind es sanft ansteigende Rücken oder Kuppen, dort senkrecht emporstrebende Wände und Zinken, welche dem Blick begegnen. An einer Stelle erhebt sich das Gebirge als massige, ungegliederte Plateaubildung, an einer anderen erscheint es als tief zerklüfteter Zackenkamm. Zwischen diesen Extremen der Formentwicklung und Gliederung aber finden sich zahllose Uebergänge, welche jedweder Klassifikation nach bestimmten Typen spotten.

In keinem Theile des ostwärts der Rheinfurche gelegenen Abschnittes der nördlichen Kalkalpen sind neben einem unbegrenzten Wechsel von den sanftesten Formen des Mittelgebirges bis zu den wildesten Gestaltungen hochalpiner Erhebungen die Gegensätze massiger

*) Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins 1881.

Plateau-Entwicklung und zerriſſener Zackenkammbildung ſo nahe an einander gerückt, wie in der Dachſtein-Gruppe."

Das meiſte Intereſſe verlangt das engere Gebiet der eigentlichen Dachſtein-Gruppe, welches ungefähr 64 Prozent des ganzen Gebietes beträgt.

Wer kennt wohl nicht den durch Wort und Bild ſo häufig gefeierten Dachſtein? Wie ein Fürſt thront er inmitten einer herrlichen Landſchaft, die, was Lieblichkeit anlangt, als eine Perle in den deutſchen Alpen bezeichnet werden kann.

Wie intereſſant iſt doch eine Fahrt aus dem Herzen des Salzkammergutes, aus Iſchl an den Hallſtädter See und von dieſem hinauf zu den Rieſen des Dachſtein-Gebirges! Viele, viele wanderten ſchon dieſen Weg und waren entzückt von den Herrlichkeiten.

Trotzdem die ſteil aufſtrebenden Gipfel faſt unnahbar erſcheinen, machte man ſich ſchon frühe daran, dieſe trotzigen Geſellen zu bezwingen. Auf Anregung des Erzherzogs Johann unternahm 1819 und 1823 der Jäger J. Buchſteiner die Beſteigung des Thorſteins, als des vermeintlichen höchſten Gipfels*). Die erſte nachweisliche Beſteigung des hohen Dachſtein führte Prof. Thurwieſer im Jahre 1834 mit den beiden Führern Adam und Peter Gappenmayer aus Filzmoos aus. Alle dieſe Beſteigungen, ſowie die wenigen, die in den nächſten Jahren folgten, wurden vom Goſauer Gletſcher unternommen; Profeſſor Simony war es nun, der die Erreichung des Gipfels vom Hallſtädter Gletſcher dadurch ermöglichte, daß er an den gefährlichſten Stellen der Wände Seile anbringen ließ.

Was die Südſeite des Dachſtein-Gebirges betrifft, ſo wußte man wohl, daß ſich dasſelbe hier in der ganzen Großartigkeit zeigt, doch fehlten von denen, die von dieſer Seite einen Aufſtieg unternommen hatten, eingehende Berichte über die obwaltenden Verhältniſſe.

Man ſtieg entweder über die Windlegerſcharte weſtlich vom Thorſtein, um die Goſauer Seite zu gewinnen, oder man ging über die Feiſterſcharte und über den Stein zum Schladminger und Hallſtädter Gletſcher.

*) G. Geyer „die Dachſtein-Gruppe". Zeitſchrift des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins 1881.

Da war es dem alten Joh. Schrempf vulgo Anhäusler 1874 beschieden, einen nähern und bequemern Weg durch die Schwadering-Schlucht zur Hunerscharte zwischen Hunerkogel und kleinem Koppenkarstein ausfindig zu machen.

Im Jahre 1875 erfolgte die Eröffnung der Gisela-Bahn und damit erhöhte sich die Frequenzziffer der Besucher des Dachsteingebietes ganz auffallend. Einige alpine Vereine, so der steirische Gebirgsverein, die Sektion Austria des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, der Oesterreichische Touristenclub nahmen sich der Wegeangelegenheit an und erwarben sich das Verdienst, durch Sprengungen, Anbringung von Seilen, eisernen Stiften und Drähten den sonst so schwierigen Aufstieg bequemer und sicherer gemacht zu haben.

Nachdem im Jahre 1880 die Sektion Austria zur bequemen Unterkunft die Austriahütte erbaut hatte, konnte man dreist behaupten, daß der Dachstein unter den dominierenden Spitzen der östlichen Kalkalpen der best zugängliche ist.

Eine Besteigung des Hohen Dachstein (2996 Meter)

von Dr. med. **Henrici**, Leipzig.

Schon im Jahre 1878 war es mein Bestreben, den Hohen Dachstein von der Gosauer und Hallstädter Seite zu besteigen, doch war das Wetter für dieses Unternehmen nicht günstig — ich bekam den Dachstein gar nicht zu Gesichte.

Weiter kam ich im Jahre 1883; bei dem herrlichsten Wetter wanderte ich mit dem alten Joh. Schrempf, welcher sehr erfreut war, mit mir seine 99. Dachsteinbesteigung machen zu können, zur Austriahütte hinauf, mußte jedoch, da strömender Regen eine Besteigung wieder verhinderte, unverrichteter Sache nach Schladming zurückkehren.

Doch ganz resultatslos blieb der Aufstieg zur Austriahütte nicht, ich war gewürdigt worden, von da aus Abends das Dachstein-Gebirge in der ganzen Herrlichkeit zu sehen und das befestigte meinen Entschluß, hierher zurückzukehren und von da aus den Dachstein zu besteigen.

Im Sommer 1885 sollte mein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gehen.

Da die Witterungsverhältniſſe günſtig waren, fuhr ich mit meinem Freunde Paſtor H. von Salzburg über Biſchofshofen nach Schladming; nachdem wir uns in der alten Poſt geſtärkt, ergriffen wir den Wanderſtab und marſchierten nun frohen Herzens unſerem Ziele zu. Zuerſt führt der Weg über die beraſte und bebaute, dann bewaldete Terraſſe, welche eine Ausſicht auf das Dachſtein-Gebirge verſchließt; man hat hier keine Ahnung, daß nach einer Stunde mäßigen Steigens ein Panorama ſich darbietet, wie es herrlicher nicht gedacht werden kann. Iſt man nach einer angenehmen Wanderung durch den kühlen Tannenwald bei dem bekannten Torfſtich angelangt, ſo ſteht man wie gebannt, denn vor dem Beſchauer thürmen ſich plötzlich jene Rieſenwände auf, die in öſtlicher Richtung zum Hohen Dachſtein hinaufziehen.

In jähen, bis 700 Meter hohen Abſtürzen reichen die Wände dieſer Dachſteintrabanten herab zu den Geröllhalden, um dann überzugehen in die geſegneten Gefilde der Ramſau.

Man weiß nicht, was man mehr anſtaunen ſoll — die roſig angehauchten, von leichtem Nebelflor umwehten Klippen und Zinken, oder die grauſigen, keinen Halt bietenden Kalkwände.

Wir ſtehen da und möchten mit Rouſſeau ausrufen: „Man vergißt alles; man vergißt ſich ſelbſt, man weiß nicht, wo man iſt.“

Wir begriffen, wie einerſeits die alten Römer mit Livius nur von der „Foeditas“ der Alpen ſprechen konnten, wie aber in den Jahrhunderten eine derartige Wandlung in den Anſichten über die Schönheiten der Alpen eintreten mußte, daß Dichter und Maler wetteiferten, die Großartigkeit der Alpenwelt zu preiſen.

Es wurde uns erklärlich, daß Simony ein Menſchenalter lang ſich gerade der Bewunderung dieſes Gebirgsſtockes hingeben konnte und daß es ihm nicht bloß darum zu thun war, z. B. zahlenmäßig das Vorrücken und Zurückgehen der Gletſcher in dieſem Gebiete feſtzuſtellen.

Nach Oſten reicht unſer Auge bis zum Stoderzinken und von Oſten nach Weſten gehend ſind die einzelnen Punkte der vor uns liegenden Kette nach der Nomenklatur Simony's folgendermaßen benannt:

Zuerſt erſcheint der Sinewell (2343 Meter), an dieſen reiht ſich die Feiſterſcharte (2209 Meter), der Eſelſtein (2551 Meter), die Scheichenſpitze (2662 Meter) u. ſ. w.

Nach einer Wanderung von einer halben Stunde kamen wir nach St. Rupert am Kulm; während mein Reisegenosse sich ausruhte und dem Bethause, welches nebenbei bemerkt durch den Tod seinen Prediger vorloren hat, einen Besuch abstattete, begab ich mich in's Kulmwirthshaus, um 2 Führer — Florian Steiner und Carl Fischer zu werben. War ja der alte Anhäusler, nach welchem ich in Schladming sofort gefragt, nicht mehr im Stande, weitere Besteigungen auszuführen. Er hat das Bewußtsein, nach Kräften das Seinige beigetragen, die Südseite des Dachsteins, dieses herrliche Stückchen Erde, den Touristen zugänglich gemacht zu haben. Einen Gruß sende ich ihm.

Die Ramsau — 9 Kilometer lang und 4 Kilometer breit — ist eine Oase in diesem wilden Hochplateau und umfaßt eine intelligente und fleißige Gemeinde; hier hat die Kultur noch nicht geleckt, die Ramsauer haben es verstanden, aus ihrem Gau ein Schmuckkästchen zu machen, das man immer gern betrachtet.

Auf bequemen Wegen schreitet man zwischen den wohlgepflegten, eine gewisse Wohlhabenheit zeigenden Gehöften hin, links den bewaldeten Höhenzug, welcher die Ramsau von dem Ennsthale trennt.

Bald traten unserm entzückten Auge die drei riesigen Häupter, die wir längst ersehnt, entgegen: der hohe Dachstein, die Mitterspitze, der Thorstein. Der bewaldete Röttesberg schließt nach Westen zu ab, während man nach Süden die ganze Kette der niedern Tauern erschaut.

In einer halben Stunde steht man vor dem einfachen Bethause, in dessen Nähe das gute Gasthaus des Perhab durch seinen Spruch zum Besuche einladet:

„Gott lieben, macht selig,
Wein trinken, macht fröhlich;
Drum liebe Gott und trinke Wein,
So kannst du fröhlich und selig sein."

In der Höhe des Karlwirthshauses angelangt, zweigt sich der Weg rechts ab und Angesichts des gewaltigen Koppenkarsteins steht man bald vor der Brandalpe und nach weiteren 10 Minuten war das Ziel des heutigen Tages, die Austriahütte erreicht.

Diese Unterkunftshütte, im Jahre 1880 von der Sektion Austria des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins erbaut, bietet den Touristen

Gosausee mit dem Dachstein.

Digitized by Google

alles Wünschenswerthe. Zweimal übernachtete ich hier und ich muß offen gestehen, daß ich diese Hütte für eine der best eingerichteten halte; diese zwei Abende sind von mir unter die schönsten zu zählen, welche ich in den Alpen verlebte.

Zwanzig Minuten oberhalb liegt der gefeierte Aussichtspunkt „der Brandriedel" (1724 Meter). Wahrlich mit weniger Mühe wird nicht gleich ein solch' hervorragender Aussichtspunkt gewonnen, wie dieser. Nicht satt wird man, sich zu versenken in die unvergleichlichen Bilder, welche sich hier bieten. Wie majestätisch blicken Dachstein und Thorstein auf uns herab, wie großartig zeigen sich die niedern und hohen Tauern bis zur Dreiherrnspitze, wie wohlgezeichnet präsentiert sich die Bischofsmütze!

Ungern sieht man die Sonne scheiden, die Natur geht zur Ruhe. Auch wir ziehen uns in die anheimelnde Hütte zurück mit dem innigsten Wunsche, daß morgen ein freundlich lachender Himmel auf uns herabschauen möge.

Früh $^3/_4$ 2 Uhr erfreuten uns die wackern Führer, die sich auf der ganzen Tour trefflich bewährten, mit der Kunde, daß das Wetter unserm Vorhaben günstig sei. Gestärkt durch den besten Schlaf, erheben wir uns rasch und bald nach 2 Uhr verlassen wir das gastliche Haus. Von der Hütte wenden wir uns nach rechts, überschreiten das untere Ende der von Krummholz überzogenen Edelgriesschlucht und steigen den grünen Rücken der am Fuße der Thürlspitze sich ausbreitenden Brandstell hinan und dann hinunter in eine Geröllhalde, die ostwärts überquert wird. Ueber Geröll und Rasenhänge geht's dann in die Schwadering, ein von hohen Felsen umschlossenes Tobel, in dem man mühsam ansteigt. Ueber den letzten Felsrücken hinwegklimmend, erblicken wir freudig erregt den durch Sprengungen ausgehöhlten Weg, welcher uns rasch emporbringen soll.

Das „Brett", welches früher viele Schwierigkeiten machte, wird schnell überwunden und bald stehen wir am untern Ende der „rothen Rinne", in welcher das sichere Seil liegt, mit dem man sich über Klammern und Stifte emporzieht. Eine interessante, von hohen, braunrothen Felsen eingefaßte Schlucht!

Außerhalb derselben kommt man auf einem Felsbande bald zur „Wand", eine über 70 bis 80° geneigte, circa 20 Meter hohe Platte, welche früher viel Umsicht und Schweiß verlangt haben mag, jetzt

aber gefahrlos, durch Seil und Klammern unterstützt, überklettert wird. Und nun wird in raschen Schritten, in wenig Minuten die Einsattlung zwischen Hunerkogel und Koppenkarstein, die Ramsauer oder Hunerscharte (2500 Meter) genommen.

3½ Stunden sind seit dem Aufbruche von der Austriahütte verflossen; vergessen ist alles beschwerliche Klettern über Felsen, Geröll und Schutt; jubelnd betreten wir die von der herrlichsten Morgensonne beschienenen, glitzernden Schnee- und Eisflächen des Schladminger Gletschers. Mit voller Majestät begrüßt uns rechts der gewaltige Koppenkarstein, von dessen Fuße sich nach Osten die Einöde des „Steinplateaus" zieht, gradaus der lang sich ziehende Gjaidstein, von dessen Westabsturz man hinausblickt in das grüne Becken von Aussee.

Leicht und bequem über den sanftgeneigten, gefahrlosen Gletscher dahin wandelnd, stehen wir bald vor den doppelgezackten beiden „Dirndln"; doch nicht lange fesseln uns diese, denn in seiner ganzen stolzen Schönheit tritt nun der Dachstein hervor. Kaum nehmen wir uns Zeit zu einer Stärkung, da eilen wir schon über das Karl-Eisfeld hin zum Fuße des Riesen, um auch noch die letzte Steigung, die uns vom Gipfel trennt, zu überwinden.

Früher stieg man an der Nord-Ostseite über eine steile Firnhalde empor zur Dachsteinspitze oder benutzte die Schneewand, die sich vom Grate zwischen der Dachsteinwand und dem Dachstein herabzieht.

Da die berüchtigten Randklüfte zu Zeiten diese Aufstiegwege unmöglich machten, nahm die Sektion Austria sich dieser Sache an und ließ durch Anbringung von Seilen, eisernen Stiften und Klammern einen Aufstiegsweg herstellen, der von schwindelfreien Touristen gefahrlos zu begehen ist. Dieser Aufstieg findet auf dem östlichen Felsvorbau der Dachsteinwand statt, doch muß man, um diese Seite zu gewinnen, auch erst eine Randkluft mittelst einer Leiter übersetzen.

Man ersteigt den Felsvorbau nun an den eingeschlagenen Klammern, Stiften und an den befestigten Seilen, geht dann den Grat entlang, überschreitet das oberste Ende der steil abfallenden Schneewand, um dann am Seil geleitet jene steile Schlucht zu gewinnen, welche zuweilen von Schnee und Eis ausgefüllt, direkt zum Gipfel emporführt.

Sed omnes angustiae, omnes altitudines alacri et erecto animo superantur.

Um 8½ Uhr betraten wir jubelnd die Spitze des hohen Dachſtein, als welche das ſüdweſtliche Ende des nur wenige Decimeter breiten Grates erſcheint.

Wer je nach mühevollem Klettern und Steigen einen hervorragenden Alpengipfel erſtiegen hat, der kennt das Entzücken, die überfluthenden Empfindungen, die den Menſchen vollſtändig beherrſchen. Solche Gefühlseindrücke laſſen ſich nicht wiedergeben, es verſteht ſie auch nicht ein jeder — das volle Herz ſchweigt.

Man ſagt oft, daß es nichts Großartigeres gäbe als den Anblick des Meeres; ich gebe das zu für jeden, der noch nicht auf einer Bergesſpitze geſtanden, ſo wie wir jetzt auf dem Dachſtein. Was die Rundſicht anlangt, ſo war ſie nicht ganz tadellos, einzelne Gebirgszüge waren durch Nebel etwas verſchleiert. Beſonderes ſchön war die Glockner-Gruppe zu ſchauen, überhaupt die ganze Kette der hohen Tauern. Klar war auch die Gaſteiner Kette, der Schafberg, Untersberg, die Berge des Berchtesgadner Landes: Watzmann, Göll, Steinernes Meer, Uebergoſſene Alp und im Vordergrunde das Tennengebirge; beſonders ſchön war der Blick auf die niedern Tauern. Faſt bleibt uns kein Wort der Bewunderung übrig für das Dachſteingebirge ſelbſt; da liegt frei vor uns der Weg, welchen wir heute Morgen ſtill und lautlos dahinwandelten über Stein, Fels und Schnee. Einen Steinwurf weit ſcheint die Auſtriahütte unter uns zu liegen. Wie majeſtätiſch begrüßt uns der Thorſtein, wie würdig der gewaltige Koppenkarſtein! Wie mit einem Panzer umfaſſen die eiſigen Gefilde die Hochkreuzkette und den Gjaidſtein.

Ruhig und ſtill ſchauen ſie auf zu uns; kein Laut, kein Ton der lebenden und belebten Welt dringt an unſer Ohr und ungeſtört kann man ſich der ſtillen Betrachtung der ſtarren, aber laut zu uns redenden Eis- und Felſenwelt hingeben.

Wahrlich nichts iſt geeigneter, das Innere des Menſchenherzens zu beruhigen, als der Anblick der in ſtolzer Ruhe vor uns liegenden Bergesrieſen.

Jubelnd hatten wir die Höhe erklommen, aber ſtill und ruhig ſchickten wir uns zum Abſtiege an; derſelbe erfolgte glatt und mühelos und wurden wir durch die Umſicht der Führer ausgezeichnet

unterſtützt, die ſtets Sorge trugen, daß wir die beim Abſteigen nöthigen Klammern und Stifte auch richtig fanden. Am Fuße des Oſtabfalls der Dachſteinwand angelangt, verließ uns der eine der Führer, welchen es trieb, am nächſten Tage, einem Sonntage, die Predigt des Gaſtpredigers mit anzuhören.

Unſer weiterer Abſtieg erfolgte nach Hallſtadt. Ueber das Karl-Eisfeld, Moränenſchutt und Felſen gelangten wir bald zur Simonyhütte und nach kurzem Aufenthalte von da über die Ochſenwiesalpe zur Wiesalpe, von wo wir nach einem längern Aufenthalte, verurſacht durch ein hereingebrochenes Unwetter, unſer Endziel am heutigen Tage, Hallſtadt, um $^1/_2$ 8 Uhr erreichten.

Siebenter Abſchnitt.

Aus den Juliſchen Alpen*).

Von **O. Welter.**

Die Salzburger Alpen mit dem Dachſtein (2996 Meter) als höchſter Erhebung und Iſchl als Mittelpunkt finden in den Juliſchen Alpen ihr vollkommenes Gegenſtück mit Wiederholung aller charakteriſtiſchen Züge und Uebereinſtimmung in Gliederung und Aufbau, Bodengeſtaltung und Zuſammenſetzung. Wie jene am Nordabhang im Winkel zwiſchen Enns und Salza, ſind dieſe, gipfelnd im dreiſpitzigen Triglav mit Flitſch an der Predilſtraße als Mittelpunkt, in dem Winkel zwiſchen Tagliamento und Save am ſüdlichen Kamme dem centralen Stock der deutſchen Alpen vorgelagert, ein breites, maſſig und hoch aufſteigendes Kalkgebirge, durch deutliche, natürliche Grenzen und abweichende Bildung ſcharf geſchieden von allen anſtoßenden Gruppen.

Die tiefen Einſchnitte der begrenzenden Thalfurchen mit den auffallend niedrigen Verbindungsjöchern zwiſchen den einzelnen Flußgebieten (bei Saifnitz 818 Meter, bei Ratſchach 1045 Meter), laſſen beide, von fern und aus der Höhe geſehen, wie ungeheure hochragende Felſeninſeln mit ſteil abfallenden Rändern oder beſſer noch wie Feſtungswerke mit hohen Wällen, die ausſpringenden Winkel thurmbaſtionenartig von Bergſpitzen überragt, erſcheinen; ſo vollſtändig iſt ihre Iſolierung von den nebenliegenden Gebirgszügen. Innerhalb der Außenwälle bergen beide Gruppen Hochflächen der ödeſten Kalk

*) Zuerſt abgedruckt in Dr. Ed. Authors „Alpenfreund“ Bd. 9.

wüsteneien, stundenweit in Länge und Breite fast eben sich hinziehend, die auch dem flüchtigen Beschauer neben den Parallelketten und Längenzügen der andern Kalkalpen im Norden und Süden auffallen.

So sind dort das Tennen- und das Todte Gebirge, sowie das Dachsteinmassiv, hier der Monte Kanin und Krn, sowie der Triglav. Am Fuße der höchsten Gipfel senkt sich das Gebirge dann in einem tiefen Kessel, rücklings von steilen Felsenwänden verschlossen, ausgefüllt von einem Bergsee (Hallstädter, Wocheiner See).

Aber trotz der orographischen und orogenetischen Aehnlichkeiten, denen Naturforscher von Fach im einzelnen nachgegangen sind, ist das Schicksal der beiden verwandten Gruppen ein grundverschiedenes gewesen, gleichwie von zwei gleich oder ähnlich begabten Brüdern der eine seinen Weg in der Welt macht, Zuneigung, Bekanntschaft und Stellung erwirbt, der andere aber in der engen Stelle des Heimathhauses einwächst und verkümmert.

Fern sei es, die Schönheit der Julischen Alpen zu übertreiben! Die lachende Lieblichkeit der Seen im Salzkammergut, die sonnige, heitere Bischofsstadt, die elegante aristokratische Schönheit des Traunthales und die Gletscher des Dachsteins finden im Triglav nicht ihres Gleichen. Bad Veldes, so reizend es liegt, kann nicht als Ersatz für Ischl dienen und alle Seen der Julischen Alpen zusammengenommen wiegen den einen Traunsee nicht auf. Aber die eigentliche Thal- und Gebirgsscenerie ist im Süden viel schöner und malerischer. Liebliche Bilder, wie die des oberen Savethals, das Sir H. Davy, der berühmte Chemiker, für das „schönste Thal in ganz Europa" zu erklären pflegte, sind hier selten; der Charakter der Gegend ist ernst und düster und zwar dort hauptsächlich, wo die warme italienische Sonne nicht die starren Formen gestreift und mit dem Zauberhauch des Südens in Färbung und Pflanzenwelt überzogen hat. Landschaftsbilder, wie die Thäler der Pišenca und Urata, die Kessel der Wocheiner Save und des hinteren Isonzo und der Raiblersee können in ihrer eigenartigen Stimmung und Größe, in ihrer finstern Majestät und grausigen Abgeschlossenheit neben die gepriesensten Veduten der Alpenwelt gestellt werden. Die eigentlichen Spitzen Triglav, Manhart, Razor, Jalouc, um nur die höchsten und bekanntesten zu nennen, sind trotz ihrer geringen absoluten Erhebung

— wenig über und unter 2800 Meter — durch das ganz unvermittelte Ansteigen über die niedrigen Thalsohlen und durch die furchtbare Zerrissenheit und Zerklüftung ihrer Flanken, Kämme und Grate imponierende und — gewaltige Gipfelbauten. Noch einer für den Beobachter des Volkslebens anziehenden Eigenthümlichkeit will ich gedenken, der rein slavischen Bevölkerung, die hier, als der einzigen Stelle der Alpen, einzelne Thäler in kompakten Massen bewohnt. Wer Slaventhum nicht geradezu für gleichbedeutend hält mit Schmutz, Mangel an Eigenthumsgefühl, Unbildung und Verstocktheit gegen deutsches Wesen, wird mit Interesse das Volk und seine Sitten, wie sie sich in Anpassung an die gegebenen örtlichen Verhältnisse gestaltet haben, beobachten, ohne daß der Vergleich immer zu Gunsten seiner Landsleute ausfällt. Ohne einige Zungengymnastik geht es zwar für ein deutsches Mundwerk bei Namen, wie Krn, Križ, Vrh, nicht ab; doch hilft sich unser einer, wie's gerade geht und schiebt Vokale und Silben nach Belieben ein, auch wo der Slovene ein Bedürfnis dazu nicht zu empfinden scheint. Fühlende Seelen, d. h. solche, die Deutsch verstehen und sprechen, findet man auch regelmäßig; wo's gerade nicht sein sollte, reichen Geberden zur Verdeutlichung einfacher Bedürfnisse sicherlich aus.

Als im Jahre 1872 die Generalversammlung des Deutschen Alpenvereins in Villach tagte, nahm auch ich mir vor, die Gelegenheit zu benutzen, der kleinen rührigen Stadt an der Drau einen Besuch abzustatten und dabei einen lang gehegten Wunsch in Erfüllung zu bringen, den Triglav zu besteigen.

In das weite fruchtbare Villacher Becken schauen die steinernen Häupter der Karawanken mit trotzigen Felsengipfeln herein und hinter ihnen ragen noch schönere Berge empor, die stolzen Gestalten der Julischen Alpen, von jedem höhern Standpunkte, ganz besonders aber vom Dobratsch oder der Villacher Alpe, dem hoch und mit Recht berühmten Kärnthnerischen Rigi, sichtbar in ihrer ganzen wilden Majestät. Dorthin zog es mich, hatt' ich doch von jeher ein besonderes Interesse für den Berg mit dem wunderbaren geheimnisvollen Namen Triglav gehabt, das die Lektüre nur vermehrt hatte. Bei der ersten Ersteigung durch Hauptmann Bosio am 3. Juli 1822 war in einem furchtbaren Gewitter auf der Spitze ein Mann vom Blitze erschlagen und die andere Gesellschaft schwer beschädigt worden

und nach der spätern Beschreibung von Holsmay mußte der Berg ganz fürchterliche Hindernisse, aber auch wunderbare Genüsse bieten. Also kühn die Gelegenheit benutzt und auf zur Triglav-Besteigung! Unter Alpenvereinlern war für solche Zwecke natürlich rasch ein Reisegenosse gefunden und zwar in der Person des Herrn F. L. aus Leipzig, der noch vor kurzem die Jungfrau vom Roththale aus „gemacht" hatte.

Wir gönnten einander einige Stunden zur nothwendigen Ausrüstung und Kostümierung: von der meinigen brauche ich nur zu sagen, daß sie nach fünfwöchigem Klettern schon mehr abgerissen aussah und vor den prüfenden Augen eines königl. preußischen Gensdarmen ohne Zweifel die Frage nach dem Wanderbuch hervor gerufen hätte, aber die äußere Hülle meines Gefährten, die für die Folge Ursache merkwürdiger Ereignisse war, verdient genauere Beschreibung. Er hatte von der ursprünglich aus der Heimath mitgeführten Kleidung viel Fetzen an der Jungfrau hängen gelassen und, da „der Rest nicht weiter zu gebrauchen war", sich kurzer Hand aus dem schweizerischen Zeughaus die Montur eines Tessiner Milizsoldaten erstanden. Sein Kostüm, rothe Juchtenschuhe, weite, blaugrüne Pluderhosen, nur wenig unter das Knie reichend, graue Lodenjuppe, statt des ursprünglichen rothen Besatzes jetzt grün eingefaßt und ein Kalabreser — verbunden mit seiner sonstigen Ausrüstung — ein faustbreiter Leibgurt, an dem ein seidenes Gletscherseil befestigt war und ein Eispickel — machte an der untersetzten breitschultrigen Gestalt ein Bild, das den alten Triglav selber zum Staunen bringen, einem harmlosen k. k. Polizeioffizianten aber mit der Signatur höchster Staatsgefährlichkeit und Räuberhaftigkeit behaftet erscheinen mußte. So sollte es denn auch später kommen. Einstweilen hatten wir aber gegenseitig nur Freude an unserm Aussehen und nahmen Abschied von den neuen und alten Freunden.

Lengenfeld-Moistrana, im obern Savethal an der Bahn Leibach-Tarvis gelegen, war das nächste Ziel, dem dann am folgenden und nächstfolgenden Tage die Besteigung des Triglav sich anschließen sollte. Freiherr von Czörnig, der genaue Kenner der Julischen Alpen, hatte uns erzählt, daß der Triglav vom Isonzothal noch nicht erstiegen, ein direkter Anstieg aber ihm und verschiedenen Jägern nach Rekognoscierung durch das Fernrohr möglich erschienen sei.

Uns reizte der Plan, in umgekehrter Richtung einen Abstieg von der Spitze nach dem Isonzothal zu versuchen, um so mehr, da dies vortrefflich in den Reiseplan paßte, uns der lästigen Rückkehr nach dem Ausgangspunkte überhob und die Gelegenheit bot, gleichzeitig das Isonzothal und den Predilpaß kennen zu lernen. Also Triglav mit Abstieg nach Südwesten war die Losung.

Die Eisenbahn Villach-Tarvis, die uns sonst im Anschluß an die Linie Tarvis-Laibach in kürzester Frist zu unserem ersten Nachtquartier Moistrana, im Norden des Triglav, gebracht hätte, war leider erst im Bau begriffen, so daß der kürzeste Weg zur Erreichung des Savethals über den Krainberg nach Wurzen oder Kronau führte. Wir nahmen einen Wagen bis Riegersdorf und verließen am 24. August Nachmittags das gastliche Villach.

Die Straße führt im Thal der Gail, zugleich Neben- und Parallelfluß der Drau, an der rechten Berglehne hart unter den Ausläufern des Dobratsch aufwärts; sie berührt zuerst das Villacher Warmbad mit einer der Pfäfferser ähnlichen Quelle. Gleich beim Verlassen der Stadt trat uns die Mahnung, daß wir das deutsche Volks- und Sprachgebiet verließen, in einem anmuthigen Bilde recht greifbar vor die Augen. Ein Trupp slavischer Mädchen in ihrer buntfarbigen leuchtenden Tracht zog sonntäglich geputzt lachend und plaudernd des Wegs einher. Rund ausgeschnittene niedrige Schuhe, schneeweiße Strümpfe, ein sehr kurzer rother Rock mit weißer Schürze, ein farbiges Mieder und der bänderreiche Kopfputz bildeten die Einzelheiten eines Kostüms, das den stämmigen jugendlichen Gestalten sehr gut ließ. Ein Theil hatte Schuhe und Strümpfe ausgezogen und stampfte mit bloßen Füßen voran. Vergleicht man diese und andere der südslavischen Volkstrachten mit den in den deutschen Alpen beim weiblichen Geschlechte üblichen, die mit geringen Ausnahmen geschmacklos, ja abscheulich und geradezu verunstaltend sind, so erscheint der feine Farbensinn und der angeborne Kunstgeschmack der vielverlästerten Slaven dem Auge wohlthuend und überraschend.

Beim Anstieg auf der guten Landstraße über den Krainberg bekamen wir einen Ausblick auf die Stätte des größten Bergsturzes historischer Zeit in den Alpen. Am 25. Januar 1348 sah der Prior von Arnoldstein aus den Fenstern seines Gemachs auf die

weiß beſchneiten Abhänge des gegenüberliegenden Dobratſch, als auf einen plötzlichen Erdſtoß der ganze Berg zu wanken und auseinander zu brechen anfing; eine ungeheuere Maſſe Schutt und Felsgetrümmer rollte hinab, im Laufe weniger Minuten 10 Dörfer, 7 Weiler, 3 Schlöſſer verſchüttend und das ganze breite Thal der Gail mehr als eine Stunde aufwärts mit ſeinen Geröllmaſſen anfüllend. Weit hinauf ward der Fluß zum See aufgeſtaut, der ſich erſt verlief, nachdem die Waſſer ſich ein neues Bett durch die Trümmerwüſte gewühlt hatten. Zwei kleine Dörfer, bezeichnend genug „Unter- und Oberſchütt" geheißen, haben ſich auf der Stätte des Unglücks wieder angeſiedelt, die ſonſt nur kümmerliches Buſchwerk trägt. Darüber ragen die rothgelben Böſchungen des Dobratſch, deſſen beide Kirchen nur wenige Meter von dem durch den Bergabfall erzeugten Abgrunde ſtehen. Gerne wendet der Blick ſich hinab nach der ſonnigen Ebene mit den leuchtenden Augen des Wörther und Faaker Sees und dem welligen Bergland im Oſten und Norden.

In vielfachen Windungen eines engen ausſichtsloſen Waldthälchens ſtiegen wir nun der Waſſerſcheide zwiſchen Drau und Save entgegen: dort, wo ſich uns der Anblick der gegenüberliegenden Centralgruppe der Juliſchen Alpen vom Manhart bis zum Triglav mit den nördlich geöffneten Seitenthälern eröffnen mußte, verdüſterte ein plötzlich aufziehendes Nebelwetter den ganzen Geſichtskreis — in einem Augenblicke befanden wir uns mitten in Wolken und dicke Tropfen vereinzelter Regenſchauer fielen nieder. Zeitweiſe verzogen ſich, vom Winde gejagt, hier und dort für wenige Minuten die finſtern Hüllen und mitten aus dem Nebel, von den Wolken wie von flatternden Gewändern umzogen, tauchten weißblinkende Schroffen und Zinnen hervor, um im nächſten Augenblicke wieder im Dunkel zu verſchwinden. Das mußten die Rieſen der Juliſchen Alpen, unſer Reiſeziel, ſein. In aller-Eile jagten wir den ſteilen Weg hinab, gleichſam unter dem Regen hindurch, umgingen Wurzen und langten auf einem Fußpfade über Bergmatten und Wieſen, wiederum im hellſten Sonnenſchein, am Bahnhofe in Kronau (ſloveniſch Krainska Gora) an.

Ein freundlicher Wegaufſeher hatte uns dieſen kürzeren Pfad geführt und uns obendrein den guten Rath mitgegeben, auf der Eiſenbahn doch ja vierter Klaſſe zu fahren und für das geſparte Geld einen Schoppen mehr zu trinken. Er lachte über ſeine Schlauheit

und wir über seinen nicht befolgten Rath und seine Schätzung unseres äußeren Menschen.

Die Fahrt nach Lengenfeld-Moistrana war ganz prächtig. Die Bahn fuhr so langsam, daß vollständig Zeit und Gelegenheit zur gründlichen Betrachtung der Landschaft verblieb. Ein rüstiger Fußgänger hätte mit der Lokomotive bequem um die Wette laufen können — sie hatte ja auch einstweilen nichts zu versäumen, da Mangels des Anschlusses Tarvis-Villach die Linie Villach-Laibach reine Sackbahn ohne nennenswerthen Verkehr war und für die sie benutzenden slovenischen Bauern der Grundsatz: „Zeit ist Geld" noch nicht erfunden war.

Die Gegend bot ganz eigenthümliche Kontraste. Die junge grüne Save hatte sich in Wiesen versteckt, ihr Bett an den südlichen Abhängen der Karawanken, deren Spitzen durch Vorberge mit üppigen reichen Laubwalde ganz verdeckt, in fast gerader Linie gegraben. Gegenüber erheben sich die Ausläufer des Triglavstocks, ab und zu von Querthälern durchschnitten, welche die Rippen des Gebirges bis zum innersten Rückgrat offen legten. Ungeheure breite Schotterbetten unterbrachen dann die fruchtbare Thalsohle und zwangen die Bahn zu kostspieligen langen Ueberbrückungen. Kein Strauch, kein Pflänzchen hatte Zeit gefunden, sich auf diesen weißen Halden anzusiedeln, die jedes Unwetter wieder überschüttete und neu gestaltete. Sie gaben ein sprechendes Zeugnis von der ausnahmsweisen Verwitterbarkeit und der stetig fortschreitenden Verwitterung dieses Kalkalpenstockes unter den gemeinsamen zerstörenden Einflüssen der Atmosphäre und des Wassers. Stundenweit zogen sich diese Steinwüsteneien hinein bis zum Fuße und den Seiten hoch aufragender Felsengipfel, deren südlichen Absturz der Isonzo bespült.

Am meisten charakteristisch und zugleich am schönsten zeigt sich die Oeffnung des Pišencathals, im Hintergrunde geschlossen von der dreispitzigen Pyramide des Prisanig, dessen oberstes Horn sich spitz aus zwei gewölbten Felsenschultern hervorhebt. Die kühnen Felsenbauten des Moistroka, des Rogica und Razor umrahmen rechts und links ein Bild schauerlicher, aber großartiger Oede und Wildheit. Und wenn man verwundert nach dem Wasser schaut, das solche Veränderungen der Erdoberfläche zu Wege gebracht, dann sucht das Ohr vergeblich das Rauschen und das Auge die rasche Bewegung eines

Baches — die Schotterbetten liegen verdörrt im Strahl der Sonne und das wenige regelmäßig fließende Waſſer ſickert unſichtbar durch das Gerölle, aber jedes Unwetter erzeugt breite reißende Flüſſe, welche von den morſchen Bergesflanken Ströme von Steinen herabreißen und vor ſich her wälzen.

Im Dunkel erreichten wir die Station Lengenfeld und wanderten nach dem jenſeits gelegenen Moiſtrana.

Nach einigem Herumfragen, dem beiderſeitig mit Rückſicht auf die Verſchiedenheit der Sprache mehr guter Wille als Verſtändnis entgegengetragen wurde, fanden wir das uns empfohlene Wirthshaus des Schmerz und wurden von Mutter Schmerz und dem lieblichen Töchterlein Gera (ſlovenisch für Gertrud) empfangen. Aber die Mutter konnte kein Deutſch und Gera, obwohl früher nach Villach zum Studium der Weltſprache herausgethan, war zu ſchüchtern und verſchämt, um vielen Gebrauch davon zu machen. Die Mutter zeigte die Spuren früherer Schönheit und Gera war in dem von den Schultern bis zu den Knieen reichenden weißen Fürtuch und den langen Zöpfen eine lieblich fremdartige Erſcheinung. Nur ſo viel verſtanden wir, daß der alte Schmerz — übrigens nicht Familien-, ſondern nur Spitzname, der den erſten ganz verdrängt hatte — mit Touriſten aus Bad Veldes zum lokalberühmten Peričnikwaſſerfall in's Uratathal gepilgert und für uns beim Vorhandenſein der zahlreichen Jagdgeſellſchaft des Herrn G. aus Laibach kein Unterkommen im Hauſe zu beſchaffen ſei. Man ſtellt ſich unter ſolchen Umſtänden am beſten dumm und bleibt bis auf weiteres. Das thaten wir auch und wurden für dieſe Verleugnung unſeres eigenen Selbſt dann auch dadurch belohnt, daß die heimkehrende Jagdgeſellſchaft in der liebenswürdigſten Weiſe uns eines ihrer Zimmer ein- oder vielmehr ausräumte, nämlich von die darin untergebrachten Jagd- und Fiſchereigeräthſchaften.

Wir ſetzten uns nach dem Abendeſſen in die Hausflur zu den andern, um wegen eines Führers und des projektierten Abſtiegs vom Triglav nach dem Iſonzothal Umfrage zu halten. Der matte Schein der Kerze beleuchtete ein hübſches Bild. Neben den beiden Herren G., den Pächtern der ausgedehnten Jagdreviere am Triglavſtock und ihren Begleitern, einem Profeſſor aus Laibach und einem Wunderdoktor, der übrigens mit ſeinem breiten Geſicht und behäbigen Bäuchlein in nichts das menſchengefährliche Handwerk verrieth und uns

als ſolcher erſt durch die Erzählung des von ihm angeblich wunderbar geheilten ältern G. bekannt wurde, ſaßen die beiden angeſtellten Jäger Urbas und Gregor Rabitſch, dem Ausſehen nach wahre Pracht- und Teufelskerle, nicht groß, eher ſchmal gebaut, aber muskulös und mit den klugen blitzenden Augen und gebräunten Geſichtern verwegen in die Welt hinein ſchauend, dazu Papa Schmerz und Leute aus dem Dorfe, zwiſchen denen allen geſchäftig, aber lautlos Gera herumhantierte. Der ſloveniſchen Unterhaltung folgte bald Geſang und, merkwürdig genug, nur deutſcher Geſang, Kärnthner G'ſangeln, Vierzeilen, den Schnadahüpfl'n ähnlich. Viele der Sänger verſtanden kein Deutſch, alſo nicht den Sinn, wohl aber die Worte und ſangen einzeln und im Chor luſtig mit, man kann kaum ſagen, verſtändnisinnig, da ſie eben nichts davon verſtanden. Dieſe thatſächliche Anerkennung der höhern muſikaliſchen Begabung der Deutſchen ſoll allgemein ſein, iſt aber durch den dichteriſchen Gehalt und die anſprechenden Singweiſen der Kärnthner Volkslieder nur verdient.

Nachdem der erſte Sangesdurſt geſtillt war, konnten wir mit unſeren Anfragen kommen. Daß die verſchrieene Gefährlichkeit des Triglav eitel Wind ſei, wurde allgemein erklärt; die Jäger hatten ihn vielfach erſtiegen und auch der junge G. war ſchon oben und zwar, wie er geringſchätzig bemerkte, ehe „der Triglav gerichtet", d. h. der Weg hergerichtet und durch Pfähle, Stützen ꝛc. geſichert geweſen. Jetzt ſollen um ſo weniger Schwierigkeiten vorhanden ſein, als die vom Wocheiner Triglavverein in Angriff genommene Unterſtandshütte*) am Fuße des kleinen Triglav ſchon als Nachtquartier zu benutzen und von dort der Gipfel in $1^1/_2$ Stunden leicht zu erreichen wäre, alſo lauter gute Nachrichten. Auch der Abſtieg zum Iſonzo war möglich, zwar nicht direkt von der Spitze, ſondern ihren Fuß links nach Belpole hin umgehend über ein ſteiles Schneejoch. Die Jäger hatten den Weg nie gemacht, aber ſich von der Ausführbarkeit desſelben überzeugt. Sie waren überhaupt die beſten Kenner des Triglavſtockes, auch der noch unerſtiegenen Spitzen, wie des Suhiplaz, der hiermit den Liebhabern von Erſtlingstouren empfohlen ſei; und wir hätten ſie gerne als

*) In neuerer Zeit wurden durch Sektionen des Deutſchen und Oeſterreichiſchen Alpenvereins und durch den Oeſterreichiſchen Touriſtenclub eine Anzahl Unterkunftshütten dem Verkehre übergeben, ſo die Baumbachhütte, Triglavhütte, Erzherzog Franz Ferdinand und das Erzherzogin Maria Thereſia Schutzhaus.

Führer mitgenommen. Das konnte aber Herr G. nicht gestatten, weil er sie zur Jagd und sonst zur Bewachung der Raubschützen nöthig hatte.

Statt ihrer wurde uns ein gewisser Poschgantz empfohlen, als einer, der schon mehrfach mit Touristen den Triglav bestiegen und auch nach den Anweisungen der Jäger den Abstieg nach dem Isonzo finden würde. Die Erscheinung des Empfohlenen, eines Vetters von Rabitsch, sprach wenig zu seinen Gunsten. Er schien der langen ungeschlachten Glieder kaum Herr zu sein und ein Ausdruck schläfriger Melancholie lagerte auf dem breiten gutmüthigen Gesichte und um den weiten Mund, dem durch das Fehlen der beiden Vorderzähne ein fortwährendes äußerst einfältiges Lächeln aufgezwungen war. Er hatte sich die Zähne ausgeschlagen, um vom Militär frei zu kommen, ein probates Mittel zu der Zeit, als man noch die Patronen mit den Zähnen abbeißen mußte, das aber heut zu Tage bei Dreyse, Werndl und Mauser nicht mehr ziehen würde. — So wenig Vertrauen die Persönlichkeit von Poschgantz uns einflößte, was zum Theil auf Rechnung seiner geringen Kenntnis des Deutschen, zum andern aus der Gegenüberstellung mit den Jägerburschen kommen mochte, so sehr hatten wir später Ursache, mit seiner Kenntnis und Findigkeit im Gebirge, auch bei schwierigen Stellen und seiner Willigkeit unter allen Verhältnissen zufrieden zu sein.

Bald streckte ich mich behaglich in dem reinlichen Bette aus — nicht so mein Genosse. Er wollte das Vorhandensein von Exemplaren des pulex alpinus gewittert haben, verschmähte daher das Bett und entwickelte aus den unergründlichen Tiefen seines Rucksacks eine kunstgerechte Hängematte. Sie wurde zwischen zwei Fensterbänken fest angeschraubt und der Plaid darüber gebreitet: dann setzte er sich rittlings darauf und schwang beide Beine und den Oberkörper mit einem Mal hinein. Die Maschen des Netzes schlossen sich, er zog den Plaid zusammen und eben wollte er mir eine Vorlesung über die Vortrefflichkeit eines solchen Lagers halten, als die Schrauben nachließen und die ganze Maschinerie nebst Inhalt am Boden lag. Ich schälte den wie weiland Mars in den Netzen des Vulkan gefangenen aus dem Flechtwerk heraus und das Gehänge wurde nun über zwei Stühlen mit den Enden in den Fußboden eingeschraubt. Wieder dasselbe Manöver von oben und diesmal hielt es: indeß ich

aber gänzlich unbehelligt in meinem guten Bette bis zum Morgen schlief, klagte er beim Aufstehen, daß gerade ihn eins der gefürchteten Beißthiere von unten angesprungen haben müsse. Was die Gebirgsluft nicht für Turnfertigkeiten bei solchen Thieren hervorrufen kann!

Die Jagdgesellschaft zog zum Waidwerk hinaus — Papa Schmerz sollte treiben und die Stelle des Hundes versehen, der in den Bergen nicht zu gebrauchen ist; dazu hatte er sich noch mit einem in mehrere Theile zerlegten, leicht zu verbergenden Wildschützengewehr bewaffnet und mochte so sich selber mehr Gefahr bereiten, als den Gemsen.

Da zu unserm heutigen Nachtquartier in der Triglavhütte nur ein Marsch von 6 bis 7 Stunden, also die Arbeit eines Nachmittags nöthig war, so konnten wir den Morgen behaglich in der nächsten Umgebung von Moistrana verschlendern. L. entwarf eine Skizze des Dorfes mit dem herrlichen Gebirgshintergrunde, die jetzt in Farbe ausgeführt und mir oft das dem Gedächtnis eingeprägte Bild wieder vor die Augen bringt. Zwei Hauptthäler, die Kerma mit dem Seitenthal der Rot und die Urata, ziehen vom Triglav herab und würden sich vereint bei Moistrana zur Save ergießen, wenn nicht ein niedriger Hügel der Kerma diesen Ausweg versperrte und sie zwänge, scharf umzubiegen und als Radovina (deutsch zu Rothweinthal zurecht gemacht) der Save parallel und durch den schmalen Rücken des Repikouc bis zur Einmündung unterhalb Jauerburg etwa 6 Stunden weit ostwärts zu fließen. Diese Umbiegung der Kerma entzieht sich dem Blick und dem Auge erscheinen beide Thäler als hier zur Save einmündend, getrennt durch den vom Triglav über den Cmir zum Cerni Vrh herabziehenden Grat. Den Hintergrund der Urata füllt neben der tiefen Spalte des Lukniapasses die breite Wand des Steiner, der sich vorne die Felsen der Rogica anreihen. Hinter dem Cmir ragt die Spitze des Triglav scheinbar viel niedriger hervor; links verschließt die Rjovina, das Haupt einer ganzen Kette gewaltiger Spitzen, das Kermathal, als deren Wurzelstock der Triglav sich erhebt. Ueber den sanften Formen und milden Farben der waldbewachsenen Vorberge ragen die Genannten als nackte Felsen in die Höhe, die seltsamen rahmfarbigen Wände grell von der Sonne beleuchtet.

Um 1 Uhr verließen wir das freundliche Moistrana; Poschgantz schleppte neben unsern Tornistern noch reichliche Vorräthe, da wir

vor Montag Abend nicht wieder in bewohnte Gegenden kommen konnten. In glühender Mittaghitze ſtiegen wir über den vorhin erwähnten niedrigen Sattel in das Thal der Kerma hinab. Dort, wo ſich ſüdlich das Seitenthal der Kot und gegen Oſten parallel der Save das Rothweinthal öffnen. Bei all' dieſen ſogenannten Thälern muß übrigens die gewöhnlich untrennbar damit verbundene Idee eines durchfließenden Baches hier ausgeſchloſſen werden. Alle Requiſite eines ſolchen Baches ſind beſtens vorhanden, zunächſt das tief eingeſchnittene, den Entwäſſerungskanal eines mächtigen Gebirgsſtockes bildende Thal, ein ſtattliches breites Bachbett von Erlengebüſch umwachſen, mit grünen Inſeln und Auen inmitten der Kiesbänke; nur die Hauptſache, nämlich das lebendige Waſſer, fehlt. Unter dem loſen Schotter hört man zuweilen ein Rauſchen und Rollen, aber leer und waſſerlos iſt das ſonnengedörrte Bett: in den verworfenen Gangſpalten der zerklüfteten Kalkfelſen hat ſich das Waſſer ſeine eigenen verborgenen Wege geſucht, rinnt unterirdiſch zuſammen, um dann, weit von den Urſprüngen entfernt, als mächtiger Bach plötzlich zu Tage zu treten; das iſt die Urſache der weit verbreiteten Höhlenbildung, die namentlich in Unterkrain die großartigſte Entwicklung (Adelsberger Grotte etc.) gefunden hat.

Dieſe Belehrung über den Waſſermangel der Juliſchen Alpen wurde uns erſt durch die praktiſche Erfahrung zu Theil: auf dem Sattel über Moiſtrana, bei einem ſtattlichen Bauernhof, war ein laufender Brunnen — wir gingen trotz glühender Hitze daran vorüber, denn das lange Thal lag ja vor uns: dort mußten Quellen genug ſein und zur Noth konnte man aus dem Bach trinken. Aber Thal und Bett erwieſen ſich trocken wie die Wüſte. Nun ſetzten wir unſere Hoffnung auf die Hütten der unteren Kerma-Alpe (3 Stunden), jedoch vergeblich, die ziemlich zahlreiche Bevölkerung bezog ihren Waſſervorrath aus einigen großen Schneeflecken, die den Sommer über in tiefen Bergſchluchten ſich halten. Die geringe, durch die Sonne bewirkte Abſchmelzung wird in einer hölzernen Rinne ſorgfältig geſammelt und in einen großen mit Lehm ausgeſchlagenen Tümpel geleitet, der dem Vieh zur Tränke dient. Wir verſuchten dort zu trinken, verſchmähten aber trotz des Durſtes das fade, lauwarme Getränke und fanden erſt unter der oberſten Kermahütte, über 4 Stunden nach dem Aufbruche von Moiſtrana, wieder friſches Waſſer.

Die untere Kerma iſt ein einförmiges Thal — die Sohle wird von Wieſen und eingefriedeten Weiden gebildet, zu beiden Seiten erheben ſich gewaltige Berge: der ſteile Zug der Rjovina und der Kamm des Mali Draški Vrh in immer niedrigeren Abſätzen, beide eine lange Reihe wilder, unerſteiglich ausſehender Spitzen bildend, mit vielen trotzigen Kuppen und Gipfeln. Nur eine kurze Strecke hinauf zogen ſich ſpärliche Grasflächen, dann ragten vegetationslos und kahl, weiß, gelb und röthlich gefärbt, die gewaltigen Felſen empor: ich ward an das zur Zugſpitze in gleicher Weiſe ins Kalkgebirge eingeſchnittene hintere Rainthal erinnert; dort brachten die blauen Gumpen und das Waſſer der Partnach wenigſtens etwas Leben und Bewegung in die Landſchaft, hier aber war alles ſtarre Einſamkeit und wilde Oede. Ein niedriger, vom Triglav ſüdöſtlich zum Draški hinziehender Felsriegel ſchloß anſcheinend das Thal: wir ſahen nach dem Erſteigen des erſten Abſatzes, daß es ſich ſcharf rechts zu den Abſtürzen der Rjovina umbog. Dort oben im äußerſten Winkel lag die zweite Kerma-Alpe, die ärmliche Wohnſtatt eines Schafhirten; vor uns aber hören wir das willkommene Rauſchen einer Quelle und eilen ihr zu. Ein ſtarker Schwall kryſtallhellen Waſſers trat am Abhange des Berges zu Tage, lief etwa 40 Schritte oberirdiſch und verſank dann zwiſchen den Steinen. Dort machten wir nach 5 Stunden die erſte Raſt. L. war wie ein Wettrenner gelaufen und ich merkte ſehr bald zu meinem Schrecken, daß ich beim Steigen nicht gleichen Schritt mit ihm halten konnte.

Ein unſäglich ſchmutziger, von Dreck und Rauch faſt zum Mohren gefärbter Kerl ſtellte ſich als der Hirte der oberen Hütte auch an der Quelle ein und ward engagiert, uns Holz und Kochgeräthe zur Hütte zu bringen. Er beſaß weder Pfanne, noch eiſernen Topf, aber zwei irdene Hafen, die er zur Hütte ſchaffen ſollte, da drinnen Ofen und ſonſtiges Kochmaterial ſeiner Angabe nach fehlte. Dann ſtiegen wir, ohne die obere Alpe zu berühren, das Joch hinan, über welches der Weg nach Belpole und in's Thal der Wocheiner Save führt: kurz unter demſelben wurde wieder eine Quelle angetroffen, wahrſcheinlich die nämliche, welche auch tiefer zu Tage tritt und dort das letzte Mal für mehr als 24 Stunden aus fließendem Waſſer getrunken.

Auf der Höhe zeigten verwitternde Stämme von Legföhren, daß auch hier einſt Holzwuchs geweſen, während jetzt nur das abgewaſchene Geſtein zum Himmel ſtarrte; die trockenen Wurzeln dienten uns zum Feuerungsmaterial.

In der Tiefe lag unſern Blicken verborgen die Belpole-Alpe, in früherer Zeit das gewöhnliche Nachtquartier der Triglavbeſteiger, berühmt wegen ihres guten und reichlichen Waſſers, wir aber wandten uns der rechten Thalwand zu. Jenſeits derſelben in einer Mulde am Fuße des dreiſpitzigen Gipfels lag die neue Hütte. Auf dem Abhang zwiſchen den Steinblöcken häuften ſich die Spuren von Blitzſchlägen. Große Stücke des eiſenſchüſſigen Kalkes, vom Blitz zu Schlacken zerſchmolzen, fanden ſich in Menge. Der Triglav iſt als Sammelpunkt gewaltiger Gewitter bekannt. Zwiſchen den Trümmern entdeckten wir das kleine Triglav-Vergißmeinnicht (Myosotis triglaviensis) mit den niedrigen, kriechenden Stielen und blaſſen Blümchen.

Bald war auch dieſe Höhe erreicht und nach ſechsſtündigem Marſch ſtanden wir für heute am Ziel; ein wenig unterhalb mit dem Rücken an die Felſen gelehnt, lag die kleine mit Brettern gedeckte Steinhütte an einem ſehr paſſend gewählten, geſchützten Platze. Das Dach war von den Stürmen ſchon halb abgedeckt und mußte erſt wieder zuſammengelegt und mit Steinen beſchwert werden; die Thür ſchloß nicht ganz und mußte zudem beim Feuern als Rauchfang offen gelaſſen werden. Die Fugen des cyklopiſchen Mauerwerkes waren ſo gut als möglich mit Moos und Steinchen verſtopft; im Hintergrund befand ſich eine aus Steinen aufgeführte Pritſche mit Holzbelag, kurzes, friſches Heu darüber ausgeſtreut. Ein Klapptiſchchen, ein Schränkchen und eine Wandbank, alles ziemlich wackelig, bildeten das Mobiliar des Raumes, in dem wir, augenſcheinlich die erſten Beſucher, bei gehöriger Stärkung des inneren Menſchen, ſchon recht gut eine Nacht zubringen konnten.

Einſtweilen packten wir die mitgenommenen Vorräthe aus der Heimath (L.'s Erbſtwurſt, Fleiſchextrakt, Wurſt und Thee) und die aus Moiſtrana mitgenommenen Proviſionen aus und freuten uns ſchon auf die Produkte unſerer Kochkunſt. Ein großes Schneefeld mußte das Waſſer liefern. Ohne Feuer und die Hafen des Schaflers war vor der Hand nichts anzufangen und wir durchſtreiften in deſſen Erwartung die nächſte Umgebung der Hütte.

Die Sonne ging unter und warf ihre letzten Strahlen auf die hochragenden, mit blaßrothem Glanz ausgehauchten Felshäupter. Gerade vor uns führte eine mächtige Schutthalde zum Triglavgrat hinan, der mit prallen Wänden, an denen nur hie und da ein Schneefeld haftete, emporstieg. Die höchste Spitze entzog sich unseren Blicken, aber schon der steile Aufsatz des kleinen Triglav ließ die Bildung derselben errathen. Und daneben, nicht minder trotzig, erhoben sich die wilden Gestalten des Suhi Plaz und der Umrandung der Urata und des Kotthales, besonders auffallend ein ungefüger thurmartig aufragender Schroffen, durch den ein natürlicher Tunnel führte und den blauen Himmel durchblicken ließ. Das war ein Bild der trostlosesten Oede und Einsamkeit, wie die Wüste kein öderes aufweisen kann. Ringsum alles todter starrer Stein; kein Pflänzchen kann hier ausdauern und die Thierwelt hat sich zurückgezogen; es fehlen auch die Gletscher des Hochgebirgs und ihr Leben, nur das Leben des Gesteins erhält sich noch und das ist ein langsames Absterben und Auseinanderfallen, ein stetiger Tod.

Da verkündet der Dampf aus der Hütte, daß der Schafler angekommen und das Feuer angezündet sei. Schleunigst schritten wir dahin zurück und fanden, daß Poschgantz schon die Töpfe mit Schnee gefüllt zum Schmelzen an's Feuer gesetzt hatte. Die mitgebrachte Kerze erzeugte eine brillante Beleuchtung und behaglich gruppierten wir uns um das wärmende Feuer, harrend der Dinge, die da den Töpfen entsteigen sollten. Der Durst ließ uns nicht erst das völlige Schmelzen des Schnees abwarten, ich schöpfte mit dem Becher aus dem einen, L. aus dem anderen das an der Oberfläche zergangene Wasser, aber mit einem Schrei des Abscheus ließen wir die Becher fallen. Das Wasser meines Topfes hatte einen abscheulichen Geschmack von altgewordenem, ranzigem und brenzlichem Fett, der einen civilisierten Magen bis auf die innerste Falte umwenden mußte. Bei näherer Untersuchung entdeckte man, daß über die ursprüngliche Thonglasur eine feste langjährige Schmalzinkrustation sich gelagert hatte, die, wenn auch die Härte des Gesteins, immer noch die Mittheilsamkeit ihres Geschmackes besaß. Nun war noch der andere größte und schönste Topf da; aber der schmeckte womöglich noch viel abscheulicher. Von Buchweizenmehl, Heiden genannt, wird in Steiermark und Kärnthen eine Art zerkrümelten Pfannkuchens,

„Sterz" gebacken, der mit den gehörigen Zuthaten gekocht in der Suppe und allein recht gut ſchmeckt und in rohem Urzuſtande gleich der italieniſchen Polenta die Nahrung des niederen Volkes bildet. Milchgebende Thiere hielt der arme Schafler nicht und ſo nährte er ſich weſentlich von Heidenſterz, den er in dieſem Topf zu kochen und zu verzehren ſchon ſeit langen Jahren pflegte. Dieweil der Hafen aber ſo eng und hoch war, daß er ihn nicht ausſchlecken konnte, ſo hatte bei der Rarität des Waſſers und der nicht bis zur Kerma gedrungenen Kunſt des Spülens eine jede Mahlzeit ihren Reſt darin abgelagert. Wie die Geologen aus den Niederſchlägen der Flußthäler das Alter derſelben und der Erde berechnen, ſo hätte ein Kundiger auch aus den Schichten des Heidenſterzes das Alter des Topfes und ſeines Gebrauches abzählen können. Die beiden Gefäße ſpotteten jedes Verſuches der Reinigung, ſie ſchmeckten andern Morgens, nachdem wir die ganze Nacht Waſſer darin hatten aufweichen laſſen, noch gerade ſo wie am Abend vorher und für unſere Geſchmack- und Riechorgane war und blieb alles aus den Töpfen ungenießbar Traurig ſtarrten wir beide in das Grab unſerer Hoffnungen und Träume, der Faden der Feldzugserinnerungen, an die Erbswurſtſuppe, die Tröſterin ſo manchen langen Marſchtages und naſſen Bivouaks, geknüpft, war zerriſſen und tief betrübt frugen wir uns, was nun zu beginnen. Künftigen Beſuchern iſt daher auf's dringendſte anzurathen, ein eigenes Kochgeſchirr mitzubringen, wenn nicht mittlerweile in der Hütte ein ſolches geſtiftet iſt.

Der mitgenommene Weinvorrath mußte für den morgigen Tag geſchont werden: eine unterwegs genommene Probe machte uns darauf ohnedies nicht lüſtern. Nur weißer kroatiſcher Wein wurde in Moiſtrana verabreicht; ſchon friſch aus dem Keller kein Getränke, bei dem man froh werden konnte, vertrug er das Schütteln des Tragens ſehr ſchlecht und wurde erſt durch den Mangel jedes anderen Trunkes genießbar.

Glücklicherweiſe hatte ich von meinen früheren Touren her noch eine Kaffeemaſchine zur Spiritusheizung, aber nur für den Bedarf einer Perſon eingerichtet, im Ranzen; dieſe bot denn wenigſtens die Möglichkeit, zu genießbarer Flüſſigkeit freilich in ſehr beſchränktem Maße zu gelangen, da wir den mitgenommenen Wein für den morgigen Tag ſchonen mußten. Der Spiritus war bald zu Ende, wir ſtellten aber das Blechgefäß ſeitlings an's Feuer und thauten ſo

den Schnee. Zum Kochen konnten wir das Waſſer freilich nicht bringen, aber doch mit reichlicher Beigabe von Thee, der freilich im Topfe ganz geſchmort wurde und Zucker, auch halbwarm, ein menſchenwürdiges, uns damals köſtlich ſchmeckendes Getränk erzielen. Die Operation mußte nur ſehr oft wiederholt werden, ehe wir alle Drei wieder einigermaßen Grundwaſſer bekamen, allein ſchließlich verſchwand der Aerger und die ſchlechte Laune, die dem Schmalztopf und dem Sterztopfe entſtiegen waren, vor der unwillkürlichen Komik der Situation und wir haben ſelten ſo herzlich gelacht. Poſchgantz that natürlich mit und ſein Geſicht ward noch dümmer als gewöhnlich, da er von dieſen unſern Reden immer nur einen ſehr kleinen Theil verſtand.

Ganz vergnügt ſuchte ich dann zu ſpäter Stunde die Pritſche auf. Bis zu den Ohren mit Poſchgantz eingegraben, verſpürten wir durch die Fermentation des friſchen kurzen Heus keine Spur von Kälte und verfielen ſehr bald in einen feſten Schlaf. Bei L. kam die Ruhe nicht ſo raſch. Erſt gab er einige Vorſtellungen auf der geſpannten Hängematte, welche die tolle Laune noch ſteigerten, indem er bei den Befeſtigungsverſuchen bald die Balken und die ganze loſe gefügte Hütte aus einander geriſſen hätte; dazwiſchen entwand er ſich wieder dem Flechtwerk und hockte ſich an's Feuer, um Waſſer zu ſchmelzen, mit der Behauptung, der ſtarke Thee laſſe ihn nicht ſchlafen. Endlich fand auch er die lange vergeblich geſuchte gewünſchte Ruhe in der Hängematte und widmete ſich denn auch dafür dem tönendſten Schlaf mit ſo viel Hingebung und Erfolg, daß er anderen Morgens kaum zu erwecken war.

Halb vier Uhr war ich auf den Beinen, ſchürte das Feuer und begann wieder Thee in der früheren Weiſe zu bereiten. Ich war ganz gehörig geſtärkt, ehe die beiden andern ſich einfanden, um auch ihren Theil zu empfangen.

Der Reihe nach tranken wir aus dem einen Blechtöpfchen ganz brüderlich, der eine dem andern genau auf Mund und Finger paſſend, daß er nur ſeinen Theil und nicht mehr bekäme. L. ſchien aber noch etwas auf dem Herzen zu haben, als wir die harten, trocknen Brodrinden kauten. „Ich bin ein Sachſe", ſagte er endlich, „und ein echter Sachſe muß beim Frühſtück titſchen", i. e. eintunken. Die

Nationaleigenthümlichkeit mußten wir als berechtigt anerkennen und ſo „titſchte“ denn auch L. in den gemeinſamen Topf hinein.

Endlich war das Frühſtück beendet und wir konnten aufbrechen.

Der Morgen des 26. Auguſt 1872 war wunderſchön, klar und wolkenlos. Alle Sachen blieben in der Hütte zurück, wir bewehrten uns nur mit Plaid und Bergſtock, ſoweit die erbärmlichen Gerten aus Moiſtrana dieſen Namen verdienen. Quer durch die Mulde und durch die breite, dem Maſſiv des Grates vorgelagerte Schuttriefe ging in Zickzacklinien ein ganz erkenntlicher Pfad. Er verlor ſich, als wir über einen Schneefleck an das harte Geſtein kamen und nun eine Felsbank entlang uns rechts der niedrigſten Stelle des Grates nördlich vom kleinen Triglav zuwandten. Durch eine enge Felſenſpalte, von den Umwohnern na Terglouske moza — ohne Garantie für die Orthographie — das Thor des Triglav genannt, gelangt man auf den Kamm, der im Bogen von Oſten nach Weſten ziehend die drei Spitzen, welche dem Berge den Namen geben, trägt. Gerade vor uns ſteigt der kleine Triglav empor als eine ſtumpfe, dem Grat aufgeſetzte Pyramide, an deren ausſpringender Seite wir hinaufklettern mußten. Treppenartig zackte ſich die ziemlich breite Kante aus, Stufen und Pflöcke waren eingelaſſen und wir hatten ohne viel Mühe bald die Höhe erreicht. Oben zeigte ſich der große Triglav, erſt wie eine Mauer aufſteigend, dann in einer ſcharfen Schneide zur höchſten Spitze ſich ſchwingend, ein ungeheurer Obelisk von 200 Meter Höhe. Er konnte in der That Schrecken einflößen und mußte auf den erſten Anblick unerſteiglich ſcheinen. Nach links und rechts ſtürzte er in glatten Steilwänden über 400 Meter tief ab, links auf ein Schneefeld in der Nähe unſrer Hütte, rechts bedeutend tiefer und die Seiten trichterförmig umgebogen auf einen kleinen Hängegletſcher, den einzigen ſeiner Art in den Juliſchen Alpen. Vielfach wird ihm dieſe Eigenſchaft beſtritten, weil eben niemand die ſteile Fläche betreten hat und betreten konnte. Wir glaubten aber in den eingewaſchenen Furchen deutlich das Eis zu unterſcheiden. Das war ſofort klar, daß an den Seitenwänden nicht hinauf zu kommen war; man mußte den Stier bei den Hörnern packen und den Grat entlang anſteigen. Bei genauerem Zuſehen entdeckte man denn auch in der ſteilen Wand eine rothe Rinne, ein Felskamin, unterſchied ſogar darin die neuerdings eingelaſſenen Stufen, die an den ſchwierigſten

Stellen eine Art Leiter bildeten. Nun mußte man aber zuerſt am Fuße des großen Triglav ſein und dazu hatte man vom kleinen abzuſteigen und die fabelhafte, viel gefürchtete Schneide zu paſſieren. Die erwies ſich aber als ganz harmlos. Allerdings fielen die Felſen links und rechts glatt und eben ab und ein Schwindliger würde den Blick in die Tiefe wohl nicht ertragen. Solch' einer mag dann rücklings (bei dem ſchneidend ſcharfen Geſtein kein beſonderes Vergnügen) oder gar auf allen Vieren hinübergelangt ſein. Immer aber bot ſie dem Fuß genügende Breite und feſten Halt. Wir gingen mit größter Ruhe und Sicherheit hinüber und wieder einmal machten wir in den Alpen die Erfahrung, daß die Herren Erſteiger und gewiſſe Führerſorten zur Erhöhung der eigenen Heldenthaten die Schwierigkeiten übertreiben. Den Hals bricht keiner gern; wer Herr ſeiner Glieder und Sinne iſt, kann alles vollbringen, was nur je Bergkletterer von Profeſſion gemacht haben und der Unterſchied zeigt ſich nur eben darin, daß der eine die Sache in kürzerer Zeit bewältigt, länger aushält und weniger fremde Hülfe beanſprucht, als der andere.

Nun begann aber eine wirkliche Kletterarbeit den ſteilen Klotz des Triglav hinan. Poſchgantz klomm, ohne ſich weiter um uns zu kümmern, mit nachläſſiger Sicherheit, ein ganz anderer Menſch, wie er im Thal erſchienen, auf eigene Fauſt in den Zacken herum. Als wir ihm ſpäter bemerklich machten, daß ſein Amt als Führer nicht bloß das Zeigen des Wegs, ſondern die Bewachung und Leitung jedes Schritts des ihm anvertrauten Reiſenden erheiſche, meinte er: bei uns ſei das ja nicht nöthig geweſen, bei andern würde er's ſchon thun.

Leicht ging es in den Stufen der Rinne hinan: die Pflöcke erwieſen ſich als ſehr nützlich, wenn auch nicht nothwendig, da die ſchartigen Felſen immer Haltpunkte für Hand und Fuß boten. Schlimmer, wenn auch minder anſtrengend, wurde es, als wir aus dem Kamin auf den Grat kamen und nun bald rechts, bald links zur Seite, bald auch über die Schneide weg anſteigen mußten. Die Steigung war geringer, der Halt und Tritt aber bei den loſen Blöcken, die bei jeder Bewegung in die Tiefe befördert wurden und befördert werden konnten, unſicherer. Endlich verbreitert ſich der Grat, wir wandern auf einem breiten leicht gewölbten Dach, mit ungeheuren Steinhaufen bedeckt und in kurzer Zeit ſind wir auf der höchſten

Spitze, die eigentlich gar keine solche, sondern nur der höchste Punkt eines Plateaus ist.

An einer Stange, in eine Steinwand gesteckt, machen wir Halt, und Poschgantz erklärt, daß wir auf dem Triglav ständen. Es war 6 Uhr 20 Minuten und wir hatten $^3/_4$ Stunde von der Hütte gebraucht.

So leicht und mühelos wird kein Berg von solchem Rang errungen. Seine Lage im südöstlichen Winkel der Alpen als Gipfelpunkt einer großartigen isolierten Gruppe und gen Osten die letzte bedeutende Erhebung bildend, läßt ihn das ganze weite Gebiet, welches vom Adamello anfangend über Ortler, Oetzthaler und die Tauernkette bis zum Dachstein von der Ringmauer der Centralalpen umschlossen ist, in seiner ganzen Ausdehnung überschauen und umwendend verfolgt der Blick von der grünen Steiermark an bis zum Etschthal das wogende Gebirge und die langen Linien des formenlosen Tieflandes von der ungarischen und kroatischen Ebene bis zum Spiegel der Adria und den niedrigen Flächen Oberitaliens, soweit eben die Sehkraft des Auges und das Rohr trägt. Also ein Aussichtspunkt so großartig, daß ihm nur die ersten Namen, ein Großglockner, ein Monte Rosa an die Seite gestellt werden können. Nichts fehlt in dem wunderbaren Bilde! Die nächste Umgebung zeigt eine grausige Oede sonder Gleichen: an die kahlen karstförmig aus der Ebene gehobenen Plateaus des Krn und Monte Canin, gewaltige kompakte Erhebungsmassen, die auf ihrem Scheitel weite wellige, fast ebene Flächen schimmernden Kalkgesteins tragen, nur wenig überhöht von den Spitzen des Ringwalls schließt sich der Haupt- und Längenzug der Julischen Alpen, das steil empor gerichtete nackte Gestein, in den wildesten Formen zerrissen und gespalten, in jeder Falte unermeßliche Geröllfelder, ein wahres Unglücksreservoir auf Jahrhunderte hinaus, ehe der letzte Stein zur Tiefe und zum Meere geführt sein wird. Aber die lachenden Thäler der Save und Savica, der Gail und Drau, des untern Isonzo durchbrechen diese schauerlichen Wüsten; aus den tiefen Schluchten blicken die leuchtenden Häuser und blinkenden Kirchlein von Flitsch, Lengenfeld und Moistrana, Radmannsdorf, Veldes und der Hauptstadt Laibach empor und alles beherrschend, aber nahe genug, um die ganze Kette verfolgen, jeden einzelnen Berg und seine Bildung herausfinden zu können, ragen die

ſtolzen Häupter der Tauern auf im weißen jungfräulichen Firnkleide in langer Reihe, eine Schlachtordnung eisgepanzerter Rieſen. So deutlich erſcheinen ſie, daß ſich die Anſtiegslinie, beiſpielsweiſe des Großglockners, der Hochalmſpitze, unſere Wege der früheren Wochen, genau verfolgen ließen. Immer wieder haftet an ihnen der Blick, kann das Auge ſich nicht ſatt ſehen an den reinen Linien und der vollendeten Schöne der Formen, wie ſie niemals der Fels allein, ſondern nur Schnee und Eis ſchaffen können. Daneben vermögen ſelbſt die Dolomiten, ſonſt ein Glanzpunkt jeder Ausſicht, nur durch die Seltſamkeit und Großartigkeit ihrer Geſtaltungen zu reizen, aber nicht zu feſſeln.

L. verſuchte die hervorragendſten Ausſichtspunkte zu ſkizzieren, mußte aber wegen des kühlen Windes, der ihm die Finger erſtarrte, bald den Verſuch aufgeben. Später erfuhren wir denn auch, daß der unermüdliche Gebirgsmaler Marcus Pernhart, derſelbe, welcher das Panorama des Großglockner in Farben ausgeführt, das vom Triglav in Umrißzeichnung ſkizziert und herausgegeben habe. Sein Gebrauch auf der Spitze wird für ſpätere Beſucher von großem Werthe ſein. Nur um eine Idee von der Ausſicht und ihrer Ausdehnung zu geben, will ich die hervorragenden Punkte kurz nennen. Im Süden: Unterkrain, das Bergland von Idria, Schneeberg, der Birnbaumer und der Tarnovaner Wald, das Plateau des Karſtes, die Adria von Iſtrien bis Venedig, die Berge von Görz und Friaul, die oberitalieniſche Ebene. Im Weſten: die Premaggiore-Gruppe und die Cadoriſchen Alpen, Monte Canin mit Rombon, Jaloue und Manhart, dahinter die Dolomiten mit Marmolada, Antelao, Pelmo bis zum langen Zug des Paralba, des ſchönen Kolinkofels und der Kellerwand. Im Norden: über Moiſtroka der Priſinig, Dobratſch, Setiner, Rogica, Suhi Plaz und die lange Kette der Karawanken, ſchließend und gipfelnd mit dem Obir und Stou; über die Thäler der Gail und Drau die Tauern: Rödt- und Dreiherrnſpitze, Olperer und Schrammacher in Tux; jenſeit des tiefen Pfitſcher Jochs und in der Ferne verſchwimmend Löffler, Thurnerkamp und Hochfeiler; dann Venediger und Großglockner, dieſer als zierliche Schneenadel erſcheinend, von der Adlersruhe an bis zum Gipfel; Hochnarr, Ankogl, Hochalmſpitze, Hafnereck und der Dachſtein. Im Oſten: die Fortſetzung der Karawanken und die Steiner Alpen mit

Grintouc und Oistrica; darüber das steierische Hügelland und im Duft sich verlierend die Ebene.

Wir verweilten eine Stunde auf dem Gipfel und stiegen dann zur Hütte zurück. Der Gang auf dem Grat und das Herabklettern in dem Kamin war viel schwieriger und bedenklicher, als der Aufstieg gewesen. Der Fuß ist nicht so sicher und der Blick in die Tiefe mitunter wirklich beängstigend: namentlich hierfür sollte man bei gewöhnlichen Touristen Seil und zwei Führer mitnehmen, weil ein Fehltritt unvermeidlich den sichern Tod zur Folge hat. Langsamer fast als herauf kamen wir zum Thor des Triglav und konnten von dort unsere Schritte beschleunigen.

Drunten wartete der Schafler seines Lohnes und seiner Töpfe: Beides wurde ihm zu Theil und unsere Vorwürfe nahm er äußerst gelassen hin, weil er ja doch sein Bestes und Einziges gegeben habe.

Ein kleiner Schluck ward den durstenden Kehlen erlaubt und vorwärts ging's auf neue Bahnen. Es galt den Uebergang nach dem Isonzothal zu gewinnen; auch Poschgantz war von nun an in ganz unbekannter Gegend. Wir durchschritten die Mulde und wanderten quer über ausgedehnte lose Geröllhalden immer unter den Abstürzen des Triglav entlang. Tief sank der Fuß ein und beförderte mit jedem Tritt einen Strom des losen Steinzeuges zu Thal. Als ich bei einer scharfen Wendung den Stock fest einsetzte, brach er und ich fiel mir die Hände blutig — es sollte nicht der letzte Schrund an dem Tage sein.

Poschgantz war mit seiner stereotypen Redensart, die er den Tag über unzählige Mal wiederholt hat: „I wer gen schaugen" auf ein „Köpfel" gestiegen und hatte den richtigen, von den Jägern beschriebenen Weg auskundschaftet.

Einen scharfen Eckpfeiler entsandte der Grat: als er umgangen war, zeigte sich ein großes, wenig steil geneigtes Schneefeld, das in fast ganz nördlicher Richtung unter den Abstürzen des großen Triglav und der östlichen von uns nicht betretenen Spitze aufwärts zog. Aus den Rinnen fingen wir das abschmelzende Wasser auf und dachten nicht, daß es für mehr als 8 Stunden das letzte sein sollte.

Rasch war das Schneefeld gequert und jubelnd sahen wir, daß der Paß nach dem Isonzothal, von uns Triglavjoch, weil direkt unter der Spitze durchführend, getauft, gefunden sei. Vor uns dachte der

Schneerücken ſich faſt eben auf ein Plattenfeld ab, links von kahlen Kalkbergen, rechts von grünen Halden eingefaßt. In der Mitte ging eine Kluft oder Felſenſpalte nieder. Deutlich erkannten wir nordöſtlich vor uns die Lücke des Lukniapaſſes, der viel benutzten Verbindung zwiſchen der Urata und dem Iſonzothal. Die tief eingeſchnittenen Thäler der Urata und Zadnica ſind durch einen niedrigen Felswall getrennt, auf den der Triglavgrat und die Ausläufer des Steiner in ſteilen Wänden abſetzen.

Es war Mittag geworden; nach der tüchtigen Anſtrengung des Morgens ſchmeckte ſelber der Kroate und wir meinten um 2 Uhr unten, um 5 Uhr ſchon in Flitſch zu ſein. Noch einmal wurde forſchend der Triglav unterſucht, ob von dieſer Seite ein Anſtieg möglich ſei: die Felſen waren, trotz der jähen Abſtürze, vielfach verwittert und ein Anſtieg wäre vielleicht zu erzwingen, aber der Verſuch, von der Spitze zu dem Joch abzuſteigen, ohne vorherige genaue Kenntnis des Geſteins, ein frevelhafter Leichtſinn geweſen. Dann ging's hinab über das Schneefeld den Platten zu. Aus der Ferne mochte man ſie auch für Schnee halten, ſo glatt und weißblinkend ſahen ſie aus. Tiefe Spalten und Rinnen waren eingewaſchen, in denen für uns unſichtbar und unerreichbar die Abflüſſe der Firnfelder rauſchten. Die Spalte, welche ſich, wie wir ſpäter konſtatierten, direkt unter dem Joch bis hinab zum Bette des Zadnicabaches in weſtnordweſtlicher Richtung hinzieht, wurde hier unpaſſierbar gefunden, weil ſie in jähem Fall von den Platten auf ein Geröllfeld abfiel. Poſchgantz ſtieg dann auch in richtigem Inſtinkt auf den grünen Hügel an ihrer rechten Seite los, dann denſelben herab auf einen zweiten tiefer gelegenen. Ueberall zeigte ſich Schafmiſt, die Thiere hatten ordentlich Pfade eingetreten. Wir mußten alſo auf dem richtigen Wege ſein und dachten über dieſe Grasberge abwärts zu kommen. Drunten hörte man Waſſer rauſchen und ſahen drüben Menſchen arbeiten.

Nach einigem Forſchen erklärte aber Poſchgantz, daß an den vorn in ſteilen Wänden abbrechenden Hügeln nicht herabzukommen wäre und wir wiederum links uns der Spalte zuwenden müßten, deren Geröllfeld wir vor uns ſahen. Wir entdeckten dann auch jenſeits deſſelben an den ſchurfigen Hängen Spuren eines eingetretenen Pfades und kletterten daher geraden Wegs darauf zu. Das war keine leichte

Sache; an ſchmalen Felsbänken vorbei, dann auf einen tieferen Abſatz herabſpringend, gelangten wir endlich auf das Geröll. Poſchgantz hatte ſich dabei ſo verſtiegen, daß er nicht mehr weiter konnte und eine gute Strecke wieder aufwärts klettern mußte, ehe er zu uns gelangte.

Quer durch das Geröllfeld ging's nun auf die linksſeitigen Hänge los, wo wir den Weg erkannt hatten. Man ſah die Spalte hinauf zu dem früheren Standpunkte auf den Platten am Fuße des Schneefeldes und hinab bis tief in's Thal. Von hier aus hätte ſich meiner Meinung nach, die wir ſpäter unten beſtätigt fanden, wohl in der Spalte herabklettern laſſen, wir zogen aber natürlich den Weg vor und kamen denn auch auf dieſe Art über Felswände und Geröll bald mit, bald ohne Weg um viele größere und kleinere Seitenſchluchten und Spalten herum auf ein kleines mit Gras und Buſchwerk bewachſenes Plateau, das ſich, losgelöſt von dem hoch darüber aufragenden Rücken des Gebirges, wie eine Landzunge ſteilrandig an beiden Seiten weit in's Thal hinein ſtreckte. Dort fanden ſich die Ueberreſte einer Hütte, hohes Mauerwerk, Reſte einer hölzernen Bedachung, alles ſeit lange nicht benutzt, denn üppiges kniehoch wucherndes Unkraut hatte ſich im modrigen Boden des Innern angeſiedelt. Ein Trog, zum Auffangen des Waſſers beſtimmt, ſtand dabei, aber der Zufluß war nicht mehr zu finden und nur ein ſchlammiger Reſt Regenwaſſer in ſeiner Tiefe geblieben. Den verſchmähten wir in der feſten Hoffnung, bald gutes Waſſer zu finden, um ſo mehr, als in unzähliger Menge dichte Büſchel einer rothen, von Poſchgantz als eßbar bezeichneten Beerenpflanze*) auf dem ſonnigen Abhange wuchſen. Etwa zwei Decimeter hoch waren die Stengel, auf deren Spitze in der Mitte fächerförmig ausgebreiteter dunkelgrüner Blätter drei bis vier glänzende Früchte ſtanden, in der Form den Johannisbeeren ähnlich, mit dicken Kernen, dünnem Fleiſche und ſäuerlichem Geſchmack. Dazu wurde der letzte Reſt unſeres Weinvorrathes verzehrt, denn nun mußten wir in kurzer Zeit die etwa 450 Meter tiefer gelegene Thalſohle erreichen können.

Nun frug es ſich, ob links oder rechts, nordweſtlich oder nordöſtlich abzuſteigen war. Dichtes Buſchwerk bedeckte die ganzen Land-

*) Hirſchbeere.

zungen und verhinderte den ſicheren Ausblick. Wir ſtiegen links in der ſcheinbar kürzeſten Linie hinab, geriethen in dichtes Zwergföhrengebüſch und arbeiteten uns mühſam durch das Gewirr von kriechenden Aeſten und Wurzeln hindurch, in allen Ecken zerſchunden und zerſtochen.

Von drüben ertönten fortwährend Zurufe: „Hü, hü!“ die, wie wir ſpäter bemerkten, uns zur Warnung dienen ſollten, ohne daß wir auf ſie achteten; in dem verwünſchten Latſchenlabyrinth gab es überhaupt kein Rückwärts, man mußte ſich vorwärts arbeiten, ob einem gleich die krummen Aeſte die Rippen einzwängten und die Nadeln durch die Kleider hindurch die Haut zerſtachen. Kriechend und ſpringend, an den zähen Zweigen ſich wie an Seilen herunterlaſſend, kamen wir endlich auf eine lichtere Stelle, ein zweites kleineres Plateau. Gerade unter uns, faſt mit einem Steinwurf zu erreichen, ſtanden ein halb Dutzend Sennhütten, weideten Heerden mit bimmelnden Schellen, rauſchte ein Seitenbach nieder. Mit Flügeln wären wir in wenigen Minuten dort geweſen, wie aber kamen wir mit unſeren zwei Beinen hinab? Wieder konnte man rechts oder links von unſerem Köpfel, wie Poſchgantz es wiederum nannte, hinabklettern. Es lag etwa 150 Meter unter der verlaſſenen Hütte und die ganze Strecke hatten wir uns im Dickicht heruntergearbeitet.

Wahre Tantalusqualen ſtanden wir aus, auf dem ganzen Abhange lag brennend und dörrend die heiße Nachmittagsſonne — unſer Wein war zu Ende, wir beſaßen nur noch ein kleines Fläſchchen Schnaps und der Durſt war mittlerweile peinigend geworden, die Kräfte dagegen im Sinken. Ich hatte vorher immer L.'s leichtes Steigen bewundert und beneidet, jetzt aber rächten ſich an ihm die beiden Hängematten-nächte ohne rechten Schlaf — er legte ſich rücklings in's Gras und ſchlief ein. Poſchgantz meinte, links könnten wir nicht hinab; ich erſah den Anfang einer in der Richtung der Hütten niedergehenden Spalte im Geſtein und glaubte mit einiger Kletterei dort in's Thal zu kommen. Trotz der Warnungen von Poſchgantz ließ ich mich den Abhang hinunter, um mit eigenen Augen Sicherheit zu gewinnen, ein tolles Unternehmen ohne Stock mit dem defekten Schuhwerk. Eben im Begriff, die Spalte am oberen Ende zu umgehen, um gegenüber von einem Felskopf den Blick in die Tiefe zu gewinnen, ſtrauchle ich, falle, glücklicherweiſe

auf den Bauch und gleite nun ſo liegend auf den glatten Felſen hinunter. Ich beſaß das vollſte Bewußtſein meiner gefährlichen Lage, daß ich über die Felſen abſtürzen würde, wenn ich mich nicht zum Halten brächte. Alles, was ich zu Hauſe zurückgelaſſen, zog mit Gedankenſchnelle am Auge vorüber, indeß ich im fortwährenden Gleiten mit Händen und Füßen eine Stütze zu gewinnen ſuchte. Die Finger klammerten ſich an jeden Zacken, die Nägel gruben ſich in die Grasſchöpfe ein und endlich konnte ich feſt faſſen: ich hing an den Händen und hatte bald auch für die Füße Tritt gefunden. Langſam klomm ich wieder aufwärts und athmete erſt dann frei auf, als ich aus wirklicher Lebensgefahr errettet auf dem Plateau ſtand. Die Nägel waren abgeſchürft, die Hände blutig und heute noch trage ich die Narben der Riſſe. Niemand hatte meinen Fall geſehen.

L. ſchlief oben auf dem Köpfel und Poſchgantz war anderwärts gegangen „ſchaugen“. Wäre ich abgefallen, ſie hätten's nicht einmal bemerkt, viel weniger mir helfen können.

Bei L. forderte ich einen Schluck Schnaps: der letzte Tropfen unſerer Vorräthe, auf ein Stück ſchmutzigen Zuckers, den ich in der Taſche entdeckte, geträufelt, gab mir wieder Kraft und Muth zurück. Ich war innerlich beſchämt über mein zweckloſes Wagnis, das nur durch die von Durſt herbeigeführte Verzweiflung und Aufregung erklärlich war.

Nun kam auch Poſchgantz mit dem troſtloſen Beſcheid zurück, daß wir wieder nach der Hütte zurück müßten. Deutlicher ertönten jetzt die Rufe von der gegenüber liegenden Seite: Poſchgantz ſuchte ſich mit den Leuten ſloveniſch verſtändlich zu machen. In der Entfernung verhallten die Worte, nur eins: prawo, prawo, oft wiederholt, traf unſer Ohr, das hieß „rechts“, wie man's den polniſchen Rekruten oft genug hatte vorſchreien hören. Alſo zur Hütte zurück und rechts den Abſtieg verſuchen, meinte Poſchgantz. Der Gedanke, wieder ſteigen und noch dazu in den Latſchen heraufſteigen zu müſſen, war zu widerwärtig. Wir machten daher noch einmal den Verſuch, gerade hinab zu kommen. Immer dringender wurden die Mahnungen von P., zurück zu gehen, man konnte nicht 10 Schritte des Abſtiegs überſehen und widerwillig entſchloß auch ich mich zum Rückzug nach der Hütte. Später unten wollte es ſcheinen, als ob wir von dieſer Stelle hätten herunter kommen können; die Latſchen zogen ſich bis

in's Thal, indeß an jener erſten Stelle, wo ich gefallen war, weiter unten die Wände über 300 Meter tief ſenkrecht hinunter ſtürzten. Ein ſteiler Felskamin zog ſich von unſerm Standpunkte in gerader Richtung aufwärts und in ihm klommen wir mühſam zurück, alle Minuten keuchend raſtend; dies war eigentlich die ſchwierigſte Leiſtung des ganzen Tages. Der Kamin ging allmählich in einen ſteilen Grathang über, auf deſſen oberem Ende ich unſern Weg, ehe wir in das Dickicht gekommen waren, zu erkennen glaubte. L. legte ſich nieder, indeß P. und ich weiter aufwärts ſtiegen, um zu ſehen, wie's weiter ginge. Langſam wie die Schnecken krochen wir einem von unten ſichtbaren Einſchnitt zu. Das war unſer alter Weg und etwa 30 Schritte weiter lag das kleine Plateau mit der verfallenen Hütte. Nun war wenigſtens für heute gewonnen Spiel. Bei mir waren, wie ich meinte, die Kräfte und jedenfalls die Luſt zu weitern Verſuchen am Ende und ich hatte mich ſchon mit dem Gedanken vertraut gemacht, bei der Hütte die Nacht zuzubringen. Holz gab's genug, Eßvorräthe hatten wir im Torniſter und Poſchgantz wurde ausgeſchickt, in einem leer gemachten Rucksack aus dem hoch oben am Triglav gelegenen Schneefeld eine tüchtige Portion Schnee zum Kochen zu holen. Der kleine Waſſertümpel im Trog, den wir früher verſchmäht hatten, weil er eben ſo viel Schlamm als Flüſſigkeit enthielt, ward jetzt als köſtlichſte Labe geſchlürft — ich hätte ihn bis auf den letzten Tropfen geleert, wenn ich nicht auch des unten gelagerten Genoſſen gedacht und ihm brüderlich ſein Theil drinnen gelaſſen hätte. Dann aber warf ich mich in's Gras zu den Beeren, von denen ich nach Herzensluſt ſchmauſen konnte, da die Maſſe ſo groß war, daß wir uns einige Tage davon hätten nähren können.

Raſcher als ich gedacht, erſchien Poſchgantz wieder, er hatte ſtatt Schnee zu holen von Neuem in den Bergen herum ſpekuliert und auf die Zurufe der Leute von der andern Seite nalewo, nalewo links! links! endlich den richtigen Weg gefunden. Er führte von der Hütte ſcharf rechts auf die Spalte los, welche wir vom Triglavpaß abwärts verfolgt hatten. Nun ging Poſchgantz den Freund zu benachrichtigen, den die gute Nachricht ebenfalls raſch auf die Beine brachte. Bis auf den letzten Tropfen wurde der Trog ausgeſogen, dann ſtärkte er ſich an den Beeren und nun ging's luſtig abwärts mit neuen Kräften. Es war ein Pfad, aber was für einer! Erſt

führte er zu der Spalte, die wir von dort bis zum Geröllfeld aufwärts anscheinend passierbar ziehen sahen, dann in derselben abwärts und schließlich, dort wo die Abhänge sanfter wurden, wieder links über Schutthalden und durch Laubwald um die Ausläufer der Landzunge herum, in denen wir so vergeblich herum geklettert waren. Wir liefen ordentlich, als ob wir am frühen Morgen zum ersten Marsch, geruht und gerastet, auszögen. Endlich ward's lichter, gerade vor uns sahen wir die wohlbekannten Hütten, ein großes Schneefeld an den Berg gelagert, rechts in der Tiefe polterte ein ungestümer Bach über Felsblöcke tosend und schäumend herab. Ich glaubte den Bach, L. die Hütten eher zu erreichen und ohne ein Wort zu wechseln, sprang ich den Wald hinab in großen Absätzen zum Bach, er mit Poschgantz auf die Hütten los. Ohne Gefäß zum Schöpfen trank ich in der primitivsten Weise am Ufer liegend in langen, langen Zügen die klare Fluth. Das war eine Labung nach dem achtstündigen Klettern in glühender Hitze! Drüben kam der Weg vom Lukniapaß herunter, der führte ja direkt nach Soča hinab und ihn mußten ja auch Poschgantz und L. schließlich treffen. Vergeblich war mein Rufen nach ihnen — wie ich später erfuhr, hatten sie in den Hütten, freilich umsonst, nach Milch gefragt und sich dadurch länger verhalten. In diesem wunderbaren Thal hält man Schafe als die einzigen milchgebenden Thiere und trotz der durch das Melken auffallend stark entwickelten Euter ist natürlich das Erträgnis ein sehr geringes.

Ich wanderte daher unverdrossen durch Wald und Wiesen weiter den Weg entlang in der Absicht, im nächsten Wirthshaus ihrer zu warten. Noch einen letzten Blick sandte ich dem Triglav zu. Ueber die Felswände, die sich blaßgelb, glatt und steil wie riesige Mauern erhoben und allerdings jedes Niedersteigen unmöglich gemacht hätten, reckte sich, durch einen schmalen Saum dunklen Waldes getrennt, das gewaltige Haupt der Julischen Alpen heraus.

Drunten im Thal lagen schon die langen Schatten des Abends und in unheimlicher Beleuchtung drohten die starren Felsen dem glücklich ihrem Bann Entronnenen, aber rother Schimmer umsäumte, wie eine Strahlenkrone, die Spitze. Ein letztes Lebewohl und hinter einem Hügel verschwanden die stolzen Berge. An Gehöften eilte ich vorbei ohne den geringsten Aufenthalt, übersetzte den Isonzo, der aus der hintern Trenta mit blauen Fluthen gewaltig hervorbricht und

gönnte mir keine andere Ruhe, als die oft wiederholte des Trinkens aus dem Fluß. Auf meine Frage nach dem Wirthshaus in Soča gab es oft ein Schütteln des Kopfes oder ein „Nix Deutsch"; endlich fand ich einen Deutschredenden, der mich zum letzten Bauernhause, zur Frau „Burmester", i. e. Bürgermeister, wies und — gefällig genug — begleitete.

In vollständiger Dunkelheit erreichte ich das unscheinbare Bauernhaus, das meine Idee von der Frau Bürgermeisterin sofort bedeutend herabstimmte.

Ein Gensdarm in der kleidsamen Tracht trat mir entgegen und auf meinen Ausruf: „Gott sei Dank, einer der wieder Deutsch versteht", fragte er nach der Legitimation, eine Frage, die man bei dem in Nacht und Nebel einherstürmenden plötzlichen Besucher in höchst defektem und unvollständigem Kostüm — meinen Rock nebst dem Tornister führte der zurückgebliebene Poschgantz und der verbleibende Rest der Bekleidung war in den Latschen und bei dem Sturz arg mitgenommen worden — ganz natürlich finden mußte. Ich beruhigte den Wächter der öffentlichen Sicherheit, daß ich weder ein Spitzbube, noch ein Vagabund, sondern ein von Führer und Genossen getrennter Vergnügungsreisender sei und die Legitimation sammt Rock ꝛc. sich in dem von Poschgantz getragenen Tornister befinde. Ihm mochte diese Art von Vergnügen wohl etwas zweifelhaft erscheinen und schlau fragte er: „Also Ihr Vieh haben Sie droben gelassen?" Das war eine naive Art von Suggestivfrage, wie sie den Inquirenten der alten Zeit den armen Delinquenten gegenüber als die höchste Kunst erschienen. Mein herzliches Lachen und die Versicherung, daß ich bis heran weder jemals Vieh getrieben habe, noch in der nächsten Zeit zu thun gedenke, beruhigte den Mann vollends und er nahm sich meiner auf's beste an. Er belehrte mich, daß ich nicht schon in Soča, sondern erst in dem zwei Stunden höher gelegenen Trenta sei. Ein Bett war bei Frau „Burmester" nicht zu bekommen, ich hätte mit ihm und seinem Kameraden auf dem Heu schlafen müssen, dagegen würde ich in Soča bei dem Gemeindeschreiber Fleiß, der auch deutsch spreche, wohl ein Bett finden. Nach einem Bett hatte ich nun eine unüberwindliche Sehnsucht und trotz der vorgerückten Stunde — 9 Uhr — entschloß ich mich, bis Soča weiter zu gehen, das ich in scharfem Trab in einer Stunde zu erreichen hoffte. Ich

bat den Gensdarmen, die nachkommenden Gefährten aufzusuchen und ihnen zu ſagen, daß ich nach Soča vorausgegangen ſei, um Quartier zu machen und Eſſen zu beſtellen.

Er führte mich noch eine Strecke auf den richtigen Weg. Kurz vor Trenta, wie dieſe an der Umbiegung des Iſonzo gegen Oſten gelegene Häuſergruppe gleich dem Thale heißt, war nämlich der Weg auf das linke Ufer übergangen und ich mußte bei der zweitfolgenden Brücke wieder auf das rechte hinüber. Darauf ſollte ich bleiben und konnte auf dem breiten Wege nicht fehl gehen.

Ein kurzes „Pfüt ihne Gott“ des freundlichen Gensdarmen, der aus der Steiermark hierher verſchlagen war und fort wanderte ich in die einſame dunkle Nacht. Am nächſten Bauernhaus fand ich noch Licht; bei meinem Pochen kreiſchten und ſtoben die Weiber und Kinder aus einander, aber ich konnte mich doch mit meinem Wunſche nach Waſſer und um den richtigen Weg nach Soča verſtändigen. Sie ſchöpften mir aus dem Iſonzo und wieſen mir die Straße. Von da ab kein Licht, kein Menſch, kein Laut mehr als das unheimliche Rollen des Fluſſes. Wie eine weiße Linie zeichnete ſich der Weg auf kurze Strecken in der ſternloſen Nacht ab. Immer weiter lief ich an Bauernhäuſern, Ställen und Gehöften vorbei.

An der Kirche, neben einer großen Linde, ſollte das Haus von Fleiß liegen, aber immer war noch keine Kirche zu ſehen. Nun rückten die Berge näher zuſammen, der Weg trat in eine Felſenenge, in welcher der Iſonzo in Waſſerſtürzen hinab toſte. Im Thalkeſſel drunten mußte Soča liegen.

Es tauchen immer mehr Häuſer auf, aber keine menſchliche Seele rührt ſich — ein Chriſtusbild wird ſichtbar am Wege, aber immer keine Kirche.

Endlich 3 bis 4 Häuſer hart an der Straße, eins ein gewöhnliches Holzhaus mit einem Thürmchen und darauf ein Kreuz, das muß die Kirche ſein, der mächtige Baum iſt das Zeichen, dort der Pfarrhof und hier das kleine Häuschen, die Wohnung des Gemeindevorſtehers. An einem kleinen Seitenfenſterchen iſt noch Licht — ich rufe, aber keine Antwort erfolgt; die Inſaſſin des Zimmers ruft alle Heiligen an und verbirgt ſich unter der Decke. Ich gehe die Vortreppe hinauf und hämmere mit wuchtigen Schlägen auf die Bohlen los, immer „Herr Fleiß! Herr Fleiß!“ rufend. Endlich fragt eine

zaghafte Stimme nach meinem Begehr. Ich sei ein Reisender, bringe (Gott verzeih' mir die Lüge!) einen Gruß von Freiherrn von Czörnig, der, wie ich wußte, vor einigen Wochen in amtlichen Geschäften hier gewesen und wünsche ein Nachtquartier. Darauf wird mir geöffnet und ich bin endlich unter Dach und Fach, freundlich und liebenswürdig empfangen, trotzdem ich die ganze Familie aus dem Bette getrommelt hatte. Hunger verspürte ich nicht, die Ermüdung war dafür zu groß, nur unsäglichen Durst.

Fleiß hatte glücklicher Weise Wein, weißen Wixbacher, küstenländisches Gewächs, der jedenfalls besser mundete, als der Kroate.

Meine äußere Erscheinung forderte einige Erklärung, woher und wie ich in diesen Zustand gekommen; dann aber ward mir ein Bett zurecht gemacht — wie es sich später zeigte, das von Frau Fleiß in aller Eile geräumte und frisch bezogene.

Ich warf mich auf den raschelnden, mit sogen. Türkenfedern, den trockenen Kolbenhülsen des Mais gefüllten Strohsack und dachte einen langen und guten Schlaf zu thun. Und doch konnte ich's nur zu einem wirren Halbschlaf voller Träume und Beklemmungen, zu einer Betäubung der immer noch aufgeregten und empörten Sinne bringen. Immer traten die Ereignisse des langen Tages in schauerlicher Verzerrung mir wieder vor die Gedanken. Die langdauernde Anspannung aller geistigen und körperlichen Kräfte hatte eine Ueberreizung der Nerven zur Folge gehabt, wie ich sie nur einmal und zwar trotz des Lagers im schönsten Himmelbett eines braven französischen Cure in der Nacht zwischen zwei blutigen Treffen empfunden hatte. Was half in solchem Zustande langes Verweilen im Bett? Um 7 Uhr war ich schon auf, trotzdem ich eigentlich liegen bleiben wollte, bis Poschgantz mit meinen Kleidern käme.

Bald erwachte wenigstens wieder der Hunger und nach einem ordentlichen Frühstück — freilich nur Kaffee mit Schafmilch und Rühreier in Oel — setzte ich mich in aller Gemüthsruhe nieder, um einen Brief zu schreiben und mit Fleiß über Land und Leute bis zur Ankunft der Gefährten zu plaudern. Fleiß war ganz unterrichtet, ein Tischler aus Tolmein, der durch seine Frau in das ärmliche, elende Thal und dort als Schreib- und Sprachkundiger zur Würde des Gemeindevorstehers gekommen war. Jedes Jahr verringerte sich durch die Abstürze der brüchigen Hänge das kultivierbare Land und

die Nahrungsquellen der Bewohner. Die österreichische Regierung hatte daran gedacht, die ganze Gemeinde in eine andere Gegend zu verpflanzen, dem jedoch der Heimathssinn der Bewohner widersprach. Auch die größte Merkwürdigkeit von Soča, durch die es vor einiger Zeit viel von sich reden gemacht, wurde mir erzählt; ein von Kroatien herüberstreifender Bär, deren sich mitunter zeigen, hatte einen Trentaner durch einen Schlag mit der Tatze die ganze untere Kinnlade weggerissen. Durch eine wahre Wunderkur in Wien war der Mann genesen, konnte aber Speisen nur mit einem in den Schlund gesteckten Röhrchen zu sich nehmen. Trotz der Armuth des Thales, trotz der erbärmlichen Nahrung von Schafmilch und Polenta waren die Bewohner wahre Prachtgestalten mit Gesichtern wie von Milch und Blut. Mich hatte die Frau, welche ich gestern um den Weg gefragt, für einen Räuber gehalten und war am Morgen gekommen, sich nach mir zu erkundigen, wie Fleiß lachend erzählte. Als ob ein Räuber den armen Teufeln etwas abnehmen könnte, wo nicht einmal der Steuerexekutor etwas findet.

So plaudern wir, bis Fleiß sich entfernte, um auf der Alpe nach seinen Schafen zu sehen — ich schreibe ruhig an meinem Briefe weiter und nach einer Weile zum Fenster hinausblickend, sehe ich zuerst Fleiß, äußerst ernst dareinschauend, dann L. rechts und links von einem Gensdarmen in voller Waffenrüstung, einer davon der Steiermärker, eskortiert heran kommen; hinter ihnen trollt Poschgantz einher mit dem dümmsten Gesicht von der Welt.

Nicht wissend, was dieser Aufzug bedeuten soll, laufe ich, ungeachtet meines defekten Kostüms, auf die Straße und rufe L. an: „Nun wie geht's, wie kommen Sie daher?“

Erst jetzt bemerkte ich die Wuth auf seinem sonst so vergnügten Gesicht. „Fragen Sie die Männer — die haben mich als einen Räuber arretiert und wollen mich als Gefangenen nach Flitsch führen“, war die Antwort.

Das war doch zu toll, um ernst zu bleiben!

Mitten in den Auseinandersetzungen fühlte ich mich auf die Schulter geschlagen und vor mir steht wie ein deus ex machina ein guter Freund und früherer Reisegenosse, Assessor B. aus Koblenz. Er hatte in Villach unsern Spuren nachgeforscht, war in der Hoffnung, uns zu treffen, nach Flitsch und von da nach Soča gegangen.

Im Pfarrhause hatte er ein Nachtquartier gefunden und nicht geahnt, daß im Nachbarhause der gesuchte Freund, der freilich aus besonderen Rücksichten sein Lokal nicht verlassen konnte, kampiere. Jetzt wollte B., an dem Zusammentreffen verzweifelnd, über den Versicsattel nach Wurzen gehen und stieß gestiefelt und gespornt, den Torniſter auf dem Rücken, gerade im kritischsten Momente mit uns zusammen, wo wir seiner am meisten bedurften.

Die Gensdarmen machten bei der kordialen Begrüßung durch einen Herrn, der jedenfalls nicht wie ein Räuber und Vagabund aussah, äußerst bestürzte Gesichter, sie fanden darin und in unserm ganzen Benehmen eine bessere Legitimation als in den von L. umsonst verlangten Papieren. Am liebsten hätten sie sich still gedrückt, sie kamen aber doch so leichten Kaufes nicht davon und sollten ihren Irrthum bis zum Grunde auskosten.

Wir traten sämmtlich bei Fleiß ein, um dies wunderbare Zusammentreffen und die Rettung aus der Noth mit einem Trunk zu feiern. Fleiß brachte den bis dahin geheim gehaltenen Schatz seiner Speisekammer, geselchte Forellen und seinen Wein, wir unsere Vorräthe herbei und B. unterrichtete Frau Fleiß in der kunstgerechten Bereitung von Rühreiern.

Ich konnte meine Toilette adjustieren und derweil erzählte L. seine Abenteuer. In den Hütten und auf dem Wege hatte er vergeblich nach Milch gefragt, endlich auch einen langen Lümmel in weißen Kniestrümpfen. Der sei statt der Antwort vorausgelaufen, er, L., in der Meinung, daß er ihn führen wolle, wo Milch zu bekommen, natürlich nach und Poschgantz hinterdrein. Der Wettlauf habe am Hause der Frau „Burmester" sein Ende erreicht; mit dem lauten Ruf: „Da sind die Räuber", sei der Kerl herein und, wie auf ihn wartend, das Gensdarmenpaar herausgestürzt. Legitimation habe er natürlich keine gehabt, also auch keine vorweisen können, sich übrigens darauf berufen, daß nach einer Ministerialverfügung von Wien eine solche unnöthig und er Mitglied des Alpenvereins sei. Auf die barschen Fragen seien natürlich seine Antworten ebenso gefallen und die Folge gewesen, daß die Gensdarmen ihn als Arrestanten behandelt und nach Flitsch auf das Amt hätten führen wollen. Der Steiermärker sei von dem andern Gensdarmen, dem Postenführer, noch gehörig heruntergeputzt worden, daß er den

einen Räuber, nämlich mich, habe entwischen lassen. Erst wollten sie sofort nach Soča aufbrechen, um mich aus dem Nest zu heben, dann änderte der Führer auf die Versicherung, ich sei so todtmüde und abgehetzt gewesen, daß ich gewiß nicht weiter als Soča gekommen, seinen Plan und befahl, um 5 Uhr andern Morgens aufzubrechen, um mich noch sicher im Bett zu überraschen. Dagegen aber protestierte L. mit der Erklärung, daß er so lange schlafen würde, als es ihm gefiel und erst gehen würde, wenn es ihm beliebte. So endete denn am Abend die Unterredung und grollend in zwei feindliche Gruppen getheilt, kampierten hier Gensdarmen, da L. und Poschgantz bei der Frau „Burmester".

Die armen Gensdarmen wurden übrigens hart genug bestraft. L. fing an zu kochen und zwar die für den Triglav bestimmte Erbswurst. Lieblich strömte der Duft durch das Zimmer und während L. mit Poschgantz wacker suppte, erzählte er ihm von dieser Kraftnahrung der deutschen Soldaten, daß den hungernden Beamten das Wasser im Munde zusammenlief. Sie waren schon zu neun Zehntel überzeugt, daß ein Mann, der solche Nahrung bei sich führte, kein Räuber sein könnte und würden ihn sehr gerne als Baron anerkannt haben, wenn er sie hätte kosten lassen wollen. Das geschah aber nicht und ganz verstohlen probierten sie hinterher bei Poschgantz den in der Schüssel verbliebenen Rest, bestätigend, daß das „wohl schon fein" sei. Mehr noch wurden sie des andern Tages ihres Irrthums inne, aber nun bestand L. darauf, sich als ihren Arrestanten zu betrachten und nach Flitsch auf's Postenkommando geführt zu werden.

In dieser Stimmung traf die Gesellschaft in Soča ein. Die angeborene Gutmüthigkeit triumphierte bald bei L. über den Groll: nachdem er die Gensdarmen noch gehörig durch Drohung mit Beschwerden geängstigt hatte, entließ er sich endlich auf unser Bitten ihrer Haft und willigte ein, sich nicht ferner mehr als Arrestanten zu betrachten. Die Gensdarmen bestritten nämlich durchaus eine förmliche Arretierung und wollten ihn nur bis zur Feststellung seiner Persönlichkeit überwacht haben, was am Ende auf das nämliche hinauslief. Sie hätten auf höhern Befehl die Grenze des Küstenlandes gegen Krain abgestreift, um auf Landstreicher zu fahnden, dabei drei Tage bei schlechter Nahrung im Heu kampiert und wollten nun unverrichteter Sache auf ihren Posten nach Flitsch zurückkehren,

als wir ihnen von den Bauern als Räuber ſignaliſiert wurden. Die Leute hatten von dem Zweck der Gensdarmenpatrouille keine Kenntnis, Touriſten, zudem in ſolchem Koſtüm, wie das unſrige, namentlich das von L., war und erſt recht jetzt nach der Kletterei geworden war, hatten ſie nie zu Geſichte bekommen und ſo kombinierten ſie denn, daß wir die von den Gensdarmen geſuchten Perſönlichkeiten und zum wenigſten Räuber ſein müßten. So löſte ſich die ganze Verwicklung, namentlich durch B.'s Dazwiſchentreten, in große Heiterkeit auf. Das Zuſammenſein war leider von keiner langen Dauer, da unſere Wege direkt aus einander liefen. Wir wollten nach Flitſch und Villach, B. war auf dem Wege nach Ungarn, alſo eine raſche und gänzliche Trennung nach dem unerwarteten Wiederſehen.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Berichtigungen.

I. Theil.

Seite

3 Zeile 1 v. u. lies „österreichischen“ statt östreichischen.

16 Zeile 6 v. u. lies „Chomounix“ statt Chomouny.

23 Zeile 2 v. u. lies „Gipfel der Montblanc-Gruppe“ statt Gipfel des Montblanc.

38 Zeile 7 v. u. lies „Jakob“ statt Jakop.

44 Zeile 3 v. u. lies „die Grands Mulets“ statt der Grand Mulet.

57 Zeile 16 v. o. lies „über einen hohen und beschwerlichen Gletscherpaß“ statt über einen hohen, sehr beschwerlichen und gefährlichen Gletscherpaß.

69 Zum Titel des Aufsatzes fehlt Bemerkung*): „Vergleiche Oesterreichische Alpenzeitung. Jahrgang VII, Nr. 157.

79 Zur Zeile 1—4 v. u. der Bemerkung fehlt die Richtigstellung*): „Die angegebene Tour wurde ausgeführt im Jahre 1876 von dem Herrn Luigi Brioschi mit den Führern F. Imseng und G. Oberto.

93 Zeile 1 v. o. lies „ihre“ statt hire.

134 Zum Titel des Aufsatzes fehlt die Bemerkung*): „Vergleiche Oesterreichische Alpenzeitung. Jahrgang III. 1881“

150 Zeile 17 v. u. lies „Oberaarsattel“ statt Oberaarsatttel.

157 Zeile 10 v. o. lies „Grove“ statt Crove.

188 Zeile 18 v. u. lies „glatt“ statt hart.

238 Zeile 3 v. u. lies „leidend“ statt leitend.

279 Zeile 12 v. u. lies „Meere“ statt Meee.

286 Zeile 9 v. o. heute geläufiger „Uetliberg“ statt Hütliberg.

II. Theil.

Seite

27 Zeile 2 v. u. lies „Ferner“.

40 Zeile 4 v. u. lies „gründliche Arbeit über“ statt gründliche Arbeit Arbeit über.

56 Zeile 15 v. u. lies „Devouassoud“ statt Devounssoud.

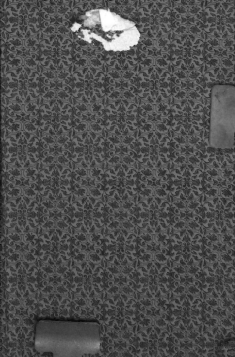
68 Zeile 13 v. u. lies „der Letzten sein“ statt der Letzte sein.

80 Zeile 19 v. u. lies „emporklommen“ statt emporkommen.

103 Zeile 8 v. u. lies „zwischen Mallnitzer Tauern und Arlscharte“ statt zwischen Mallnitzer und Tauern Arlscharte.

111 Zeile 9 v. o. lies „Eia“ statt Via.

11/90 CS.

(14.70) £.50.9d

Digitized by Google